

Biogr. C.
354, N.R.-5
Fiche



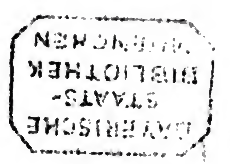
BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

Zeitgenossen.

Neue Reihe.

Fünfter Band.



Die erste Reihe dieser Zeitgenossen besteht aus 6 Bänden oder 24 Heften. Jedes Heft einzeln kostet 1 Thlr. auf Druckpapier und 1 Thlr. 12 Gr. auf Schreibpapier; alle zusammen genommen aber werden zu sechszehn Thaler auf Druckpapier und zu vierundzwanzig Thaler auf Schreibpapier erlassen.

Zeitgenossen.

Biographien und Charakteristiken.

Neue Reihe.

Fünfter Band.

(Heft XVII—XX.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1826.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt des fünften Bandes.

(Neue Reihe.)

XVII.

XVIII.

XIX.

XX.

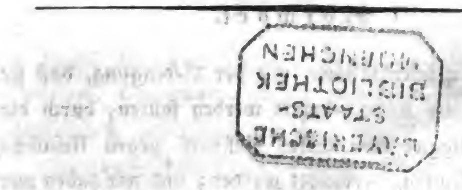
Lord Byron.

Von

Wilhelm Müller.

Reader, should you reflect on his errors,
Remember his many virtues,
And that he was a mortal!

Inscription on the Tomb of Raleigh.



Vorwort.

Die durch den frühzeitigen und glorreichen Tod des berühmtesten Dichters unserer Zeit gesteigerte Theilnahme des Publicums an den Verhältnissen und Schicksalen seines reichen, bunten und abenteuerlichen Lebens, hat in kurzer Frist eine bedeutende Anzahl von Schriften hervorgerufen, welche theils in Erinnerungen seiner näheren Freunde, theils in biographischen Charakterzeichnungen, theils in Untersuchungen über den Geist seiner Poesie bestehen und schon eine kleine Bibliothek zu bilden anfangen. Durch die Benutzung dieser Materialien, die ihm von der Verlagshandlung, für deren biographisches Institut die vorliegende Arbeit unternommen worden ist, in die Hände geliefert wurden, ist der Verfasser in den Stand gesetzt worden, eine Lebensbeschreibung des Lord Byron zu geben, die in der Vollständigkeit und Wahrhaftigkeit des Geschichtlichen bis jetzt weder in Deutschland, noch in England übertroffen wird. Was die übrigen Eigenschaften seiner Arbeit betrifft und zwar diejenigen, an denen der Verfasser sich ein Verdienst zuschreiben könnte, so ziemt es ihm selbst nicht, dem Urtheile des Publicums vorzugreifen.

Bekanntlich sind Byron's autobiographische Memoiren, die er seinem Freunde, dem berühmten Dichter Tho-

mas Moore geschenkt hatte, mit der Bedingung, daß sie erst nach seinem Tode gedruckt werden sollten, durch die schwache Nachgiebigkeit dieses Besitzers gegen kleinliche Familienrücksichten, vernichtet worden; und wir haben nur noch die Hoffnung, daß Erinnerungen aus dem verbrannten Buche in dem Kopfe des treulosen Bewahrers jenes unersetzlichen Schatzes zurückgeblieben seyn werden, die er der Welt in der verheißenen Biographie seines großen Freundes wohl nicht vorenthalten wird.

Die einige Mal in unserer Biographie citirten Memoirs of the Life and Writings of the Right Honourable Lord Byron with Anecdotes of some of his Contemporaries sind schon im Jahr 1822 (London bei Colburn und Comp.) erschienen und das Werk eines engherzigen und einseitigen Gegners des religiösen und politischen Liberalismus unseres Dichters, durch und durch finster und verstockt in Urtheilen und Ansichten und englisch, daß man es über die Gränze hinaus kaum mit ihm aushalten kann. Der ungenannte Autor dieses Buchs begreift z. B. nicht, was ein Engländer für Interest an den Gebeinen des Schlachtfeldes von Murten haben könne, und Rousseau wird von ihm a wretched maniac genannt: man schließe daraus, was ihm Byron ist! Dennoch enthält das Machwerk mehrere geschichtliche Data die an andern Orten nicht zu finden sind.

Von den nach Byron's Tode erschienenen Schriften über sein Leben und seinen Charakter nennen wir folgende:

Life and Genius of Lord Byron. By Sir Cosmo Gordon. London, Knight and Lacy. 1824. 8. Eine biographische Lobrede, für uns nur ergiebig in der Erzählung der Jugendgeschichte des Dichters.

Letters on the Character and poetical Genius

of Lord Byron. By Sir Egerton Brydges, Bart. London, Longman, Hurst etc. 1824. Größtentheils moralisches, politisches und ästhetisches Raisonnement.

Conversations of Lord Byron. Detailing the principal occurrences of his Private Life, his Opinions on Society, Manners, Literature and Literary Men. Being the substance of a Journal kept during a Residence with his Lordship at Pisa, in the years 1821 and 1822. By Thomas Medwin, Esq. of the 24th Light Dragoons. London, Colburn. 1824. 8. Dieses Buch ist durch Uebersetzungen in Deutschland zu bekannt, als daß wir ein Wort über seinen Inhalt und Gehalt zu sagen nöthig hätten.

Recollections of the Life of Lord Byron from the year 1808 to the end of 1814 pp. By the late R. C. Dallas. London, Charles Knight. 1824. 8.

Der Verfasser dieser Schrift, welcher kurz vor der Herausgabe derselben gestorben ist, war einer der frühesten Freunde und zugleich ein Verwandter des Lord Byron. Seine Erinnerungen über die auf dem Titel angegebene Lebensperiode unseres Dichters sind theils wirkliche Erinnerungen, die er in seinem Kopfe und in seinem Tagebuche aufbewahrt hatte, theils aus Briefen Byron's an seine Mutter und an ihn selbst geschöpft. Der schon angekündigte Druck dieser Correspondenz, in deren Besitz Herr Dallas sich befand, war nämlich von dem Lordkanzler, auf Antrag der Byron'schen Executoren, der Herren Hobhouse und Hanson, untersagt worden, und der Inhalt der Briefe hatte nunmehr in eine andere Form gegossen werden müssen. Jedoch ist jene Correspondenz neuerdings in Paris bei Galignani's angekündigt worden.

Nur dem Titel nach sind uns bekannt geworden:

A Narrative of Lord Byron's Voyage to Corsica and Sardinia. From a Journal kept on board his Lordship's Yacht Mazeppa. London, Limbind.

A short Narrative of Lord Byron's last Journey to Greece, extracted from the Journal of Count Pietro Gamba, who attended his Lordship on that Expedition. London, Murray.

Lord Byron.

Das alte ritterliche Geschlecht von Buron oder Byron *) stammt aus der Normandie und ist mit Wilhelm dem Eroberer nach England gekommen. In dieser Periode finden sich zwei mächtige Barone von Byron, Erneis und Ralph. Von dem zweiten, welcher in Nottinghamshire und Derbyshire große Besitzungen hatte und auf Horestan Castle in der letztern Grafschaft saß, leitet der berühmte Dichter, dessen Leben wir beschreiben wollen, seinen Ursprung her. Die Reihe der Namen seiner Vorfahren glänzt von hohen Würden, Ehren, Heldenthaten und mancherlei andern Verdiensten. Robert von Byron, der vierte Nachfolger Ralph's, vergrößerte durch seine Heirath mit Cäcilia, der einzigen Erbin des Richard Clayton von Clayton in Lancashire, die Güter seines Hauses und verlegte den Sitz desselben nach Clayton. Dies geschah unter der Regierung Heinrichs II. und Clayton blieb bis unter Heinrich VIII der Sitz der Herren von Byron. Heinrich VIII beschenkte John Byron, seinen Liebling, mit der aufgehobenen Abtei Newstead und den dazu gehörigen Gütern, wohin dieser nunmehr seinen Sitz verlegte. Newstead liegt in der Grafschaft Nottingham und

*) Die Orthographie wechselt in den ältesten Urkunden und fixirt sich erst unter Heinrich II auf Byron. Das Y ist aber, weil der Name normännischen Ursprungs, nicht Ei, sondern Ü zu sprechen. Wenigstens wollte Byron ihn so gesprochen haben, während der englische Gebrauch für Beiren entschieden war. Denn so wird z. B. der Name des Commodore allgemein ausgesprochen. S. Conversations of Lord Byron.

verdankt seine Gründung Heinrich II, welcher hier ein Kloster für Canonici regulares vom Orden des St. Augustinus stiftete und es sehr freigebig mit benachbarten Besitzungen ausstattete. Die alten Gebäude der Abtei, welche zu verfallen anfangen, aber in den letzten Jahren manche Ausbesserungen durch ihren Besitzer erfahren haben, gehören zu den edelsten Denkmälern der sogenannten gothischen Architektur in England, und ihre Schönheit wird durch die malerische Lage welche sie einnehmen, nicht wenig erhöht. *) Ihr Grabgewölbe umschließt jetzt die sterblichen Ueberreste des unsterblichen Sängers, dessen Andenken die Ruinen seines Stammsitzes zu einem Wallfahrtsorte für künftige Geschlechter machen wird. Schon in seinem funfzehnten Jahre begrüßte Byron die romantische Wohnung seiner Väter mit folgenden Versen:

Through thy battlements, Newstead, hollow winds whistle,
Thou, the hall of my fathers, art gone to decay;
In thy once-smiling gardens the hemlock and thistle
Have choak'd up the rose, which late bloom'd in the way.

Of the mail-cover'd barons, who proudly to battle
Led their vassals from Europe to Palestine's plain,
The escutcheon and shield, which every blast rattle,
Are the only sad vestiges now that remain.

John Byron, ein treuer und tapferer Verfechter des Königthums, wurde am 24. October 1643, nach der Schlacht bei Newbury, von Karl I als Baron Byron von Rochdale in Lancastershire zur Würde eines Pairs erhoben und commandirte in der Folge als Feldmarschall die königlichen Truppen in Worcestershire, Shropshire, Cheshire und Nord-Wales. Nach dem völligen Sturze des Königs und seiner Partei flüchtete er mit dem Her-

*) Eine Abbildung von Newstead-Abtei findet sich als Vignette auf dem Titelblatte des oben citirten Buches von Sir Cosmo Gordon, und dazu eine interessante Beschreibung des Gebäudes; S. 75 ff. Der Besucher hat unter andern in einer langen düstern Galerie des Schlosses das Original der im Lara so anschaulich geschilderten entdeckt.

zoge von York nach Holland und starb zu Paris im Jahre 1652. Da er keine Nachkommenschaft hinterließ, so folgte sein zweiter Bruder Richard ihm in seinen Titeln und Gütern nach. Dieser starb 1679, und sein ältester Sohn William, dritter Lord und Pair, hinterließ einen gleichnamigen Sohn, den Urgroßvater des Dichters. Aus der dritten Ehe dieses William gingen mehrere Kinder hervor, welche den Vater überlebten. Der älteste Sohn, William, fünfter Lord und Pair, ist durch ein unglückliches Duell mit einem seiner Verwandten und Nachbarn, Namens Chaworth, berüchtigt geworden, und starb am 17. Mai 1798 zu Newstead-Abtei, wohin er sich nach der schmählichen Beendigung seines Processes zurückgezogen hatte. *) Von diesem, als seinem Großoheim, erbte George Gordon Byron den Lordstitel, als er wenig über zehn Jahre alt war. **) John Byron, der berühmte Commodore und Weltumsegler, war des eben genannten William nächster Bruder und hinterließ einen Sohn gleiches Namens, den Vater des Dichters. Dieser John, gewöhnlich der tolle Jack genannt, vereinigte alle Eigenschaften eines mauvais sujet in sich, war aber dabei einer der schönsten Männer in ganz England. Verschwender, Spieler, Wollüstling, herzlos und gewissenlos, verwüstete er, so viel er konnte, die Ehren und Güter seiner Familie. Seine erste Gemahlin Amalia, die er, als Marquise von Carmarthen, verführt und nach ihrer Trennung von einem trefflichen Gatten geheirathet hatte, starb nach der Geburt zweier Töchter an einem gebrochenen Herzen, wie die Engländer sagen; und dennoch gelang es ihm im Jahre 1785 die Hand der Miß Gordon, einer schottischen Dame von hohem Range und bedeuten-

*) Chaworth war von seinem Gegner getödtet worden, und die Pairskammer erkannte den Lord William des Mordes schuldig, welcher sich hierauf durch sein Privilegium als Pair dem Gerichte entzog. In Newstead-Abtei führte er ein rohes und wildes Leben, mißhandelte die Seinigen, befeindete seine Nachbarn und starb in dem Rufe eines Mannes, den der böse Feind besessen habe. S. eine hierher gehörige Anekdote bei Gordon, S. 77.

**) Lord William's Kinder waren vor ihm zu Grabe gegangen; sein Bruder John, der Commodore, starb 1786, und John, des berühmten Dichters Vater, 1791. Mithin ward dessen zehnjähriger Sohn Lord William's Nachfolger.

dem Vermögen, zu gewinnen. Auch diese ward ein Opfer der wüsten Leidenschaften des Verworfenen: denn nachdem er einen großen Theil ihrer Güter vergeudet hatte, verließ er sie und ihr kaum der Wiege entwachsenes Kind, und floh, von seinen Gläubigern verfolgt nach Frankreich, wo er zu Valenciennes am 2. August 1791 starb.

Jenes von seinem unwürdigen Vater verlassene Kind ist George Gordon Byron, welcher auf dem Landgute seiner Mutter in Aberdeenshire in Schottland den 22. Januar 1788 geboren wurde *) und den Familiennamen seiner Mutter mit dem väterlichen verbunden empfing: denn sie war ihm ja Vater und Mutter in einer Person. Mistreß Byron, geborne Gordon, war eine nahe Verwandte des herzoglichen Hauses dieses Namens und Erbin eines großen Landgutes zu Rayne im District Garioch bei Aberdeen. Die Verschwendungen ihres Gemahls hatten ihr Vermögen sehr geschwächt, und sie verließ nach dessen Flucht ihren Landsitz und zog sich nach Aberdeen zurück, um hier, in weiser Beschränkung, nur ihrem Sohne zu leben, den sie mit einer Zärtlichkeit liebte, welche in einer andern Lage als der ihrigen vielleicht als übertrieben getadelt werden müßte. Aber der armen verlassenen Witwe, die in ihrem ganzen Wesen so mäßig und gesetzt war, mag ein wenig Uebermaß in ihrer Liebe zu dem einzigen Gegenstande derselben wohl nachgesehen werden, und um so mehr, da der Knabe sehr schwächlich und mit einem Gebrechen zur Welt gekommen war. Denn er hatte einen sogenannten Klumpfuß, und sein von Natur überaus zarter und empfindlicher Körper wurde gleich in seinen ersten Jahren noch durch mancherlei angreifende Kinderkrankheiten erschöpft. Daher geschah es auch, daß er nicht so früh, wie man gewöhnlich Kinder in eine öffentliche Schule zu schicken pflegt, zum Besuche der Grammar-School von Aberdeen angehalten wurde; und

---

*) Ich folge der Angabe des Sir Cosmo Gordon, welche die gewöhnlichste ist. Es ist aber merkwürdig, daß über den Geburtsort Byron's Widersprüche, selbst unter seinen nächsten Freunden und Verwandten, die Notizen über sein Leben geliefert haben, herrschen. Dallas, der Jugendfreund Byron's und Herausgeber der Recollections of the Life of Lord Byron, läßt ihn in Dover geboren werden. Wie dem auch sey, so gehört seine Kindheit wenigstens nach Schottland.

seine Mutter übernahm das Geschäft, ihn in den Anfangsgründen der englischen Sprache und einiger gemeinnützigen Wissenschaften zu unterrichten. Denn sein lebhafter und wißbegieriger Geist konnte nicht so lange ohne Nahrung bleiben, bis sein Körper ihm anhaltende Studien erlauben wollte. Der Rath der Aerzte bewog endlich die Mutter, ihren Liebling aus ihrem Hause zu entfernen und ihn einige Sommer lang die stärkende Luft der Hochlande einathmen zu lassen. Der Knabe zählte damals acht Jahre und hatte eben ein Scharlachfieber überstanden. Ueberaus wohlthätig wirkte der Aufenthalt in den Hochlanden auf den Körper des Knaben, und nicht minder einflußreich war er auf seine geistige Entwickelung. Der bisher ängstlich an der Hand seiner Mutter geleitete Knabe fühlte sich hier in den freien Bergen zum ersten Male frei, und die romantische Herrlichkeit der Gegend des Loch-na-gar, in welcher er seine Wohnung aufgeschlagen hatte, begeisterte ihn mit unauslöschlicher Liebe für die große Natur der Gebirge. Noch in einem seiner letzten Gedichte: The Island, spricht er mit Entzücken von dieser seiner ersten Einweihung in die Natur:

Long have I roam'd through lands which are not mine,
Adored the Alp, and loved the Appenine,
Revered Parnassus and beheld the steep
Iove's Ida and Olympus crown the deep:
But 'twas not all long ages'lore, nor all
Their nature held me in their thrilling thrall;
The infant rapture still survived the boy,
And Loch-na-gar with Ida looked o'er Troy,
Mixed Celtic memories with the Phrygian mount,
And Highland linns with Castalie's clear fount.
Forgive me, Homer's universal shade!
Forgive me, Phoebus, that my fancy strayed;
The North and Nature taught me to adore
Your scenes sublime, from those beloved before. *)

---

*) Vergleiche auch das Gedicht Loch-na-gar in den Hours of Idleness. In seinen Gesprächen mit dem Capitain Medwin äußerte Byron über diesen seinen Aufenthalt in den Hochlanden Folgendes: „Von wem ich das Versemachen geerbt habe, weiß ich nicht; wahrscheinlich erzeugten die wilden Landschaften von Morven und Loch-na-gar und die Ufer des Dee meine poetische Ader und entwickelten meine poetische Beule. War dies der Fall, so schlief doch mein Talent; wenigstens schrieb ich nie etwas das Erwähnung verdiente, bevor ich liebte."

Zu der erhabenen Schönheit der Berge und Seen, welche den Geist des Knaben so gewaltig ergriff, kamen auch die wunderbaren Sagen und Gesänge hinzu, welche in diesen Gegenden einheimisch sind und durch welche die Gegenstände, die in ihnen das Auge entzücken, auch die Phantasie mit abenteuerlichen Schauern aufregen; und die kraftvollen Naturkinder, welche in fast patriarchalischer Freiheit und Einfachheit die Höhen bewohnen, welche noch keines Eroberers Fuß siegreich behauptet hat, gaben vielleicht den politischen Ideen des liberalen Dichters den ersten Anstoß. Dagegen mag aber auch der schnelle Wechsel von mütterlicher übertrieben ängstlicher Obhut und selbstüberlassener Ungebundenheit einen nachtheiligen Einfluß auf den Charakter Byron's geübt, und Trotz, Eigensinn, Unlenksamkeit und Uebermuth in ihm geweckt haben. Nach seiner Rückkehr aus den Hochlanden wurde Byron ein regelmäßiger Besucher der Grammar-School von Aberdeen, ohne sich jedoch in derselben durch glänzende Fortschritte vor seinen Mitschülern auszuzeichnen. In dem, was das Gedächtniß allein in Anspruch nahm, war er sogar einer der schlechtern Schüler; fleißiger und glücklicher arbeitete er aber, wenn es galt zu denken und zu urtheilen. Einer seiner Mitschüler von Aberdeen hat uns folgende höchst anziehende Erinnerungen über diese Knabenjahre mitgetheilt: *)

Obgleich Byron in der Schule von Aberdeen eben keine glänzenden Talente zeigte, so gehörte er doch immer zu den keckſten und bravsten Burschen. Er wurde in dem Schülerverzeichnisse George Byron Gordon genannt, und wenn es etwa einem einfiel, die beiden letzten Worte zu versetzen, so nahm er das als einen Schimpf erster Größe auf. So lebhaft fühlte er es, daß sein Vater und seine väterlichen Verwandten nichts für ihn gethan hätten, und daß es daher unrecht seyn würde, durch sie den Namen derjenigen zu verdrängen, welcher er alles verdankte. Obgleich sein Körper schwächlich war,

---

*) Byron selbst sagt von seinem Knabencharakter: „Wenn meine Mutter in Zorn über mich war, wozu ich ihr Anlaß genug gab, pflegte sie zu sagen: Du kleiner Hund bist ein Byron über und über; Du bist so schlimm, als Dein Vater. Wie dem auch sey, ich war ein widerwärtiger Junge und verursachte meiner Mutter eine Welt von Sorgen." Conversations of Lord Byron etc.

so blieb sein Geist doch unüberwindlich, oder war nicht todt zu machen, wie man zu sagen pflegt; und bei allen Spielen und Uebungen, welche der männlichen Natur zusagend waren, machte er immer den Anführer seiner Mitschüler. Reiten, Fischen, das Ruder führen, Schwimmen und ähnliche Beschäftigungen welche einigen Muth erfordern, zogen seinen Geist an, und in allen diesen zeigte er einen Anstand und ein Geschick, wie man es kaum von einem Knaben seines Alters hätte erwarten mögen. Trotz seinem schwächlichen Körper war er über alle Maßen muthig und brav, und in den Knabenkriegen der Schule hatte er in der Regel den Sieg auf seiner Seite. Eines Tages flüchtete ein Knabe, welcher ohne gerechte Ursache von einem stärkern angegriffen worden war, in das Haus der Mutter Byron's; und nun machte dieser sein Recht geltend und behauptete, daß niemandem etwas zu Leide geschehen dürfte, solange er unter dem Schutze seines Daches stände. Hierauf brauchte der Angreifende Gewalt, und obgleich er bei weitem an Kraft und Gewandtheit auch dem kleinen Hausherrn überlegen war, so vertheidigte sich dieser dennoch mit so rücksichtslosem Muthe, daß der Kampf, nachdem er gegen zwei Stunden gedauert hatte, unentschieden blieb, weil beide außer Athem waren.

Der auffallendste Zug in Byron's Charakter zu dieser Zeit war seine außerordentliche Empfindsamkeit. Er hing mit großer Gewissenhaftigkeit an den Sitten des Landes in welchem er geboren war, und die Sagen, Mährchen und Gesänge in dem Munde des Volkes übten eine unwiderstehliche Gewalt über seinen Geist aus.

Einer seiner Mitschüler hatte einen kleinen Hochlandsklepper, und eines Tages machten sie beide einen abwechselnden Ritt darauf längs den Ufern des Flusses Don. Als sie an eine alte Brücke kamen, hielt Byron seinen reitenden Gefährten an und bestand darauf, er müsse absteigen und ihn über die Brücke reiten lassen. „Denn," sagte er, „Du wirst Dich der alten Prophezeiung erinnern:

Brück' von Balgownie, wie fest auch dein Wall,
Mit der Witw' einz'gen Sohn und der Mähr, einz'gen Fohl'n,
Sollst du kommen zu Fall! *)

---

*) Brig o'Balgownie, though wight be thy wa',
Wi'a widow's ae son an' a mare's ae foal,
Down thou 'lt fa'.

Wer weiß denn nun, ob das Pferd hier nicht das einzige Fohlen einer Mähre ist; und wir beide sind die einzigen Söhne einer Wittwe; aber du hast auch noch eine Schwester, ich dagegen niemanden weiter als eine Mutter, um mich beweinen zu lassen." Der andre Knabe willigte ein; aber nachdem nun Byron die schreckenvolle Brücke hinter sich hatte, wollte jener denselben Versuch machen, und er lief eben so glücklich ab. Da kamen denn die Knaben überein, daß ihr Klepper nicht das einzige Kind seiner Mutter sey.

Obgleich Byron zuweilen mürrisch und nachdenklich für sich allein blieb, so war er doch in allen männlichen Spielen der vorderste und fröhlichste; dabei zeigte er sich aber stets sehr weichherzig und gefühlvoll, und wollte sich nirgends eine grausame und ungerechte Handlung gegen seine Mitschüler erlauben. Daher wurde er auch von ihnen allen geliebt und geehrt.

So weit der Mitschüler. Byron befand sich noch unter den Besuchern der Grammar-School von Aberdeen, als er durch den Tod des Lord William im Mai 1798 zum Lord Byron erhoben wurde. Er hatte vor wenigen Monaten sein zehntes Jahr zurückgelegt; und einen Tag vor dem Eintreffen seiner Lordschaft soll er wegen eines Vergehens, dessen er nicht schuldig war, in der Schule mit der Ruthe gestraft worden seyn. Als er nun am folgenden Tage in dem Verzeichnisse der Schüler als Dominus de Byron *) aufgerufen wurde, erhob die ganze Classe ein Jubelgeschrei, welches der Lehrer vergebens zu unterdrücken suchte. Das dadurch herbeigeführte Aergerniß wirkte so empfindlich auf den jungen Lord, daß er nur mit Mühe dahin gebracht werden konnte, die Schule noch ferner zu besuchen. Seine Erhebung schien indessen ihn gar wenig zu beglücken; und als er merkte, daß einige seiner Mitschüler sich in Rücksicht auf seinen neuen Stand etwas von ihm zurückzogen, fühlte er sich so gekränkt, daß er oft in Thränen ausbrach, wenn er daran dachte.

Die Erhebung zum Lord entzog den Knaben der unmittelbaren Leitung und Erziehung seiner Mutter und

---

*) Sein Name war von jetzt an George Gordon Lord Byron. In der Folge nannte er sich gewöhnlich Noel Byron in Bezug auf seine Verbindung mit der Familie Noel durch die Verheirathung mit Isabella Milbanke.

brachte ihn unter die Vormundschaft seines Großoheims, des Grafen von Carlisle, welcher mit Isabella, der Schwester des verstorbenen Lord William, verheirathet war. Diese Großtante war eine originelle Frau, in deren Charakter und Lebensweise manche Züge bemerklich sind, die sich in dem berühmten Lord wiederholt zu haben scheinen. Sie schrieb Verse, welche für schön und kräftig gelten können*), und nachdem sie eine Zeit lang gezeigt hatte, daß sie dazu bestimmt wäre, die Zierde der feinen und hohen Welt zu seyn, verließ sie dieselbe ohne Grund mit vollkommener Gleichgültigkeit und zog sich in sich selbst zurück. Auch ihr Sohn war Dichter; und es ist wahrscheinlich, daß Byron's poetischer Geist einige Anregung durch diese neuen Verwandtschaftsverhältnisse erhielt.

Nachdem Byron's Erziehung auf diese Weise der Obhut seines Großoheims übergeben worden war, beschloß dieser, seinen Mündel den hergebrachten Cursus der Bildung eines vornehmen Engländers durchlaufen zu lassen, nämlich eine gelehrte Schule, die Universität und Reisen. Harrow war die Schule welche gewählt wurde, und Byron bezog sie, ungefähr ein halbes Jahr nach seiner Erhebung zum Lord, unter der Aufsicht eines Tutor, des Doctor Drury. Dieser würdige Mann wird von seinem Zöglinge selbst in dem vortheilhaftesten Lichte dargestellt**). „Er war der beste Freund, den ich je besessen habe", sagt Byron von ihm, „und ich habe mich an seine Lehren und Warnungen leider oft zu spät erinnert, wenn ich geirrt hatte, und wenn ich weise handelte, so geschah es auf seinen Rath." Auch bezeichnet der Dichter in derselben Stelle einen Theil der Zeit seines Aufenthalts in Harrow als eine der glücklichsten Perioden seines Lebens***). Er blieb sechs Jahre auf dieser Schule,

---

*) Einige ihrer Gedichte, unter denen sich besonders eine Ode to Indifference auszeichnet, finden sich in der Sammlung von Pearch. Ihr Sohn ist Verfasser eines Bandes vermischter Gedichte und einer Tragödie: The Father's Revenge. Poems. 1773. 4. The Father's Revenge. 1783. 8.

**) In einer Note (Nr. 40.) zum vierten Gesange des Childe Harold.

***) In seinen Gesprächen mit dem Capitain Medwin sagt Byron über seinen Aufenthalt in Harrow: „Es gab Zeiten, wo ich in Harrow glücklich gewesen wäre, hätte ich's nicht

und während derselben entwickelte sich der originelle Feuergeist des Knaben mit entscheidender Gewalt. Sein heftiger und rasch fortstrebender Geist stieß sich überall an den Schranken der strengen Disciplin und der pedantischen Methode, die den englischen Gymnasien eigenthümlich sind; und besonders widerstand ihm die geisttödtende Art und Weise, mit welcher das Studium der alten Classiker betrieben wurde. Darauf bezieht sich eine Stanze im vierten Gesange des Childe Harold:

May he who will, his recollections rake
And quote in classic raptures and awake,
The hills with latin echoes: I abhorr'd
Too much to conquer, for the poet's sake,
The drill'd dull lesson, forced down word by word,
In my repugnant youth, with pleasure to record *)

Daher konnte er niemals in seinem Leben den Widerwillen überwinden, welcher ihm durch die erste Bekanntschaft mit dem Horaz gegen diesen Dichter eingeflößt worden war.

Then farewell, Horace, whom I hated so,
Not for thy faults, but mine; it is a curse
To understand, not feel thy lyric flow,
To comprehend, but never love thy verse. etc. **)

Der eingefleischte John Bull, welcher alles was nach Old England riecht, für unverbesserlich hält, hat es dem jungen Lord sehr übel genommen, daß er sich solche Bemerkungen gegen die nationale Schulbildung erlaubt hat, und ein satyrischer Ausfall gegen den Rector der Harrowschule, welchen der Dichter als einen Magister Pomposus aufgeführt hat, ist ihm wie ein Angriff auf die Ehre von England angerechnet worden. Merkwürdig erscheint uns in diesen ersten Ausbrüchen seiner selbständigen Energie der vorurtheilsfreie Blick, mit dem er, wie ein fremder Beobachter, das Einheimische

als Schule betrachtet. Einen Platz möchte ich gern wiedersehen: die Aussicht vom Kirchhofe gefiel mir besonders, und ich saß oft Stunden lang auf dem Steg, der in die Felder führte; ja ich wünschte mir sogar, dort begraben zu werden."

*) Stanze 75. Zu ihr gehört die oben citirte Anmerkung.

**) Stanze 77.

mustert, und der kecke Widerstand gegen alte Vorurtheile und Mißbräuche. Was aber seine Fortschritte auf der Schule betrifft, so mochten sie wohl, wenigstens in den classischen Studien, nicht eben glänzend seyn; desto eifriger arbeitete er aber für sich, und das Lebendige der neuen Sprachen zog ihn, den in das Leben hinaus strebenden, von den todten und tödtenden Studien jenes durch das Medium eines Pomposus ihm überlieferten Alterthums ab. Einige poetische Versuche Byron's gehören der Periode von Harrow an, und der prüfende Blick mag in ihnen schon einzelne Funken des Geistes entdecken, welcher die unsterblichen Werke des großen Dichters mit seinen Flammen durchglüht. Uebrigens sind sie aber schülerhaft und nur als Reliquien der Aufbewahrung werth.

Ehe wir mit unserm Dichter Harrow verlassen, theilen wir noch eine Stelle aus einem seiner frühesten Gedichte, Childish Recollections, mit, welche auf seinen dortigen Aufenthalt Bezug hat. Denn wen sollten wir lieber über sein Leben sprechen hören, als ihn selbst?

Yet why should I alone with such delight
Retrace the circuit of my former flight?
Is there no cause beyond the common claim,
Endear'd to all, in childhood's very name?
Ah, sure some stronger impulse vibrates here,
Which, whispers Friendship, will be doubly dear
To one who thus with kindred heart must roam,
And seek abroad the love denied at home.
Those hearts, dear Ida, *) have I found in thee —
A home, a world, a Paradise to me.
Stern Death forbade my orphan youth to share,
The tender guidance of a father's care;
Can rank, or e'er a guardian's name, supply
The love which glistens in a father's eye?
For this can wealth or title's sound alone,
Made, by a parent's early loss, my own?
What brother springs a brother's love to seek?
What sister's gentle kiss has press'd my cheek?
For me how dull the vacant moments rise,
To no fond bosom link'd by kindred ties. **)

---

*) Harrow.

**) Vergleiche die Stanzen On a distant view of the village and school at Harrow in den Hours of Idleness.

Byron hatte sein siebzehntes Jahr noch nicht erreicht, als er die Universität Cambridge bezog und in Trinity College als Student aufgenommen wurde. Auch hier fühlte sich der geniale Jüngling nicht in seinem Element; und wir wollen es seinen Anklägern gerne glauben, daß er ein schlechter Studiosus der ehrwürdigen Universität gewesen sey und akademische Würden und Ehren mit Gleichgültigkeit betrachtet habe. Der mittelalterliche Klosterzwang der englischen Universitäten mußte ihm unerträglich seyn, und sein Geist war schon zu stark und frei geworden, um durch denselben niedergedrückt zu werden. Daher war jede Beschränkung aufreizend und empörend für ihn; und im Widerstande gegen die starre Unveränderlichkeit des Hergebrachten entwickelte sich die revolutionaire Anlage seines Charakters von Tage zu Tage. Dazu kam, daß er nun auch fühlen lernte, zu welchen Ansprüchen an die Welt sein Stand und Vermögen ihn berechtigten, und ungeduldig der Zeit entgegensah, in welcher er diese Ansprüche geltend machen könnte. Aus diesem Gesichtspuncte müssen wir die satyrischen Verse betrachten, welche Byron der Universität Cambridge gewidmet hat.

Oh dark asylum of a Vandal race,
At once the boast of learning, and disgrace!

redet er sie an, in Bezug auf eine Stelle im Gibbon, wonach der Kaiser Probus eine bedeutende Masse von Vandalen nach Cambridgeshire versetzt haben soll. Und in demselben Gedicht:

Ye, who in Granta's honours would surpass,
Must mount her Pegasus, a full-grown ass;
A foal well worthy of her ancient dam,
Whose Helicon is duller than her Cam. *)

---

*) Vergleiche auch die Ode Granta in den Hours of Idleness. Unter den tollen Streichen, welche dem Lord Byron, als Studenten von Cambridge, aufgebürdet werden, ist folgender des Wiedererzählens werth. Er zog sich einen jungen Bären auf und brachte viele Zeit mit der Abrichtung des Thieres zu. Als nun der Tag seiner Abreise von Cambridge erschienen war, schloß er den Bär in seine Wohnung ein, als näch-

So ging denn Byron, zum großen Aergerniß seiner akademischen Lehrer und Aufseher, immer seinen eigenen Weg fort und, während er ein lässiger Besucher ihrer Vorträge war und namentlich in der Mathematik und der classischen Gelahrtheit zurückblieb, studirte er auf seinem Zimmer alte und neue Dichter, vorzüglich aber die vaterländischen. Mehrere Gedichte seiner ersten Sammlung verdanken ihren Ursprung den akademischen Mußestunden in Cambridge.

Im Jahre 1806, dem neunzehnten seines Alters, verließ Byron die Universität und begab sich nach dem Sitze seiner Vorfahren, der Abtei Newstead. Hier veranstaltete er, den dringenden Aufforderungen seiner Freunde nachgebend, eine Sammlung seiner Jugendgedichte, welche bereits durch mehrere Abschriften verbreitet waren, unter dem Titel: Hours of Idleness. Das Buch wurde in dem benachbarten Newark gedruckt und gegen Ende des Jahres 1806 ausgegeben.

Das kritische Journal von Edinburg, The Edinburgh Review, damals noch in der vollen Jugendkraft seiner neu begonnenen Laufbahn, welche es mit beispielloser Schnelligkeit zu der höchsten Stufe literarischer Autorität geführt hatte, machte in seinem Januarhefte des Jahrganges 1808 eine Recension der poetischen Erstlinge Byron's bekannt, welche dem jungen Lord auch jeden Tropfen einer Ader von dichterischem Talent schonungslos absprach, und zwar in einem Tone, dessen vornehm grobe Unverschämtheit selbst diejenigen aufbringen mußte, welche in Bezug auf den Werth der Hours of Idleness die Meinung jenes anonymen Kritikers theilten. Wie viel mehr also den gemißhandelten Dichter? Wenn wir unser Urtheil über Byron's Jugendgedichte aussprechen dürfen, so halten wir allerdings dafür, daß sie fast sämmtlich unreif, übereilt und, so zu sagen, trotz mancher Ueberfülle, doch kaum halb fertig sind; aber nur ein Blinder kann in ihnen einzelne Funken und Blitze des großen und originellen Geistes verkennen, welcher nach wenigen Jahren der Tyrann des englischen Parnasses

---

sten Candidaten, wie er sagte, zur nächsten Vacanz einer Collegiatur. Der Dichter hat die Wahrheit dieser Anekdote in seinen Gesprächen mit dem Capitain Medwin anerkannt.

werden sollte; und solche Spuren oder Vorzeichen, wie schwach und selten sie auch seyn mögen, müssen in jedem Jugendversuche in Ehren gehalten und mit zarter Schonung behandelt werden *). Daher verdient die bezeichnete Recension des edinburger Blattes unsern Tadel über die Art und Weise ihrer Kritik, und dem gereizten Jüngling darf die heftige und, wenn man will, giftige Erwiderung nicht zu alleiniger Verantwortung angerechnet werden, welche er in seiner berühmten Satyre: English Bards and Scotch Reviewers, dem edinburger Kritikus und seiner Kotterie entgegenschleuderte **). Diese Flugschrift wurde noch in dem Jahre der Erscheinung jener Kritik ausgegeben und erregte in ganz England eine gewaltige Bewegung. Wir wollen die Satyre der Leidenschaft nicht in Schutz nehmen, müssen aber doch darauf aufmerksam machen, mit welcher Kraft und Wucht und mit welcher sichern Hand der junge Lord die Pfeile seines Ingrimms gegen die rohen Angreifer der Erstlinge seiner Muse abzuschießen verstanden hat. Wenn wir es in den Hours of Idleness überall noch mit einem unrei-

---

*) Byron's Originalität spricht sich vielleicht nur in den satyrischen Stücken jener Sammlung deutlich aus. In den übrigen klingt ein gewisser melancholischer Ton vernehmlicher durch, als energisches Gefühl; einige sind auch ohne eigenthümlichen Anstrich, zum Theil aber durch Eleganz ausgezeichnet.

**) Die famöse Recension beginnt folgendermaßen: „The Poesy of this young Lord belongs to the class which neither Gods nor man are said to permit. Indeed, we do not recollect to have seen a quantity of verse with so few deviations in either direction from that exact standard. His effusions are spread over a dead flat, and can no more get above or below the level, than if they were so much stagnant water.“ Und dann durch die ganze Anzeige Scherz und Spott mit der Minorität des Infant Bard und den puerile poems, z. B.: „He possibly means to say: Seehow a minor can write!“ Und endlich der Schluß: „What right have we poor devils to be nice? We are well off to have got so much from a man of this Lord's station, who does not live in a garret, but has the sway of Newstead Abbey. Again, we say, let us be thankful; and, with honest Sancho, bid God bless the giver, nor look the gift horse in the mouth.“ Byron selbst gesteht, daß er in Wuth gerathen sey, wie nie wieder in seinem Leben, als er jene Recension zum ersten Male gelesen habe — „in such a rage, as I have never been in since.“ S. Conversations of Lord Byron.

sen Jünglinge zu thun haben, so tritt uns nun plötzlich in jener Satyre ein Mann entgegen, welcher weiß, was er will und kann, und ein aut Caesar, aut nihil! in die literarische Welt hineinzurufen wagt. Man hat es ihm zum Vorwurfe gemacht, daß er sich in seiner Satyre nicht auf eine Beantwortung der Recension des Edinburgers beschränkt habe, ohne zu bedenken, daß ein Geist, wie Byron, dergleichen einzelne Kleinigkeiten einer Aeußerung oder Erscheinung zwar zur Veranlassung, aber nie zum Gegenstande einer Satyre machen konnte; und somit ging er denn tiefer ein in die Motive und Tendenzen jener Kunstschule, welcher das edinburger Journal mit übertriebenen Lobpreisungen zu huldigen pflegte, und seine Geißel traf die Patrone, wie die Clienten. Namentlich mußte ihm auch, ganz abgesehen von den edinburger Verhältnissen, das hohle und morsche Wesen der alterthümelnden Poeten an und für sich widerstehen: denn sein Streben riß ihn in das Neue hinaus, während jene nach dem Alten zurückschlichen und eine verfallene Welt zu künstlicher Mosaik wieder zusammenstückeln wollten. Daher ist seine Opposition in jener Satyre keineswegs durchaus zufällig und gelegentlich zu nennen, sondern sie beruht vielmehr auf den Grundlagen seiner geistigen Natur. Wenn er sich aber in einzelnen Ausfällen übereilte und in der Hitze des Kampfes um sich schlagend, manches Haupt berührte welches er späterhin verehren und lieben lernte, so kann doch auch keine Reue und Entschuldigung genügender seyn, als die er sich in der Folge auferlegte, indem er das ganze Gedicht unterdrückte. Dem Wiederabdruck desselben ohne sein Wissen und Wollen konnte er aber freilich eben so wenig wehren, wie der Verbreitung des Rufes, den es seinem Verfasser erworben hatte. Auch die Gedichte der Hours of Idleness hat Byron nicht in die Sammlung seiner Werke aufgenommen, und würde dies gewiß auch ohne die edinburger Verdammung derselben nicht gethan haben.

Byron lebte von der Zeit seines Abganges von Cambridge bis zu dem Antritte seiner ersten Reise abwechselnd in Newstead-Abtei und in der Hauptstadt. Man erzählt sich manche wunderliche Anekdoten von dem Aufenthalte des jungen Lords in dem alten halb verfallenen Schlosse seiner Väter. Meistentheils hauste er ganz allein in den

gothischen Hallen, und sein großer newfoundländer Dogge ersetzte ihm eine glänzende Assemblee. Aber dieser treue Begleiter wurde ihm schon im October 1808 entrissen, und der Lord setzte ihm ein Denkmal in seinem Garten, mit einer Inschrift, worin er ihn als seinen einzigen Freund bezeichnet*). Einige wollen ferner wissen, der Dichter habe um diese Zeit einen Schädel, den er in den Grabgewölben der Abtei gefunden, zu einem Trinkgeschirr einrichten lassen, dessen er sich oft in bacchischer Begeisterung bedient habe**). Wie dem nun aber auch seyn mag, so zeigt Byron sich allerdings schon in den letzten Jahren seiner Unmündigkeit als ein Kopf, welcher am liebsten in solchen Richtungen durch die Welt geht, welche den Pfaden der andern ehrlichen Leute entgegen, oder doch in die Quere laufen, und sein Wahlspruch lautete: Anders als die Andern. Es mag wohl in Byron's frühesten Verhältnissen, ja selbst in dem, was

*) Inscription on the Monument of a Newfoundland Dog.

**) Ein Reisender fragte das Landvolk bei Newstead-Abtei, was der berühmte Lord für ein Mann wäre, und die Leute antworteten ihm: „He's the d — of a fellow for comical Fancies; but he's a hearty good fellow for a' that." Derselbe fand zwei schön polirte Menschenschädel in dem Bibliothekzimmer, und das bekannte Gedicht, Lines inscribed upon a cup formed from a skull, scheint die oben erzählte Thatsache zu bestätigen. Byron selbst erzählt diese Geschichte in seinen Gesprächen mit dem Capitain Medwin: „Der Gärtner hatte beim Graben einen Schädel gefunden, der wahrscheinlich irgend einem rüstigen Mönch der Abtei gehörte, ehe das Kloster aufgehoben ward. Da ich sah, daß er von gigantischer Größe und vollkommen erhalten war, ergriff mich der sonderbare Gedanke, ihn als Trinkschale zugerichtet und gefaßt zu haben. Ich schickte ihn also nach der Stadt und erhielt ihn mit einer blanken Politur und mit einer scheckigen Farbe, wie Schildkrötenschale, zurück. Ich erinnere mich, daß ich einige Zeilen darauf schrieb. Aber das war nicht genug. Ich errichtete nachher in der Abtei einen neuen Orden. Er bestand aus zwölf Mitgliedern; ich selbst ernannte mich zum Großmeister oder Abt vom Schädel, ein großer heraldischer Titel. Ein Anzug in schwarzen Mänteln ward vorgeschrieben, der meinige vor den andern ausgezeichnet, und von Zeit zu Zeit, wenn man einen besonders schweren Tag erwartete, hielt man ein Capitel. Der Schädel ward mit Claret gefüllt und ging, nach Art der alten Gothen, unter den Göttern des Consistoriums herum, während mancher kräftige Scherz auf seine Kosten zum Besten gegeben ward."

er mit in die Welt brachte, in seiner krankhaften Reizbarkeit und seinem körperlichen Gebrechen, die erste Anregung des finstern, in sich zurückgezogenen, trotzigen und menschenfeindlichen Wesens zu suchen seyn, welches Byron's Leben und Schriften charakterisirt; aber gewiß lernte er auch allmälig sich in diesem Wesen gefallen und trug es gelegentlich zur Schau. Gewiß eine seltsame Verirrung des Geistes! Er buhlte um die Aufmerksamkeit der Welt durch scheinbar gänzliche Verachtung derselben, und entsagte vielleicht manchen Freuden und Genüssen des Lebens, um sich als einen Mann anstaunen zu lassen, welcher mit so glänzenden Ansprüchen auf dieselben, es nicht der Mühe werth achtete sie geltend zu machen. *)

Auch in London schien Byron's Lebensweise und Betragen nicht darauf berechnet zu seyn, ihm viele Freunde zu gewinnen, oder auch nur den Leuten von gewöhnlichem Schlage eine gute Meinung von ihm beizubringen. Er stand in jedem Verhältniß allein und vermied jede literarische oder politische Kotterie. Seine Mienen nahmen einen verächtlichen Zug um den Mund an, wenn er, zurückgezogen in sich, dem Treiben der ihn umgebenden Gesellschaft zusah; und so wenig er selbst die Pflichten gegenseitiger Höflichkeit und Aufmerksamkeit beobachtete, so sehr wachte doch sein stolzer Ehrgeiz über die Ansprüche, die er an die andern machen zu dürfen glaubte. Sein sarkastischer Witz, sein bitterer Hohn und sein schneidender Tadel trafen ohne Rücksicht der Person alles was ihm mißfiel, und sein Mißfallen war wohl manchmal auch von Launen abhängig. Man kann sich daraus

*) Vergleiche einige sehr treffende Bemerkungen über diesen Charakterzug Byron's in den Briefen von Egerton Brydges, Letter V, S. 31. „He was ambitious, ardent for distinction and vain. Obstructed and oppressed in the regular course, his energies, prompted by a daring and bitter temper, broke out into the most eccentric pursuits and amusements. He grew defiant, misanthropic, and careless of moral character. He felt within him the stirrings of a genius, of which he perceived that others had no only no suspicion, but of which they even scoffed at the pretension.“ Etwas Excentorisches war wohl auch schon in dem Familienblute der Byron. Man denke nur an den wilden Lord William, seine Schwester Isabella und den tollen Jack.

seine Stellung in der Gesellschaft vergegenwärtigen. Einer seiner Lobredner schildert sie mit folgenden Worten *): „Die ihn bewunderten, fürchteten ihn; die gut von ihm dachten, hatten nicht den Muth, gut von ihm zu sprechen; seine Neider persiflirten und verleumdeten ihn in öffentlichen Blättern, und die welche er mit mürrischem Stolze von sich abgewiesen hatte, gaben sich den Anstrich, als wären sie ihm aus dem Wege gegangen." Byron selbst hat in den Einleitungsstanzen des Childe Harold, wenn auch mit stärker aufgetragenen Farben, als ein Biograph gebrauchen darf, den Zustand geschildert, in welchem er sich vor seiner ersten Reise befand, und erwähnt in diesen Versen auch der unglücklichen Jugendliebe zu einem Mädchen, welche niemals die Seinige hätte werden können.

— — — — — — He loved but one,
And that loved one, alas! could ne'er be his.

Die englischen Biographen Byron's gehen theils mit Stillschweigen über diese seine erste und, wie er sagt, einzige Liebe hinweg, theils hüllen sie dieselbe in einen geheimnißvollen Schleier. Aber der Dichter selbst hat diesen in seinen Gesprächen mit dem Capitain Medwin gelüftet und sein Verhältniß zu der Mary seiner Jugendgedichte in das vollständigste geschichtliche Licht gesetzt **). Diese Mary war die Tochter jenes Chaworth, welcher, wie oben erzählt worden ist, ein Verwandter und Gränznachbar des Lord William Byron, des Großoheims unsers Dichters, war und von dessen Händen in einem Duell das Leben verloren hatte. Man hat daher vermuthet, daß Familienrücksichten allein es gewesen wären, welche die Verbindung der Waise des Gemordeten mit dem Brudersenkel und Erben des Mörders verhindert hätten. Aber Byron's eigene Bekenntnisse belehren uns anders, und wir lassen diesen hier selbst als Sprecher auftreten.

„Dante datirt seine Leidenschaft für Beatrice von seinem zwölften Jahre. Ich war fast eben so jung, als

*) E. Brydges. S. 37.

**) Das Gedicht The Dream ist eine allegorische Darstellung dieses unglücklichen Verhältnisses.

ich bis über die Ohren verliebt ward. Mit zwölf Jahren war ich nach Harrow gesandt worden und brachte meine ersten Ferien in Newstead zu. Hier sah ich zum ersten Male Mary C — — — *). Sie war einige Jahre älter als ich. Aber Knaben in diesem Alter lieben oft etwas ältere Mädchen, wie sie später die jüngeren lieber haben. Unsere Güter gränzten an einander, aber in Folge des unglücklichen Duells, dessen ich schon erwähnt habe, waren unsere Familien, wie das auch sonst zwischen Nachbarn die Verwandte sind, gewöhnlich der Fall ist, nie auf anderm Fuße, als dem der gewöhnlichen Höflichkeit, — kaum auf diesem. Ich brachte die Sommerferien in diesem Jahre auf den Hügeln von Malvern zu. Das waren romantische Tage! Sie war das Ideal von allem Schönen, was meine jugendliche Phantasie erdenken konnte. Alle meine Fabeln von der himmlischen Natur der Weiber hab' ich aus der Vollkommenheit genommen, zu der meine Einbildungskraft sie erhoben hatte; — ich sage erhoben: denn ich fand in ihr, wie in den übrigen ihres Geschlechts, keineswegs einen Engel."

„Von meinem Ausfluge nach Cheltenham kehrte ich heftiger verliebt, als jemals, nach Harrow zurück und brachte die nächsten Feiertage wieder in Newstead zu. Nun fing ich an mir einzubilden, ich sey ein Mann, und ließ mich in eine ernstliche Liebschaft ein. Wir hatten heimliche Zusammenkünfte, und meine Briefe an sie gingen durch die Hände einer Vertrauten. Eine Thüre, die aus einer Besitzung in die andere führte, war der

---

*) — It was a name
Which pleased him and yet pleased him not —
and why?
Time taught him a deep answer.

The Dream.

I have a passion for the name of Mary,
For once it was a magic sound to me;
And still it half calls up the realms of fairy,
Where I beheld what never was to be.
All feelings changed, but this was last to vary —
A spell from which even yet I am not free.
But I grow sad! —

Diese Verse aus Byron's fröhlichstem Gedicht, dem Don Juan (Canto V, St. 4.), gehören in die letzten Jahre seines Lebens. Vergleiche auch Don Juan, Canto VI, St. 5.

Ort wo wir uns sahen. Aber die Gluth war nur auf meiner Seite; ich war ernst, sie flatterhaft. Sie war mir gut wie einem jüngern Bruder, und behandelte mich und lachte mich aus wie einen Knaben. Doch gab sie mir ihr Bildniß, und das war etwas, um Verse darauf zu machen *)."

„Während der letzten Jahre die ich in Harrow zubrachte, waren alle meine Gedanken mit dieser Liebesgeschichte beschäftigt. Hätte ich Miß C — — — geheirathet, mein ganzer Lebenslauf wäre vielleicht anders geworden **). Sie hatte mich zum besten gehabt, aber ihre Heirath machte sie nicht glücklich. Endlich ward sie von ihrem Gatten getrennt und schlug mir eine Zusammenkunft vor, aber nach dem Rathe meiner Schwester lehnte ich sie ab. Ich begegnete ihr nach meiner Rückkehr aus Griechenland, aber Stolz hatte über meine Liebe gesiegt. Und dennoch sah ich sie nicht mit völliger Gleichgültigkeit."

„Damit ein Mann ein Dichter werde, — davon zeugen Petrarca und Dante — muß er verliebt oder elend seyn. Ich war beides, als ich meine Jugendgedichte, die Hours of Idleness, schrieb. Einige dieser Gedichte sind, trotz dem, was die Kritiker sagen, so gut als was ich sonst je geschrieben habe."

„Einige Jahre nach der Begebenheit die so großen Einfluß auf das Schicksal meines Lebens hatte, suchte ich die Erinnerung an meine Geliebte in der verderblichsten Zerstreuung zu ertränken. Aber das Gift war im Becher."

So weit der Dichter. In einer andern Stelle seiner Gespräche bezeichnet er die Zeit nach seinem Abgange aus Cambridge als die Periode, in welcher er solche verzweifelte Mittel gegen seine Verzweiflung in Anwendung brachte. Sein Leben war damals eine wüste Faullenzerei

---

*) Er hatte immer ein schwarzes Band um den Hals, erzählt Capitain Medwin, an welchem ein Medaillon hing, welches Haare und ein Gemälde enthielt. Eines Abends, als wir Billard spielten, suchte er auf einmal hastig etwas unter seiner Weste und sagte in großer Bestürzung: Gott, wo ist mein —! Doch ehe er ausgesprochen, hatte er den verborgenen Schatz wiedergefunden.

**) Siehe das Lied: O had my fate been join'd to thine.

in den liederlichsten Gelagen, unter Boxern, Säufern und Spielern*).

Wenn Byron in den oben angeführten Versen des Childe Harold die Liebe zu der schönen Mary als seine erste und einzige bezeichnet, so giebt er dabei doch auch zu verstehen, daß er außerdem wohl für manche andre Frauen geseufzt habe.

For he through Sin's long labyrinth had run,
Nor made atonement when he did amiss,
Had sigh'd to many — — — — — —

Und die Frauen, so scheint es, ließen unsern Dichter nicht oft vergeblich seufzen. Wohl aber seufzten viele Frauenherzen manchmal vergeblich nach ihm. Sein feurig finsterer Blick, welcher aus blinzelnden Augenliedern verstohlen hervorschoß, soll unwiderstehlich gewesen seyn, und der seltsam eigenthümliche Anstrich seines Lebens und Wesens konnte nicht anders als anziehend auf die weibliche Natur wirken. Wie leidenschaftlich aber auch Byron's Herz für das andere Geschlecht schlagen mochte, so hat er doch nie auf lange Zeit zu der Classe roher Wüstlinge herabsinken können, eben weil seine Leidenschaft immer aus dem Herzen aufflammte und dadurch jeden sinnlichen Genuß veredelte.

Eine Dame von hohem Range und sogar eine verheirathete, welche, wie es wahrscheinlich ist, dem jungen Lord mehr Schritte entgegen gethan hatte, als er ihr, hat anfänglich das Glück ihrer Liebe in girrenden Versen besungen, nachher aber, da sie den Liebhaber nicht mehr an sich fesseln konnte, ihn zum Helden eines Romans gemacht, worin sie ihn als einen Don Juan mit einer Feder schildert, die Donna Elvira würdig wäre, wenn sie den Leporello mit seinem Schönenverzeichniß als authentischen Berichterstatter benutzt hätte. Dieser scheußlich karikirte Roman führt den Titel Glenarvon.

*) „Ich war in dieser Zeit, erzählte er dem Capitain Medwin, ein bloßer Bond-street-Faullenzer, ein großer Held in Vorzimmern, Kaffee- und Spielhäusern. Meine Nachmittage gingen mit Besuchen, Essen, Faullenzen und Boxen hin — des Trinkens gar nicht zu erwähnen. Hätte ich Sie damals gekannt, so wären Sie jetzt nicht mehr am Leben."

Im Jahre 1809 wurde Byron mündig, und noch vor dem Ablaufe desselben stand er auf den Küsten Griechenlands. Der Krieg verhinderte die gewöhnliche Reisetour durch Frankreich und Italien, welche Byron vielleicht auch ohnedies, als eine gewöhnliche, verschmäht haben würde; und sein Plan ging daher nach Portugal und Spanien, wo die englische Macht damals anfing die Oberhand zu gewinnen, und von da nach Griechenland und Kleinasien. John Cam Hobhouse, ein Mann von vielseitiger Bildung, dessen politische Ansichten mit denen des jungen Lords in den meisten Puncten übereinstimmten, und mit welchem derselbe vor kurzem eine Sammlung kleinerer, größtentheils übersetzter Gedichte von geringer Bedeutung herausgegeben hatte*), war sein Begleiter auf dieser Reise.

Byron schiffte sich am 10. Junius in Falmouth nach Lissabon ein, welches damals von englischen Truppen besetzt war; aber nichts desto weniger fielen fast täglich Mordthaten in den Straßen der Hauptstadt vor, und unser Reisender wurde eines Abends in einer ziemlich belebten Straße angegriffen, und rettete sich nur durch die Waffen, welche er beständig bei sich führte. Von Lissabon aus wurden Ausflüge nach Coimbra, Mafra, dem Schlosse der verstorbenen Königin, und der reizenden Villa des originellen Beckford gemacht, und hierauf die Reise nach Spanien, durch die Gebirge der Provinz Alentejo, fortgesetzt. Bei Beja stieg er in die Ebene hinab, welche die dunkle Guadiana durchströmt, und begab sich nach Andalusien. In Sevilla hielt er eine kleine Rast und eilte alsdann nach Cadix, wo er sich in einer englischen Fregatte nach Albanien einschiffte. Spanien war um diese Zeit in dem verzweifelten Kampfe gegen den französischen Usurpator begriffen, und man hat es dem Dichter übel gedeutet, daß dieser Kampf einen so kalten, ja selbst spöttischen Beobachter an ihm gefunden hat. Wie konnte es aber anders seyn? Byron, ohne nationalen Antheil an der spanischen Sache, sahe

*) Wir verdanken diesem Hobhouse, welcher sich in der Folge einen Namen in der Politik des Tages erworben hat, eine Beschreibung der mit Byron gemachten Reise durch Griechenland und einen Band Illustrations zu dem vierten Gesange des Childe Harold.

in ihr nur den Kampf des alten Priesterdespotismus und der feudalistischen Tyrannei, gegen eine jüngere und lebendigere Nebenbuhlerin, die doch auch nichts weiter wollte und konnte, als despotisiren und tyrannisiren, nur ein wenig zeitgemäßer*).

Im Herbste landete der Pilger an den wilden Bergufern von Epirus, und begab sich nach der Hauptstadt des berühmten Tyrannen von Albanien, welchem er durch den englischen Residenten in Janina vorgestellt wurde**). Ali Pascha empfing den Lord und seinen Freund mit großer Auszeichnung und lud sie nach Tepeleni, seinem Geburtsort, ein. Auf dem Wege dahin überfiel die Reisenden ein fürchterlicher Gewittersturm, welcher sie von dem rechten Wege verschlug und ihr Leben in eine nicht geringe Gefahr brachte***)! Die Aehnlichkeit zwischen den Albanesern und den Bewohnern der schottischen Hochlande, in Kleidung, Haltung, Figur und Lebensweise, machte einen tiefen Eindruck auf das Gemüth Byron's, und die Berge von Albanien zauberten die Höhen von Loch-na-gar, das Paradies seiner Kindheit, seiner entzückten Seele vor. Hierauf durchstreifte der Lord mehrere Provinzen des alten Hellas, wohl noch nicht ahnend, daß er einst für die Freiheit dieses Landes sterben sollte. Denn das Volk, welches er als die Nachkommen der Männer von Thermopylä und Salamis kennen lernte, schien ihm, wenigstens in diesem Jahrhundert, noch nicht zu einer selbständigen Freiheit berufen; und wie hoch auch schon damals sein Herz schlagen mochte für den großen Gedanken der Freiheit des Mutterlandes aller Freiheit †), so regte doch kein Symptom in den Bewohnern desselben diesen seinen Gedanken zu Hoffnungen und Ahnungen auf ††). Einen längern Aufenthalt machte Byron

*) Am entschiedensten spricht er diese seine Ansicht in mehreren Stanzen des ersten Gesanges von Childe Harold aus. Einige dieser Stellen klingen jetzt wunderbar prophetisch, z. B. St. 86 und 87.

**) Der bekannte Major, jetzt Colonel Leake, war damals auf diesem Posten.

***) Byron hat diesem Vorfall einige Stanzen gewidmet, welche sich unter seinen kleinern Gedichten finden.

†) Man lese z. B. die 15te Stanze des zweiten Gesanges des Childe Harold.

††) Es ist interessant, den zweiten Gesang des Childe Harold

in Athen, nachdem er vorher auch in Theben und am Fuße des alten Musenberges Parnassus einer kleinen Rast gepflogen hatte. Es ist bekannt, wie empörend die Plünderung der Ruinen der Akropolis durch den famösen Lord Elgin auf unsern Dichter wirkte; und das Denkmal, welches er diesem modernen Alarich in seinem Childe Harold gesetzt hat, ist gegen jede Zerstörung von solchen Händen gesichert. Der schottische Herostratus des Minerventempels hatte seinen Uebermuth so weit getrieben, daß er seinen und seines Weibes Namen hoch oben in einem Pfeiler des Heiligthums hatte eingraben lassen, welches so eben seines Schmuckes von ihm beraubt worden war. Der erboßte, aber edel erboßte Byron stieg, sobald er dieser Inschrift ansichtig geworden war, mit vieler Mühe zu ihr hinauf und kratzte den Namen des Tempelräubers aus, ohne jedoch den der Dame anzurühren, und auf der Westseite des Gebäudes weihete er ihm eine andre tief eingegrabene Inschrift:

Quod non fecerunt Goti,
Hoc fecerunt Scoti. *)

Es versteht sich von selbst, daß der Patron der geplünderten Minerva in diesen Ausbrüchen seines gerechten Zorns auch seiner Landsleute überhaupt nicht schonte.

---

in Bezug auf Byron's Bemerkungen und Urtheile über die Neugriechen zu prüfen. Dazu sind dann auch die Anmerkungen zu vergleichen. Was der große Mann aber auch Nachtheiliges und Niederschlagendes über die Bewohner von Hellas in Prosa und Versen spricht, das spricht er mit eigenem Schmerze, nicht mit kalter Tadelsucht, aus; und wer, wie er, um Verzeihung bittet für das, was er dem Volke zu Leide gethan hat, dem soll vergeben werden, und wäre es der Spectateur oriental oder ein anderer Beobachter.

*) Eine Parodie auf das bekannte Epigramm gegen den Zerstörer des Colosseums:

Quod non fecerunt Barbari,
Fecerunt Barbarini.

Auch schrieb Byron damals ein überaus heftiges Schmähgedicht gegen den Lord Elgin, welches er der Minerva in den Mund legte; indessen schien dieses ihm doch selbst zu kaustisch für den Druck, und er concentrirte das Wesentlichste desselben in der 12ten Stanze des zweiten Gesanges des Childe Harold. Einige Stellen aus dem ersten Gedicht finden sich in den Memoirs of the Life and Writings of Lord Byron, S. 114., 115.

Denn obgleich er sich freute, daß der Räuber kein Engländer, sondern ein Schotte sey, so konnte er es doch nicht verschweigen, daß Elgin unter englischer Autorität und für das englische Museum raubte.

What! shall it e'er be said by British tongue,
Albion was happy in Athena's tears?

Byron's Reisen in Griechenland erstreckten sich auch über Morea und die Insel Euböa, so wie er denn überhaupt weder Kosten, noch Mühe, noch selbst Gefahr scheuete, um die Natur, die Denkmäler und die Bewohner der Gegenden kennen zu lernen, auf deren Boden sein Herz fühlte:

as lovers o'er the dust they loved.

Von Athen aus segelte Byron mit seinem Freunde in einer englischen Fregatte nach Konstantinopel, und auf dieser Reise war es, wo er am 3. Mai 1810 in einer Stunde und zehn Minuten über den Hellespont von Europa nach Asien schwamm*). Einige Wochen vorher war er an der Küste von Troas gelandet und hatte, die Iliade an der Hand, diesen classischen Boden durchwandert. Sein Aufenthalt in der Hauptstadt des Ostens dauerte nicht lange, und nach einem kleinen Ausfluge in die Provinz Romania kehrte er nach Athen zurück, wo sich sein Gefährte gegen Ende des Jahres 1810 von ihm trennte, um nach England zurückzukehren, er selbst aber, Athen zum Mittelpuncte wählend, seine Reisen durch Hellas und den Peloponnes fortsetzte. Dieser lange Aufenthalt in Griechenland forderte ihn auf, seine Studien nicht ausschließlich dem Alterthume zu widmen, sondern auch der Gegenwart zu leben, und er verschaffte sich zu dem Ende eine ziemliche Fertigkeit in den romanischen Dialekten und verwies auch das Türkische nicht aus dem Kreise seiner linguistischen Arbeiten**).

Nach einer zweijährigen Abwesenheit am 2. Julius 1811 kehrte Byron in sein Vaterland zurück und gab

---

*) Mit ihm schwamm der Lieutenant Ekenhead, welcher das Ziel noch fünf Minuten früher erreichte. Vergleiche über diese Unternehmung das bekannte Gedicht von Byron und einen Brief desselben an seinen Verleger Murray, datirt Ravenna, 21. Februar 1821, abgedruckt in den Memoirs S. 147 ff.

**) Die Nachrichten von Lord Byron's Reisen im Archipelagus auf seinem eigenen Schiffe und von seinem Aufenthalte in

bald darauf, noch im Jahr 1812, die beiden ersten Gesänge seines Childe Harold heraus, eines Gedichts, welches er selbst das gedankenreichste und umfassendste seiner Werke nennt*). Er hatte jene beiden Gesänge in Albanien niederzuschreiben angefangen, und sie noch vor seiner Heimkehr vollendet; aber die Bilder und Eindrücke des größten Theils des ersten Gesanges hatte er mit aus Portugal und Spanien nach Griechenland hinübergebracht. Der fabelhafte Pilger, den er zum Träger der Empfindungen, Ansichten und Urtheile gemacht hat, welche die Reise durch Portugal, Spanien, Albanien und Griechenland**) in ihm geweckt hatte, mag immerhin nicht ein ganz treues Portrait des Dichters seyn; und dieser sucht in der Vorrede jede Vermuthung dieser Art niederzuschlagen. Da aber die äußere Geschichte des Pilgers in dem Gedicht eine sehr unbedeutende Rolle spielt, so ist es gleichgültig, wer dem Dichter zu dem Bilde gesessen habe, das er von seinem Childe Harold in den Einleitungsstanzen entwirft. Dagegen muß er, als Träger der innern Individualität des reisenden Dichters, dessen Denkart und Gefühlsweise theilen, und diese Verwandtschaft mit seinem Helden hat der Dichter so wenig verbergen wollen, daß er ihn gegen Ende des Gedichts ganz verabschiedet***).

Mitylene, welches er nie gesehen hat, sind Fabrikate eines londoner Journalisten; wie denn überhaupt nicht leicht von einem Dichter mehr Mährchen und Fabeln noch bei seinem Leben unter das Publicum gebracht worden sind, als von Byron.

*) Es ist merkwürdig, wie wenig Byron eine Ahnung von dem Werthe dieses Gedichts hatte, ehe er es herausgab. Er beschäftigte sich damals mit einer Paraphrase der Horazischen Ars poetica; und als Dallas ihn eines Tages fragte: ob er sich denn nie in einer andern Poesie, als dieser didaktisch-satyrischen versucht habe, holte er seine Reisestanzen hervor, mit der Bemerkung: es sey nicht der Mühe werth, sie zu lesen. Weder er selbst, noch sein Freund (Hobhouse) hätten etwas darin gefunden, was sie zur Bekanntmachung empfehlen könnte, und er sey überzeugt, daß auch Dallas dieses Urtheil bestätigen werde. Aber Dallas gewann eine andre Meinung von dem Gedicht, nachdem er es gelesen hatte, und betrieb die Herausgabe desselben. S. Dallas Recollections.

**) Der übrige Theil der Reise ist nicht berücksichtigt.

***) Canto IV, St. 164.

Der Eindruck, welchen die genannten Gesänge in England hervorbrachten, war in dem vollen Sinne des Wortes ein gewaltiger zu nennen: denn mit Gewalt riß er auch Neider und Feinde zur Bewunderung des gewaltigen Dichters hin; und selbst die Edinburger mußten den Geist anerkennen, dessen erste schwache Keime sie unlängst mit Füßen getreten hatten*). Die glücklich überwundene Schwierigkeit des Versmaßes jener altmodigen Spencerschen Stanze, der Drang der energischen Empfindung, das Feuer des Gefühls, die kecke Kraft des Urtheils, die großartige Originalität der Ansicht, der gigantische Trotz der Selbständigkeit wurden nicht weniger in dem Werke des jungen Dichters angestaunt, als das zauberisch lockende Colorit der Scenerie, deren Glanz und Schimmer ein Schleier schwarzer Melancholie wunderbar schillernd überhüllte.

Bald kamen indessen auch viele Aber nachgehinkt. Die Frommen tadelten den Freigeist, die Moralischen den Menschenfeind, die Patrioten aber vorzüglich den schlechten Engländer. Wie impertinent mußten sie nicht schon das Motto seines Gedichts finden! „L'univers est une espèce de livre, dont on n'a lu que la première page, quand on n'a vu que son pays. J'en ai feuilleté un assez grand nombre, que j'ai trouvé également mauvaises. Cet examen ne m'a point été infructueux. Je haissais ma patrie. Toutes les impertinences des peuples divers, parmi lesquels j'ai vécu, m'ont réconcilié avec elle. Quand je n'aurait tiré d'autre bénéfice de mes voyages que celui-là, je n'en regretterais ni les frais, ni les fatigues.

Es gibt eine Art von sogenanntem Patriotismus, welcher eigentlich nur ein multiplicirter Egoismus ist und als solcher alles für gut, recht und schön halten zu müssen glaubt, was vaterländisch ist. Dieser Pseudo-Patriotismus hängt vorzugsweise den Engländern an und macht viele derselben ganz unbrauchbar für das Ausland. Byron's Patriotismus war großartiger und weltgerechter; und er meinte sich dadurch als einen guten Engländer

---

*) Auch in der Folge huldigte das Edinburgh Review dem großen Geiste Byron's zu wiederholten Malen. Einer der geistreichsten Aufsätze über ihn findet sich im Junihefte 1818 dieses Journals.

zu bewähren, daß er, erfüllt von der Idee dessen, was sein Vaterland für sich und die Welt seyn könnte und sollte, die höchsten Anforderungen an dasselbe machte, und alles, was dieser Idee widersprach, mit Zorn und Verachtung und ohne alle Schonung an den Pranger der Welt stellte. Er war der strengste und heftigste Censor seines Vaterlandes, eben weil er sein Vaterland liebte und ehrte, und darum so durch und durch empört wurde, wenn es sich dieser Liebe und Verehrung unwürdig zeigte. Freilich kann man ihm späterhin auch manches Kleinliche in seinem patriotischen Oppositionseifer nachweisen: aber seine Landsleute hatten es auch nicht an kleinlichen Herausforderungen und Neckereien dazu fehlen lassen*).

Bald nach der Bekanntmachung der ersten Hälfte des Childe Harold erschienen in rascher Folge auf einander The Giaour**), The Bride of Abydos, The Cor-

*) Wir wollen nur auf einige Stellen in Byron's Gedichten aufmerksam machen, in welchen sein hohes Gefühl von der Pflicht und Würde Englands sich selbst in der strengsten Züchtigung desselben ausspricht, z. B. Childe Harold C. I., St. 24 ff. C. II., St. XIII., C. III., in der langen Stelle über die Schlacht bei Waterloo C. IV., St. 17, und vorzüglich in dem kraftvollen Anathema gegen den Lord Castlereagh in einem der letzten Gesänge des Don Juan. Englands Politik in der Sache Griechenlands mag ihn endlich dahin gebracht haben, sein Vaterland ganz aufzugeben, und der englische Pair ließ seinen Namen in die Rolle der Bürger einer kleinen griechischen Stadt einschreiben. In Griechenland aber hat er sein Volk würdiger vertreten als irgend ein Gesandter desselben bei der hohen Pforte; und wenn die Nachwelt einst die Geschichte jenes Kampfes der Freiheit und Menschheit gegen die Tyrannei und Barbarei schreiben wird, mag England auf ihn appelliren, damit seine Nationalehre nicht gekränkt werde.

**) Dem Gedicht The Giaour liegt eine wahre Begebenheit zum Grunde, die den Dichter sehr nahe angeht. Byron hatte während seines Aufenthalts in Athen einen Liebeshandel mit einem türkischen Mädchen, und das Geheimniß des glücklichen Paares wurde entdeckt. Die Strafe, welche auf den vertrauten Umgang einer Türkin mit einem Christen gesetzt ist, sollte an dem unglücklichen Mädchen sogleich vollzogen werden. Der Liebhaber, den man schonen wollte, wußte nichts von dem, was seiner Geliebten drohte. Er ritt eben am Meeresufer hin, als die Henker den zugenähten Sack, mit der Verurtheilten darin, dem Strande zuschleppten. Byron befreite

sair (im Januar 1813), Lara (1814), The Siege of Corinth und Parisina (1815). Wir fassen diese Erzählungen, der Zeitfolge unserer biographischen Schilderung ein wenig vorgreifend, zusammen, theils weil wir die meisten derselben noch als Früchte der Reisen des Dichters zu betrachten haben, denn mit Ausnahme von Parisina und Lara spielen sie im Orient und unter Orientalen, und in dem Lara dämmert der Orient als geheimnißvolle Ferne in die heimische Welt herüber; theils auch, weil sie das Publicum mit neuer Bewunderung überströmten, noch ehe es sich von dem ersten Eindrucke, mit welchem Childe Harold es überraschend ergriffen hatte, zu einer sichern und ruhigen Würdigung des poetischen Charakters des seltsamen Pilgers gesammelt hatte. Auch widersprachen die Erzählungen im Ganzen genommen dem Reisegedicht wenig oder gar nicht: dieselbe Düsterkeit der Weltansicht, derselbe geheimnißvolle Zauber in den räthselhaften Helden, hinter denen des Dichters Natur und Schicksal verborgen zu liegen scheint, sich scheuend frei hervorzublicken, und doch auch nicht vermögend sich ganz zu verleugnen und zu vergessen, dieselbe vulkanische Tiefe der Empfindung, dieselbe Pracht der orientalischen Scenerie, über welche hier und da schwarze Wolken, wie Leichenschleier, herabhängen: aber alle Schilderungen und alle Empfindungen noch lebendiger und ausgesprochener in dem freieren Versmaße des strophenlos fortschreitenden Jambus. Endlich gehören auch noch mehrere kleinere Gedichte Byron's in die Periode von seiner Reise bis zu seiner Verheirathung*) und in den

---

das Schlachtopfer durch einen entschlossenen Streich, unterstützt von seinem treuen Albaneser. Es war seine Geliebte, die er erkannte. Sein Ansehen und sein Geldbeutel retteten das Mädchen, aber es ward von ihm getrennt und starb bald nachher. Conv. of L. Byron.

*) Die Ode to Napoleon Buonoparte erschien auch um diese Zeit, eine von Byron's schwächsten Arbeiten. Selbst sein Lobredner Cosmo Gordon sagt davon: „It may be regarded as belonging to that class of abortive attempts, which, under anyother circumstance, would have gone the shortest road to the fire.“ Der Umstand aber, welcher hier gemeint ist, soll seyn, daß er sich damals um eine Frau bewarb.

ersten Monaten seiner Ehe schrieb er die Hebrew Melodies *).

Walter Scott war einer der ersten, welcher die poetische Eigenthümlichkeit Byron's in einem kritischen Aufsatze über die beiden ersten Gesänge des Childe Harold im Quaterly Review würdig auffaßte und darstellte. Ein großer Geist kann nur von einem großen Geiste vollständig erkannt werden; daher theilen wir Scott's Urtheil über Byron, seinem wesentlichen Inhalte nach, unsern Lesern mit.

„Dieses Gedicht machte einen Eindruck auf das Publicum, der bei keinem Schriftsteller in den beiden letzten Jahrhunderten größer gewesen seyn konnte. Während alle Childe Harold bewunderten, waren auch alle gestimmt, den Verfasser mit dem Ruhm zu begrüßen, der die beste Belohnung eines Dichters ist, und der um so mehr einem Geiste gebührt, welcher sich eine neue Bahn bricht. Unter diesen Gefühlen der Bewunderung erschien gewissermaßen Lord Byron zuerst auf der öffentlichen Bühne der großen Welt. Alles in seinem Benehmen, in seiner Person, in seiner Unterhaltung diente dazu, den Zauber zu bewahren, den sein Genius um ihn her verbreitet hatte. Ein Gesicht, welches dem Gefühl und der Leidenschaft nachgebildet ist, und welches den auffallenden Contrast von sehr dunklen Haaren und Augenbraunen mit hellen und ausdrucksvollen Augen darbietet, gewährt dem Physiognomen ein interessantes Studium für die Uebung seiner Kunst. Der vorherrschende Ausdruck seiner Gesichtszüge ist der eines tiefen und beständigen Denkers, welcher aber dem lebhaftesten Geberdenspiele weicht, wenn er sich in eine interessante Unterhaltung einläßt, so daß ein Dichter von ihm sagte: sein Gesicht gleiche einer schönen alabasternen Vase, die man nur in ihrer größten Vollkommenheit erblicke, wenn sie von innen erleuchtet sey. Das Aufflammen der Freude, des Frohsinns, des Unwillens und des satyrischen Aergers könnte von einem Fremden in einer Abendunterhaltung mit Lord Byron für dessen gewöhnlichen Ausdruck genommen werden, so ungezwungen und glücklich

---

*) Diese vortrefflichen Lieder sind alten hebräischen Nationalmelodien als Texte angepaßt. Der Sänger Braham und der Componist Nathan, beide hebräischer Abkunft, bewogen den Lord zu dieser Arbeit.

sind seine Gesichtszüge für alles gebildet, was die Theilnahme anderer erweckt; allein die, welche seine Gesichtszüge längere Zeit und bei verschiedenen Gelegenheiten, während ihrer Ruhe und ihrer Bewegung, studiren konnten, müssen mit uns einverstanden seyn, daß ihre eigentliche Sprache die der Schwermuth ist. Oft kommen Wolken von diesem Seelendüster über seine freudigsten und glücklichsten Augenblicke, und es heißt, daß er mit folgenden Strophen einen vorübergehenden Ausdruck des Tiefsinns entschuldigt habe, der wie eine Wolke über die allgemeine Freude der Gesellschaft ging, in welcher er sich gerade befand:

When from the heart, where sorrow sits,
Her dusky shadow mounts too high,
And o'er the changing aspect flits,
And clouds the brow, ov fills the eye,
Heed not that gloom, which soon shall sink:
My thoughts their dungeon know too well;
Back to my breast the wanderers shrink,
And droop within their silent cell.

Von edler und alter Abkunft, ausgerüstet mit den Schätzen der Alten und der Bildung der Neueren, ein Pilger durch ferne wilde Länder, einer der ersten Dichter, welche Großbritannien erzeugt hat, verbreitet er einen geheimnißvollen Zauber um sich, welcher vorzüglich von dem düstern Tone seiner Gedichte herrührt. Lord Byron beschäftigt aller Augen und entzückt aller Gefühl: die Enthusiasten bewundern ihn, die Ernsthaften und Bedächtigen wünschen ihn zu warnen, die Gefühlvollen möchten ihn bedauern. Selbst der literarische Neid verzeiht dem Manne, dessen ruhmvolles Glück seine Nebenbuhler verdunkelt. Der Edelmuth Lord Byron's, sein Gemüth, seine Bereitwilligkeit, unbekanntes Verdienst zu unterstützen und zu heben, gewannen und erhielten ihm die Achtung aller, die selbst irgend eines Verdienstes theilhaftig waren; während seine dichterischen Eigenschaften, die mit gleicher Stärke und Fruchtbarkeit hervortraten, zugleich ein kühnes Vertrauen zu seiner eigenen Kraft und eine Entschlossenheit bekundeten, durch angestrengte Bemühungen den hohen Platz zu behaupten, den er sich in der britischen Literatur errungen hatte.

Originalität ist das seltenste und höchste Eigenthum des Genies und auch dasjenige, welches den größten

Reiz für das Publicum hat. Originalität ist indessen nicht immer nothwendig: denn die Welt ist in der Armuth ihrer geistigen Hülfsquellen mit bloßer Neuheit oder Eigenheit zufrieden und muß daher von einem Werke entzückt werden, welches beide Eigenschaften in sich vereinigt. Der gewöhnliche Schriftsteller zeichnet sich nur dadurch aus, daß er in die Fußstapfen des herrschenden Lieblings des Tages tritt. Der wahre Dichter versucht gerade das Gegentheil. Er stürzt sich in die Fluth der öffentlichen Meinung, selbst wenn der Strom derselben am stärksten gegen ihn wogt, arbeitet sich durch und hält seine Lorbeerkrone, wie Julius Cäsar seinen Mantel, triumphirend über die Wogen. Selten verfehlt eine solche Erscheinung den herrschenden Geschmack des Zeitalters zu zertheilen und endlich zu ändern, und hat der kühne Wager mit Erfolg die ebbende Fluth besiegt, in der sein Nebenbuhler fortschwamm, so ist von jetzt an der Zeitstrom ihm günstig. Indem wir diese allgemeine Bemerkung auf Lord Byron's Gedichte anwenden, erinnern wir daran, daß seit Cowper kein englischer Dichter weder in seiner eigenen Person, noch auf irgend eine Weise verschleiert, um errathen zu werden, es gewagt hat, vor dem Publicum als ein lebendes und handelndes Wesen zu erscheinen und als solches seine eigenen Empfindungen, Gedanken und Hoffnungen auszudrücken. Childe Harold ist nicht Lord Byron selbst, allein er ist Lord Byron's Ebenbild, von ihm selbst entworfen, in eine Phantasietracht gehüllt, und dem Original so ähnlich daß wir von dem einen auf das andre schließen können. Außer dem gefälligen Neuen, daß ein Reisender und ein Dichter sich dem Leser gleichsam entgegenwirft mit seinen Ansichten und seinen Meinungen, seiner Liebe, seinem Hasse, seinem Entzücken und seinem Kummer; außer dem Stolze, welchen der Leser empfinden muß bei dem einladenden Aufrufe, mit einem Geiste von dieser Macht vertraut seyn zu dürfen, seine tiefen Rührungen zu bezeugen und zu theilen, sind die Gefühle des Dichters an sich selbst von einer Beschaffenheit, die denjenigen mit Ehrfurcht ergreift, welchem der edle Pilger auf diese Weise das Heiligthum seines Busens aufgeschlossen hat. Die Leser werden in kein anakreontisches Paradies voll Myrtenlauben eingeführt, sie werden in keine lange Halle gestellt, die von Harmonien ertönt und mit bun=

ten Lichtern blendet, und sie werden nicht aufgefordert die frohen Gestalten anzustaunen, welche in dem Zauberscheine der Muse vorüberflattern. Das Gastmahl ist geendigt, und es ist das Vergnügen seines melancholischen Gebers, daß seine Gäste die Düsterheit kennen lernen sollen, welche am schauerlichsten erscheint, wenn sie auf üppige und zügellose Freuden folgt. Die geleerten Becher liegen auf dem Boden; die verwelkten Kränze sind abgerissen und unter die Füße getreten; die Instrumente schweigen oder geben nur wenige emphatische Accorde an, um die Gefühle der Angst auszudrücken, während der finstere Pilger unter den Ruinen dessen, was einst der Palast der Freude war, über Zerstörung zu Zerstörung schreitet, und die Gefäße des früheren Luxus von sich schleudernd, mit gleichem Unwillen die schätzbare Aushülfe verschmäht, welche die Weisheit ihm zum Ersatze anbietet. Der Leser fühlt sich also wie in der Gegenwart eines höhern Wesens: anstatt daß seine Verstandeskraft in Anspruch genommen werde, wird seine Phantasie entflammt und gedämpft, seinem Geschmacke geschmeichelt oder widersprochen. Um seinen Beifall zu erwerben, wird ihm im Strome der erhabensten Poesie gesagt, daß weder er, der gefällige Leser, noch irgend etwas, das die Erde aufzuweisen vermag, der Aufmerksamkeit des edlen Reisenden werth sey. Alle Länder durchstreift er, die Schönheiten der Natur aufzufassen und die Verbrechen und Thorheiten der Menschen zu erspähen, und von allem entlehnt er Stoff zu Sorge, Unwillen und Verachtung. Von Dan bis gen Berseba ist alles kahl. Die gewöhnlichen Quellen des Glücks zu verachten, sich mit Unwillen von den Vergnügungen die andre fesseln, loszureißen, und als geschähe es absichtlich, Uebel zu erdulden die andre ängstlich vermeiden, ist auch ein Pfad des Ehrgeizes; denn kaum wird der Monarch mehr ob des Besitzes geachtet, als der Anachoret ob der Verachtung alles dessen was zum Vergnügen führt.

Jedoch nicht allein die Originalität der Persönlichkeit des Pilgers ist es, welcher Childe Harold seinen glänzenden Beifall verdankt; dies war nur die Spitze oder die scharfe Seite des Keils, wodurch das Werk in das Publicum eindrang. Das hohe Unternehmen, welches die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm

und das allgemeine Gefühl verachtete, ward durch Talente unterstützt, die einem solchen Unternehmen gewachsen waren. Er, der die ganze Welt verachtete, ließ es durchblicken, daß er Talent und Genie genug habe, sie zu gewinnen, wenn er es der Mühe werth hielte. In dem Sturme seiner enthusiastischen Dichtkunst ist der Sinn herrschend über den Klang, sein Auge scharf genug, die Natur in ihren größten Tiefen zu erspähen, sein Pinsel mächtig genug, die abwechselnden Bilder von Schönheiten und Schrecken vollendet darzustellen, und sein Herz entflammt bei dem Rufe der Freiheit, voll edler Gefühle, jeden Augenblick bereit, die gefrorene Blende zu durchbrechen, in welche eine falsche Philosophie es eingeengt hat, glühend wie der vernichtete und zusammengepreßte Alcohol, der ein einziger brennender Tropfen in einer Eisrinde bleibt, die seine wässerigen Theile gebildet haben. Trotz dem Charakter, welchen er sich angeeignet hat, ist es unmöglich, in dem Pilger nicht das zu erblicken, wozu ihn die Naur gebildet hat, und was er, trotz einer schlechten Metaphysik und einer schlechten Politik noch immer seyn kann: ein Mann, dessen erhabenen Talenten der Weise und der Tugendhafte sich mit Ehrfurcht und Liebe nahet, ohne einen Seufzer oder ein Zürnen unterdrücken zu können."

Wenn das Bestreben oder auch die Sucht, sich auszuzeichnen, den jungen Lord früherhin zu manchen Seltsamkeiten und sogenannten tollen Streichen verführt hatte, so bedurfte er jetzt deren nicht mehr, um sich in seinem Vaterlande geltend zu machen. Sein glänzender Ruhm erhub ihn in jedem Kreise der Hauptstadt zu einem Gestirn erster Größe; und die meisten Engländer behaupten, es hätte in dieser Periode nur von ihm abgehangen, ein Abgott der großen Welt zu werden, wenn er sich nur einigermaßen] in die Formen und Herkömmlichkeiten derselben hätte fügen wollen. In diesem Vorwurfe ist Wahres mit Unwahrem gemischt. Allerdings war der Götzendienst der Mode in jener sogenannten großen Welt nicht das Ziel, wonach der Ehrgeiz eines Geistes wie Byron streben mochte. Jedoch begab er sich in jene Welt hinein und ließ die Leute in derselben gewähren. Dagegen durfte er dann wohl fordern, daß man auch ihn gewähren ließe. Ein Geist von so außerordentlicher Natur wie Byron kann unmöglich jeden

Abend gestimmt seyn, seine Liebenswürdigkeit an jedem Spieltische und hinter jedem Damenstuhle auszubreiten. Oft stand er Stunden lang in dem Schwarm der Gesellschaft in einen Winkel gedrückt, und die Gewöhnlichkeit konnte das nicht anders deuten, als daß er durch ungewöhnliche Huldigungen in den Kreis gezogen seyn wollte. Manches nichts sagende Damenlärvchen hat sich nie eines Blicks oder einer Anrede von ihm zu rühmen gehabt, so oft er auch an ihm vorübergehen mochte. Alles das hieß in der Sprache der großen Welt Anmaßung, schlechter Ton, Grobheit. Die große Welt will ihre Gesellschaft sämmtlich nach einem Zuschnitt haben, und Sonderbarkeiten und Eigenheiten läßt sie sich nur gern gefallen, wenn sie zu ihrer Belustigung dienen können. Dazu war nun aber leider Lord Byron's Originalität auch nicht zu gebrauchen. Man schlich und flüsterte also, so gut es sich thun ließ, um den großen Geist herum: seine alten Jugendthorheiten, die Streiche des Schülers und des Studenten, die Eigenheiten seines Pilgerlebens, wurden in witzig aufgestutzten Anekdoten hinter seinem Rücken zum Besten gegeben, und nicht wenig solcher Curiosa erfand man noch hinzu. Ein eigenes Geschick der großen Geister! Dem gewöhnlichsten Alltagsmenschen vergibt man gern die Ausschweifungen und Tollheiten seiner Jugend, sobald er in das ausgefahrene Gleis der Herkömmlichkeit eingebogen hat. Er hat sich die tollen Hörner abgelaufen, heißt es, und nun ist er ein gar charmanter Mann. Aber dem großen Geiste trägt man seine frühesten Verirrungen mit kleinlicher Schadenfreude nach, als wollte man dadurch zu erkennen geben, daß auch er einen Tribut habe zahlen müssen, der ihn in das Reich der lieben Gewöhnlichkeit versetze. Endlich war es auch ein wohlthuender Kitzel für die geistesarme Vornehmheit, zu fühlen und merken zu lassen, daß der junge Lord seinen Geist eine Rolle spielen ließe, weil jedes andre Auftreten auf der Bühne der großen Welt ihm versagt wäre. Denn die Vermögensumstände Byron's waren in dieser Periode nur mittelmäßig für einen Lord zu nennen, und haben sich erst in der Folge auch durch schriftstellerische Erwerbungen bedeutend erhoben*). So galt denn, nach dieser Ansicht, Byron's

*) Newstead-Abtei war ihm von seinem Großoheim in einem sehr zerrütteten Zustande hinterlassen worden, und seine Be-

Versmacherei für einen letzten verzweifelten Entschluß, etwas aus sich zu machen.

Diese Bemerkungen sollen nichts weiter beweisen, als daß der Vorwurf, Lord Byron habe sich mit eitlem Muthwillen und stolzem Trotze allmälig aus seinem Vaterlande selbst verbannt, nicht ganz gerecht ist. Byron paßte nicht für die große Welt von London, und diese nicht für ihn. Es ist also nur zu bedauern, daß sie und er jemals in Berührung gekommen sind. Daß das Individuum vor der Masse endlich die Segel streichen muß, liegt in der Natur; und obgleich kein Bannbrief ihn jemals von den Küsten seines Vaterlandes verjagt hat, so mußte sein edler Geist sich doch fortgetrieben fühlen aus einer Umgebung, die ihn so gemein mißverstehen und so schmählich mißdeuten konnte, in welcher seine höchsten Ideen in den Staub getreten, seine innigsten Gefühle verspottet, seine heißesten Bestrebungen mit Achselzucken begünstigt wurden. Fassen wir diese Gesichtspuncte auf, so ist es von keiner unterscheidenden Bedeutung, ob wir sagen: Byron hat sich selbst verbannt, oder, Byron ist verbannt worden*).

I have not loved the world, nor the world me —

---

sitzungen in Lancashire trugen überhaupt nicht viel ein. Bald nach seiner Rückkehr aus Griechenland verkaufte er Newstead-Abtie mit den dazu gehörigen Ländereien für 150,000 Pfund. Aber da der Käufer die gebotene Summe nicht zahlen konnte, fiel die Besitzung ihrem alten Herrn wieder zu. Einige Jahre nachher gewann sein Vermögen einen bedeutenden Zuwachs durch die Entdeckung einer reichhaltigen Kohlenmine auf dem Terrain seiner Besitzungen bei Rochdale. Byron selbst sagt in seinen Gesprächen mit dem Capitain Medwin, daß er sein Vermögen zum Theil schon vorweggenommen hatte, ehe er als Mündiger zu dessen Besitz gelangt war. Die Verheirathung mit der reichen Miß Milbanke brachte ihm wenig ein, wie in der Folge erzählt werden wird. Jedoch theilte er nach der Trennung der Ehe eine bedeutende Leibrente mit der Lady Byron, ein Legat des Lord Wentworth.

*) Byron selbst nennt seine zweite Abreise aus England ein unfreiwilliges Exil, und wie resignirt er auch seinen Harold scheiden läßt, so spricht doch vielleicht sein wahreres Gefühl sich in der 12ten Stanze des zweiten Gesanges des Don Juan aus:

I can't but say, it is an awkward sight,
To see one's native land receding through
The growing waters — it unmans one quite.

Dieser Vers löst viele Räthsel des Lebens unsers Dichters auf. Er liebte die Welt nicht, noch die Welt ihn. Aber sein Herz fühlte in seiner düstern, abgeschlossenen Einsamkeit das Bedürfniß der Liebe um so mächtiger. Das erste Wesen, welches er lieben gelernt hatte, war seine Mutter, und in allen Wechseln und Stürmen seines Lebens blieb sein Gefühl für diese sich und ihr getreu. Sie war die einzige, mit welcher er während seiner Pilgerschaft einen ununterbrochenen Briefwechsel unterhielt, und seine Schreiben an dieselbe sollen in der unnachahmbaren Sprache der Natur die zärtlichste Liebe und kindlichste Ergebung ausdrücken*). Er fand seine Mutter nicht wieder, als er nach England zurückkehrte. Sie war nicht lange vorher in Schottland gestorben, und Byron's Herz schlug verwaister als jemals in der Welt, die er nicht liebte, noch sie ihn. Ein solches Waisenthum bezeichnet der Dichter mit dem schönen Ausdruck Orphan of the heart **), und es war sein Loos, eine solche Waise des Herzens bis an sein Lebensende zu bleiben.

Betrachten wir nach diesen Andeutungen das Innere unseres Dichters und seine Stellung in der großen Welt, so ist es wohl mehr als begreiflich, daß er sich jetzt nach einem Wesen sehnen mußte, dem er sich ganz hingeben, vor dem er die reichen Tiefen seiner Brust öffnen, von dem er geliebt und verstanden werden möchte. Aber kein gewöhnliches Wesen mit schönen Augen und rothen Wangen konnte der großen Forderung gewachsen seyn, einem Manne wie Byron, der gleichsam aus jener Welt verbannt, oder doch in jener Welt nicht zu Hause war, in welcher die vornehme Alltäglichkeit ihren Himmel auf Erden findet, in dem engen Kreise des häuslichen Lebens das zu geben, was er vergebens bis an die Gränzen von Asien gesucht hatte: Ruhe und Zufriedenheit.

Lord Byron heirathete am 2. Januar Anna Isabella, die einzige Tochter des reichen Baronets Ralph Milbanke Noel. Diese Verbindung bildet einen Wendepunct in des Dichters Lebensgeschichte, und sie entschied über sein ganzes künftiges Geschick. Wir müssen daher

*) Die Bekanntmachung derselben ist in England hintertrieben worden. Neuerdings sind sie in Paris in englischer und französischer Sprache bei den Gebrüdern Galegnani erschienen.

**) Childe Harold. C. IV. St. 78.

etwas näher in die unglücklichen Verhältnisse eingehn, welche das Paar zusammenführten und nach kurzer Vereinigung auf immer auseinanderrissen.

Was die Persönlichkeit und den Charakter der Miß Milbanke betrifft, so haben auch die eifrigsten Gegner derselben in dem nur zu öffentlich gewordenen Scheidungsproceß es nicht gewagt, ein nachtheiliges Licht auf ihre Liebenswürdigkeit oder ihre moralischen Eigenschaften zu werfen *). Lord Byron lernte sie zugleich kennen und zugleich lieben. Nur die gemeinsten Verleumder können dem Dichter des Fare thee well! das schmuzige Motiv unterschieben, er habe sich um Miß Milbanke nur wegen ihres großen Vermögens beworben. Wenn jenes Lied nicht ein Werk der Liebe ist, so hat nie ein Dichter geliebt und nie ein Liebender gedichtet. Byron's Leidenschaft für seine Braut hatte einen schweren Kampf mit alten Vorurtheilen und Grundsätzen zu bestehn, die ihn zu einem hartnäckigen Cälebs machen wollten; aber sie siegte. Wir wollen darüber unsern Dichter selbst hören:

„Als mein Vater starb, war ich nicht mehr so jung, um nicht eine Erinnerung von ihm zu behalten. Ich bekam sehr früh einen Abscheu vor dem Heirathen durch den Anblick häuslicher Zwiste. Dies Gefühl ward sehr laut in mir bei meiner Hochzeit. Es flüsterte mir etwas zu, ich siegle meinen Todesschein. Noch im letzten Augenblick wär' ich zurückgetreten, hätte ich gekonnt. Ich dachte an einen meiner Freunde, der ein junges, schönes, reiches Mädchen geheirathet hatte und dennoch elend war. Er hatte mir heftig abgerathen, meinen Nacken nicht unter dasselbe Joch zu beugen; und ich war fest entschlossen, seinem Rath zu folgen. Ich hatte mit Hay um funfzig Guineen gegen eine gewettet, daß ich immer unverheirathet bleiben würde. Sechs Jahre später sandte ich ihm das Geld. Den Tag vorher, eh' ich Lady By-

---

*) Byron selbst macht folgendes Portrait von ihr: „Es war etwas Pikantes und Angenehmes, was wir pretty nennen, in Miß Milbanke. Ihre Züge waren klein und weiblich, obgleich nicht regelmäßig. Sie hatte die schönste Haut die man sich denken kann. Ihre Figur war vollkommen für ihre Größe, und es war eine Einfachheit und zurückgezogene Bescheidenheit in ihrem Wesen, das sie sehr charakterisirte und einen glückli-

ron den Antrag machte, hatte ich noch keinen Gedanken daran" *).

Diese Aeußerungen, an deren Wahrheit wir nicht Ursache haben zu zweifeln, geben uns zu erkennen, daß augenblickliche Regungen der Liebe den Lord Byron in das Band der Ehe hineinführten, in welchem er sich nun, wie überrascht und erschrocken, als einen Gefesselten erblickte. Diese Art und Weise zu heirathen entspricht ganz dem unstäten Wesen unseres Dichters, und wir dürfen sie wohl als unüberlegt und übereilt tadeln. Dagegen ist auch Lady Byron in diesem Bezuge nicht ganz schuldlos. Sie kannte den Bräutigam zu wenig, dem sie ihre Hand gab, und es fehlten ihr das Vertrauen und die Nachgiebigkeit, worauf ein so eigenthümlicher Geist wie der seinige wohl auch in ehelichen Verhältnissen Anspruch zu machen berechtigt seyn dürfte **). Wir wollen mit dieser Behauptung nicht etwa den Grundsätzen einer sogenannten vornehmen Ehe das Wort reden. Byron hat sich nie einer Untreue gegen seine Gattin schuldig gemacht, oder sie mit Kälte und Härte behandelt. Aber freilich waren die Art und Weise seines Lebens, seine Gesellschaft, seine häusliche Ordnung oder auch Unordnung, und kurz, seine Eigenthümlichkeit in seinen vier Wänden fast in allen Puncten dem widersprechend, was Miß Milbanke von Kindheit auf in dem väterlichen Hause als Vorbild einer guten und anständigen Einrichtung vor Augen gehabt hatte. Es konnte daher nicht fehlen, daß die Frau des genialen Dichters sich sträubte in seine häusliche Genialität einzugehn. Er aber fühlte sich gedrückt von der Pedanterei, welche jene mit in sein Haus

---

chen Contrast mit der kalten künstlichen Förmlichkeit und Steifheit, die man Ton (fashion) nennt, bildete." Conv. of L. Byron.

*) Conversations of Lord Byron.

**) Byron selbst behauptet, seine Frau habe ihn nie geliebt. „Ich war in der Mode", sagte er, „als sie zuerst in Gesellschaft kam. Ich war im Ruf, ein großer Wüstling zu seyn, und war ein großer Stutzer; beides gefiel dem Mädchen. Sie heirathete mich aus Eitelkeit und in der Hoffnung, mich zu bessern und festzuhalten. Sie war ein verzogenes Kind; von Natur zur Eifersucht geneigt; und diese ward noch durch die höllischen Machinationen ihrer Vertrauten vermehrt. Conv. of L. Byron.

brachte; und sobald erst die liebe Verwandtschaft anfing die Hände in diese Angelegenheiten zu mischen, so regte sich in ihm der unaufhörlich lauernde Widerstandsgeist, und die Aussicht auf allmäliges gegenseitiges Annähern und Verständigen war verschlossen. Die Einflüsterungen einer alten, vielleicht recht gutmüthigen, aber höchst beschränkten Dienerin, welcher alles ein Gräuel war, was nur um ein Haar breit von dem Wege der ehrenwerthen Alltäglichkeit abwich, wirkten auf das lenksame Gemüth der jungen Lady eben so nachtheilig, wie die Einstimmung ihrer Mutter in ihre Klagen. Denn diese war dem Lord nie gewogen gewesen und bildete nach dem Ausbruche jener häuslichen Zwistigkeiten entschiedene Partei gegen ihn. Trotz erzeugte Trotz; ein schneller Schritt riß den andern nach sich; Ehrgeiz und Scham stellten sich zwischen die immer weiter und weiter auseinander tretenden Gatten; Freunde und Feinde mit guten und bösen Absichten mischten sich in die ärgerlichen Händel; die ehelichen Beschwerden, Anklagen und Vertheidigungen des byronschen Hauses wurden zu einer öffentlichen Zeitungsverhandlung gemacht, und die Gatten sahen sich, ohne es zu wollen und ohne es doch hindern zu können, ohne Zwang und doch ohne freien Willen, von einander getrennt. Beide hatten Recht und beide Unrecht, aber die meisten Stimmen neigten sich der Lady zu. Wohl ihr, wenn nach der Trennung, welche der Tod zwischen ihr und ihrem Gatten bestätigt hat, ihre eigene innere Stimme stets für sie spricht!

Nachdem wir den Gang der Umstände, welche die Scheidung zwischen dem Lord und der Lady Byron herbeiführten, im Allgemeinen nachzuweisen versucht haben, blicken wir noch einmal auf die einzelnen Thatsachen zurück, welche diese Katastrophe begleiteten. Lord Byron's eigene Erzählung mag hier zuerst eine Stelle finden: *)

„Meine erste Bewerbung um Miß Milbanke wurde von ihr zwar abgewiesen, aber ihre abschlägige Antwort war in Ausdrücken abgefaßt, die mich nicht beleidigen konnten. Außerdem war ich überzeugt, daß der Einfluß ihrer Mutter sie in der Ablehnung meiner Bewerbung beherrscht hatte; und diese meine Meinung wurde dadurch

---

*) Conversations of Lord Byron.

bestätigt, daß sie selbst nach einem Jahre unsern unterbrochenen Briefwechsel wieder anknüpfte. Der Inhalt dieses Briefes war, daß sie, obgleich sie mich nicht lieben könnte, doch meine Freundschaft zu besitzen wünschte. Freundschaft ist ein gefährliches Wort für junge Damen. Es ist die Liebe mit völlig gewachsenen Federn, die nur einen schönen Tag erwartet um auszufliegen. Es war mir einmal prophezeit worden, daß siebenundzwanzig ein gefährliches Jahr für mich seyn würde. Die Wahrsagung hat nicht gelogen. Ich sollte dieses Jahr so kennen lernen. Nie werde ich den Tag vergessen. Lady Byron war die einzige unbefangene und unverlegene Person in dem Kreise. Lady Noel, ihre Mutter, schrie und weinte. Ich zitterte wie ein Blatt, gab verkehrte Antworten und nannte meine Frau nach der Ceremonie Miß Milbanke. Mit dem Ringe, welchen ich ihr bei der Trauung gab, hat es eine seltsame Bewandtniß. An dem Tage der Trauung war ein Ring, den meine Mutter seit lange verloren hatte, von einem Gärtner in Newstead beim Graben gefunden worden. Als ich ihn erhielt, dachte ich, er sey mir zum Behufe der Trauung zugeschickt. Aber die Ehe meiner Mutter war nicht glücklich gewesen, und dieser Ring sollte das Siegel einer noch unglücklichern Verbindung werden. Nachdem die kirchliche Feier *) vorüber war, reisten wir nach einem Landgute des Sir Ralph, und ich wurde nicht wenig über die Anordnung dieser Reise in Erstaunen gesetzt und verlor etwas von meiner guten Laune, als ich eine Kammerjungfer zwischen mir und meiner jungen Frau eingeschoben fand. Es war zu früh, den Herrn spielen zu wollen, und ich mußte mich fügen; aber es ward mir sauer."

So folgte eine ärgerliche Unannehmlichkeit unmittelbar auf die heilige Handlung, welche den Lord Byron zum Ehemann gemacht hatte. Mehrere und größere scheinen schon in den ersten Tagen seiner Ehe das häusliche Firmament getrübt zu haben. „Meine Flitterwochen," sagt er, „waren nicht lauter Sonnenschein. Das Barometer sank und stieg, jedoch kam es nie bis auf Null herunter." Lady Byron hatte eine alte Dienerin ihres

---

*) Byron bedient sich eines sarkastischen Ausdrucks dafür, an ordeal.

väterlichen Hauses, ihre Erzieherin und Pflegerin, die, um mit Byron zu reden, aus der Küche ihrer Herrschaft bis an die Tafel derselben avancirt war, mit sich nach London genommen. Diese Frau war ihrem Gemahl eine widerwärtige Erscheinung. Er hielt sie für eine Spionin der schwiegermütterlichen Partei und empörte sich über den Einfluß, welchen sie über seine junge Frau und dadurch auch über sein Hauswesen ausübte. Wir dürfen freilich dem carikirten Gemälde nicht trauen, welches Byron von dieser alten Frau in einer Stunde brennender Rachsucht entworfen hat *): aber wenn die Gouvernante auch kein solches Scheusal von innerer und äußerer Häßlichkeit war, wie die blinde Leidenschaft des Dichters in ihr erblickte, sondern nicht mehr und nicht weniger als eine Gouvernante, so war sie doch, sey es durch Idiosynkrasie, sey es durch irgend eine unbedeutende äußere Veranlassung, gleichsam ein Dorn an der Rose des ehelichen Glücks des Neuvermählten; und er hatte daher wohl Ursache zu erwarten, daß seine Gattin seinem Wohlbehagen den täglichen Umgang und das Zusammenwohnen mit ihrer Gouvernante aufopfern möchte. Aber die Gouvernante blieb im Hause und wurde in der Folge, wenn auch kein weiblicher Jago, doch sicherlich auch keine unbefangene Ausgleicherin leichter Mißverständnisse und Streitigkeiten des jungen Ehepaars. Sie mag freilich alles was sie that, aus Liebe und Treue gegen ihre Herrin und Freundin gethan haben, aber damit ist es nicht entschuldigt, wenn sie, Lord Byron für unfähig haltend diese zu beglücken, das Band auflösen half, welches ihren Engel mit einem Manne zusammenkettete, der in ihren Augen wohl ein halber Teufel scheinen mochte.

Gegen Ende des Jahres 1815 gebar Lady Byron ihrem Manne eine Tochter, Ada, sole daughter of his house and heart, und dieses Pfand der Liebe schien dazu berufen, den Bund der Eltern, welcher bereits durch mancherlei Störungen des häuslichen Friedens erschüttert worden war, wieder zu befestigen. Aber diese Erwartungen blieben unerfüllt, und nicht lange nach den Wochen verließ Lady Byron mit ihrem Kinde das Haus ih-

*) Das famöse Gedicht: Sketch from Private Life.

res Gatten, welches sie nie wieder betreten sollte. Dieser entscheidende Schritt war durch verschiedene Motive herbeigeführt worden. Lord Byron's ökonomische Umstände waren, wie schon oben bemerkt worden ist, damals keinesweges glänzend, und er war nicht gewohnt bei seinen Ausgaben Rücksicht auf seine Einnahmen zu nehmen. Die zehntausend Pfund, welche Sir Ralph seiner Tochter mitgegeben hatte, waren bald verspeist und vertrunken, und die Verschwendung der Tafel mochte der Lady Byron um so ärgerlicher seyn, da die Wahl der Gäste selten mit ihren Grundsätzen oder Vorurtheilen von Anstand und Schicklichkeit übereinstimmte. Ein besonderes Aergerniß gab ihr der Umgang ihres Gemahls mit Schauspielern und andern mit dem Theater zusammenhängenden Personen, und sie vermied so viel als möglich jede Berührung mit dieser Gesellschaft, wodurch Byron nicht selten als Herr des Hauses bloßgestellt wurde. Dies mußte ihm aber um so empfindlicher seyn, da sein Verhältniß zu jenen Personen ein halb amtliches war. Denn er hatte sich seit längerer Zeit in eine Theilnahme an der Direction des Drury-Lane-Theaters eingelassen, und insofern diese mit seinen dichterischen Bestrebungen zusammenhing, hatte Lady Byron, als Gattin eines Dichters, wohl kein Recht, ihm sein Theaterverhältniß zu verleiden. Aber die Eifersucht nährte und befeuerte ihren Widerwillen gegen das Schauspielwesen: denn Byron mußte in seiner Eigenschaft als Mitglied der Direction von Drury-Lane nicht selten auch Schauspielerinnen bei sich empfangen und unter vier Augen mit ihnen sprechen. Namentlich soll die schöne Miß Mardyn der Gegenstand der Eifersucht der Lady Byron geworden seyn und eine Scene im Hause des Lords veranlaßt haben, welche wohl vorzüglich dazu beitrug, den Entschluß in der Lady zur Reife zu bringen, zu ihren Eltern zurückzukehren, um durch deren Einfluß vielleicht eine Aenderung in dem häuslichen Leben ihres Gemahls zu bewirken. Es wird erzählt, daß Byron eines Morgens die erwähnte Miß Mardyn in seiner Bibliothek empfing. Während der Zeit ihres Gesprächs war ein heftiger Regen eingefallen, und der Lord schickte nach einem Fiacre für die Dame. Es war keiner aufzutreiben, und der Hausherr bot ihr seinen Wagen an. Mylady ließ auf die Bestellung, daß angespannt werden sollte, zurücksagen: des Lords Wagen

sey verliehen und noch nicht zurück. Nun merkte der Lord die Absicht seiner Gemahlin und mit ruhiger Entschlossenheit befahl er, Mylady's Wagen solle vorfahren. Diese vergaß sich nun so weit, daß sie durch einen Bedienten erklären ließ: niemals werde sie zugeben, daß Miß Mardyn in einem ihr zugehörigen Wagen fahre. Byron hielt sich auch jetzt noch und lud die Schauspielerin zum Mittagsessen ein. Aber als er sie in den Speisesaal einführte, brach das Gewitter der Eifersucht und des gereizten Ehrgeizes aus, und es entstand eine Scene in welcher die Schauspielerin gewiß die schwerste Rolle zu spielen hatte. Leider wurde dieser Vorfall in der Hauptstadt durch den Ruf verbreitet und entstellt, und das Publicum nahm Partei gegen die sonst so beliebte Miß Mardyn und pochte sie bei ihrem nächsten Auftreten aus. Aber sie entwaffnete durch die Würde ihrer Vertheidigungsworte die ungerechten Angreifer ihrer Ehre, und es hat sich in der Folge auf das genügendste erwiesen, daß zwischen ihr und dem Lord Byron nie ein unerlaubtes Verhältniß stattgefunden *).

Auch die zerrütteten Vermögensumstände des Lords wirkten gleichzeitig auf die Beschleunigung der Trennung der Lady von ihrem Gemahle. Byron selbst gesteht ein, daß es so weit mit ihm gekommen war, daß die Gerichtsdiener damit umgingen ihn bis auf die Betten auszupfänden. Ein Gläubiger trieb den andern aus seinem Hause, und die Heftigkeit des Verschuldeten vereitelte jeden Weg einer gütlichen Ausgleichung. Man kann sich vorstellen, wie Lady Byron sich als Zeugin solcher Auftritte befand, die sie in ihrem väterlichen Hause kaum aus Romanen kennen gelernt hatte, und wie Byron's Laune dabei beschaffen seyn mochte. Indessen hat man ihm, wie schon oben bemerkt worden ist, keine lieblose und rohe Behandlung seiner Gemahlin nachsagen kön-

---

*) Byron in seinen Gesprächen mit dem Capitain Medwin leugnet diesen Vorfall und versichert, daß er mit Miß Mardyn kaum so bekannt gewesen sey, um mit ihr zu sprechen. Dagegen erzählt er, daß Lady Byron's eifersüchtiges Mißtrauen gegen ihn so weit gegangen sey, daß es sie verleitet habe, sein Schreibepult heimlich aufzubrechen und seine Briefe zu entwenden. Ja, die Oppositionspartei der Familie Milbanke soll sogar einen Versuch gemacht haben, den Dichter für wahnsinnig erklären zu lassen.

nen. Er selbst beschuldigt sich eines einzigen harten Wortes gegen sie. „Eines Abends kurz vor ihrer Abreise", erzählt er *), „stand ich am Kamin und grübelte über meine verzweifelte häusliche Lage und andere Unannehmlichkeiten nach. Da trat Lady Byron herein und sagte: Byron, bin ich Ihnen im Wege? und ich antwortete: Verdammt **). Es that mir nachher leid und ich machte mir Vorwürfe über den Ausdruck, der mir unwillkürlich und ohne böse Absicht entschlüpft war. Ich wußte selbst kaum, was ich gesagt hatte."

Lady Byron verließ das Haus ihres Gemahls keinesweges in der Absicht, nie wieder in dasselbe zurückzukehren. Sie wünschte nur, durch die Mitwirkung ihrer Eltern, und zunächst wohl auch durch deren Vermögen, ihre und ihres Gemahls Lage zu verbessern. Aber in dem Hause des Sir Ralph sah man die Verhältnisse ihrer Ehe nicht mit den Augen der Liebe an, und die Partei der Mutter, zu welcher, wie sich erwarten läßt, die Gouvernante als gewichtiges Mitglied sich geschlagen hatte, arbeitete unaufhörlich darauf hin, die Trennung der Lady von ihrem Gemahle dauernd zu machen. Ein Rechtsgelehrter wurde zu Rathe gezogen, die Schulden des Lords wurden berechnet, die Nachbarn und Nachbarinnen trugen arge Geschichtchen und Anekdoten aus alter und neuer Zeit, wahre und unwahre, von dem Leben und Treiben des wilden Sonderlings in das Haus, und Lady Byron gewann endlich die Ueberzeugung, sie könne nie wieder in die Arme ihres Gemahls zurückkehren ***).

Byron hatte diese Wendung der Dinge nicht erwartet. Ein Brief, welchen seine Gemahlin auf der Reise

---

*) Conversations of Lord Byron etc.

**) Damnably.

***) Byron spricht seine Frau selbst insoweit von aller Schuld in dieser Sache los, daß sie ein Werkzeug in den Händen Anderer gewesen sey. „Ihre Mutter", sagt er, „verabscheuete mich immer, sie beobachtete nicht einmal den Anstand, dies in ihrem eigenen Hause zu verbergen. Dazu war Lady Byron selbst von dem beherrscht, was sie feste Regeln und Principien nannte, die mathematisch zusammengepaßt waren. Doch muß ich gestehn, daß sie gegen mich keinen Beweis ihrer gerühmten Consequenz ablegte. Erstlich wies sie mich ab, dann nahm sie mich, dann trennte sie sich von mir, alles nach Grundsätzen."

nach ihrem våterlichen Wohnsitze an ihn schrieb, war in den freundlichsten Ausdrücken abgefaßt und führte die Anrede: Dear Duck! Kaum aber war sie bei ihren Eltern angelangt, als er ein kurzes Schreiben von dem Sir Ralph empfing, des Inhalts, daß seine Tochter ihn nie wieder sehen würde. Byron antwortete sogleich und protestirte gegen den våterlichen Ausspruch, behauptend, daß er überzeugt sey, Sir Ralphs Brief drücke nur die Gesinnungen des Vaters, nicht die der Tochter aus. Aber der nächste Posttag brachte die Bestätigung des våterlichen Spruches von der Hand der Tochter.

Nunmehr vergaß Byron allerdings jede Rücksicht, zu welcher Pflicht und Klugheit ihn auf gleiche Weise hätten vermögen sollen, und seine Leidenschaft machte den Bruch, welcher vielleicht mit der Zeit noch einmal wieder zusammenzubinden gewesen wäre, immer größer und tiefer. Der unüberlegteste Schritt, welchen der Lord sich in seinem Verfahren gegen seine Gemahlin und deren Familie zu Schulden kommen ließ, war die Ausstellung seiner ehelichen Verhältnisse und Händel in dem Morning-Chronicle, dessen Herausgeber, Namens Perry, sein persönlicher Freund war. Dieser ging in seinem freundschaftlichen Diensteifer so weit, daß er den Sir Ralph mit dem Abdruck der Briefe seiner Tochter an ihren Gemahl bedrohte. Auf solche Weise wurden Lord Byron's håusliches Leben und ehelicher Proceß in die Oeffentlichkeit hinübergespielt, und die Theilnahme an diesen Verhandlungen erregte Zeitungsfehden und trennte das Publicum in Parteien für und wider den Lord. Indessen standen die meisten Parteinehmer auf der Seite der Lady, und die Heftigkeit der Erbitterung, mit welcher er die Waffen seines Geistes gegen die in einem solchen Kampf ihm nicht gewachsenen Gegner vor den Augen des Publicums führte, machte die Gerechtigkeit seiner Sache verdächtig. Die Familie Milbanke, im Vertrauen auf diese Stimmung des Publicums, ließ alles über sich ergehen und blieb unerschüttert bei ihrem Entschlusse stehen. Die Scheidung wurde ausgeführt *).

*) Wie lebhaft das londoner Publicum in dieser Sache Partei gegen den Lord nahm, erzählt er selbst dem Capitain Medwin: „Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, welche Schmähungen und Beschimpfungen mich trafen, als unsre Trennung

Schmerz der Liebe und Ingrimm der Rache bestürmten gleichzeitig das Herz des Dichters, und es machte sich in zwei Ergießungen Luft. Das Abschiedslied Fare thee well! gehört ohne Zweifel zu dem Wahrsten, Wärmsten und Tiefsten, was je aus der Feder eines unglücklichen Liebenden geflossen ist. Man hat zwar den Schmerz dieses Liedes hier und da einen erheuchelten genannt, aber ohne Rücksicht auf das Innere des Gedichts. Der äußere Umstand, daß der Dichter es durch die Zeitungen bekannt machte, ist freilich eine Entweihung der heiligen Wahrheit seines Schmerzes. Aber die Wahrheit selbst wird doch durch diesen Mißgriff nicht aufgehoben. Hätte er das Publicum über seine Gefühle täuschen wollen und können, so würde es seinem Wesen viel angemessener gewesen seyn, mit stolzem Trotze von seiner Gemahlin zu scheiden, als in weichen Klagen. Eben so wenig beweist die fast gleichzeitige Abfassung des Pasquills gegen die oft erwähnte Gouvernante, Sketch from Private Life, etwas gegen die Aechtheit der Empfindung in jenem Abschiedsliede. Denn wenn des Dichters Busen abwechselnd mit wehmüthigen Schmerzen über seinen Verlust und mit rachelustigem Ingrimm gegen die vermeinte Haupturheberin seines Unheils kämpfte, was Wunder, wenn er beiden Leidenschaften Worte gab?

Gegen Ende des Aprils 1816 verließ Lord Byron sein Vaterland und setzte nach Frankreich über. Daß diese Abreise eine Folge seiner Scheidung war, bedarf keines Beweises; indessen haben wir oben gezeigt, wie

---

öffentlich bekannt wurde. Ich machte einmal aus den Tagesblättern ein Verzeichniß der verschiedenen Helden, mit denen ich verglichen wurde. Nur wenige sind mir im Gedächtniß geblieben: Nero, Apicius, Epikur, Caligula, Heliogabalus, Heinrich der achte und endlich der —. Alle meine vorigen Freunde, selbst mein Vetter Georg Byron, der mit mir erzogen worden war, und den ich wie einen Bruder liebte, nahmen meines Weibes Partei. Man betrachtete mich als den schlechtesten Ehemann, als den verruchtesten und gottlosesten Menschen, und meine Frau als einen duldenden Engel, als den Inbegriff aller Tugenden und Vollkommenheiten ihres Geschlechts. Ich ward mißhandelt in Druckschriften, war das Gespräch aller Gesellschaften, ward ausgezischt im Oberhause, auf den Straßen insultirt, und scheute mich in das Theater zu gehn, aus dem die unglückliche Miß Mardyn schimpflich fortgejagt worden war."

unser Dichter, auch ohne den unglücklichen Ausgang seiner Ehe, Ursachen in Menge zu haben meinte, sich in seinem Geburtslande nicht heimisch zu fühlen; und mit den unvernarbten Wunden der letzten Mißhandlung, die sein Herz tief getroffen hatte, schied er diesmal von den vaterländischen Küsten, entschlossen und überzeugt, sie nie wieder zu sehen. Denn er hatte ja sogar die alte Abtei, den Sitz seines Hauses, vor seiner Abreise verkauft, obgleich, wie er seiner Mutter kurz vor ihrem Tode erklärt hatte, sein Schicksal unzertrennlich von Newstead seyn sollte *). Man wird daher ohne Befremden hören, daß er kein schönes Bild und kein patriotisches Gefühl aus seinem Vaterlande mit in das Ausland hinübernahm. Nur auf seine Ada, das einzige Kind seines Hauses und Herzens, warf er Blicke der Sehnsucht zurück, als Albions weiße Ufer hinter ihm schwanden:

Is thy face like thy mother's, my fair child!
Ada, sole daughter of my house and heart?
When last I saw thy young blue eyes, they smiled,
And then we parted, — not as now we part,
But with a hope.

Die Zeit ist vorbei, fährt er fort, wo Albions schwindende Ufer mein Herz froh oder traurig machen konnten. Willkommen! ruft er dem Ocean zu, der sich unter ihm bäumt wie ein Roß das seinen Reiter kennt. Wohin? Er weiß es nicht. Mögen die Fluthen und Stürme ihn treiben. Er ist überall zu Hause wo keine Menschen hausen.

Where rose the mountains, there to him were friends;
Where roll'd the ocean, thereon was his home;
Where a blue sky and glowing clime extends,
He had the passion and the power to roam;
The desert, forest, cavern, breaker's foam,
Were unto him companionship; they spake
A mutual language, *clearer than the tome*
Of his land's tongue, which he would oft forsake
For Nature's pages glass'd by sunbeams on the lake.

---

*) Seine Mutter, die sehr an Newstead hing, hintertrieb den ersten Verkauf, von dem vorher in einer Anmerkung die Rede gewesen ist. Damals verschrieb ihr Byron einen lebenslänglichen Aufenthalt in Newstead und erklärte, um sie zu beruhigen, was eben angeführt worden ist. Dallas Recollections.

Mit solchen Gefühlen und Ansichten betrat der Pilger Frankreich, welches er, den Ufern des Rheins zueilend, ohne Aufenthalt durchzog. Sein Weg führte über das Schlachtfeld von Waterloo, auf dem vor weniger als einem Jahre das größte Reich Europa's zertrümmert worden war. Byron konnte diese Stätte nicht unbesucht lassen; aber sein Besuch war nicht der eines patriotischen Wallfahrers. „Als eine Ebene", sagt er in einer Note zu dem dritten Gesange des Childe Harold, „scheint Waterloo zur Scene irgend einer großen Schlacht recht eigentlich bestimmt, obgleich das auch bloße Einbildung seyn kann. Ich habe mit Aufmerksamkeit die Ebenen von Platää, Troja, Mantinea, Leuktra, Chäronea und Marathon gesehn, und dem Felde bei Mont St. Jean und Hougoumont fehlt vielleicht weiter nichts als eine bessere Sache und jene unerklärliche aber wunderbar wirkende Glorie, welche der Lauf der Jahrhunderte über solche berühmte Stätten legt, um sich mit jenen Ebenen vergleichen zu dürfen." Childe Harold selbst spricht noch kräftiger und kühner: „Steh!" ruft er sich zu; „dein Fuß wandelt über dem Staube eines Reiches." Und seine ganze Moral über das ungeheure Leichenfeld ist endlich:

How that red rain hath made the harvest grow!
And is this all the world has gain'd by thee,
Thou first and last of fields! King-making Victory?

Jedoch bringt er, der arge Kosmopolit, auch ein Opfer der Pietät auf dem sonst so wenig heilig gehaltenen Schlachtfelde dar. Wir meinen die schönen Verse zum Andenken an den hier gefallenen Major Howard, einen seiner Verwandten. Von den Niederlanden wandte sich Byron nach Coblenz und feierte hier, im Angesichte von Ehrenbreitstein, den jungen tapfern General Marceau, einen Helden der französischen Republik, welcher bei der Belagerung dieser Bergfestung von einer Kugel getödtet wurde und hier unter einem Monument begraben liegt. Die lachenden Ufer des Rheins, an denen der Pilger bis nach Basel hinaufzog, erheiterten einige Stunden lang seinen finstern Geist. Von Basel nahm er seine Richtung gegen Genf, und die Alpen, „die Zinnen der Paläste der Natur, die Eisdächer der Gletscher, die Donnerkeile des Schnees, die Lavinen", erhoben seine Seele über das Gefühl ihrer

Leiden empor. Aber ehe er diese Höhen erstieg, mußte er noch an einer heiligen Stätte knieen, an dem Beinhause von Murten.

While Waterloo with Cannae's carnage vies,
Morat and Marathon twin names shall stand;
They were true Glory's stainless victories,
Won by the unambitious heart and hand
Of a proud, brotherly and civic band,
All unbought champions in no princely cause
Of vice-entail'd Corruption; they no land
Doom'd to bewail the blasphemy of laws
Making Kings' rights divine, by some Draconic clause.

Auch konnte er der Versuchung nicht widerstehen, einige von den burgundischen Gebeinen, als Trophäen der Freiheit, mit sich zu nehmen, mit dem Vorsatze, sie als Heiligthümer aufzubewahren. Einen längern Aufenthalt machte der Dichter an den Ufern des Genfersees, die er im Junius 1816 erreichte. Er nahm seine Wohnung in der Campagne Diodati *) und lebte hier sehr eingezogen, jede Berührung mit der großen Welt vermeidend und besonders verschlossen gegen die Besuche seiner Landsleute, von denen daher manche nach ihrer Heimkehr alberne Anekdoten von dem Manne in Umlauf brachten, den sie höchstens von fern in einem Kahne auf dem See gesehn hatten. Er machte während des Sommers und Herbstes mehrere Streifereien durch die Schweiz; zunächst boten der See und seine Nachbarschaft die Scenen dar, welche Rousseau in seiner Heloise gefeiert hat; Clarens, Vevay, Chillon, Boveret, St. Gingo, Meillerie, Ersan. Daß die Mönche des St. Bernhard das Bos-

---

*) Sie liegt in dem Dorfe Coligny auf der savoyschen Seite des Sees, im Rücken die Alpen, vor sich die Aussicht auf den See, und darüber der Jura. Die meisten Erholungsstunden brachte Byron auf dem See zu, und Hobhouse und Shelley, die ihn hier auf einige Zeit besuchten, leisteten ihm Gesellschaft in seiner Barke. Sonst ging er fast mit niemand um. Aber man beobachtete ihn mit Fernröhren von der entgegengesetzten Seite des Sees und trug sich mit den seltsamsten Anekdoten auf seine Kosten herum. Einst folgte er einer Einladung der Frau von Staël nach Coppet. Als er aber das Zimmer voll Fremden fand und die Wirthin anfing ihm eine Vorlesung vor dem Haufen zu halten, so machte er ihr einen Bückling und empfahl sich. Conv. of L. Byron.

quet de Julie um des lieben gemeinen Bedürfnisses willen niedergehauen hatten, mußte einen **Dichter** wohl empören. Die großen Verdienste dieser heiligen Brüder um die Rettung und Erquickung der Reisenden auf den gefährlichen Bergstraßen des St. Bernhard bleiben aber durch sein Anathema gegen ihre undichterische und egoistische Praxis unangetastet. Rousseau und Voltaire konnten nicht ohne Gruß und Ansprache bleiben, wenn ein Childe Harold Clarens, Lausanne und Ferney besuchte. Seine Charakteristiken dieser beiden Philosophen müssen freilich ein nicht geringeres Aergerniß bei rechtgläubigen Christen und Bürgern erregen, als die Philosophen selbst. Aber von seinem Standpuncte, als eines Deisten und Kosmopoliten, sind sie überaus scharf und treffend. Auch Reisen in die höheren Alpen wurden unternommen und namentlich die Gletscher der Jungfrau unter Sturm und Donner durchklettert *).

Byron's Begleiter auf einigen dieser Gebirgsreisen war der Dichter Percy Bysshe Shelley, ein in seinem Vaterlande wegen politischer und religiöser Freigeisterei übel berüchtigter Mann, welcher auch in Italien, und namentlich in Pisa, zu dem vertrautesten Umgange des nicht minder verrufenen Lords gehörte. Wir sind nicht im Stande, mit Sicherheit über den Charakter Shelley's zu urtheilen; so viel aber scheint uns mehr als wahrscheinlich, daß die Journalisten und Recensenten,

---

*) In einem Fragment seines Tagebuches beschreibt er diese Reise mit kräftigen Skizzenstrichen: „After a variety of windings came to an enormous rock, arrived at the foot of the mountain the Jungfrau. Glaciers, torrents, one of these nine hundred feet visible descent. Lodge at the curate's, set out to see the valley, heard an Avalanche fall like thunder! Glaciers enormous, storm came on, thunder and lightning and hail! — all in perfection and beautiful. The torrent is in shape, curving over the rock, like the tail of the white horse streaming in the wind, just as it might be conceived would be that of the *Pale Horse*, on which Death is mounted in the Apocalypse. It is neither mist, nor water, but a something between both. Its immense height gives it a wave, a curve, a spreading here, a condensation there — wonderful, indescribable.“ Wer erkennt hier nicht die ersten Grundstriche der gigantischen Felsengemälde im Manfred?

welche ihn als einen Atheisten verschrien haben, theils durch seine Freundschaft mit Byron gegen ihn befangen sind, theils auch ihre Freude daran haben, den genialen Faust ihrer Literatur in so engen Verhältnissen mit einem Mephistopheles zu sehen*). Die Anekdote, welche von Shelley's Einschreibung in das Fremdenbuch der Priorey St. Bernhard in Chamouny erzählt wird, zeigt ihn uns allerdings als einen übermüthigen Spötter. Er soll nämlich ein Paar Verse mit griechischen Buchstaben in das Buch geschrieben haben, welche böse Blasphemien enthielten und darunter seinen Namen mit dem Zusatze Ἄθεος. Die guten Mönche konnten die fremden Buchstaben nicht lesen, und so blieb die Befleckung in ihrem Buche, bis irgend ein gelehrter Reisender ihnen die Augen darüber öffnete und den Frevel bekannt machte. So etwas ist zu ernst für einen Scherz, und zu scherzhaft für ein ernsthaftes Glaubensbekenntniß. Byron blieb aber Shelley's Freund nach wie vor, und die Engländer hatten wieder einen neuen Anlaß die Ruchlosigkeit desselben auszuschreien**).

Gegen Ende des Jahres 1816, ehe der Schnee ihm die Straßen über die Alpen verschließen möchte, verließ er die Schweiz und eilte dem Wunderlande Italien zu. Er erblickte es zuerst in der lombardischen Ebene und hat von dieser Zeit an bis zu seiner Einschiffung nach Griechenland gegen Ende des Jahres 1823 ununterbrochen in demselben gelebt.

Die Frucht seiner Reisen durch die Niederlande, am Rhein und durch die Schweiz ist der dritte Gesang des Childe Harold, den er größtentheils am Genfersee geschrieben hat; ein Werk von hoher Schönheit, welches an Tiefe und Feuer der Empfindung und an Großartigkeit der Phantasie seine beiden Vorgänger eben so weit übertrifft, wie in der Gediegenheit seiner Form. Daß das dramatische Gedicht Manfred seinen Ursprung den Alpen verdankt, bedarf keiner besondern Anzeige. Es

---

*) Vergleiche was wir weiter unten über Shelley's Verhältniß zu Byron erzählt haben.

**) Byron äußert sich mit Empörung über das Geschrei, welches man in England über dieses Ἄθεος erhoben hatte, und scheint den Zusatz für das Werk einer andern Hand zu halten. Conv. of L. Byron.

steht in seiner gigantischen Naturkraft alpengleich unter den übrigen Werken unsres Dichters da, und seine verkörperten Elementargeister gehören zu dem Erhabensten, was die neuere Poesie in diesem Felde aufzuweisen hat. Die dramatische Kunst des Stückes ist wenig bedeutend, wie denn Byron überhaupt sich selbst zu wenig vergessen konnte, um je in den Personen Anderer rein und sicher zu sprechen. Sein Manfred ist wie Childe Harold, wie der Corsar, wie Lara und wie fast alle seine Helden, ein geheimnißvolles Wesen, in dessen tiefer Seele ein ungeheurer Gräuel, eine gräßliche That, ein fürchterliches Geschick vergraben liegt. Dieser Riese schläft in ihm wie unter einem halb ausgebrannten Vulkane; aber zuweilen erwacht er und wühlt sich auf, und dann steigen Qualm und Feuer aus dem finstern Krater empor. Dazu kömmt noch das Grauenvolle, welches Byron allen diesen Helden dadurch giebt, daß er ihnen mehr oder weniger Züge und Farben von seiner eigenen Seelenphysiognomie leihet und sich gleichsam so in diese Masken hineindichtet, daß wir, fortgerissen von dem lyrischen Schwunge des Epikers oder Dramatikers, den Sänger nicht mehr von seinem Helden zu trennen im Stande sind. Manfred's Verwandtschaft mit dem Faust ist nicht zu verkennen: gewiß aber verdankt Byron's Drama dem Göthischen hier nicht viel. Denn die alte Sage ist ja ein gemeinschaftliches Eigenthum der Deutschen und der Engländer, und diese haben schon vor Shakspeare eine dramatische Bearbeitung derselben aufzuweisen*). Von den kleineren Arbeiten, welche Byron noch vor seiner Abreise über die Alpen vollendete, nennen wir nur The Prisoner of Chillon und die Monody on Sheridan. Zu dem erstgenannten Gedicht, einem Stücke, welches an innerer und äußerer Vollen-

---

*) Von Christoph Marlow. Göthe's Faust hat Byron nie im Original gelesen, so wie er denn überhaupt nicht so viel Deutsch verstand, um unsre Dichter in ihrer Sprache genießen zu können. Englische und französische Uebersetzungen waren die Media, durch welche er unsre Literatur studirte. Zuweilen mußte ihm Shelley Stellen von Göthe's Werken aus dem Stegreif übersetzen, und für eine Uebertragung von Göthe's Selbstbiographie zu seinem alleinigen Gebrauche hatte er 500 Pfund ausgeboten. Ich gäbe die Welt darum, sagte er zu Medwin, den Faust im Original zu lesen.

dung von keinem andern seiner Werke übertroffen wird, und dessen Geist freier und reiner von den poetischen Unarten und Verwöhnungen seines Verfassers ist, als irgend eines von größerem Umfange und Rufe, begeisterte ihn der hart am Genfersee gelegene Festungsthurm von Chillon und die durch dessen Kerker geweckte Erinnerung an einen Gefangenen, welcher als ein Märtyrer der Freiheit sechs Jahre lang in ihm geschmachtet hatte. Jedoch hat er die eigentliche Geschichte des Franz von Bonnivard nicht in das Gedicht verflochten. Die Rede auf Sheridan's Tod schrieb er im Auftrage des Drury-Lane-Theaters als Prolog zu der Aufführung des Lustspiels The School for Scandal.

Nachdem Byron den italienischen Boden unter sich und den italienischen Himmel über sich fühlte, schien auch seine Natur, angeweht von dem Zauber des südlichen Klima's, heller und milder zu werden. Nicht lange fesselten ihn einige Städte der Lombardei, die er auf dem Wege nach Venedig berührte. Denn eine unwiderstehliche Sehnsucht zog ihn nach der wunderbaren Lagunenstadt, der entthronten Königin des Oceans, der bräutigamslosen Braut des adriatischen Meeres, die er von seinem Knabenalter an, als eine Feenstadt seines Herzens, geliebt hatte. Wie ein Liebender seine hinsterbende Braut, so feiert Byron's Muse in den ersten Stanzen des vierten Gesanges seiner Pilgerschaft die untergehende Herrlichkeit Venedigs, und mit edlem Unwillen schilt er die Völker, und vor allen das englische, daß sie den Löwen des heiligen Markus dem habsburgischen Adler geopfert hätten.

Venice — — — — — thy lot
Is shameful to the nations, most of all,
Albion, to thee! The Ocean queen should not
Abandon Ocean's children; in the fall
Of Venice think of thine, despite thy watery wall!

In Venedig traf Byron mit seinem alten Reisegefährten John Hobhouse zusammen und machte in dessen Gesellschaft mehrere Ausflüge nach dem südlichen Italien, und namentlich auch die Reise nach Rom, welche ihm die Materialien zu dem vierten Gesange seines großen Gedichts lieferte. Sein Begleiter schrieb unter dem Titel Illustrations einen Band weitläufiger Erläuterungen

zu diesem Gesange mit vielen Abschweifungen über verwandte Gegenstände der Geschichte und Literatur. Wie weit Byron's Reisen durch Italien sich erstreckt haben, und in welchen Jahren er seine verschiedenen Streifereien gemacht habe, können wir nicht mit Bestimmtheit angeben. Childe Harold's Pilgerschaft endigt mit Rom; jedoch wird erzählt, daß der Dichter in der Folge unter andern auch die Inseln Corsica und Sardinien besucht habe*).

Lord Byron's Lebensweise in Venedig, wo er bis gegen das Ende des Jahres 1819 wohnhaft blieb, war sehr verschieden von seiner Einsiedlerei am Genfersee. Er machte sich einheimisch in der lustigen Stadt der Masken und Gondeln, besuchte Conversazioni, Casini und Kaffeehäuser, spielte den Cavalier servente, arbeitete wenig und war überhaupt ein so guter Venetianer, als ein Engländer es zu werden vermag. In seiner Scheu gegen seine Landsleute blieb er sich indessen gleich, und es hielt sehr schwer für einen reisenden Engländer, bei ihm eingeführt zu werden, wenn es nicht durch einen seiner vertrauten Freunde geschah. Er selbst klagt aber in einem Briefe über die Verfolgungen jener Touristen, die seine Person zu den Curiositäten zählten, welche sie in Italien gesehen haben müßten um mit vollständigem Erfolge gereist zu seyn, und versichert dabei, daß er seit seinem Abgange aus England mit keinem Engländer ein Wort gewechselt habe, etwa zwölf bis fünfzehn Personen ausgenommen, die er namhaft macht**).

In einem Stücke wich Byron von der Lebensweise

---

*) Nur aus einer Anzeige in der Literary Gazette kennen wir das vor kurzem erschienene Werk: „Narrative of Lord Byron's Voyage to Corsic and Sardinia, during the summer 1821. From a Journal kept on board his Lordships Yacht Mazeppa.“ London 1824, 8. Diese Reiseerzählung selbst, welche auch Sicilien und einige Küstenstädte von Unteritalien berührt, gehört zwar in die Classe der münchhausenschen wahrhaften Geschichten, und der grobe Ignorant, welcher sie geschrieben hat, scheint den Lord Byron und dessen Schriften und Jachten eben so wenig gekannt zu haben, wie die Inseln Corsica und Sardinien. Indessen hat doch wahrscheinlich eine wirkliche Reise des berühmten Dichters Veranlassung zu dem Machwerke gegeben.

**) Der Brief findet sich wieder abgedruckt in dem Buche von Cosmo Gordon, S. 73.

der Lagunenstadt auffallend ab, nämlich in seinen Spazierritten an dem Meeresufer bei Lido. Bekanntlich stirbt in Venedig mancher Einwohner, ohne in seinem ganzen Leben jemals andere Pferde gesehen zu haben, als gemalte, gegossene oder in Stein gehauene. Byron bedurfte aber der Leibesbewegung zu Pferde, an welche er sich von Jugend auf gewöhnt hatte, so unerläßlich, daß er sich zu Lido einen Stall für seine Rosse einrichtete und nun alle Tage dahin übersetzte, um auf ihnen im Sande des Meerufers einige Stunden umherzutummeln. Auch das Schwimmen übte der neue Leander in Venedig ununterbrochen fort, und er konnte von sich sagen, daß er schwimmend eine größere Strecke des Meeres durchreist sey, als die meisten englischen Dichter zu Schiffe. Im Jahre 1818 schwamm er mit dem Ritter Mingaldo und seinem Freunde Alexander Scott von Lido aus nach Venedig. Am großen Canal waren die beiden Engländer dem Italiener so weit voraus, daß sie ihn nicht mehr sahen. Scott schwamm bis zu dem Rialto, Byron aber durch den ganzen großen Canal, bis wo die Lagunen gegen Fusina hin ihn wieder in sich aufnehmen. Er war vier Stunden und zwanzig Minuten ohne Rast und ohne Hülfe und ohne jemals den Grund zu berühren im Wasser gewesen*).

Wir wollen hier einige Bekenntnisse aus des Dichters eigenem Munde über sein Leben in Venedig zur Ausführung unserer Skizze folgen lassen.

„Venedig!" — sagte er in Pisa, auf die Frage des Capitain Medwin, wie er sich dort gefallen habe. — „Ich verabscheue jede Erinnerung an den Ort, das Volk und mein Leben daselbst. Ich stürzte mich da wieder in die Gesellschaft, trabte wieder die alte Runde der Conversazioni, Bälle, Concerte, war jeden Abend in der Oper, ein beständiger Besucher der Ridotta während des Carnevals, und bald mitten in allen Zerstreuungen dieses wollüstigen Ortes. Alles im venezianischen Leben, seine Gondeln, sein weibisch gewöhnender Müßiggang, seine Scirocco's, entnerven Geist und Körper. Meine Spazierritte waren mir Erholung und Stärkung; aber der

---

*) S. Byron's Brief an seinen Verleger Murray, wieder abgedruckt in den Memoirs of the Life and Writings of Lord Byron etc.

tiefe Sand des Lido richtete meine Pferde zu Grunde, und ich ward des eintönigen Meerufers müde. Ich brachte die Villegiatura an der Brenta zu."

„Ich schrieb wenig in Venedig und jagte mit aller Gewalt nach Vergnügungen — eine Beschäftigung, die mich bald ermüdete."

„Die Weiber in Venedig waren, wie es immer ihre Bestimmung gewesen ist, mein Verderben. Wie Napoleon, habe ich stets eine große Verachtung gegen die Weiber gehegt, und ich bildete mir diese Meinung nicht übereilt, sondern aus eigenen traurigen Erfahrungen. Meine Schriften erheben zwar das andere Geschlecht, und meine Einbildungskraft ergötzte sich immer daran, sie in idealischer Schönheit zu malen. Aber ich zeichnete sie gerade wie ein Maler oder Bildhauer sie zeichnen muß, — wie sie seyn sollten. Vielleicht sind meine Vorurtheile und die Entfernung, in der ich sie immer gehalten habe, daran Schuld, daß meine Illusion über ihre himmlischen Eigenschaften nicht gänzlich zerstört oder verwüstet worden ist."

„Ihr Zustand in der Gesellschaft ist unnatürlich. Die Türken und Morgenländer haben darin weit bessere Einrichtungen als wir. Sie sperren sie ein, und dabei sind die Weiber viel glücklicher. Geben Sie einer Frau einen Spiegel und Zuckerplätzchen, so ist sie zufrieden."

„Ich habe vom andern Geschlecht gelitten, seit ich mich erinnere. Ich fing damit an, genarrt zu werden, und endete damit, meine Frau zu verlieren. Die sind die weisesten, die sich in keine Verbindung mit Weibern oder Geliebten einlassen. Der Ritterdienst bei Weibern, von welcher Art er auch sey, ist vielleicht eine eben so elende oder noch elendere Sclaverei, als jede andere. Ich hatte keine Verpflichtung irgend einer Art in Venedig, und war dennoch nicht ohne Verdruß. Sie erinnern sich wohl das Bildniß eines Mädchens gesehen zu haben, welches bei Murray in Kupferstich erschienen ist und für meine Fornarina erklärt ward."

„Harlowe, der arme Schelm, der bald nach seiner Rückkehr aus Rom starb und Bilder aus dem Gedächtniß nachzumalen pflegte, machte mein Bildniß, als er in Venedig war. Eines Tages war dieses arme Geschöpf, das ich zufällig kennen gelernt hatte, in meinem Palast, fiel dem Maler in die Augen, und dieser, betrof-

sen von ihrem Anblick, bat sie ihm zu sitzen. Sie that es, und ich sandte die Zeichnung nach Hause, als eine Probe von den Venezianerinnen, und wahrlich nicht von den häßlichsten. Denn sie war hübsch, obgleich das zanksüchtigste und trotzigste Ding von der Welt. Um Ihnen eine Vorstellung von der Dame zu geben: sie nannte mich gewöhnlich den Gran Cane della Madonna. Als sie einmal festen Fuß in meinem Hause gefaßt hatte, gefiel es ihr außerhalb nicht mehr, und ich hatte viele Noth, sie zu dekolonisiren. Sie drängte sich einmal wieder zu mir herein, als ich bei Tische saß, ergriff ein Messer vom Tisch und drohte sich zu erstechen, wenn ich nicht zugäbe daß sie im Hause bliebe. Da sie sah, daß ich keine Notiz davon nahm, weil ich wohl wußte, daß alles erlogen war, lief sie auf den Balkon und stürzte sich in den Canal. Er war aber nur knietief und voll von Gondeln, und so ward sie natürlich von einer aufgefangen. Diese Geschichte machte damals großen Lärm. Einige sagten, ich hätte sie in's Wasser geworfen, Andere, sie hätte sich selbst aus Liebe hineingestürzt. Aber dieses ist die wahre Geschichte."

„Fast in gleiche Noth gerieth ich, als ich einem Mädchen den Hof machte. Den Wittwen in Venedig, so viel Sie wollen; nur hüten Sie sich vor Mädchen. In einer Nacht hatte ich ihr eine Serenade unter ihrem Fenster gebracht: den nächsten Morgen ließen sich zugleich ein Priester und ein Polizeibeamter melden. Sie kamen, wenn ich recht verstand, um mich entweder todt zu schießen, oder wieder zu verheirathen. Ich bekümmerte mich nicht darum, welches von beiden geschehen würde. Das Leben in Venedig ward mir am Ende ekelhaft und langweilig, und ich war froh, ihm den Rücken zu kehren. Die Regierung trug auch ihr Theil dazu bei, mich fortzutreiben. Meine Bücher und Papiere wurden aufgefangen und meine Schriften verboten. Ueber diese letztere Maaßregel war ich eben nicht aufgebracht, da gerade um diese Zeit eine Uebersetzung von Childe Harold erschienen war, die mich ganz und gar nicht erfreute. Mein alter Freund gefiel mir nicht in seinem neuen nachlässigen Gewande. Diese Versi sciolti in welche sie ihn gesteckt hatten, waren ein Negligé das ihm gar nicht stand."

Eine dringendere Veranlassung, Venedig zu verlas-

sen und Ravenna zu seinem Aufenthalte zu wählen, gab dem Lord Byron seine in der letzten Zeit seines venezianischen Carnevallebens angeknüpfte Verbindung mit dem gräflichen Hause Gamba, welche von jetzt an mit jedem Jahre enger und fester wurde, so daß das Schicksal unseres Dichters mit dem der Gamba's bis gegen das Ende seines Lebens zusammengekettet zu seyn scheint. Wir müssen daher etwas näher in diese Verhältnisse eingehen.

Theresa, Gräfin Gamba, deren Geist, Herz und Körper von der Natur auf gleiche Weise mit verschwenderischem Wohlwollen ausgestattet worden waren, das einzige Juwel in dem erschöpften Schatze einer vor Zeiten reichen und angesehenen Familie, war, nach italienischer Sitte, in ihrem sechszehnten Jahre mit einem Sechziger verheirathet worden, dem Grafen Guiccioli, welcher für den Krösus der ganzen Romagna galt und in Ravenna seinen Wohnsitz hatte. Von Anfang wohnten sie in abgesonderten Zimmern, und sie nannte ihn immer Herr. So war sie eine Zeit lang für den alten guten Mann, was Byron's Angiolina für den Marino Faliero. Aber dieses unnatürliche Verhältniß konnte nicht lange dauern, und italienische Frauen von sechszehn Jahren sind mit alten guten Männern nur so lange zufrieden, als sie keine jüngern kennen gelernt haben. „Die Liebe", sagt Byron, von der Guiccioli sprechend, „ist hier nicht das dumpfe, kalte, brennende Gefühl, wie im Norden. Sie ist das ernsthafte Geschäft des Lebens der Frauen, ein Bedürfniß, eine Nothwendigkeit. Jemand definirt das Weib ganz richtig: ein Geschöpf welches liebt."

Byron hatte die schöne Guiccioli in Venedig kennen gelernt, wo sie mit den Ihrigen, wahrscheinlich während eines Carnevals, einen Aufenthalt von einiger Dauer gemacht hatte. Er hatte ihr Herz gewonnen, und sie das seinige, und der Geist scheint bei beiden der Kuppler zwischen den Herzen gewesen zu seyn. Denn Therese hatte eine ausgezeichnete Erziehung genossen und war mit den großen italienischen Dichtern, und namentlich mit dem kolossalen Dante, schon in frühester Jugend vertraut geworden. Dadurch war der natürliche Schwung ihres Geistes erhöht worden, ohne daß sie jedoch aus der Sphäre der weiblichen Liebenswürdigkeit herausgerückt worden wäre. Byron selbst sagt von ihr: „Ihre Unterhaltung ist lebhaft, ohne frivol zu seyn; ohne Anspruch auf Gelehrsamkeit

hat sie alle die besten Schriftsteller ihrer und der französischen Sprache gelesen. Sie verhehlt oft was sie weiß, aus Furcht man möchte glauben, sie wisse zu viel; sie weiß vielleicht, daß ich gelehrte Weiber nicht leiden kann. Um mit Jeffrey zu reden: „„Wenn sie blaue Strümpfe hat, so sorgt sie dafür daß ihr Rock sie bedecke*).““ Capitain Medwin, welcher die Guiccioli einige Jahre später in Pisa sah, entwirft ein reizendes Bild ihres Wesens, welches zur Vervollständigung der abgerissenen Aeußerungen unsres Dichters hier eine Stelle finden mag:

„Die Gräfin Guiccioli ist drei und zwanzig Jahre alt, obgleich sie nicht mehr als siebzehn oder achtzehn zu zählen scheint. Unähnlich den meisten italienischen Weibern, ist sie von einer zarten Schönheit. Ihre großen, dunklen, schmachtenden Augen sind durch die längsten Augenwimpern die ich jemals gesehen habe, beschattet, und ihr dunkelbraunes Haar, das ungebunden ihren Kopf umwallt, spielt in einer Fülle natürlicher Locken auf ihren Schultern. Ihre Figur ist vielleicht zu stark für ihre Größe, aber ihre Büste ist außerordentlich schön. Ihren Zügen fehlt wenig zu der Regelmäßigkeit des griechischen Umrisses, und ihr Mund und ihre Zähne sind so schön als man sie sich nur denken kann. Unmöglich kann man sie ohne Bewunderung sehen, unmöglich sie sprechen hören ohne sich bezaubert zu fühlen. Ihre Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit geben sich in jedem Ton ihrer Stimme kund, welche, verbunden mit der Musik ihrer schönen italienischen Aussprache, allem was sie sagt, einen eigenen Reiz verleiht. Anmuth und Zierlichkeit scheinen Hauptbestandtheile ihres Wesens zu seyn.“

Eine solche Frau schien recht eigentlich für Byron geschaffen zu seyn, und dem Schicksale Trotz bietend, welches ihn in England, sie in Italien hatte geboren werden lassen, machte er sie, nachdem er sie aus den unnatürlichen Banden ihrer Ehe gelöst hatte, zu der Seinigen. Aber wir wollen dem Gange der Begebenheit nicht vorgreifen.

Zu der Liebe der schönen Theresa gewann Byron auch die Freundschaft ihres Vaters und Bruders, des

---

*) Conversations of Lord Byron.

alten und jungen Grafen Gamba, und diese Freundschaft war nicht etwa ein lästiges Anhängsel der Liebe, sondern gründete sich auf gegenseitige Achtung und mannigfache Uebereinstimmung in Gesinnungen und Grundsätzen, namentlich auch politischen; und wir werden in der Folge sehen, daß der junge Graf Gamba, seinem Freunde und Wohlthäter auch nach dessen Tode getreu, der Leiche desselben nach England folgt und seinem Andenken Erinnerungsblätter ihrer Freundschaft weiht *).

Bald nachdem die Guiccioli und ihre Familie Venedig verlassen hatten, fühlte Byron die Unmöglichkeit, fern von dem Zauberkreise zu leben, in den er sich hatte hineinziehen lassen, und ein Gedicht, welches er kurz vor seiner Abreise nach Ravenna an den Po richtete, giebt Zeugniß von den Empfindungen, mit denen er der Wiedervereinigung mit der Geliebten entgegenging **).

---

*) A short Narrative of Lord Byron's last Journey to Greece, extracted from the Journal of Count Peter Gamba, befindet sich unter Murray's neuesten Verlagsartikeln.

**) Da diese Verse sich nicht in Byron's Werken finden, so theilen wir sie aus Medwin's Conversations unsren Lesern mit:

River that rollest by the ancient walls
Where dwells the lady of my love, when she
Walks by the brink, and there perchance recalls
A faint and fleeting memory of me:

What if thy deep and ample stream should be
A mirror of my heart, where she may read
The thousand thoughts I now betray to thee,
Wild as thy wave and headlong as thy speed?

What do I say — a mirror of my heart?
Are not thy waters sweeping, dark and strong?
Such as my feelings were and are, thou art;
And such as thou art, were my passions long.

Time may have somewhat tamed them, not for ever;
Thou overflow'st thy banks, and not for aye;
Thy bosom overboils, congenial river!
Thy floods subside and; mine have sunk away —

But left long wrecks behind them, and again
Borne on our old unchanged career, we move;
Thou tendest wildly onward to the main,
And I to loving one I should not love.

Ehe wir aber mit unserm Dichter Venedig verlassen, müssen wir noch einen Rückblick auf seine literarische Laufbahn bis zu diesem Puncte werfen.

Der vierte Gesang des Childe Harold, welcher sich über Italien verbreitet und in seinen tiefsten und innigsten Betrachtungen über Venedig und Rom schwebt, giebt sich durch seinen Stoff als eine Frucht des Aufenthalts in der Lagunenstadt und der schon erwähnten Reise nach Rom zu erkennen. Die Idee zu dem tief empfundenen Gedicht The Lament of Tasso erweckte in ihm ein

---

The current I behold will sweep beneath
Her native walls and murmur at her feet;
Her eyes will look on thee, when she shall breathe
The twilight air, unharm'd by summer's heat.

She will look on thee; I have look'd on thee,
Full of that thought, and from that moment ne'er
Thy waters could I dream of, name or see,
Without the inseparable sigh for her.

Her bright eyes will be imaged in thy stream;
Yes, they will meet the wave I gaze on now:
Mine cannot witness, even in a dream,
That happy wave repass me in its flow.

The wave that bears my tears, returns no more:
Will she return by whom that wave shall sweep?
Both tread thy banks, both wander on thy shore,
I near thy source, she by the dark blue deep.

But that which Keepeth us apart, is not
Distance, nor depth of wave, nor space of earth,
But the distraction of a various lot,
As various as the climates of our birth.

A stranger loves a lady of the land,
Born far beyond the mountains, but his blood
Is all meridian, as if never fann'd
By the bleak wind that chills the polar flood.

My blood is all meridian; were it not,
I had not left my clime; — I shall not be,
In spite of tortures ne'er to be forgot,
A slave again of love, at least of thee.

'Tis vain to struggle — let me perish young —
Live as I lived, and love as I have loved:
To dust if I return, from dust I sprung,
And then at least my heart can ne'er be moved.

Besuch des Kerkers jenes unglücklichen Sängers in dem St. Annenhospital zu Ferrara, und der größte Theil der Verse ward in den dumpfen Mauern geschrieben, aus denen er die Stimme seines klagenden Helden ertönen läßt*). Die beiden venezianischen Trauerspiele Marino Faliero und The two Foscari sind, wenn sie auch, wenigstens das letztere, nicht in Venedig vollendet wurden, dennoch als Producte des dortigen Aufenthaltes unseres Dichters anzuführen. Sie athmen venezianischen Geist, und die Eindrücke, Bilder, Empfindungen und Gesinnungen welche uns in ihnen begegnen, sind oft so local, daß man behaupten darf, nur in Venedig habe die Muse des vielgewanderten Dichters gerade so dichten können. Freilich findet sich daneben aber auch manches, was eben so weit von jener Localität, wie überhaupt von der dramatischen Wahrheit der Charaktere abweicht, und auch diese beiden Stücke bestätigen die schon oben bei Erwähnung des Manfred gemachte Bemerkung, daß Byron nicht im Stande ist sich selbst so weit zu vergessen, um einen fremden Charakter rein und fest darzustellen. Ueberdies sind diese Trauerspiele durch declamatorische Schilderungen und Raisonnements nicht allein über das Maas eines aufzuführenden Drama's, sondern über das dramatische Maas überhaupt aufgeschwellt. Marino Faliero ist, wie bekannt, bald nach seiner Herausgabe in London aufgeführt worden, und zwar, wie es zu erwarten stand, ohne Beifall. Der Dichter hatte ihn nicht für die Bühne geschrieben, obschon er, auch darin den Engländer verleugnend, sich bei diesem und seinen übrigen Trauerspielen in die Schranken der französischen Einheiten fügt*); sein Zweck war gewesen, eines der merkwürdigsten Ereignisse in den Annalen der vene-

---

*) Auf ähnliche Weise schrieb er den Prisoner of Chillon, und zu der Prophecy of Dante begeisterte ihn der Anblick der Grabstätte des großen Verbannten.

**) Merkwürdig sind seine Ansichten über diesen Gegenstand, theils in den Vorreden zu seinen Dramen, theils in Medwin's Journal. Seine Vorurtheile gingen in diesem Puncte so weit, daß er über Shakspeare nicht viel besser sprach, als ein Franzose. Wir möchten in seinen Urtheilen über den größten Dichter seiner Nation gern den Geist des Widerspruchs vernehmen, wenn er nur hierin nicht zu sehr auch mit der Mehrzahl seiner Landsleute übereinstimmte.

zianischen Republik darzustellen, und er wählte dazu eine Form die er für die interessanteste hielt, den Dialog. Er gab seinem Werke die Schilderung der Umgebungen und Sitten bei, die er am Orte selbst angeschaut und studirt hatte, und diese traten, wie schon bemerkt worden ist, aus der dramatischen Form in die des erzählenden und beschreibenden Gedichts über.

Diese Ansichten spricht Byron selbst über seine venezianischen Tragödien aus, aber freilich erst nach dem schlechten Erfolge des Marino Faliero auf der londoner Bühne. Und den Mißgriff gesteht er ebenfalls selbst ein, daß er bei solchen Ansichten seine Stücke Tragedies nannte.

Die kleine venezianische Geschichte Beppo, ein Kind der lustigen Carnevalslaune unsres Dichters, ist ein schwacher Vorläufer des Don Juan, welcher auch schon in Venedig begonnen wurde. Die prosaische Erzählung The Vampyre ist dem Lord Byron fälschlich zugeschrieben und unter seinem Autornamen in England, Deutschland und Frankreich verkauft worden. Die Grundlage des Stoffes rührt allerdings von ihm her und findet sich in dem Fragment hinter dem Mazeppa in den murrayschen Ausgaben: aber der Verfasser des Vampyr ist der Arzt Polidori, ein excentrischer Kopf, welcher sich im Jahre 1821 zu London vergiftete, wie Byron meint, wegen getäuschter Hoffnungen *). Der eben erwähnte Mazeppa, ein überaus lebendiges und frisches Gedicht, dessen kosakischer Stoff den Lesern von Voltaire's Karl XII bekannt ist, weicht auf eine wahrhaft erfreuliche Weise von dem düstern und schauerlichen Colorit der früheren poetischen Erzählungen Byron's ab, und schließt mit einer sehr glücklichen Ironie. So scheint es überhaupt, daß Byron's Muse unter Italiens heiterm Himmel die melancholischen Falten ihrer Stirn immer mehr und mehr glättete und ihren Blick aus dem Innern heraus freier und weiter in die äußere Welt hinausschweifen ließ. Ihr Childe Harold wurde allmälig ein Don Juan.

Noch vor dem Anfange des Jahres 1820 traf Lord Byron in Ravenna ein und machte sich dort einheimisch.

---

*) Conversations of Lord Byron.

Sein Aufenthalt in der alten Meerstadt, wo Francesca lebte und Dante starb, dauerte ungefähr ein Jahr, und dieses Jahr gehörte mit zu den glücklichsten seines Lebens.

Italien zuckte damals in jene revolutionaire Regungen auf, die zu einzeln und auch in sich zu schwach und schwankend waren, um eine Umwälzung der Dinge herbeizuführen, nach welcher „das schöne Land, das der Apennin theilt und das Meer und die Alpen umgeben", seit vielen Jahrhunderten vergebens geschmachtet und gerungen hat. Byron konnte nicht ohne Theilnahme bleiben für die Befreiung und Vereinigung eines unter viele fremde Herrscher zertheilten Volkes, das er liebte und dem er sich, seiner innern Natur nach, verwandt fühlte. Jedoch scheint seine Theilnahme nie bis zu einem thätigen Eingreifen in die Pläne und Verhandlungen der geheimen Gesellschaften gestiegen zu seyn, welche damals das Geschick Italiens zu lenken meinten. Er selbst gesteht, daß er diesen Gesellschaften, gleichsam als Ehrenmitglied und zwar in einem hohen Grade, angehört habe: aber er wohnte ihren Versammlungen selten bei und gab so lange den Beobachter der Vorbereitungen zu dem großen Schauspiele ab, bis es in eine elende Farce auslief. Daß er aber höhere Hoffnungen für Italiens Schicksal und höhere Erwartungen von Italiens Volke genährt hatte, davon zeugt seine Prophecy of Dante, ein Gedicht, welches er, zunächst auch auf Veranlassung der Gräfin Guiccioli während seines Aufenthaltes in Ravenna schrieb*), und nachher, als die Prophezeiung so schlecht erfüllt worden war, gern wieder aus den Händen des Publicums gerissen hätte.

Endlich führten der Ausbruch und die schnelle Dämpfung der italienischen Revolution Untersuchungen gegen die Anhänger der Grundsätze und Meinungen herbei, welche man als die eigentlichen Anstifterinnen alles Unheils betrachtet wissen wollte, und diese Maaßregeln, welche nicht allein die Provinzen trafen welche in wirklichem Aufstande gewesen waren, sondern auch die welche in Aufstand hätten gerathen können, vertrieben den

---

*) Das Sonett vor dem Gedicht ist an sie gerichtet.

Lord Byron und seine Schutzempfohlenen, die Gamba's, aus Ravenna. Wir wollen hier unsern Dichter wieder einmal selbst sprechen lassen, um so mehr da die hier zu berührenden Verhältnisse sehr zart und mißlich für die Darstellung eines Biographen sind.

„Der alte Graf Guiccioli hatte anfangs nichts dagegen, daß seine junge Frau sich der Vorrechte bediente welche die Sitten des Landes ihr gaben. Ein Italiener als Cavaliere servente seiner Theresa würde ihm ganz recht gewesen seyn. Eine Zeit lang drückte er die Augen über unsre Vertraulichkeit zu, aber endlich machte er Einwendungen gegen mich, als einen Fremden, einen Ketzer, einen Engländer, und was das Schlimmste von allem war, einen Liberalen. Er bestand darauf, die Guiccioli war eben so hartnäckig, ihre Familie nahm ihre Partei. Katholiken können nicht geschieden werden. Aber zum Skandal der ganzen Romagna wurde die Sache endlich vor den Papst gebracht, der ihr einen abgesonderten Unterhalt zu geben befahl, mit der Bedingung, daß sie unter ihres Vaters Dache leben sollte. Dies alles war nicht angenehm, und zuletzt war ich genöthigt sie aus Ravenna wegzuschmuggeln, da ich ein mit Genehmigung des Legaten angelegtes Complott, sie auf Lebenszeit in ein Kloster zu sperren, entdeckt hatte — und sie entwischte mit genauer Noth."

Und dann fährt er fort: „Griechenland ausgenommen, war ich in meinem Leben keinem Orte anhänglicher, als Ravenna; und wäre nicht der Lärm der Constitutionellen so übel abgelaufen, so wäre ich wohl nie wieder von dort weggegangen. Die Bauern sind die besten Leute von der Welt, und die Schönheit ihrer Weiber ist außerordentlich. Die von Tivoli und Frascati, die so sehr gerühmt werden, sind pure Sabinerinnen, rohe Geschöpfe, in Vergleich mit denen der Romagna. Ich habe mehr von den Bauersleuten der Gegenden, die ich durchreist bin, gelernt, als aus irgend einer andern Quelle, besonders von den Weibern; sie sind einsichtiger und mittheilender als die Männer. Auch fand ich in Ravenna mehr Erziehung und Freiheit im Denken unter den höheren Classen. Das Klima ist entzückend. Ich war nie durch Gesellschaft belästigt; es liegt den Reisenden außer dem Wege. Nie ward ich meiner Spazierritte in dem Pinienwald müde: er athmet den Decame=

rone, es ist poetischer Boden *). Francesca lebte, und Dante starb im Exil zu Ravenna. In solcher Luft liegt etwas Begeisterndes **).

Das Volk war mir eben so gewogen, als es die Regierung haßte. Es ist nichts Geringes, daß ich sagen kann, ich sey mit allen Anführern der constitutionellen Partei auf freundlichem Fuße gewesen. Sie wußten, daß ich aus einem Lande der Freiheit kam, und wünschten ihre Sache durch mich zu fördern. Ich würde mich ihrer auch angenommen und ihnen beigestanden haben, ihre Fesseln abzuschütteln. Sie kannten meinen Charakter, denn ich hatte zwei Jahre in Venedig gelebt, wo viele Ravennaten Häuser haben. Doch nahm ich keinen Theil an ihren Intriguen, ging auch nicht in ihre politischen Cotterien; aber ich hatte ein Magazin von hundert Piket Gewehren in meinem Hause, wenn alles zur Revolte reif gewesen wäre. Verwünschte Dummheit Carignan's! Doch hätte ich ihm auch das verziehen, hätte er nicht selbst seine Mitschuldigen angeklagt. Die Proscription in der Romagna war ungeheuer und traf viele der ersten Edelleute; fast alle meine Freunde, und auch

*) Anspielung auf die von Dryden unter dem Titel Theodore and Honoria bearbeitete Novelle des Boccaccio, Giornata V, Nov. VIII.

**) Folgende Verse zeugen von Lord Byron's Anhänglichkeit an das ruhige Leben das er zu Ravenna führte:

Sweet hour of twilight, in the solitude
Of the pine forest and the silent shore,
Which bounds Ravenna's immemorial wood,
Rooted where once the Adrian wave flow'd o'er
To where the last Caesarean fortress stood;
Evergreen forest, which Boccaccio's lore
And Dryden's lay made haunted ground to me,
How have I loved the twilight hour and thee!

The shrill cicalas, people of the pine,
Making their summer lives one ceaseless song,
Where the sole echos, save my steed's and mine,
And vesper bell's that rose the boughs along;
The spectre huntsman of Onesti's line,
His hell-dogs and their chase and the fair throng,
Which learn'd from this example not to fly
From a true lover, shadow'd my mind's eye.

Don Juan, Canto III, St. CV und CVI.

die Gamba's waren darin eingeschlossen. Sie wurden verwiesen und ihre Güter eingezogen. Sie wußten, daß mich das auf jeden Fall aus dem Lande treiben würde. Ich folgte ihnen indessen nicht unmittelbar, man konnte mich nicht überrumpeln. Ich war selbst der Regierung verdächtig geworden. Hätten sie einen hinlänglichen Beweis gegen mich gehabt, so würden sie mich verhaftet haben; aber es verrieth mich Keiner, und in der That war nichts zu verrathen. Ich hatte einen sehr hohen Grad erhalten, ohne die mittlern durchzumachen. Kurz nachdem das Complott entdeckt war, erhielt ich mehrere anonyme Briefe, die mir riethen, meine Ritte in den Wald einzustellen; aber ich fürchtete keine Verrätherei und war mehr zu Pferde als je zuvor. Ich verließ nie das Haus ohne wohl bewaffnet zu seyn, und schlief mit Pistolen. Sie wußten, daß ich mein Ziel nie fehle, und vielleicht rettete mich das. Zu dieser Zeit fiel in Ravenna etwas vor, was einen tiefen Eindruck auf mich machte. Der Platzcommandant, welcher, obgleich im Verdacht des heimlichen Carbonarismus, doch ein zu mächtiger Mann war, als daß man ihn hätte verhaften können, wurde meinem Palaste gegenüber ermordet; vielleicht war der Ort absichtlich für die Vollziehung des Verbrechens gewählt. Die Maaßregeln die man ergriff um den Mörder zu schützen, bewiesen, daß der Mord auf Befehl der Polizei vollzogen worden war. Ich hatte eben zur gewöhnlichen Stunde meines Spazierritts den Fuß in den Steigbügel gesetzt, als mein Pferd vom Knall einer Flinte scheu ward. Aufschauend gewahrte ich einen Mann, der einen Carabiner wegwarf und in voller Hast davonlief; ein Anderer lag auf dem Pflaster wenige Schritte von mir entfernt. Ich eilte auf ihn zu und erkannte den unglücklichen Commandanten. Bald hatte sich ein Haufe Menschen versammelt, aber nicht ein Einziger wagte den geringsten Beistand zu leisten. Ich befahl sogleich meinem Diener, den blutenden Körper aufzuheben und in meinen Palast zu tragen; aber man stellte mir vor, ich würde dadurch den Verdacht bestätigen, daß ich von seiner Partei sey, und mir den Unwillen der Regierung zuziehen. Dennoch war keine Zeit, zwischen Menschlichkeit und Gefahr zu rechnen. Ich half ihn in's Haus tragen und auf ein Bett legen. Er war schon von mehreren Wunden todt; er schien seinen letzten Hauch ohne

Kampf ausgestoßen zu haben. Nie sah ich ein so ruhiges Gesicht. Sein Adjutant folgte dem Leichnam in's Haus. Noch denk' ich an seine Klage über ihn: Povero diavolo! non aveva fatto male, anche ad un cane."

Nicht unerwähnt darf es hier bleiben, daß dem Lord Byron, wir wissen nicht in welchem Jahre *), in Italien eine Tochter geboren worden war, welcher er den Namen Allegra gegeben hatte. Sie blieb in Ravenna zurück, da er bei seinem herumschweifenden Leben die Erziehung eines Kindes nicht übernehmen konnte. Wer die Mutter des Kindes gewesen und in welchen Verhältnissen der Dichter zu ihr gestanden, davon wissen wir nicht mehr zu berichten, als schon berichtet worden ist. Byron erwähnte dieser Tochter einst gegen den Capitain Medwin und äußerte: er liebe sie zwar weniger, als Ada, doch wolle er beiden gleiche Ausstattung geben; und er habe in seinem Testamente den Wunsch ausgesprochen, daß Allegra keinen Engländer heirathen solle.

Von Byron's Arbeiten in Ravenna haben wir schon die Prophecy of Dante genannt. Sardanapalus ist das mißlungenste seiner Dramen, woran freilich der unglücklich gewählte Stoff keine geringe Schuld hat. Die wichtigsten Werke welche wir hier zu besprechen haben, sind Don Juan und Cain. Das erste Gedicht hatte Byron schon in Venedig angefangen und er hat daran, ohne es zu beschließen, bis gegen das Ende seines Lebens geschrieben. Ehe wir unsere Ansicht über dieses viel verschrieene Werk mittheilen, wollen wir aus des Dichters eigenem Munde hören, was er der Welt mit demselben zu geben gedachte und welchen Plan er in demselben weiter zu verfolgen sich vorgesetzt hatte.

„Ich nenne," sagt er, „den Don Juan ein Epos; es ist ein Epos im Geist unserer Tage, so gut wie die Ilias zu Homers Zeit. Liebe, Religion und Politik machen den Inhalt, und sie sind eben so gut jetzt, wie damals, die Ursache von Streitigkeiten. An Parisen und Menelausen ist kein Mangel, und Crim. con. gehen in den Kauf. Gleich im ersten Gesang haben Sie eine Helena. Meinen Helden will ich auch zu einem vollkommenen Achill im Fechten machen — er soll dreimal hin-

*) Gewiß vor der Zeit seines Verhältnisses mit der Gräfin Guiccioli.

tereinander ein Licht mit einer Pistolenkugel putzen können; und verlassen Sie sich darauf, meine Moral soll gut seyn.

Wenn ich die Abenteuer meines Helden wieder aufnehmen sollte, so gedenke ich folgendermaßen weiter zu gehn. Ich ließ ihn im Serail *). Eine der Favoritinnen, eine Sultana, keine geringere, soll in ihn verliebt werden und ihn aus Konstantinopel entführen. Solche Entweichungen sind nicht ungewöhnlich, doch wird es die Frauen verdrießen, daß sie immer die Schuld haben sollen. Also sie entwischen glücklich nach Rußland; kühlt sich da Juan's Leidenschaft ab, und ich weiß nicht, was ich mit der Dame anfangen soll, so lasse ich sie an der Pest sterben. Schilderungen der Pest findet man genug, von Boccaccio bis auf De Foe, aber ich habe sie selbst gesehen und das wiegt alle Schilderungen auf. Da unser Held nicht ohne Geliebte seyn kann, so soll er zunächst Geliebter von der großen Katharina werden. Vor und nach ihr haben Königinnen sonderbare Neigungen für unedlere Leute gehabt. Er soll also den Vorfahren des jungen Russen ausstechen, und wenn er hors de combat ist, nach England als ihr Gesandter gehen. In seinem Gefolge soll er ein Mädchen haben, das er in einem seiner nordischen Feldzüge gerettet hat, und diese soll in ihn verliebt seyn, er aber nicht in sie.

Dann will ich ein Stadt- und Landleben in England zeichnen, was mir Gelegenheit zu Bildern der Sitten und der Natur geben wird. Ich will ihn weder zu einem Gecken in der Stadt, noch zu einem Fuchsjäger auf dem Lande machen. Er soll in jede Art Verlegenheit gerathen und endlich seine Laufbahn in Frankreich beschließen. Der arme Juan soll in der französischen Revolution guillotinirt werden. Es sollen vierundzwanzig Bücher, die legitime Zahl, werden. Zahllose Episoden hat das Werk schon und wird es noch bekommen; und meine Geister, gute oder böse, müssen zur Maschinerie dienen. Wenn das kein Epos ist, wenn es nicht streng nach Aristoteles ist, so weiß ich nicht, was ein episches Gedicht heißt **)."

---

*) Byron hatte erst fünf Gesänge des Gedichts vollendet, als er dem Capitain Medwin diesen Plan mittheilte, von welchem er jedoch bei der Fortsetzung etwas abgewichen ist.

**) Conversations of Lord Byron.

Childe Harold und Don Juan, die eigenthümlichsten und umfassendsten Werke unseres Dichters, sind zwei Antipoden, welche jedoch, eben wie die Bewohner der Licht- und Schattenseite der Welt, einen Mittelpunct haben, um den sie sich drehen und von dem sie gehalten werden. Dieser Mittelpunct ist die geistige Individualität ihres Dichters, welche sich durch das Medium, hier eines misanthropischen Pilgers, dort eines lebenslustigen Weltlings, nach zwei verschiedenen Seiten hin ausspricht. Der Pilger wandelt auf der Nachtseite der Welt und sieht daher alles schwarz und düster, aber deswegen auch in großartigen Formen und in romantischen Gruppen. Das Leben und die Menschen fliehend, schaut er in der Gegenwart nur die todte Natur an und legt ihr seine eigene Seele unter; desto bedeutender aber regen ihn die Vergangenheit und die Zukunft an: denn die Nacht, der Schlaf und der Traum schweben immer zwischen diesen beiden in der Mitte. So fühlt er sich überall aufgerufen zur Trauer, zur Sehnsucht, zum Zorne, zur Empörung: denn das Leben und die Welt wie sie sind, oder vielmehr, wie er sie sieht, scheinen ihm nur matte Fratzen der Ideale, welche vor und hinter der Nacht liegen die ihn umfängt. Eine solche Ansicht ist romantisch und ihre melancholische Farbe steht der Jugend wohl an. Nach seinem dreißigsten Jahre aber wurde unserm Dichter die finstere Maske seines Pilgers eine drückende Last, und er warf sie ab und nahm dafür das Schalksgesicht eines Don Juan über, welches sich natürlich der Lichtseite der Welt zukehrte. Was früher beweint wurde, wird nun belächelt oder mit einem Achselzucken abgefertigt; der Zorn ist in Spott übergegangen; die Welt und das Leben werden genommen und genossen wie sie sind. Die Gegenwart ist das Licht des Erdentages, sie ergreift den Lebenslustigen und wird von ihm ergriffen; die todte Natur ist nur Einfassung des Menschlichen, und Vergangenheit und Zukunft sind nur zulässig wenn sie den Augenblick versüßen und verherrlichen können. Diese Ansicht gehört dem erfahrenen Mannesalter an und steht, wenigstens in Bezug auf die beiden hier charakterisirten Gedichte, in keinem andern Widerspruch mit der ersten, als der Jüngling mit dem Manne.

In der Ausführung scheinen uns beide Gedichte in ihrem Charakter gleich gelungen: dort die tiefe, innige

Kraft des Gemüths und die kühne Erhebung der Phantasie in einer sich durch eine alterthümliche Form ringenden Sprache; hier ein behagliches Geschwätz, eine Poesie im leichtesten Negligé, die der Form gleichsam nur zum Scherze huldigt und deren Devise ist: erlaubt ist, was gefällt *). Warum man die Moral des Don Juan für gefährlicher verschrieen hat, als die des Childe Harold, begreifen wir nicht. Don Juan ist überhaupt kein Buch welches das verführbare Alter ansprechen kann, und wer den Geist desselben zu fassen vermag, der wird ihm auch widerstehen können, wenn hier denn einmal von einem gefährlichen Angriffe die Rede seyn soll. Die Phantasie und das Gefühl sind leichter zu verführen, als der Verstand; daher scheint mir die witzige Immoralität des Don Juan eine weit weniger gefährliche Speise des literarischen Geschmacks zu seyn, als die sentimentale Misanthropie des romantischen Pilgers.

Die Engländer, deren Moral in dem Felde auf welchem Don Juan seine Hauptrolle spielt, nicht eben vor andern Völkern ausgezeichnet ist, tragen nichts desto weniger gern eine gewisse moralische Sprödigkeit zur Schau; und diese war es wohl, die den Verleger der byronschen Gedichte, den bekannten Buchhändler Murray in London, bewog, dem Don Juan seine Firma zu entziehen und dem Titel desselben nur den Namen des Druckers unterzusetzen. Byron hatte nicht Unrecht, wenn er das übelnahm, und Murray hatte von seiner Moralität schlechten Vortheil, da das durch keine Firma geschützte Buch nun um so gefahrloser nachgedruckt werden konnte.

Das Gedicht Cain hat der Muse unseres Dichters den Namen einer satanischen **) zugezogen und ist selbst von den meisten seiner Freunde, in Bezug auf seine

---

*) Wir haben unsere Charakteristik der beiden Gedichte von der Gesammtheit ihrer Erscheinung abgezogen. Wie aber Byron's Poesie überhaupt selten sich gleich bleibt, so wird es nicht schwer werden, im Don Juan noch Nachwehen des Childe Harold, und im Childe Harold schon Vorempfindungen des Don Juan zu finden. Bleiben wir im Bilde, so sind diese Ungleichheiten Lichtstreifen und Schattenlagen, die aus dieser Halbkugel in jene hinüberspielen, und umgekehrt.

**) Satanic School nannte Southey die Schule der byronschen Poesie.

irreligiöse Tendenz, entschieden gemißbilligt worden. Das Geschrei der Gegner des Vielverschrieenen erhub sich aber nach der Erscheinung dieses Werkes in solchem Chorus, daß der Lordkanzler, dessen Ohren nicht unerreicht von demselben blieben, auch etwas für den Geist der Zeit thun zu müssen glaubte und die seltsame Strafe über das frevelhafte Buch verhing, es gleichsam vogelfrei zu erklären. Dadurch wurde dem Verleger, der es bezahlt hatte, das Eigenthumsrecht über das Werk entrissen, welches nun in die Hände der Nachdrucker fiel, und noch interessanter gemacht durch die Aechtung, um so reißender verkauft wurde *). Byron aber brach von der Zeit an mit seinem Verleger, der nicht zum Märtyrer für die Immoralität und Irreligiosität seines Noble Author werden wollte, und Hunts übernahmen den Verlag seiner folgenden Arbeiten **).

Byron nannte seinen Cain ein Mystery, freilich nur in Bezug auf den biblischen Stoff, den dieses Drama mit jenen alten mönchischen Darstellungen der heiligen Geschichte gemein hat; denn der Geist desselben widerspricht einem solchen Titel entschieden. Der erste Mord auf Erden, ein Brudermord, als der zweite Sieg des Teufels über das Menschengeschlecht, ist der bekannte Gegenstand dieses Dramas, und in den Umrissen der Geschichte hat sich der Dichter ziemlich treu der alten biblischen Urkunde angeschlossen. Hierin ist ihm also keine Irreligiosität vorzuwerfen, eben so wenig wie über die gottlose oder satanische Sprache des Satans mit ihm gerechtet werden darf. Denn ein Satan kann über geistliche Gegenstände nicht sprechen, wie ein christlicher Priester ***). Endlich ist auch die präadamitische Welt,

---

*) Ueberhaupt hat Cain merkwürdige Schicksale gehabt. Byron's alter Freund Hobhouse, der das Manuscript gelesen hatte, schrieb ihm einen wüthenden Brief über das Drama, nannte es irreligiös und bestand darauf, es dürfe nicht gedruckt werden. Shelley hingegen erklärte den Cain für das Schönste, was Byron jemals geschrieben habe.

**) Nur Werner ist noch bei Murray erschienen. Die Firma der folgenden Werke ist I. Hunt und H. L. Hunt.

***) With regard to the language of Lucifer, it was difficult for me to make him talk like a Clergyman upon the same subjects; but I have done what I could, to restrain him within the bounds of spiritual politeness. (Preface to Cain.)

welche er, der Meinung Cuvier's und anderer Naturforscher und Philosophen folgend, in seinen Cain eingeführt hat, zwar unbiblisch, aber deswegen doch noch nicht irreligiös, und sie hat ihm zu einer so großartig schönen Schilderung Stoff dargeboten, daß sie schon deswegen tolerirt zu werden verdient.

Was uns daher in dem Cain allein verdammlich erscheint, ist das poetische und philosophische Uebergewicht, welches Byron dem bösen Princip, das in dem Satan personificirt ist, über den göttlichen Geist und dessen Bekenner gegeben hat. Während die liebe Frömmigkeit und Gottseligkeit in matter Langweiligkeit auf und ab schleicht, schwebt Lucifer in siegreicher Glorie mit seinem ersten Jünger, einem Faust der Urwelt, durch die ewigen Räume und macht sich in kecker Dialektik als eine zweite Gottheit geltend, die eben so ewig, selbständig und nothwendig sey, wie die des jetzigen Usurpators der Herrschaft des Himmels und der Erde. Da haben wir also allerdings den Dualismus der Manichäer, und Lucifers Fall ist eine Erscheinung die dem Sturze der alten Götterdynastie durch die Söhne des Saturnus ähnlich sieht. Cains Charakter, bei weitem der tüchtigste und größte in dem ganzen Personal des Dramas, nimmt unsere lebhafteste Theilnahme schon durch sich in Anspruch; noch mehr aber durch die mit seinem Wesen gleichsam verwachsene Adah, in deren Liebe seine eigene Natur verklärt erscheint. Was hilft es daher, wenn die gegen ihn geübte göttliche Gerechtigkeit den Schluß des Dramas wieder rechtgläubig machen will? Wer von den Lesern folgt nicht lieber dem verbannten, verfluchten und gebrandmarkten Cain, wie seine Adah, in die Wüste nach, als daß er in dem Häuflein der Frommen zu Hause bliebe? Das poetische Verdienst dieses Dramas ist sich sehr ungleich. Wo Cain, Adah und Lucifer fehlen, da fehlen Kraft, Gluth und Schwung; aber einige Scenen zwischen Cain und Adah gehören zu dem Innigsten, Zartesten und Rührendsten, was wir der Muse unseres Dichters verdanken, so wie Lucifers und Cains Reisen durch die ewigen Räume an erhabener Kühnheit der Phantasie in keinem andern seiner Werke übertroffen werden *).

*) Die neueste Apologie des Cain hat Göthe in seinen Heften über Kunst und Alterthum geliefert. Wir können ihr aber nicht beistimmen.

Noch gehört in diese Periode der kritische Streit, welchen Lord Byron mit dem Herausgeber des Pope, Herrn Bowles, einem Schüler Warton's, anknüpfte, zunächst als Vertheidiger des Dichters gegen den Biographen und Commentator, dann aber auch in Bezug auf eine alte ästhetische Frage über die Schönheit der Natur und der Kunst. Da diese Händel kein Interesse für den deutschen Leser haben können, und Lord Byron's Charakter sich in denselben von keiner neuen Seite zeigt, so berühren wir sie hier nur der Vollständigkeit wegen *).

Wichtiger sind die gegenseitigen Herausforderungen und Angriffe, welche um diese Zeit zwischen unserm Dichter und dem gekrönten Poeten Robert Southey zu großem Triumphe und großer Entrüstung der beiderseitigen Parteinehmer stattfanden. Unter allen Autoren der drei Königreiche, welche Byron's Geißel in seiner Jugendsatyre getroffen hatte, war keiner so freigebig bedacht worden, als Robert Southey, dessen politischer Wankelmuth vielleicht die erste Veranlassung des Hasses und der Verachtung gewesen war, womit unser Dichter ihn und seine Schriften unwandelbar behandelt hat. Southey hatte, wie viele ehrenwerthe Leute in England, Deutschland und Frankreich, seine literarische Laufbahn als exaltirter Demagoge begonnen und war dann mit einem Male zu der Loyalität übergesprungen, welche allein im Stande ist einen Poeta laureatus zu creiren. Seitdem ward seine Muse von Jahr zu Jahr immer voluminöser, und selten ließ sie sich anders als in Quarto auf dem literarischen Markte sehen. Indische und gothische Epopöen, spanische Kriege, englische Kirchengeschichten, himmlische Visionen über die Aufnahme eines guten alten Königs unter die Seligen, mit solchen Waaren belastet, stand Southey in wohlgefälliger Selbstgenügsamkeit, als legitimer Oberherr des englischen Parnasses da, und sah mit ruhiger Ueberlegenheit auf den geächteten Verbannten herab, der die Pfeile seines Zornes und Hohnes auf ihn abschoß. Byron aber, immer mehr gereizt und erbittert durch diese scheinbare Gleichgültigkeit gegen seine Herausforderungen, ließ nicht leicht

---

*) Nähere Nachrichten darüber in den Memoirs of the Life and Writings of Lord Byron, Chapter XVII.

eine Gelegenheit in Vorreden und Anmerkungen unbenutzt, den Laureate zu persifliren. Da endlich ergriff auch dieser einmal in der Vorrede seines schon bezeichneten Gedichts, The Vision of Judgment, die Offensive gegen den nie ruhenden Angreifer, und charakterisirte in einem Gemälde der moralischen und religiösen Entartung der neuesten englischen Literatur die Poesie des Lord Byron als eine satanische Schule, deren Werke er mit denen der Atheisten vergleicht, welche die Schuld auf sich trügen, die französische Revolution erregt zu haben. Auf diese Beschuldigungen antwortete Byron in einem Anhange zu der Tragödie The two Foscari. Er vertheidigt darin zuerst die französischen Philosophen als unschuldig an dem Ausbruche der Revolution, dann die Revolution selbst als eine nothwendige und unvermeidliche Folge des Verfahrens der Regierenden, und endlich kehrt er sich gegen den Laureate und fertigt ihn nebst seiner Vision auf das witzigste ab. Mit weniger Witz, aber desto mehr Pathos, läßt sich Southey hierauf noch einmal vernehmen, und nachdem er sich in Bezug auf einige Anschuldigungen seines Gegners vertheidigt hat, spricht er mit edler Zuversicht aus: „wohl wäre es gut für Lord Byron, wenn er auf irgend eine seiner Schriften mit der freudigen Genugthuung zurückblicken könnte, wie ich es stets thun werde auf das was ich über jene frevelhafte Schule gesagt habe. Lord Byron hat mich einen Scribler von allen möglichen Werken genannt. Ich will ihm sagen, was ich nicht geschrieben habe. Ich habe nie Pasquille gegen Freunde und Verwandte herausgegeben, nachher in einer Anwandelung guten Muthes meine Reue darüber ausgedrückt und die Schmähschriften eingezogen, dann aber sie wieder ausgehen lassen, nachdem der auf einige Zeit ausgetriebene böse Geist mit sieben andern noch verfluchteren auf's neue zurückgekehrt und Besitz von mir genommen. Ich habe nie die Macht des Geistes gemißbraucht, um den Charakter eines Mannes oder das Herz einer Frau zu verwunden. Ich habe nie ein Buch in die Welt geschickt, dem ich meinen Namen vorzusetzen nicht gewagt hätte *), oder dessen ich mich

*) Der Don Juan erschien ohne Byron's Namen, jedoch ohne diese Absicht. Denn Byron hat sich wahrlich in diesem Gedichte nicht zu verbergen gesucht. Die Anonymität scheint hier vielmehr mit Murray's Verfahren zusammenzuhängen.

aus Furcht vor Gericht nicht angenommen hätte, wenn es von einem Nachdrucker gekapert worden wäre." Mit solchen Anspielungen auf Byron's Schriften füllt Southey noch mehrere Linien, und dann kömmt er auf die satanische Schule zurück und sagt: „was die satanische Schule und ihren Koryphäus, den Autor des Don Juan, betrifft, so habe ich darüber noch einige Worte zu sprechen. Ich habe diese Schule dem öffentlichen Abscheu preisgegeben, als Feinde der Religion, der Gesetze und der Moral ihres Vaterlandes. Ich habe aus meiner Schleuder einen Stein geworfen, welcher ihren Goliath in das Haupt getroffen hat. Ich habe seinen Namen an den Galgen geheftet zu Schmach und Schande für alle Zeit. Nehme ihn herunter, wer es kann."

Der Capitain Medwin erzählt uns, daß er dem Lord Byron das Blatt der Literary Gazette, in welchem sich dieser Brief des Laureate befand, eines Abends nach der Oper überbrachte. Der Dichter lebte damals schon in Pisa und hatte die Gräfin Guiccioli früher als gewöhnlich verlassen; so brannte er nach dem Blatte, dessen allgemeinen Inhalt er schon erfahren hatte. „Nie werde ich sein Gesicht vergessen", erzählt Medwin, „als er schnell den Inhalt überblickte. Er sah wirklich furchtbar aus; seine Farbe wechselte fast prismatisch, seine Lippen waren bleich wie der Tod. Er sprach nicht ein Wort. Er las es zum zweiten Male und mit größerer Aufmerksamkeit, als seine erste Wuth verstattet hatte, und bemerkte einiges bei verschiedenen Stellen. Als er geendigt hatte, warf er das Papier zur Erde und fragte mich, ob ich glaubte, daß irgend etwas Persönliches in der Antwort sey, das Genugthuung verlange; in diesem Falle würde er sogleich nach England reisen und Southey zur Rechenschaft ziehen. Dabei murmelte er etwas von Peitschen, Brandeisen, Galgen, Verwundung eines weiblichen Herzens — Worte von Southey. Ich sagte: in Hinsicht auf Persönlichkeit wären seine eigenen Ausdrücke gegen Southey, wie z. B. feige Wildheit, jämmerlicher Renegat, Miethling, weit stärker als irgend einer in dem gegenwärtigen Brief. Er schwieg einen Augenblick und sagte dann: „vielleicht haben Sie Recht; aber ich will es überlegen. Sie haben meine Vision of Judgment nicht gesehen. Ich wollte, ich hätte eine Abschrift, um sie Ihnen zu zeigen; aber die einzige die ich

habe, ist in London. Ich war fast entschieden, sie nicht drucken zu lassen, aber jetzt soll sie in die Welt."

Und so geschah es. Byrons eben so giftige als witzige Parodie des albernsten Gedichts welches aus Southey's Feder geflossen ist, wurde gedruckt *). Die Vision des Laureate ist in ihrem Stoff, ihrer Tendenz, ihrer Ausführung, bis auf das unglücklich gewählte Versmaß, den Hexameter, recht eigentlich ein Gedicht zum Parodiren. Eine Apotheosis des guten alten Georgs III vor dem himmlischen Richterstuhle, Anklagen und Vertheidigungen, eine ordentliche Verhandlung vor den Schranken, endlich Berathung und Entscheidung; dazu ein pomphaft feierlicher Schwulst, als ob das Schicksal der Welt in dem guilty oder not guilty über den englischen König entschieden werden sollte, und welche Verse! — Schade, daß Byron in seiner Parodie dieser Vision sich nicht darauf beschränkte, den jeder Geißel werthen Dichter dieser Mißgeburt zu züchtigen! Der gute alte König war ja unschuldig an dem lächerlichen Todtenopfer, welches der Laureate ihm gebracht hatte: warum mußte er also dessen Narrheiten mit büßen, er, welcher ja durch diese Narrheiten selbst, als Held derselben, schon genug gemißhandelt worden war? Es ist nicht zu leugnen, daß die Art und Weise wie Byron die Schwächen und Gebrechen des alten Königs, dessen unglückliches Ende unser Mitleid in Anspruch nehmen muß, dem Gelächter preisgibt, das moralische Gefühl, auch ohne patriotische Einmischung, empört; und wir finden es daher ganz in der Ordnung, daß ein solcher übermüthiger Frevel gegen einen Todten, welcher der Vater des regierenden Königs war, in England gesetzlich geahndet wurde. Die Strafe traf den Verleger, und wir wissen nicht, inwieweit der Dichter thätigen Antheil an der Vertheidigung seines Gedichts genommen hat. Gewiß hat er indessen seinen Verleger schadlos für den Geldverlust in dieser Sache gehalten.

Der Verlauf dieser Streitigkeiten hat uns über den

---

*) Im ersten Bande des weiter unten zu erwähnenden Journals The Liberal, dessen Debit für England der schon genannte John Hunt übernommen hatte. Nachher auch bei demselben Verleger einzeln und im 11ten Bande der Works of Lord Byron.

Zeitpunct hinausgeführt, wo wir das Leben unseres Dichters verlassen haben um von seinen Schriften zu sprechen. Es war im Herbste des Jahres 1821, als Lord Byron, bewogen durch die oben geschilderten Verhältnisse und Vorfälle, Ravenna verließ und über Bologna und Florenz nach Pisa ging, wo er im Palast Lanfranchi am Arno wieder eine feste Wohnung nahm. Die beiden Gamba's und die Gräfin Guiccioli waren schon vor ihm in Pisa eingetroffen, und er bildete jetzt mit diesen Verbannten gleichsam nur eine Familie, obgleich sie durch eine eigene Wohnung von ihm getrennt waren. Der Capitain Medwin, welcher um diese Zeit mit unserm Dichter bekannt wurde, gibt uns ein interessantes Gemälde der Umgebungen und der Lebensart desselben.

„Seine Reiseequipage", erzählt er, „war ziemlich sonderbar und lieferte der Dogana ein wunderliches Verzeichniß: sieben Bediente, fünf Wagen, neun Pferde, ein Affe, ein Bullenbeißer und eine englische Dogge, zwei Katzen, drei Pfauen und einige Hennen machten seinen Haushalt aus; diese und alle seine Bücher, eine ziemlich große Bibliothek neuerer Werke, zusammengenommen mit einer großen Menge Hausgeräth, konnten wohl mit Cäsars Ausdruck impedimenta genannt werden."

Am 20. November wurde Medwin durch Shelley in den Palast Lanfranchi eingeführt. „Das ist einer von den Marmorhausen, die für die Ewigkeit gebaut scheinen, während die Familie, deren Namen er trägt, längst untergegangen ist", sagte Shelley, als er mit ihm in die Halle trat, die für Riesen gebaut schien. — „Ich denke an die Verse im Inferno", sagte Medwin; „ein Lanfranchi war einer der Verfolger Ugolino's." — „Derselbe", antwortete Shelley: „Sie werden ein Bild Ugolino's und seiner Söhne in Byron's Zimmer sehen. Fletcher, sein Kammerdiener, ist so abergläubisch wie sein Herr und sagt, es spuke im Hause, er könne vor Lärmen und Rumpeln über seinem Kopfe nicht schlafen; er vergleicht es mit dem Rollen von Kugeln. Kein Wunder: des alten Lanfranchi's Geist ist unruhig und geht Nachts umher."

Medwin mag jetzt in erster Person erzählend fortfahren; denn nichts ist charakteristischer für unsern Dichter, und nichts kann den Lesern ein lebendigeres Bild von der Persönlichkeit desselben geben, als die Art und

Weise, wie dieser Gast uns mit sich in die Häuslichkeit des großen Mannes, den wir sonst nur in seinem poetischen Festkleide zu sehen gewohnt sind, einführt.

„Der Palast war so groß, daß Lord Byron nur den ersten Stock bewohnte. Oben an der Treppe welche hinaufführte, war der Bullenbeißer, dessen Kette lang genug war, daß er die Thüre hüten und Fremde vom Eintritt abhalten konnte; doch kannte er Shelley, knurrte und ließ uns vorüber. Im Vorzimmer fanden wir mehrere Livreebediente und Fletcher, von welchem Shelley gesprochen hatte. Er war von der Zeit an als Lord Byron Harrow verlassen hatte, ununterbrochen in dessen Diensten." „„Er ist eine privilegirte Person, wie mancher alte Diener"", flüsterte Shelley. „„Don Juan hatte keinen bessern Leporello, seinem Herrn nachzuahmen. Er sagt, er sey ein Lorbeerbaum, vom Metrum erschlagen, und in Griechenland bemerkte er über eines der Basreliefs am Parthenon: das gäbe prächtige Kaminpfosten, Mylord!"" Als wir gemeldet waren, fanden wir Seine Herrlichkeit schreibend. Sein Empfang war frei und freundlich; er nahm mich herzlich bei der Hand und sagte: „„Sie sind ein Verwandter und Schulgenosse von Shelley; wir treffen uns nicht als Fremde: darum müssen Sie mir erlauben, meinen Brief zu schließen wegen der Post. Hier ist etwas für Sie zu lesen, Shelley, — er gab ihm einen Theil seines Manuscripts von Heaven and Earth — sagen Sie mir Ihre Meinung darüber."" Ich benutzte die wenigen Minuten, während Lord Byron seinen Brief vollendete, ihn näher zu betrachten und sein Bild in mein Gedächtniß zu prägen. Thorwaldson's Büste hat einen zu dünnen Nacken und ist zu jung für Lord Byron. Er war stolz auf seinen Nacken, und man muß gestehen, daß sein Kopf werth war, darauf zu sitzen *). Sein Kupferstich gab mir die mindeste Vorstellung von ihm. Ich sah einen Mann von etwa fünf Fuß sieben oder acht Zoll, anscheinend vierzigjährig; wie

*) In einer Anmerkung gibt Medwin der Büste des florentinischen Bildhauers Bartolini den Preis der höchsten Aehnlichkeit. Bartolini war der letzte Künstler dem Byron saß. Nach seinem Tode ist ein Wachsabdruck von seinem Gesicht genommen worden, welcher der Büste zu Grunde liegt, die ein englischer Bildhauer in Paris gearbeitet hat.

man von Milton sagte, er entwischte kaum dem Kurz- und Dicksenn. Sein Gesicht war fein und der untere Theil regelmäßig geformt; Lippen und Kinn hatten jenen geschwungenen und bestimmten Umriß, welcher der griechischen Schönheit eigen ist. Seine Stirn war hoch und seine Schläfe waren breit; seine Farbe war blaß und ging fast in's Bleiche. Sein Haar, dünn und fein, war schon grau geworden, und schwebte in natürlichen und anmuthigen Locken über seinem Haupte, welches dem des kahlen ersten Cäsars ähnlich zu werden schien. Er ließ es länger wachsen, als man es gewöhnlich trägt, und hatte damals einen Schnurrbart, der nicht dunkel genug war um ihm gut zu stehen. Um seine Züge zu kritisiren, möchte man vielleicht sagen, daß seine Augen der Nase zu nahe standen, und eines etwas kleiner als das andere war; sie waren von einem gräulichen Braun, aber von besonderer Klarheit und besaßen in der Belebung ein Feuer, das die Gedanken der andern zu durchdringen schien, während es die Begeisterung seiner eigenen andeutete. Seine Zähne waren klein, regelmäßig und weiß; wie ich nachher bemerkte, gab er sich große Mühe, sie zu erhalten."

„Ich erwartete einen krummen oder Klumpfuß an ihm zu entdecken; aber es wäre schwer gewesen, den einen vom andern zu unterscheiden, sowohl der Größe als der Gestalt nach."

„Ueberhaupt war seine Figur männlich und seine Züge schön, einnehmend und ausdrucksvoll; und die Zutraulichkeit seiner Unterhaltung machte mich bald völlig einheimisch in seiner Gesellschaft *)."

---

*) Mit diesem Portrait ist die Schilderung zu vergleichen, welche Samuel Rogers, der berühmte Verfasser der Pleasures of Memory in seinem neuesten Gedicht Italy, von dem Lord Byron macht, dem er in Bologna begegnete und in dessen Gesellschaft er die Reise über die Apenninen nach Florenz zurücklegte. Sein Bild gehört also in dieselbe Periode des Lebens unseres Dichters.

— — — Much had passed,
Since last we parted; and those five short years,
Much had they told! His clustering locks were turn'd
Grey; nor did aught recall the youth, that swam
From Sestos to Abydos. Yet his voice

Ueber Byron's Lebensweise erzählt derselbe Berichterstatter Folgendes: „Die Geschichte eines Tages ist fast die Geschichte aller. Unmöglich kann man ein einförmigeres Leben führen, als Lord Byron zu jener Zeit. Ich besuchte ihn täglich zu derselben Stunde. Billard, Unterredung, Lesen füllten die Zwischenzeit aus, bis wir des Abends unser Fahren, Reiten und Pistolenschießen begannen. Bei unsrer Rückkehr, die wir immer auf demselben Wege nahmen, begegneten wir öfters der Gräfin Guiccioli, mit der er dann ein paar Minuten sprach. Er speiste eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang, um vier und zwanzig Uhr; dann fuhr er zu dem Grafen Gamba, dem Vater der Gräfin Guiccioli, brachte einige Stunden in ihrer Gesellschaft zu, kehrte in seinen Palast zurück und las oder schrieb bis zwei oder drei Uhr des Morgens. Dabei trank er gelegentlich etwas Liqueur mit Wasser verdünnt als Medicin, aus Furcht vor Steinschmerzen, denen er unterworfen war, oder unterworfen zu seyn sich einbildete."

Die Geschichte des Aufenthalts unsers Dichters in Pisa gibt nicht viele merkwürdige Begebenheiten und

---

Still it was sweet; still from his eye the thought
Flashed lightning-like, nor lingered on the way,
Waiting for words. Far, far into the night
We sate, conversing — no unwelcome hour,
The hour we met; and, when Aurora rose,
Rising we climbed the rugged Apennine.

Well I remember how the golden sun
Filled with its beams the unfathomable gulphs
As on we travelled, and along the ridge,
Mid groves of cork and cistus and wild fig,
His motley household came. — Not last, nor least,
Battista, who upon the moonlight-sea
Of Venice, had so ably, zealously,
Served, and, at parting, flung his oar away,
To follow through the world; who without stain
Had worn so long that honourable badge,
The gondolier's, in a Patrician house
Arguing unlimited trust. — Not last, nor least,
Thou, tho' declining in thy beauty and strength,
Faithful Moretto, to the latest hour
Guarding his chamber-door, and now along
The silent, sullen strand of Missolunghi
Howling in grief.

Vorfälle zu erzählen. Sein täglicher Umgang beschränkte sich auf die Familie Gamba und seinen Landsmann und Freund, den schon genannten Percy Bysshe Shelley. Jedoch war er hier im allgemeinen weniger verschlossen gegen englische Besucher, als in Venedig und Ravenna, und manche seiner neuen Bekanntschaften, wie namentlich die mit dem Capitain Medwin, steigerten sich allmälig zu Freundschaften.

Seine Verbindung mit Shelley und dem in England wegen seines argen Liberalismus nicht minder übel berüchtigten Leigh Hunt zur Herausgabe eines Journals, dessen Titel The Liberal, seine Tendenz ohne Rückhalt aussprach, wurde ihm selbst von seinen Freunden anfangs widerrathen und in der Folge, nachdem er ihre Warnungen nicht beachtet hatte, zum Vorwurfe gemacht.

Was Leigh Hunt betrifft, so hatte Byron dessen Bekanntschaft schon in London kurz nach seiner Verheirathung gemacht, als dieser im Gefängniß saß. Der Märtyrer des Liberalismus zog ihn an, und Hunt war so erkenntlich für den Besuch mit welchem der Lord ihn damals beehrt hatte, daß er in der Folge, als die Parteiwuth gegen den Gemahl der Miß Milbanke am höchsten gestiegen war, die Vertheidigung desselben in einem von ihm herausgegebenen Blatte mit unerschrockener Anhänglichkeit führte. Das vergaß ihm Byron nie; und obgleich er nur eine mäßige Idee von den poetischen Verdiensten desselben hatte, so ersah er ihn doch zu seinem Mitarbeiter an dem Liberal zumeist um ihm, dem Vater einer zahlreichen Familie, einen ergiebigen und gefahrlosen Erwerb zu verschaffen, und räumte ihm und den Seinigen ein Stock in dem Palast Lanfranchi ein.

Von Shelley's erstem Zusammentreffen mit unserm Dichter haben wir oben gesprochen. Seitdem hatten beide sich an einigen Orten in Italien wieder begegnet, und ihre Verbindung war allmälig immer enger und vertrauter geworden, so daß Shelley, sobald seine Verhältnisse es ihm erlaubten, sich in Pisa niederließ, um des täglichen Umgangs seines Freundes zu genießen, welcher nicht minder als er dieses Bedürfniß fühlte. Shelley war wie Byron ein wilder und feuriger Geist, welcher sein ganzes Leben durch einige excentrische Verirrungen seiner frühesten Jugend und namentlich durch die Bekanntmachung eines Pamphlets unter dem Titel:

Die Nothwendigkeit des Atheismus, unruhig und mühevoll gemacht hatte. Er war damals noch Student in Oxford, wurde relegirt, von seinem Vater verstoßen, überall in England verschrieen; und von der Zeit an war seine Laufbahn ein irres Treiben und Jagen aus einem Lande in das andre, von einer Beschäftigung zur andern, aus Reichthum in Armuth, aus dem Ehestand in das ledige Leben; und so wie die unstäte Fluth des Meeres ein Symbol seiner Natur und seines Schicksals seyn kann, so ging er endlich auch, mitten in der Bahn seiner Jahre, in den Wogen unter; mit ihm große Eigenschaften des Geistes und des Herzens, welche, bei gleichmäßiger und freier Entwickelung, eine Zierde seines Zeitalters aus ihm gemacht haben würden. Der Umfang seiner Kenntnisse muß besonders in Erstaunen setzen, wenn man bedenkt, wie zerrissen und ohne Folge die Studien gewesen seyn müssen, denen er sie verdankte. Die alten Classiker hatte er inne wie wenige Gelehrte, und eben so mächtig war er der meisten neuern Sprachen. Alle philosophische Systeme der Vergangenheit und Gegenwart waren von ihm durchgegangen worden, und selbst chemische und physikalische Studien und Experimente hatte er in seinen frühern Jahren getrieben. Durch diese vielseitige Bildung hatte sein von Natur scharfer Geist ein überaus schlagendes und treffendes Urtheil gewonnen, und Byron benutzte bei seinen Arbeiten die Kritik seines Freundes mit der seltensten Selbstverleugnung, so wie er denn überhaupt aus ihm, wie aus einem Quell der Wissenschaft schöpfte, wenn seine eigenen Kenntnisse ihn verließen. Shelley's zahlreiche poetische Werke geben sich größtentheils als die unreifen Früchte eines zerrissenen Geistes zu erkennen, und es fehlt ihnen wie ihrem Verfasser die ruhige Vollendung der innern Form. Dennoch wird jeder welcher auch nur eins oder das andre derselben gelesen hat, in Byron's Urtheil einstimmen müssen: „Shelley hat mehr Poesie in sich als irgend einer der jetzt Lebenden; und wäre er nicht so mystisch und wollte er nicht Utopia's schreiben und sich zum Reformator aufwerfen, so müßte sein Recht, eine hohe Stelle unter den Dichtern einzunehmen, nothwendig anerkannt werden. Aber wenig Dichter sind so infam behandelt worden wie er."

Das Schicksal des armen Shelley schien sich kurz

vor seinem Tode aufheitern und beruhigen zu wollen. Er hatte sich zum zweiten Male mit einer liebenswürdigen Landsmännin verheirathet, deren Vermögen ihm ein sorgenfreies Daseyn sicherte, und lebte mit ihr in stiller Zurückgezogenheit in Toskana, entschlossen, nichts mehr herauszugeben und nur an seiner eigenen Bildung zu arbeiten. Seine glühende Freiheitsliebe und der Schmerz über den Tod seines Freundes Keats machten ihn jedoch seinem Vorsatze zweimal untreu. Er schrieb noch den Triumph Griechenlands und die Elegie Adonais und ließ beides drucken. Die Elegie erklärte er selbst für seine einzige gelungene Arbeit. Die letzten acht Monate seines Lebens brachte er in täglichen Zusammenkünften mit Byron zu, und Medwin's Gespräche geben uns ein schönes Bild von dem Verhältniß welches die beiden Freunde verband. Eine kleine Lustfahrt auf dem mittelländischen Meere zwischen Livorno und Lerici brachte ihm den Tod im neunundzwanzigsten Jahre seines Alters, im Julius 1822. Die See ging hoch und das offene Boot ward umgeworfen. Der Leichnam ward vierzehn Tage lang vergeblich gesucht, alsdann spülten ihn die Wellen an das Ufer.

Lord Byron fühlte sich tief ergriffen von diesem Verlust und erlag einem Fieberanfalle. Aber sein Geist wurde des Körpers bald wieder mächtig, und er feierte nun auf eine wahrhaft große und schöne Weise die Bestattung der irdischen Ueberreste seines Freundes. Shelley hatte oft den Wunsch geäußert, in Rom neben der Pyramide des Cestius beerdigt zu werden, und Byron, getreu seiner Pflicht als Executor und Freund, ließ die Leiche auf einem Holzstoße verbrennen und schickte ihre Asche in einer antiken Urne nach dem Ruheplatze der in Rom gestorbenen Protestanten. Medwin beschreibt die Ceremonie der Verbrennung. „Vor sich hatte man das blaue, stille Mittelmeer in prachtvoller Ausdehnung mit den Inseln Elba und Gorgona. Lord Byron's Jacht in einiger Entfernung vor Anker, auf der andern Seite eine fast gränzenlose sandige Wildniß, unbebaut und unbewohnt, hier und da mit niederm Gesträuch besetzt, das vom Seewind gekrümmt und von der Armuth und Dürre des Bodens in welchem es wuchs, verbuttet war. In gleichen Entfernungen längs der Küste standen hohe viereckige Thürme, für den doppelten Zweck, die Küste

vor Schmugglern zu schützen und die Gesetze der Quarantaine aufrecht zu erhalten. Diese Aussicht war durch einen unermeßlichen Strich der italienischen Alpen begränzt, die hier durch ihren mannichfaltigen und vulkanischen Charakter, so wie durch den weißen Marmor, der ihren Gipfeln das Ansehn von Schnee gibt, besonders malerisch sind. Als Vordergrund zu diesem Gemälde zeigte sich eine eben so ungewöhnliche Gruppe. Lord Byron und Trelawney *) mit einigen wachhabenden Soldaten standen um den brennenden Scheiterhaufen, und Leigh Hunt, dessen Gefühle und Nerven die Scene nicht ertragen konnten, lag rücklings in dem Wagen; die vier Postpferde waren nahe daran, in der Hitze der Mittagssonne umzusinken. Die Stille der ganzen Umgebung ward noch fühlbarer durch das gellende Geschrei eines einsamen Regenvogels, der, vielleicht vom Leichnam angezogen, den Scheiterhaufen in so engen Kreisen umflog, daß man ihn mit der Hand hätte ergreifen können, und so furchtlos war, daß man ihn nicht wegtreiben konnte. Auf den Leichnam blickend, sagte Lord Byron: ey, das alte schwarze seidene Tuch behält seine Form besser als der menschliche Körper. Kaum war die Ceremonie geendigt, so suchte Lord Byron, ergriffen von dem Schauspiel dem er eben beigewohnt, sich durch seine Lieblingserholung einigermaßen zu zerstreuen. Er warf seine Kleidung ab und schwamm nach seiner Jacht, die in einer Entfernung von wenig Meilen vor Anker lag."

Einige Monate vor Shelley's Tode war Lord Byron mit ihm und einigen andern Freunden, auf der Rückkehr von einem Spazierritte vor den Thoren von Pisa, von einem toskanischen Husarenwachtmeister gröblich und fast thätlich beschimpft worden, und da er nicht gewohnt war Beleidigungen ungerächt zu ertragen, so hatte sich im Verfolg des Streits der Engländer mit den pisanischen Soldaten, welche am Thore Wache hielten und die Fremden arretiren wollten, ein großer Tumult in der Stadt erhoben, und der Palast Lanfranchi war zu einer Festung umgeschaffen worden, in welcher die Besatzung, aus Lord Byron's Dienerschaft bestehend, ihren Herrn

---

*) Edward Trelawney, damals zur täglichen Gesellschaft des Lord Byron gehörig.

und dessen Freunde gegen die Angriffe der Soldateska auf das tapferste vertheidigte. Dabei gab es Wunden auf beiden Seiten und einige nicht unbedeutende. Die polizeiliche Untersuchung dieses Vorfalls führte zu keinen sichern Resultaten über die Strafbarkeit einzelner Theilnehmer; jedoch fand man eine Veranlassung darin, den wegen politischer und religiöser Liberalität anrüchigen Fremdling, welchem man vielleicht unmittelbar nicht gern etwas anhaben wollte, mittelbar so zu kränken, daß seines Bleibens in Pisa nicht länger seyn konnte. Seine ganze Dienerschaft und die beiden Grafen Gamba wurden nämlich in Folge der Verhandlungen aus dem Toskanischen verbannt, und dem Lord selbst soll man es deutlich genug zu verstehn gegeben haben, daß seine Entfernung aus Pisa höhern Orts erwartet werde. Auch ohne diese Weisung würde er der Familie Gamba gefolgt seyn. Er hielt sich einige Wochen mit seinen Schutzempfohlenen in Livorno und in Monte Nero auf, und kehrte dann auf einige Zeit nach Pisa zurück, um sich von dort aus nach Genua einzuschiffen, wo er Schutz und Sicherheit für sich und seine Freunde zu finden hoffte. In dieser Zwischenzeit feierte er das Leichenbegängniß Shelley's. Den Herbst und Winter des Jahres 1822 und den Frühling und Sommer des folgenden brachte Lord Byron größtentheils in Genua zu. Die Gamba's blieben ohne Unterbrechung in seinem Gefolge, und ihr Schicksal, welches auch in Genua nicht gesichert schien, so wie eigener Verdruß über die Beunruhigungen, welche er von der italienischen Polizei in Venedig, Ravenna und Pisa erfahren hatte, würden ihn jetzt bewogen haben, nach Nordamerika zu segeln und ein Bürger dieses freien Staates zu werden, hätte nicht die Stimme des zur Freiheit erwachten Griechenlands ihn mit stärkerer Gewalt nach Osten hingezogen.

Ehe wir zu der glorreichsten und letzten Periode des Lebens unseres Dichters übergehn, haben wir noch einige Nachricht über seine schriftstellerischen Arbeiten in Pisa und Genua zu geben. Von dem Journal The Liberal ist oben schon gesprochen worden und es enthält von Byron's Feder, außer der Vision of Judgment, den Anfang eines Mystery, Heaven and Earth, welches er schon zu Ravenna begonnen, aber in Mangel eines Verlegers bis jetzt ungedruckt im Pulte gelassen hatte. Mur-

ray hatte nämlich einen Abscheu vor dem Titel Mysterium gefaßt und glaubte in dem neuen Werke einen zweiten Kain zu finden. Der Stoff des Drama's, die Liebschaften der Engel mit den ersten Töchtern der Erde, ist durch Moore's Loves of the Angels bekannter geworden, und was die Form und den Geist desselben betrifft, so erinnert beides an den Kain, aber schwach, und eine von Kain's Töchtern fährt ungefähr in der Sprache jener trotzigen Sophistik gegen den Herrn des Himmels fort, welche ihren Vater und das ihn feiernde Gedicht zu gleicher Brandmarkung geführt hat. Den Plan einer Fortsetzung des Mysteriums hat Byron dem Capitain Medwin mitgetheilt, dabei aber auch eingestanden, daß er nicht daran gedacht habe, es nach diesem Plane weiter auszuarbeiten. Einige kleinere Beiträge Byron's zum Liberal übergehen wir.

The Island or Christian and his Comrades zeichnet sich durch den Glanz und die Frische der Malerei aus, mit welcher der Dichter die wunderbare Scenerie der Südsee und ihrer Inseln schildert. Aber der Held, räthselhafter scizzirt als irgend eines von den Geschöpfen unseres Dichters, kann das Ganze des Werks nicht zusammenhalten, so daß wir von demselben nur in einzelnen Gemälden angezogen und gefesselt werden, ohne dem Gange einer Fabel oder Person durch die verschiedenen Nebenwege unserer Theilnahme zu folgen.

Das auf deutschem Grund und Boden spielende und dem ersten unter den deutschen Dichtern gewidmete Drama *Werner* schrieb Byron in achtundzwanzig Tagen, einen der Acte in einer einzigen Sitzung und viele Seiten ohne alle Aenderung. Der Stoff desselben ist aus einer Erzählung der Miß Lee in den Canterbury Tales entnommen, und die dramatische und dialogische Behandlung sehr ungleich. Wenn man aber einzelne Stellen aus einem Drama als gelungen hervorheben will, so zerstört man eben dadurch die Einheit und Ganzheit desselben, und ein Drama welches vorzüglich zu einer solchen Zerstückelung auffordert, ermangelt gewiß auch jener Eigenschaften. Uebrigens geht dem Werner locale und nationale Wahrheit ab, wir meinen jene shakspearische, welche uns in dem Hamlet unter trübem Nordhimmel frieren läßt, und in Romeo und Julie italienische Lüfte und Düfte über den Leser herweht; und manchem möchte

die Wahl des Stoffs selbst für ein Drama verfehlt scheinen.

Byron's letzte poetische Arbeiten waren der Fortsetzung des Don Juan gewidmet, welchen er bekanntlich bis zum sechzehnten Gesange geführt hat. Außerdem ließ er im Jahre 1824 den Anfang eines Drama's drucken, unter dem Titel The Deformed Transformed, ohne Zweifel das deformste Werk unsers großen Dichters. Er hatte es schon vor einigen Jahren so weit geschrieben und es seinem Kritiker Shelley zur Beurtheilung übergeben. Dieser las es aufmerksam durch, und als Byron ihn darauf fragte, wie es ihm gefallen habe, antwortete er: am wenigsten von allem was ich je von Ihnen gesehen habe. Es ist eine schlechte Nachahmung des Faust, und überdies sind zwei vollständige Verse von Southey darin. Seine Herrlichkeit, ohne ein Wort zu verlieren, warf augenblicklich das Gedicht ins Feuer. So erzählt Medwin, welcher daher nicht wenig verwundert war, den Umgestalteten Ungestalten nach zwei Jahren, wahrscheinlich durch eine zweite Abschrift welche dem Brande entgangen war, wieder aufgelebt aus der Presse hervortreten zu sehn. Die Fabel des Stücks ist theils aus dem Faust, theils aus Lewis Erzählung Wood Demon zusammengesetzt, und das Merkwürdigste darin scheint der Umstand, daß Byron seinem verkrüppelten Faust auch das Gebrechen anhängt, welches er selbst mit auf die Welt gebracht hatte, einen Klumpfuß.

Es war gegen Ende des Julius 1823, als Lord Byron sich mit sechs oder sieben Freunden, unter denen sich der junge Graf Gamba befand, auf einem englischen Schiffe, dem Herkules, von Livorno aus nach Griechenland einschiffte, mit dem großen Entschlusse, Gut, Blut und Leben dem Kampfe zu widmen, welchen die Hellenen für die Befreiung ihres alten Vaterlandes aus dem Joche seiner barbarischen Unterdrücker seit Jahren zur Bewunderung der europäischen Menschheit bestanden. Der begeisterte Freund der Freiheit hatte diesen Kampf von seinem Beginne an im Geiste mitgekämpft, er hatte auch nach seinen Kräften durch Beisteuer an Geld und Waffen das sich emporringende Volk unterstützt; aber die Angaben, in welcher Art man am besten den Griechen Hülfe leisten könnte, widersprachen sich in verschiedenen Berichten, und er fing an zu befürchten, daß er

seine Beiträge für überflüssige Gegenstände verschleudern oder sie nicht auf dem rechten Wege zu ihrem Zwecke fördern möchte. Daher entschloß er sich nunmehr selbst nach Griechenland zu reisen und sich mit eigenen Augen von der Lage der Dinge und dem Stande des Kampfes zu unterrichten, ein Entschluß den er nicht in übereilter poetischer Begeisterung faßte und sofort ausgeführt, sondern ein wohlerwogener und reif gewordener, dem er denn auch bis zum Tode treu blieb. Wenn irgend etwas wahr in Byron's Leben und Werken ist, so scheint kein Gefühl es mehr zu seyn, als seine Liebe für Griechenland und für die Freiheit. Jedes Gefühl allein hätte ihn zu dem Entschlusse bestimmen können, welcher sein Leben und seinen Tod verherrlicht hat: wie viel mehr beide! Daß er die große Laufbahn eines Tyrtäus nicht ohne Ehrgeiz betreten, wer möchte das behaupten? und wer wagt es zu ermessen, wohin diese Laufbahn ihn geführt haben könnte? Wie dem aber auch sey, er hat den Lorbeerkranz mit welchem das dankbare Griechenland sein Haupt gekrönt hat, nicht unverdient getragen, und er würde, wenn eine Königskrone der Preis seines längern Kampfes hätte werden sollen, groß genug gewesen seyn, sie mit einer Bürgerkrone zu vertauschen *).

Will man indessen auch die nächsten und unmittelbarsten Veranlassungen wissen, welche den Lord Byron bewogen gerade jetzt seine Reise nach Griechenland anzutreten, so können wir die Aufforderungen seines Freundes Hobhouse und des Ausschusses der englischen Philhellenen **) anführen, welche viel auf seine Vermittelung in der Angelegenheit der bekannten Anleihe rechneten. Auch hatte diese Gesellschaft fast zu gleicher Zeit den Colonel Stanhope als ihren Bevollmächtigten mit manchen wichtigen Vorschlägen und Plänen nach Griechenland

*) Wir entnehmen die Nachrichten über Lord Byron's Aufenthalt in Griechenland vornämlich aus einem Aufsatze des Westminster-Review, welcher als Anhang in Medwin's Conversations abgedruckt ist. Außerdem haben wir zu vergleichen: Greece in 1823 et 1824 etc. By the Hon. Col. Leicester Stanhope, London 1824, 8., und A Narrative of Lord Byrons last Journey to Greece. Extracted from the Journal of Count Peter Gamba, who attended his Lordship on that Expedition, London 1825, 8.

**) The Greek Committee.

abgesandt, deren Förderung sie von dem Ansehn ihres berühmten Landsmannes erwartete.

Lord Byron verließ Italien zwar entschlossen und auf alles gefaßt, aber nicht ohne finstere Ahnungen. Es war ihm einst geweissagt worden, daß sieben eine unglückliche Zahl für ihn seyn würde; im siebenundzwanzigsten Jahre schloß er seine Ehe, und das siebenunddreißigste Jahr rief ihn aus dem Leben ab. Auch pflegte er nicht selten zu äußern und zwar schon vor der Zeit seiner letzten Unternehmung, daß er in Griechenland zu sterben ahne und hoffe. Am 19. April 1823, also gerade ein Jahr vor dem Tage seines Todes, war er ernster und gedankenvoller als gewöhnlich, und sagte zu dem jungen Grafen Gamba, mit dem er einen Spaziergang nach seinem Palaste bei Albaro machte: wo werden wir über's Jahr seyn? Alsdann wollte er einige Stunden allein bleiben und aß ohne Gesellschaft zu Mittag. Aber ahnungsvoller als dieses alles klingt sein Schwanengesang, das Lied, welches er an seinem letzten Geburtstage in Missolunghi gedichtet hat *).

'Tis time this heart should be unmoved,
Since others it has ceased to move;
Yet, though I cannot be beloved,
Still let me love.

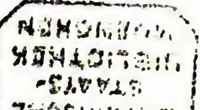
My days are in the yellow leaf,
The flowers and fruits of love are gone,
The worm, the canker and the grief
Are mine alone.

The fire that in my bosom preys
Is like to some volcanic isle;
No torch is kindled at its blaze —
A funeral pile.

The hope, the fears, the jealous care,
Th' exalted portion of the pain
And power of love I cannot share,
But wear the chain.

But 'tis not here — it is not here —
Such thoughts should shake my soul; nor now —
Where glory seals the hero's bier,
Or binds his brow.

*) Wir geben das ganze Gedicht, weil es noch in keiner Sammlung von Byron's Werken zu finden ist, aus der neuesten Ausgabe von Medwin's Gesprächen. Die deutsche Uebersetzung aus Stuttgart liefert es auch nicht.



The sword, the banner, and the field,
  Glory and Greece around us see;
The Spartan borne upon his shield
          Was not more free.

Awake! not Greece — she is awake —
  Awake my spirit! — think through whom
My life-blood tastes its parent lake,
          And then strike home!

I tread reviving passions down,
  Unworthy manhood — unto thee
Indifferent should the smile or frown
          Of beauty be.

If thou regret thy youth, why live?
  The land of honourable death
Is here — up to the field and give
          Away thy breath!

Seek out — less often sought than found —
  A soldier's grave, for thee the best;
Then look around, and choose thy ground,
          And take thy rest.

Lord Byron's Schiffsladung bestand außer seinem und seiner Freunde Gepäck und Waffenzeug in einem bedeutenden Vorrath von Medicamenten, Bandagen und andern chirurgischen Bedürfnissen; und seine Kasse faßte nicht mehr als zehntausend spanische Thaler in baarem Gelde und etwa noch vierzigtausend in Wechseln. Das Schiff war ausschließlich für seine Reise gemiethet und ganz zu seiner Verfügung gestellt. Die Seefahrt begann mit Stürmen und manchen andern ungünstigen Vorzeichen. Byron hatte nie einen Vulkan gesehn, und das Schiff wich deshalb von seinem Laufe ab, um vor der Insel Stromboli vorbeizufahren. Eine ganze Nacht lag er hier still, in der Hoffnung, das gewöhnliche Phänomen zu sehen; aber zum ersten Mal bei Menschengedenken warf der Vulkan in so langer Zeit keinen Funken aus, und der getäuschte Dichter war genöthigt in schlimmer Laune über die fabelhafte Esse des Vulkans weiter zu segeln. Im Anfange des Augusts landete der Herkules in Cephalonia, und hier beschloß Byron seinen Aufenthalt zu nehmen, bis er, nach vollständiger und sicherer Erkundigung über den Stand der griechischen Verhältnisse und Bewegungen, entscheiden könnte, wo seine persönliche Theilnahme an dem großen Kampfe am

wirksamsten seyn möchte. Um die Hauptstadt von Cephalonia der englischen Behörden halber zu vermeiden, zog er sich nach dem kleinen Dorfe Metarata zurück, um von diesem Beobachtungspuncte aus den Gang der Dinge auf dem Festlande von Hellas zu verfolgen und seine Unterhandlungen und Verbindungen mit den dortigen Machthabern und Parteihäuptern anzuknüpfen. Diesem Geschäft war seine ganze Zeit gewidmet, und er rührte keine Feder an als um Briefe zu schreiben. Selbst sein Journal vernachlässigte er zu führen. „Poesie," pflegte er zu sagen, „sollte nur einen Müssiggänger beschäftigen. In ernstern Angelegenheiten wäre es lächerlich, Verse zu schreiben" *). Ein methodistischer Arzt fand sich damals häufig in Metarata ein und schien die Absicht zu haben, den verrufenen Lord zu einem guten Christen zu bekehren. Dieser ließ sich auch oft in Gespräche und Disputationen mit ihm ein, aber leider war er dem Bekehrer zu überlegen an schnellem Urtheil und schlagendem Witz, als daß die gut gemeinten Bemühungen desselben ihren Zweck hätten erreichen können. Nichtsdestoweniger erkannte indessen der Lord Byron die Reinheit der Absichten dieses Leibarztes auf die Heilung seiner Seele mit freundlichem Danke an.

Griechenland schwebte damals in einer traurigen Verwirrung, obgleich minder hart von äußern Feinden als von innern Parteiungen bedrängt. Zwar hatte der dritte Feldzug mit einigen glücklichen Erfolgen für die Hellenen begonnen. Odysseus und Niketas standen siegreich bei den Thermopylen, Morea war bis auf Korinth, welches noch im Laufe desselben Herbstes fiel, und, außer Patras, Modon und Koron von den Türken befreit. Aber die Zwistigkeiten der Machthaber und Anführer unter einander zerstörten fast alle Früchte der Anstrengungen des Volks und hatten allmälig das Ansehn eines Bürgerkriegs gewonnen. Die Generale waren zu verschiedenen Unternehmungen beordert worden, aber es fehlten ihnen alle Mittel, ihre Truppen zu besolden und zu verpflegen. Große Verwirrung entstand, und in den Straßen von Tri-

*) Es war eine alberne Verleumdung, welche Byron's Feinde damals in öffentlichen Blättern ausstreuten: der Lord schriebe in Griechenland an seinem Don Juan.

polizza fiel ein blutiges Gefecht zwischen Spartanern und Arkadiern vor, deren Anführer Nebenbuhler waren. An den Spitzen der beiden Hauptparteien standen der ehrgeizige und habsüchtige Kolokotroni und der diplomatisch gebildete und den Engländern besonders zugewandte Maurokordato, welcher schon als Konstantinopolitaner von den alten in Raub und Krieg aufgewachsenen Häuptlingen der peloponnesischen Halbinsel mit Haß und Mißtrauen betrachtet wurde. Kolokotroni war um diese Zeit Vicepräsident der ausübenden Regierung, Maurokordato leitete als Secretair die auswärtigen Angelegenheiten; Veranlassung genug für seine Neider und Feinde, ihn zu beschuldigen, daß er ohne Mitwissen der Regierung in Briefwechsel mit fremden Höfen stehe und danach strebe, sich zum Präsidenten des gesetzgebenden Körpers erwählen zu lassen. Die Sache kam endlich dahin, daß der damalige Präsident vom Sitze der Regierung entfloh, und Maurokordato an seine Stelle erwählt ward. Aber auch er sah sich sehr bald gezwungen sein Amt niederzulegen und in Hydra Schutz zu suchen, wo die bürgerliche oder Handelspartei die vorherrschende war.

Das westliche Griechenland befand sich ebenfalls in einer verzweifelten Lage. Mustapha, Pascha von Skutari, war mit großer Macht in Akarnanien eingedrungen. Der heldenmüthige Markos Bozzaris zog ihm mit seiner kleinen Schaar entgegen *), und sein Opfertod für

*) Bozzaris schrieb von Karpenissi wenige Tage vor seinem Tode an einen Freund über Lord Byron's Ankunft in Griechenland: „Ich bin entzückt über Eure Nachricht von Lord Byron's Vorhaben in Betreff unsres Landes. Der Rath, den Ihr Sr. Herrlichkeit gegeben habt, seine Aufmerksamkeit auf Westgriechenland zu richten, hat uns das größte Vergnügen gemacht, und ich bin Euch verpflichtet für Eure beständige Thätigkeit zum Nutzen unsres Landes. Nicht weniger bin ich über Sr. Herrlichkeit besondre Aufmerksamkeit auf meine Landsleute, die Sulioten, erfreut, denen er die Ehre erwiesen hat, sie zu seiner Wache zu wählen. Benutzet dieses Wohlwollen Sr. Herrlichkeit und bewegt ihn, so schnell als möglich nach Missolunghi zu kommen, wo wir nicht verfehlen werden ihn mit jeder seiner Person gebührenden Ehrenbezeigung zu empfangen. Sobald ich von seiner Ankunft höre, werde ich die Armee hier verlassen und ihm mit einigen Genossen entgegengehen. Alles wird bald im Geleise seyn; die Unruhen in Rumelien sind nur vorübergehend und werden leicht gestillt seyn.

das Vaterland in dem nächtlichen Ueberfall bei Karpenissi hemmte zwar das Vorrücken des türkischen Heers auf einige Tage; aber dennoch war die Gefahr dadurch nicht beseitigt, welche namentlich der Festung Missolunghi von den vereinigten Streitkräften des genannten Paschas und des Omer Briones drohte. Sie zogen sich immer näher und näher um Missolunghi zusammen und fingen im October sogar schon an es zu berennen; und fast zu gleicher Zeit erschien eine türkische Flotte vor der Stadt und blokirte, wenigstens dem Namen nach, ihren und die übrigen Häfen dieser Küste.

Die Behauptung von Missolunghi schien die wichtigste Aufgabe des Feldzugs, aber die Mittel des Widerstandes welche diese Festung damals einer Belagerung entgegensetzen konnte, waren sehr gering. Lord Byron's Ankunft in Cephalonia, deren Ruf sich wie mit Blitzesschnelle durch ganz Griechenland verbreitet hatte, und überall und von jeder Partei mit freudiger Hoffnung aufgenommen worden war, schien gerade jetzt dem bedrängten Missolunghi Rettung und Schutz zu bringen. Byron selbst erkannte auch wohl die Wichtigkeit und die Noth dieses Platzes; dennoch stand er an sich dahin zu begeben, um nicht einer Partei in die Hände zu fallen; denn er wollte ja nicht für eine Partei, sondern für die allgemeine Sache des griechischen Volks wirken; und so widerstand er den vielfachen Aufforderungen und Verheißungen, welche ihm von den Häuptern der verschiedenen Factionen hintereinander gemacht wurden, mit gleicher Standhaftigkeit. Ich werde dafür sorgen, schrieb er in Bezug auf diese Verhältnisse, daß mein Geld für das öffentliche Wohl verwendet werde; außerdem gebe ich keinen Para. Die Opposition sagt, sie müsse mir schmeicheln, und die herrschende Partei sagt, jene wünsche mich zu verführen. So habe ich zwischen beiden eine schwere Rolle zu spielen. Desungeachtet will ich mit den Factionen nichts zu schaffen haben, außer wenn es möglich ist sie zu vereinigen.

Ich hoffe, Ihr wißt von allem was hier vorgefallen, auch, daß der Pascha von Skutari nach dem Aspropotamos und Agrapha vorgerückt und bis Karpenissi vorgedrungen ist. Wir gehen ihm entgegen; alle festen Posten sind unser, und verlaßt Euch darauf, wir werden dem Feinde guten Widerstand leisten."

Dieses letzte Ziel verlor auch unser Dichter in keiner seiner Bestrebungen und Handlungen aus den Augen, und wer weiß, ob seinem Ansehn und seiner geistigen Macht nicht das Unmögliche gelungen seyn möchte, wenn er nicht so bald von seiner großen Laufbahn abgerufen worden wäre. Er ließ sich daher in keine Unterhandlungen und Verpflichtungen mit irgend einer Partei ein, sondern wandte sich durch zwei seiner Freunde *), die er von Cephalonia absandte, unmittelbar an die Regierung. Die beiden Versammlungen hatten damals die Hauptstadt von Morea, wohin die Gesandten gerichtet waren, eben verlassen und sich nach Salamis zurückgezogen. Dennoch war für die Freunde des Lord Byron der Verzug ihrer Ankunft in der Residenz der Regierung durch die Reise nach Tripolizza nicht ganz fruchtlos. Denn sie fanden dort Kolokotroni und andere mächtige Häuptlinge, auch mehrere Officiere aus Maurokordato's Gefolge, und sahen sich dadurch in den Stand gesetzt, eine große Menge der wichtigsten Erkundigungen aus den nächsten Quellen zu schöpfen. Der Congreß in Salamis empfing die Bevollmächtigten des Lord Byron mit der größten Auszeichnung und der freundlichsten Offenheit, und weihte sie so vollkommen in den gegenwärtigen Stand der Dinge und in seine Pläne für den nächsten Feldzug ein, daß es ihnen möglich ward, ihrem Freunde einen erschöpfenden und überzeugenden Bericht darüber abzustatten. Darin sagt Trelawney unter anderm: „Fällt Missolunghi, so ist Athen in Gefahr, und Tausende werden über die Klinge springen. Mit einigen tausend Thalern würde man Schiffe ausrüsten können, um es zu entsetzen. Ein Theil dieser Summe ist erhoben, und ich würde mein Herz zu Münze schlagen, um diesen Schlüssel Griechenlands zu retten." Fast zu gleicher Zeit mit diesem Bericht kam auch ein Brief des Fürsten Maurokordato in Cephalonia an, welcher, übereinstimmend mit den Ansichten des Congresses, in den Lord drang, sich nach Missolunghi zu begeben und alle seine Kräfte an die Behauptung dieses Platzes zu setzen. Auch fügte er das Versprechen hinzu, in kurzem mit einer hydriotischen Flotte der türkischen Blokade der Festung ein Ende zu machen.

---

*) Der schon genannte Trelawney und Hamilton Browne.

Jetzt galt kein Schwanken und Zaudern mehr, und nur das angeknüpfte Geschäft der englischen Anleihe, woran Byron allen seinen Credit und seinen ganzen Einfluß gewandt hatte, hielt ihn noch einige Zeit auf den jonischen Inseln zurück. Auch die Sulioten, seine alten Lieblinge, zogen ihn nach dem westlichen Hellas hinüber. Mehrere Haufen derselben hatten den Wunsch ausgesprochen, unter dem Manne zu dienen, welcher ihnen von ihrem Leonidas kurz vor seinem Opfertode auf das wärmste empfohlen worden war, und Byron fühlte sich von dem Gedanken hoch begeistert, an der Spitze einer solchen Schaar zu stehen *). Endlich kam das ersehnte Geschwader mit dem Fürsten Maurokordato in den Gewässern von Missolunghi an, und Byron rüstete sich zu seiner letzten Reise. Nachdem er alle seine Papiere zu baarem Gelde gemacht, ließ er zwei jonische Schiffe miethen, seine Pferde und sein Gepäck einschiffen und segelte den 29. December von Argostoli ab. Noch am Abend desselben Tages ging er bei Zante vor Anker, um seine Gelder von einem dortigen Banquier einzunehmen, und setzte sodann seine Fahrt nach Missolunghi fort. Die Leitung des einen Schiffs, auf welchem sich die Pferde, Waffen und ein großer Theil des Gepäcks und der Kasse befanden, war dem Grafen Gamba anvertraut, auf dem andern befehligte Lord Byron selbst. Zwischen Zante und Missolunghi, unweit Chiarenza, sahen sich die Reisenden mit Einem Male, und zwar am hellen Mittage, unter den Kanonen einer türkischen Fregatte, und nur der angestrengten Thätigkeit seiner Mannschaft und seinem bessern Segelwerke hatte das Schiff auf welchem Lord Byron fuhr, seine Rettung zu verdanken. Aber das des Grafen Gamba konnte nicht so schnell folgen und fiel den Türken in die Hände, welche es mit seiner Mannschaft nach Patras brachten. Der Graf, eben so klug als entschlossen, verlor durch diesen schrecklichen Schlag die Besinnung nicht und verblüffte durch seine kühne Berufung auf die brittische Neutralität, unter deren Schutze er als friedlicher Reisender nach Kalamata segeln wolle, den blutdürstigen Jussuf Pascha dergestalt, daß dieser ihn,

*) Er schrieb kurz vor seinem Ende ein Schlachtlied für seine Sulioten, welches sich unter seinen Papieren in Brouillon gefunden hat, aber nicht ganz zu entziffern gewesen ist.

sammt seinem Schiffe, ohne weitere Untersuchung frei gab. Ohne Verzug gingen die Geretteten nun wieder unter Segel und erreichten Missolunghi, wo sie zu ihrem größten Schrecken erfuhren, daß Lord Byron noch nicht angekommen sey. Die Stürme hatten sein Schiff genöthigt, bei den Felsengruppen der sogenannten Skrofes, einige Meilen von Missolunghi, Schutz zu suchen und sogar bis Dragomestre zurückzukehren, wo es drei Tage verweilen mußte. Maurokordato, von Byron's naher Ankunft und den Gefahren die ihn verfolgt hatten, unterrichtet, sandte sogleich ein Kanonierboot aus, welches dessen Schiff aufsuchen und geleiten sollte, und zu gleicher Zeit lief ein Theil des hydriotischen Geschwaders in die See, um die Küsten zu decken. Aber das Meer schien seinen Liebling, den Reiter, den es kannte, wie ein treues Pferd den seinigen, nicht nach der Stadt tragen zu wollen in welcher der Tod seiner wartete. Es trieb ihn auf Untiefen und gegen Klippen, die sein Schiff zu zerschmettern drohten; und als er auch da wieder flott geworden war, drehte sich der günstige Wind um und zwang ihn noch Tage lang an den unzugänglichen Inseln vor Anker zu liegen, welche die Küste bei Missolunghi umgeben. So ward diese Seereise eine tüchtige Vorbereitung zu einem Feldzuge, und Byron selbst scheint sie auch so genommen zu haben. Er hatte seine Wäsche und Kleider seit der Abfahrt von Cephalonia nicht gewechselt, stets auf dem Verdeck geschlafen und sich überhaupt an Arbeiten, Mühseligkeiten und Entbehrungen mehr gewöhnt, als der Drang der Umstände es gerade erfordert haben würde.

Es war am 5. Januar, als Lord Byron in Missolunghi landete. Er wurde mit den lebhaftesten und ehrenvollsten Aeußerungen der Freude und Liebe, wie ein Heiland, empfangen. Als das Schiff vor Anker ging, salutirten die Kanonen der Festung. Der Fürst Maurokordato, alle Behörden, die Truppen der Besatzung, die Einwohner der Stadt, ja man möchte sagen alles was Füße hatte, kam ihm entgegen und begleitete ihn unter Freudengeschrei, zwischen Kränzen, Blumen und wehenden Tüchern, unter dem Geläute der Glocken und dem Donner des Geschützes, nach dem für ihn eingerichteten Hause. Wer hätte es damals ahnen mögen, daß sie so bald die Leiche des hoch gefeierten Mannes aus demsel-

den Hause an das Meeresufer geleiten würden! Wenn Einer, so war es Lord Byron selbst. Von dem Augenblicke an, wo er das griechische Festland betreten hatte, stand in ihm die Ueberzeugung fest, er werde es nicht wieder verlassen. Oft sagte er zu dem Grafen Gamba: Andre mögen thun, was ihnen beliebt, mögen sie gehn oder bleiben; aber ich bleibe hier, das ist gewiß. Eines Tags fragte er seinen treuen Italiener Tita: ob er nach Italien zurückzukehren denke? Ja, antwortete Tita; wenn Ew. Herrlichkeit zurückgehen, so gehe ich mit. Lord Byron lächelte und sagte: Nein, Tita, ich kehre nicht wieder aus Griechenland zurück; die Türken oder die Griechen oder das Klima werden schon dafür sorgen, daß ich bleiben muß.

Aber diese trüben Ahnungen lähmten die Thätigkeit des edlen Griechenfreundes nicht, und von dem Tage seiner Ankunft in Missolunghi bis zu den Tagen seiner Krankheit, und selbst in diesen noch, war seine ganze Seele dem großen Ziele zugewandt. Seine Pläne und Bestrebungen waren sehr vielseitig, aber er widmete allen einen gleichen Eifer. Theils beschäftigte ihn die englische Anleihe, für deren Abschließung er gleichzeitig durch seine Freunde in London und bei den uneinigen Oberhäuptern der Griechen zu arbeiten hatte. Dann nahm er Theil an den Einrichtungen und Vorschlägen der Gesellschaft der englischen Philhellenen, welche damals durch ihren Gesandten, den Colonel Stanhope, in Griechenland vertreten wurden. Zwar stimmte er in manchen Stücken nicht mit den, vielleicht auch wirklich übereilten, Unternehmungen dieser Gesellschaft überein, wie uns der genannte Colonel in seinem Buche berichtet: aber wo er mit eigner Ueberzeugung für einen Plan derselben wirken konnte, da that er es, als ob es sein eigner gewesen wäre, und hielt sich überhaupt in jedem Kreise seiner Thätigkeit frei und rein von Eifersucht, Ehrgeiz und Parteilichkeit. Alles was für Griechenlands Freiheit geschah, war ihm, woher es auch kommen mochte, gleich willkommen und gleicher Anerkennung und Unterstützung würdig.

Vor allem war die barbarisch wilde Art und Weise, den Krieg zu führen, in welcher die Griechen den Türken wenig nachgaben, ein Gegenstand der Aufmerksamkeit des Lord Byron, und er bemühte sich die Grundsätze und Rechte der gebildeteren europäischen Staaten auch auf

dem Schlachtfelde geltend zu machen. Der erste Tag seiner Ankunft in Missolunghi war durch die Befreiung eines Türken bezeichnet, und nicht lange darauf fand er auch Gelegenheit, dem Jussuf Pascha seine Dankbarkeit für die Freilassung des Grafen Gamba an den Tag zu legen. Er erfuhr nämlich, daß vier türkische Gefangene sich in der Stadt befänden, und ersuchte den Fürsten Maurokordato, sie ihm zu überlassen. Dieser stand nicht an, seiner Bitte zu willfahren, und Lord Byron schickte sein Eigenthum sogleich an den Pascha nach Patras mit folgendem Schreiben ab: „Ein Schiff, welches einen meiner Freunde und mehrere Leute meines Gefolges an Bord führte, war von einer türkischen Fregatte genommen und nach Patras gebracht, aber auf Ihren Befehl wieder losgelassen worden. Ich habe Ihnen meinen Dank dafür zu sagen, nicht daß Sie ein Schiff frei gaben, welches, als unter neutraler Flagge und dem brittischen Schutze segelnd, von niemand rechtmäßiger Weise angehalten werden konnte, sondern daß Sie meine Freunde, so lange sie in Ihrer Gewalt waren, mit so vieler Artigkeit behandelt haben. In der Hoffnung, Ewr. Hoheit einen angenehmen Dienst zu erweisen, habe ich mir von dem Gouverneur dieses Platzes die Freilassung von vier türkischen Gefangenen ausgebeten und sie von demselben erhalten, welche ich nunmehr zurücksende, um Ihnen die mir bei der letzten Gelegenheit bewiesene Aufmerksamkeit zu erwiedern. Es sind diese Gefangenen ohne alle Nebenbedingung freigegeben; nur bitte ich Ew. Hoheit, daß, wenn Sie sich dieser Begebenheit künftig erinnern wollen, Sie die griechischen Kriegsgefangenen, die in Ihre Hände fallen werden, mit Menschlichkeit behandeln möchten. Die Schrecken des Kriegs sind an und für sich schon fürchterlich genug und sollten fernerhin nicht von beiden Seiten mit so zügelloser Grausamkeit noch vermehrt werden." — Ein andres, nicht minder ruhmwürdiges Beispiel gab Lord Byron bald nach dieser Begebenheit den Griechen wie den Türken, und es blieb auf beide nicht ohne Wirkung. Ein griechischer Kreuzer hatte ein türkisches Boot mit Reisenden, Weibern und Kindern genommen, welche dem Lord Byron auf sein Ansuchen überliefert wurden. Sogleich ließ dieser ein Schiff mit dem nöthigen Reisebedarf ausrüsten und sandte sie alle, vierundzwanzig an der Zahl, nach Prevesa an den Beker Aga.

Der Türke ließ dem Engländer in seinem Danksagungsschreiben die Versicherung geben: daß gleiche Behandlung künftig den gefangenen Griechen zu Theil werden sollte.

Eben so eifrig war Lord Byron bemüht die unglücklichen Fehden und Zwistigkeiten beizulegen, welche die Häupter der Griechen von einander trennten und ihre Kräfte ohne Frucht für das allgemeine Wohl aufrieben. Er scheute keine Arbeit und wurde durch kein Fehlschlagen in dieser schönen Thätigkeit entmuthigt. Zwar mögen seine Bestrebungen als Friedensstifter bis zu seinem Tode nur wenig Erfolg gehabt haben: aber vielleicht gedeiht auch nach seinem Hingange manche Saat, die er auf diesem Felde ausgestreut hat. Viel hoffte der Verewigte von der Zusammenkunft, welche im April zu Salona gehalten werden sollte und auch wirklich stattfand. Aber da lag Byron auf dem Sterbebette, und ehe die Versammlung auseinanderging, war er zum ewigen Frieden eingegangen.

Es bleibt uns noch von Lord Byron's kriegerischen Plänen und Beschäftigungen zu reden übrig. Nachdem er die Flotte bezahlt hatte, welche nur ausgelaufen zu seyn schien, um ihren rückständigen Sold einzuziehn, begann er eine Brigade von Sulioten zu bilden. Fünfhundert derselben, die tapfersten und kühnsten Soldaten Griechenlands, nahm er vom 1. Januar 1824 an in seinen Sold, und bald sollte sich ihnen auch eine Gelegenheit darbieten, ihren Heldenmuth unter ihrem neuen Anführer an den Tag zu legen. Das Schloß von Lepanto, welches den Meerbusen gleiches Namens beherrscht, war die einzige Festung des westlichen Griechenlands, welche noch in den Händen der Türken war. Seine Lage am Eingang der Bucht ist von der ersten Wichtigkeit und macht es möglich, in ununterbrochener Verbindung mit Patras zu bleiben, daher auch alle Versuche mißlungen waren, dieses Schloß durch Aushungerung zu nehmen. Seine Besatzung bestand aus 500 Türken und einer ansehnlichen Zahl von Albanesern, welche jedoch, wie es hieß, seit langer Zeit keinen Sold erhalten hatten und deswegen zum Verrath des Platzes geneigt waren; und man hatte sogar erfahren, daß sie, wenn Lord Byron ihnen die Summe ihres rückständigen Soldes auszahlen wollte, sich erböten, ihm die Festung bei seinem Anrücken zu überliefern. Lord Byron nährte aber kühnere Hoff=

nungen: er wollte Lepanto mit Sturm nehmen und träumte schon von kriegerischen Lorbeern und siegreichen Wunden. Jedoch verlor er dabei die Besinnung nicht so weit, daß er über sich selbst zu spotten verlernt hätte. Auf seinen Klumpfuß anspielend, pflegte er zu sagen: er habe wenigstens eine Eigenschaft eines alten Generals; und indem er sich mit dem Colonel Stanhope verglich, welcher seine ganze Zeit damit verbrachte, Berichte und Briefe zu schreiben, meinte er: es ist doch sonderbar, daß der Soldat Stanhope die Türken zu Schanden schreiben will, und ich, der Schriftsteller, sie zu Schanden fechten soll. Der Plan der Expedition war folgender: ein Haufen von 2500 Mann sollte das Hauptcorps bilden, und Lord Byron mit seinen 500 Sulioten und einer von Parry commandirten, auf Kosten der englischen Philhellenen errichteten Batterie zu demselben stoßen. In den letzten Tagen des Januars ward aber Byron von der Regierung beauftragt, den Oberbefehl aller zum Sturme von Lepanto bestimmten Truppen zu übernehmen.

Indessen verschob sich die Unternehmung von Tag zu Tag und von Woche zu Woche, so daß auch Byron endlich die Lust und den Muth zu derselben verlieren mußte. Erst fehlte es an der Artillerie, dann machten die durch ihres Soldherrn Freigebigkeit übermüthig gewordenen Sulioten die tollsten Forderungen und zeigten sich widerspenstig und aufrührerisch, um dadurch das Unmögliche zu ertrotzen. Sie fingen Händel mit den Bürgern von Missolunghi an, die zu blutigen Auftritten führten, und gingen in ihrer Ausgelassenheit so weit, daß sie einst mit Gewalt in das Magazin und die Werkstätte der Ingenieurs einzudringen versuchten, welche die englischen Philhellenen nach Missolunghi gesandt hatten. Die Schildwache wurde von dem Thore verdrängt, die Waffen blitzten von beiden Seiten, und ein schwedischer Officier, welcher als Friedensstifter dazwischentreten wollte, fiel durch die Kugel eines Sulioten. Diese und ähnliche Vorfälle, und dazu die Vereitelung eines Plans den er mit ganzem Herzen umfaßt hatte, wirkten mit ungestümer Gewalt auf das reizbare Gemüth des Lord Byron, und sein Körper erlag dem Bestreben, die Seele aufrecht zu erhalten *).

---

*) Einige Tage nach dem Vorfall bei dem Artilleriemagazin schrieb er an einen Freund nach Zante: „Ich befinde mich um

Er bekam zu wiederholten Malen convulsivische Anfälle, die immer heftiger und gefährlicher wurden, und denen man durch Mittel entgegentreten mußte, welche seinen Körper sehr schwächten, wie namentlich Aderlässe und warme Bäder. Lepanto war nun aufgegeben, aber die von Odysseus vorgeschlagene Zusammenkunft der griechischen Häuptlinge nach Salona erfüllte ihn mit neuen freudigen Hoffnungen, und auch der glückliche Fortgang des Anleihegeschäfts war ihm stärkende Arzenei in seiner Krankheit.

Vergebens drangen jetzt seine Freunde in ihn, Missolunghi, welches eine sehr ungesunde Lage hat, auf einige Zeit zu verlassen und sich auf den jonischen Inseln in ruhiger Abgeschiedenheit zu erholen. Er wollte den Kreis seiner Thätigkeit nicht verlassen und fühlte sich besser, sobald nur eine bessere Aussicht für das Gelingen seiner Bestrebungen sich zu eröffnen schien, und so täuschte er sich und Andre über den Zustand seiner Gesundheit: er fing wieder an zu reiten und auf dem Wasser zu fahren und trotzte dem ungünstigen Klima, welches den Himmel mit Regenwolken und die Erde mit Nebeln umhüllte, wie in den kraftvollsten Jahren seiner Jugend. Am 22. März schrieb er an einen seiner Freunde:

„In wenigen Tagen haben wir, Maurokordato und ich, im Sinne, uns mit einem beträchtlichen Geleit nach Salona zu begeben, wohin wir von Odysseus und den

---

vieles besser, obgleich ich kaum gehen kann. Die Aerzte ließen mir zu viel Blut nehmen, und man hatte Mühe, seinen Lauf wieder zu stillen. Allein ich bin doch Tag für Tag in der freien Luft gewesen, entweder zu Pferde oder auf dem Wasser ꝛc." Er schließt: „Hier sind die Angelegenheiten etwas verwickelt, besonders mit den Sulioten und mit den Fremden. Indessen hoffe ich immer auf Bessergehen und will so lange bei dieser Sache ausharren, als meine Gesundheit und meine Umstände es erlauben, und als ich sehe, daß ich nützlich seyn kann."

Auf ähnliche Weise antwortete er einem Freunde in Zante, der ihm zur Wiederherstellung seiner Gesundheit ein Landhaus auf dieser Insel angeboten hatte: „Ich kann Griechenland nicht verlassen, so lange ich nicht die Gewißheit habe, dort nicht mehr von Nutzen seyn zu können. Es gilt Millionen Menschen, wie ich einer bin, und so lange ich aufhalten kann, darf ich diese Sache nicht verlassen. Während ich dieses schreibe, kann ich zwar die Schwierigkeiten, allen Zank und alle Fehler der Griechen nicht verkennen, aber dennoch müssen alle Vernünftige Nachsicht mit ihnen haben."

übrigen Häuptern des östlichen Griechenlands beschieden sind, um die Maßregeln des Angriffs und der Vertheidigung für den kommenden Feldzug zu entwerfen. Maurokordato wird aber eben von der neuen Regierung nach Morea berufen, wie ich glaube, um an ihre Spitze zu treten, und zugleich wird mir das schriftliche Anerbieten gemacht, entweder mit ihm nach Morea zu kommen, oder in dieser Gegend die Oberleitung der Geschäfte mit dem General Londos und andern Männern zu übernehmen, die ich auswählen soll, um einen Rath zu bilden. Andreas Londos ist seit meiner Anwesenheit in Griechenland mein werther Freund geworden. Vor der Zusammenkunft in Salona kann ich über nichts eine bestimmte Antwort ertheilen; so viel nur ist gewiß, daß ich gern nützlich seyn will, wo und wie ich vermag; nur will ich weder commandiren, noch commandirt werden. Entschuldigen Sie meine Eile. Es ist spät, und ich war mehrere Stunden zu Pferde, und zwar in einer Gegend die nach dem vielen Regen so durchnäßt war, daß man alle hundert Schritte an einen Bach oder Graben gelangte, aus dessen Koth und Schlamm meine Pferde und ihre Reiter manches Andenken und Merkmal mit nach Hause gebracht haben."

Es war ein ähnlicher Spazierritt am 9. April, welcher den Lord Byron auf sein Todtenbett warf. Er kam mit durchnäßten Kleidern nach Hause und schlief unter Fieberschauern ein. Der andre Morgen fand ihn kränker, und so wuchs das Uebel von Tage zu Tage mit so schnellen Schritten, daß sein Kammerdiener, der treue Fletcher, schon am 13. über den Zustand seines Herrn bedenklich zu werden anfing. Aber die Aerzte versicherten, es sey keine Gefahr vorhanden, und die ganze Krankheit beschränke sich auf ein Erkältungsfieber. Den Aderlässen, welche sie schon in den ersten Tagen der Krankheit verordnet hatten, widersetzte sich der Kranke, wahrscheinlich weil er sich zu matt fühlte und bereits in seiner vorigen Cur mehr Blut, als er entbehren könne, verloren zu haben meinte; oder verschob sie doch, um seinen Aerzten nicht geradezu zu widersprechen, von einem Tage zum andern. Endlich fügte er sich in den Willen der Aerzte, und ein Doctor Thomas wurde aus Zante zu Hülfe gerufen, als niemand mehr helfen konnte. Am 17. ließ man dem schon Erschöpften dreimal zur

Ader. Darauf folgte heftiges Phantasiren und ohnmächtige Schwäche. In hellen Momenten klagte er über die Behandlung seiner Aerzte, verlangte nach dem Doctor Thomas und gab seinem Kammerdiener Aufträge in Bezug auf seine Familie. Am meisten beschäftigte ihn seine Tochter, und auch seiner Gattin gedachte er mit zärtlicher Rührung in den letzten Stunden seines Lebens.

Uebrigens ging er seinem Tode mit vollem Bewußtseyn und männlicher Fassung entgegen. Griechenland schwebte auch jetzt noch, an den Pforten der Ewigkeit, vor seiner Seele, und in keinem Worte entschlüpfte ihm ein Ausdruck, welcher Reue oder Mißvergnügen über das Unternehmen kund gegeben hätte, dem er sein Leben zum Opfer brachte. Armes Griechenland! rief er oft aus, ich habe dir gegeben was ein Mensch geben kann, meine Mittel, meine Zeit, meine Gesundheit — und nun auch mein Leben. Möge es dir gedeihen! Am 18. gegen sechs Uhr Abends sprach er die Worte — es waren seine letzten: I want to go to sleep now und legte sich nieder um nie wieder aufzustehn. Er lag ohne Regung, zuweilen nur in der Kehle schnaubend, als wollte er ersticken, vierundzwanzig Stunden lang. Gegen sechs Uhr des folgenden Abends bemerkte Fletcher, daß sein Herr die Augen öffnete und sie dann plötzlich wieder schloß, ohne jedoch ein Zeichen des Schmerzes zu geben oder Hand und Fuß zu bewegen. O mein Gott! rief er aus, ich glaube mein Herr ist todt. Die Aerzte fühlten seinen Puls und sagten: Ihr habt Recht, er ist todt. Eine aus dem rheumatischen Fieber hervorgegangene Gehirnentzündung hatte seinem Leben ein Ende gemacht.

Lord Byron ist todt! Diese Kunde flog wie ein Donnerschlag durch die Straßen von Missolunghi und weiter und weiter durch Griechenland und die Welt. Als sie England erreichte, schwiegen vor ihr die Stimmen der neidischen Parteisucht und des engherzigen Egoismus, und öffentliche Blätter, welche noch vor wenigen Tagen über den neuen Tyrtäus gespottet hatten, zeigten mit Rührung und Ehrfurcht den frühen Tod desselben an. In Missolunghi entging seinem Hintritte keine der öffentlichen Ehren, durch welche ein Volk seinem Wohlthäter die letzten Pflichten der Liebe und Dankbarkeit an den Tag legt. Der Fürst Maurokordato verordnete, am Morgen des 20., bei Sonnenaufgang, 37 Kanonen von der

großen Batterie zu lösen, um die Zahl der Lebensjahre des Verstorbenen anzuzeigen. Ferner: alle öffentliche Geschäfte, die Gerichtshöfe mit eingeschlossen, sollen drei Tage hintereinander ruhen. Ebenso sollen alle Kaufläden, ausgenommen die der Lebensmittel und Arzneien, geschlossen seyn; Musik und die in diesen Tagen gewöhnlichen Tänze, die Gastmahle und Trinkgesellschaften und alle andre gemeinschaftliche Belustigungen sollen unterbleiben. Einundzwanzig Tage lang soll allgemeine Trauer seyn. In allen Kirchen sollen Todtengebete gehalten werden.

Aber das Volk bedurfte dieser Anweisungen zur Trauer nicht, und so mächtig war in jeder Brust das Gefühl der Trauer und des Schmerzes über den Verlust des großen Mannes, daß die Einwohner und Soldaten von Missolunghi, nur des Todes ihres irdischen Heilands gedenkend, das Freudenfest der Auferstehung des himmlischen Heilands der Welt in ein Trauerfest verwandelten. Am Ostersonntag, sagt die Trauerrede, welche dem Allbetrauerten gehalten wurde, blieb der heilbringende Gruß des Tages: Christus ist erstanden! nur halb ausgesprochen, zwischen den Lippen jedes Griechen; und wer dem andern begegnete, that vor dem Glückwunsch zur Wiederkehr dieses fröhlichen Tages die Frage: was macht Lord Byron? Tausende, auf der geräumigen Ebene außerhalb der Stadt zur Feier des heiligen Tages versammelt, schienen nur zu dem einzigen Zwecke vereinigt, den Heiland der Welt um die Genesung dessen anzurufen, der unsern Kampf für die Befreiung unseres Vaterlandes mit uns theilte.

Und welches Herz, das Gefühl für das Schöne und Große der Erde hat, empfindet nicht, daß auch ihm etwas mit dem so früh Dahingerafften geraubt worden ist? Wer empfindet nicht, irdischer Ansicht als irdisches Wesen huldigend, daß Byron zu früh dahingegangen ist, zu früh für Griechenland, für die Welt und für sich? Aber in dieses Gefühl des frühzeitigen Verlustes mischt sich doch auch der erhebende Gedanke: Wohl dem, der, wie er, in der Blüthe männlicher Kraft und unter dem vollen Grün doppelter Lorbeern, sein reiches Leben zum Opfer bringen darf für das Höchste der Menschheit — die Freiheit! Und wohl ihm, der in der freudigen Hoffnung schied, er habe dieses größte Opfer nicht vergebens gebracht! Friede seiner Asche, und seine Grabschrift sey:

Er **war ein Mensch.** Wer unter den himmlischen Affen wagt es der erste zu seyn, der den Pharisäerstein der Verdammung auf seinen Hügel wirft?

Byron hatte keine Verfügung über seine irdischen Reste hinterlassen, und es erhuben sich daher Schwierigkeiten über die Bestimmung seines Begräbnißortes. Der Leichnam wurde einbalsamirt; das Herz blieb in dem Lande für das es so warm geschlagen hatte und so gern gebrochen war, und die übrige Hülle der Seele wurde nach Zante gesandt, wo Lord Sidney Osborne, ein angeheiratheter Verwandter des Verstorbenen, sie in Empfang nahm. Dieser wollte den Leichnam in Zante beerdigen lassen, mußte aber dem lebhaften Widerspruche seiner Landsleute nachgeben und von diesem Vorsatze abstehn. Einer schlug vor, ihn im Tempel des Theseus oder im Parthenon zu Athen beizusetzen, und ihm winkte gewiß der Geist des Sängers Beifall zu. Dennoch siegte die Mehrzahl der Engländer, welche ihn nach London gebracht und in der Westminsterabtei bestattet haben wollten, und Odysseus, der einen Botschafter nach Missolunghi sandte um den Leichnam nach Athen abzuführen, hatte keine Macht seine Ansprüche in Zante geltend zu machen. So wurde denn der Mann welcher sein Vaterland lebend nicht hatte wiedersehn wollen, todt und herzlos nach demselben zurückgeführt. Der Graf Gamba geleitete ihn hinüber und bis zu seiner Ruhestätte, mit ihm die Dienerschaft und einige Schützlinge des Verstorbenen. Er ist nicht in der Westminsterabtei begraben worden, sondern in der Gruft seiner Ahnen zu Newstead, und so hat er denn diesen Ort zu einer zweiten Westminsterabtei gemacht. Denn nicht der Begräbnißplatz ehrt einen solchen Mann, sondern der Mann den Begräbnißplatz.

Wir haben in der Darstellung des reichen und wechselvollen Lebens des Lord Byron uns nicht darauf beschränkt die äußeren Begebnisse und Verhältnisse desselben aufzuzählen, sondern uns bestrebt vom Anfange bis zum Ende seiner Laufbahn den innern Gang seines Gemüthes und Geistes zu verfolgen und dadurch die äußeren Erscheinungen zusammenhängend zu machen. Der aufmerksame Leser kann sich daher aus unsrer Biographie eine

Charakteristik des großen Zeitgenossen ohne unsre Beihülfe entwerfen, und wir laden ihn dazu ein. Auch über Byron's dichterische Erzeugnisse haben wir so viel im Allgemeinen und Besondern mitgetheilt, als seine Biographie, die ja keine Kritik seiner Werke seyn soll, fordern darf. Demnach könnten wir es bei unsern Lesern leicht verantworten, wenn wir hier unsre Arbeit schlössen: aber wir selbst fühlen das Bedürfniß, einen Rückblick auf das Leben und Wirken eines der größten und eigenthümlichsten Geister unsres Jahrhunderts zu werfen und ihm das Opfer unsrer Bewunderung und Verehrung darzubringen.

In dem wenn auch kurzen, doch inhaltreichen Raum des Lebens unsres Dichters, in allem was er gethan, gestrebt, errungen und gelitten, tritt er uns immer groß und edel entgegen und verleugnet seine Eigenthümlichkeit in keinem Wort und keiner Handlung. Mag diese Eigenthümlichkeit zuweilen auch zur Sonderbarkeit ausarten, und manche Sonderbarkeit durch Angewöhnung zur Ostentation werden; mag sein wilder Feuergeist ihn über die Gränzen des Schönen und Rechten treiben; mögen seine Leidenschaften ihn in manchen Momenten betäuben und verblenden; mag er endlich im gigantischen Trotze auf seine irdische Kraft den Himmel herausfordern: wir können ihn bedauern, vor ihm zurückbeben, uns über ihn erboßen, wohl auch einmal über ihn lachen, aber hassen oder verachten können wir ihn niemals.

Suchen wir aber nach dem innersten Kern seiner eigenthümlichen Natur, so werden wir lange in die Irre umhergezogen werden. Denn bald scheint diese, bald jene Kraft oder Tugend, bald auch diese und jene Schwäche oder Leidenschaft sein ganzes Wesen aus dem Mittelpuncte herauszulenken, und auch sein Tod löst die Widersprüche seines Lebens nicht auf. Byron ging aus den Händen seines Schöpfers hervor, ausgestattet mit einer solchen Fülle der größten und stärksten Kräfte des Geistes und des Herzens, wie sie selten in einem Menschen vereinigt erscheinen. Hätte er alle diese Kräfte gleichmäßig ausbilden und zu einer Thätigkeit verbinden können, wer mag ermessen was dieser Mann geworden wäre? Aber sein Leben begann mit innern und äußern Kämpfen; Widersprüche wurden seine Lehrer, sein Herz wurde zerrissen, sein Geist in seinem ersten Aufschwunge niedergeworfen; er suchte Liebe und fand keine Seele welche die

seinige ganz umfassen und verstehen konnte; er suchte ein Vaterland in der Fremde; er suchte Ruhe in der Unruhe, Frieden im Kampfe — und fand alles was ihm im Leben gefehlt hatte, im Tode.

So war sein ganzes Leben ein unaufhörliches Zerstören und Wiederaufbauen, ein Ringen nach dem Fernen und oft Unerreichbaren, ein trotziges Wegwerfen des Nahen und Gewöhnlichen, und was er von Thaten ausgeführt und von Werken hinterlassen hat, sind Kinder dieses Kampfes, Funken, herausgestoben aus dem Zusammenprallen seiner Kräfte. Und welche Funken! Freilich fehlt ihnen die lautere Glut welche Herz und Geist erleuchtet und erwärmt, die ruhige Verklärung des vollendeten Kunstwerks und des Lebens einer schönen Seele: aber dennoch durchzucken sie uns wunderbar mit dem ganzen Gefühle dessen was ihre Feuerkraft, die in sich zerspringen möchte, an Licht und Wärme umschließt. Wir müssen Byron's Werke wie seine Thaten beurtheilen. Der Maßstab der gewöhnlichen Moral und Aesthetik mißt sie nicht aus, und jede große Eigenthümlichkeit paßt nicht in die Systeme, welche wir aus den Resultaten dessen was schon da gewesen ist, zusammengebaut haben. Friedrich Schlegel, welcher gegenwärtig die katholische Dogmatik zur obersten Gesetzgeberin der Aesthetik machen möchte, hat unsern Byron das Haupt der antichristlichen Poesie genannt. Wie sinnreich! Nach dieser Classification werden wir es bald mit Dichtern von allen geistlichen Secten und Orden zu thun haben, mit pietistischen, herrnhutischen, jesuitischen Dichtern.

Daß Byron kein guter Christ, kein Christ im Glauben war, wer darf das leugnen, wie gern er auch möchte? Er hat ja sein Unchristenthum eben so offen bekannt wie die Heiligen unsrer Tage ihr Christenthum, und gewiß mit mehr Wahrheit als jene. Schon in seinem zwanzigsten Jahre legte er in einem Briefe an Dallas folgendes Glaubensbekenntniß ab *): „In der Moral ziehe ich den Confuzius den zehn Geboten, und den Sokrates dem heiligen Paulus vor. In der Religion stimme ich zwar für die bürgerliche Freiheit der Katholiken in Irland, aber erkenne deswegen keinen Papst an, und ich habe mich geweigert das Abendmahl zu nehmen, weil ich

*) Lord Byrons Correspondence Brief IV.

denke, daß Brotessen und Weintrinken mir die Erbschaft des Himmels nicht verschaffen könne. Ich betrachte die Tugend im Allgemeinen und jede besondre Tugend als in der Organisation des Menschen begründet, als eine Empfindungsweise, nicht als einen Grundsatz. Ich glaube, daß die Wahrheit Gottes erste Eigenschaft, und daß der Tod ein ewiger Schlaf, wenigstens für den Leib, sey." Ob er dieses Glaubensbekenntniß in seinem siebenunddreißigsten Jahre wiederholt haben würde, darüber kann niemand entscheiden. Aber zu bezweifeln ist es: denn das ist ja eben der Fluch des Forschens der menschlichen Vernunft nach dem Unerforschlichen, daß es nie zu einem sich selbst genügenden Stillstande gelangt.

Capitain Medwin's Unterredungen mit Byron verbreiten das beste Licht über dessen religiöse Ansichten. „Ich hatte immer große Freude", sagte er einst, „an dem Gottesdienst in der englischen Kirche. Er muß gewiß jeden der überhaupt fühlt, zur Andacht begeistern. Dessen ungeachtet ist das Christenthum nicht die beste Quelle für die Begeisterung des Dichters. Kein Dichter sollte zu einem förmlichen Glaubensbekenntniß verbunden seyn. Die Metaphysik öffnet ein weites Feld, die Natur und antimosaische Speculationen über die Entstehung der Welt weite Räume und Quellen der Poesie, die durch das Christenthum verschlossen sind." Ein andermal sagte er: „eine Art Gottesverehrung weicht der andern; keine Religion hat länger als zweitausend Jahre gedauert. Von den achthundert Millionen, welche der Erdball enthält, sind nur zweihundert Millionen Christen. Frägt sich: was soll aus den sechshundert Millionen Ungläubiger und aus den unzählbaren Millionen werden die vor Christus lebten? Es steht nicht in unserm freien Willen, ungläubig zu seyn. Wer gesteht gern, daß er sein ganzes Leben lang ein Thor gewesen sey, um alles zu verlernen was man ihn in seiner Jugend gelehrt hat? Oder wie kann man annehmen, einige der besten Menschen die jemals gelebt haben, sollten Thoren gewesen seyn? Ich habe mir oft gewünscht als Katholik geboren zu seyn. Das Fegefeuer ist eine tröstliche Lehre; ich wundre mich, daß die Reformatoren sie aufgegeben oder nicht etwas anderes Beruhigendes an ihre Stelle gesetzt haben. Es ist eine Verbesserung der Seelenwanderung, an die alle die hochweisen Philosophen geglaubt haben.

Ich weiß nicht, warum man mich für einen Feind der Religion, für einen Ungläubigen hält. Ich weiß jedoch, daß man mich dafür hält. Als meine Frau und Schwester gemeinschaftliche Sache gemacht hatten, sandten sie mir Gebetbücher auf Gebetbücher, und ein Herr Mulock kam nach dem Continent, um Orthodoxie in Politik und Religion zu predigen, machte schlechte Sonette, las noch schlechtere Prosa, und suchte mich zu einer neuen christlichen Secte zu bekehren."

So sehen wir denn hier in unserm Dichter ein eifriges Ringen nach der Erkenntniß des Rechten und Wahren in der Religion, eine Sehnsucht nach dem Segen des Glaubens, aber ein Unvermögen, den Weg einzuschlagen auf dem er allein zu finden ist. Gott wird über das Göttliche richten. Aber die Heiligen unsrer Tage mögen sich hüten zu richten, damit sie nicht gerichtet werden. Die lethargische Betschwester, welche sie ihre christliche Religion nennen, was hat die gethan für den Heiland, welchen die Heiden des Orients verspotten, mit Dornen krönen und an das Kreuz schlagen? Und siehe, jener Antichrist opfert Leib und Leben dem Kampfe der Menschheit und Christenheit gegen den barbarischen Islam auf!

Nicht richten wollen wir also über Byron's Christenthum: aber bedauern dürfen wir ihn wohl den hochbegabten Mann, daß er in seinem langen Kampfe das nicht gefunden hat, was diesen Kampf allein mit wahrem innern Frieden hätte schließen können. In dem Glauben hätte er den Mittelpunct gefunden, in welchem die Strahlen seiner großen Kräfte, zu einer hellen Thätigkeit vereinigt, ihn selbst und die Welt erleuchtet und erwärmt haben würden. Die Welt, das Leben, sein eigenes Ich, das waren drei finstre Räthsel für ihn, die er bald in orakelhaften Aussprüchen unter dumpfem Brüten zu lösen, bald mit leichten Scherzen zu überspringen gedachte. Aber unter immer neuen und immer zudringlichern Gestalten traten ihm die oftmals abgewiesenen wieder entgegen, und jeder Widerspruch wurde der Keim eines neuen Widerspruchs, und jede Antwort machte die Frager immer kühner und unverschämter. Hätte sein Sokrates ihn nicht zu der Antwort führen sollen: ich weiß nicht? Und in dieser Antwort hätte er ja den christlichen Glauben gefunden.

Aber ob ihm auch der christliche Glaube abging, so fehlte es ihm nicht an vielen schönen christlichen Tugenden. Er war ein zärtlicher Sohn der seiner Mutter bis zu ihrem Ende in wahrhaft kindlicher Ehrfurcht und Ergebenheit anhing *), ein warmer und treuer Freund welcher für den Freund kein Opfer scheute, ein guter Herr seiner Diener, die ihm daher mit fast abgöttischer Liebe zugethan waren **), ein aus ganzem Herzen und mit vollen Händen wohlthätiger Unterstützer der Armen, ein Aufmunterer und Beförderer junger schüchterner Talente. Jeder ihm erwiesene Dienst war so tief in sein Herz gegraben, daß er sich seiner Dankbarkeit durch keinen Gegendienst jemals ganz entbunden fühlte, und Beleidigungen die ihm angethan worden waren, vergaß er gern, wenn der schuldige Theil ihm entgegenkam. Eben so bereit war er aber auch die Beleidigungen zu denen er sich gegen andre hatte hinreißen lassen, wieder gut zu machen, und in diesem Bestreben kannte seine eilfertige Buße keine Gränzen. Ein schöner Zug in seinem Charakter ist auch die bis zu seinen letzten Augenblicken ausdauernde treue Erinnerung an seine Gattin und die väterliche Sehnsucht nach der einzigen Tochter seines Hauses und Herzens. Mein Weib! mein Kind! meine Schwester! das waren seine letzten verständlichen Worte, ehe er den Wunsch zu schlafen aussprach. In solchen Momenten heuchelt und prahlt das Herz nicht, und wer an der Wahrheit der Gefühle in jenem Fare thee well! zu zweifeln vermag, der erkenne wenigstens die Wahrheit dieses Fare thee well von dem Leben. So beobachtete er auch stets die feinsten äußerlichen Rücksichten gegen seine geschiedene Gattin, nachdem sein Schicksal entschieden war, und ergriff jede Gelegenheit ihr aus der Ferne her Aufmerksamkeiten zu erweisen. Ja selbst seine ärgste Feindin, die Urheberin seines ehelichen Mißgeschicks — dafür hielt er sie wenigstens — die Lady Noel, ehrte er nach ihrem Tode durch eine förmliche Trauer die er und sein ganzes Haus in Pisa um sie anlegten.

---

*) Davon zeugen seine Briefe an dieselbe während seiner ersten Reise.

**) Fletcher, in dessen Armen er starb, war seit Harrow bei ihm, und fast rührend ist die Geduld und Nachsicht die er mit diesem treuen Diener auf seiner ersten Reise hatte. S. die eben genannten Briefe.

Keine kleinliche Leidenschaft hat jemals sein großes Wesen beherrscht. Neid, Mißgunst, Verkleinerungssucht, der Geist der Lüge und der Verleumdung waren ihm fremd, und Geiz und Habsucht haben selbst seine auch das Unsinnigste erdichtenden Feinde ihm nicht nachgesagt. Seine Leidenschaften waren die Auswüchse edler Kräfte, Ehrgeiz, Ruhmsucht, Jähzorn, auch wohl augenblickliche Rachlust, die aber nie zu tückischem Groll erstarrte. Von seiner heftigen Neigung für das andre Geschlecht haben wir schon oben gesprochen, und sein Leben selbst liefert Belege genug dazu. Aber er verleugnete den Dichter auch in dem sinnlichen Genusse der Liebe nicht, und sein Don Juan sinkt nie zu einem schmutzigen Cyniker herab. Den Freuden der Tafel und des Bechers war er in seinen frühern Jahren wohl mit einiger Zügellosigkeit ergeben: aber er konnte auch schon damals darben und fasten, ohne sich darüber zu beschweren, und in der Folge nöthigte der Zustand seines Körpers zu einer sehr regelmäßigen und magern Lebensart. In Griechenland begnügte er sich gern mit der Kost eines gemeinen Soldaten, so viel er von derselben ertragen konnte, und nur als Wirth blieb er nach wie vor ein Lucullus.

So wie hier die Kraft der Mäßigkeit auf eine seltene Weise mit der Lust an der Schwelgerei in Byron's Natur vereinigt erscheint, so begegnen uns in ihr auch zu seinen übrigen Leidenschaften entgegenstehende Tugenden, und sein wild aufbrausendes Gemüth, welches in seinen Ausbrüchen einem Vulkane gleicht, kann auch die längsten und schwersten Proben der Geduld bestehn, wenn es gilt die Schwächen eines Schwachen zu ertragen, und sein dichterischer Ehrgeiz ist zuweilen so zahm, daß sein Freund Shelley durch einen einzigen entschiedenen Ausspruch der Verdammung ihn vermögen kann, ein ganzes Werk den Flammen zu übergeben.

Dieselben Widersprüche und Contraste, in seinem Geiste. Eine gigantische Phantasie, welche alle Gränzen des Menschlichen erfliegt und, wie ein Phönix, in ihrem eigenen Feuer verglüht und sich wieder erzeugt, und einen scharfen und feinen Verstand, dessen Witz die Gebilde jener oft wie leere Blasen durchsticht; eine innige, tiefe, schmelzende Empfindsamkeit, und ein kalter, starrer Hohn darüber; eine finster brütende Melancholie und

eine üppige Laune; ein misanthropischer Murrkopf und der liebenswürdigste Gesellschafter; ein Liberaler voll aristokratischer Vorurtheile und Ansprüche; ein Freigeist und abergläubisch wie ein Geisterseher.

Und wie er, so sind seine Schriften, die treuesten Spiegel seiner innern Natur und zum Theil auch seiner eigenthümlichen Außenseite. Sie liegen der Welt vor, und nur eines seiner Werke, gewiß nicht das unbedeutendste, ist ihr entrissen worden, wir meinen seine Memoiren. Er hatte sie seinem Freunde Thomas Moore, oder vielmehr dessen kleinem Sohne, geschenkt, mit der Bedingung, sie erst nach seinem Tode dem Drucke zu übergeben. Der irländische Anakreon war so galant, das Manuscript einigen weiblichen Verwandten des großen Dichters zur Ansicht und Beurtheilung mitzutheilen, und diese verdammten es aus kleinlichen Familienrücksichten zum Feuer. Was kann Moore der Welt zum Ersatz dieses Verlustes geben, für den er allein verantwortlich ist? Eine Biographie des Freundes — dessen heiliges Vermächtniß er auf dem Altar der Alltäglichkeit geopfert hat.

Der Capitain Medwin, dessen vortreffliches Buch uns die besten Farben und Züge zu dem Gemälde des Lebens und Charakters unsres großen Zeitgenossen geliehen hat, soll uns auch zum Schlusse dieser Darstellung noch einmal das Bild lebendig vor die Augen führen, mit dem wir uns in diesen Blättern bekannt und vertraut gemacht haben.

„Lord Byron war ein geborner Aristokrat, von Natur wie durch Temperament, so pflegte er sich selbst auszudrücken. Viele Verse in den Stunden des Müßiggangs und namentlich das Lebewohl an Newstead zeigen, daß er in früher Jugend sich sehr viel mit seinen Ahnen wußte. Aber es sind ihre Thaten die er feiert, und als er einst erzählte, er habe bei Pisa seine Flagge vor einem englischen Schiffe einziehen müssen, so sagte er, sie hätten einen Nachkömmling des großen Seefahrers, seines Großvaters, respectiren sollen. Fast von Kindheit an zeigte er eine entschiedene Unabhängigkeit des Charakters, die durch lange Minderjährigkeit und mütterliche Aufsicht noch erhöht wurde. Sein Temperament war rasch; doch blieb er nie lange im Zorn. Ungeduldig über Widerspruch war er zu stolz, sich zu rechtfertigen, wenn

er Recht hatte, oder, wenn er schuldig war, sein Unrecht zu gestehen; dennoch war niemand weniger hartnäckig und der Widerlegung oder dem guten Rathe zugänglicher als er, wenn er wußte, daß die Zurechtweisung von guten Freunden kam oder aus Zuneigung und Rücksicht entsprang.

Obgleich der auswärtigen Politik seines Vaterlandes feind, war er doch kein Revolutionair. Er nahm auch wenig Theil an dem politischen Treiben, als er noch in England war. Denn er haßte jede Parteiung und wagte es auf die Gefahr, es mit allen zu verderben, keiner anzugehören.

The consequence of being of no party,
I shall offend all parties *).

Er redete nur zweimal im Parlament und machte wenig Eindruck, wie er selbst gesteht. Man sagte ihm, seine Art zu sprechen sey nicht würdevoll genug für die Lords und mehr für das Unterhaus geeignet, und er sprach nicht wieder.

Die innere Verfassung seines Vaterlandes schätzte er jedoch sehr hoch und wünschte dieselbe über das ganze Festland verbreitet zu sehen. Dahin zielten seine Bestrebungen in Italien, dahin seine Pläne für Griechenlands Freiheit und Ruhe.

Oberflächlichen oder vorurtheilsvollen Lesern schien er Tugend und Laster zu vermengen: aber wenn die Pfeile seines Spottes und Hohnes auf die Menschen im Allgemeinen fielen, so waren sie doch nur auf die Heuchelei, die kleinliche Selbstsucht und die verächtlichen Cabalen und Intriguen der Zeit gerichtet. Niemand hatte mehr Achtung und Begeisterung für die Freiheit, aus welcher die geselligen Tugenden entspringen. Mehr als irgend ein Schriftsteller ging er darauf aus, die Würde des Menschen und der menschlichen Natur zu erhöhen und zu veredeln. Eine hochherzige Handlung, das Andenken an Vaterlandsliebe, Selbstopferung, Uneigennützigkeit, begeisterte ihn zu den erhabensten Gefühlen und den glühendsten Gedanken und Bildern sie auszudrücken; und sein Abscheu vor Tyrannei, Niederträchtigkeit, Verderb-

*) Don Juan. Canto IX. St. 26.

niß, fiel wie ein Blitz vom Himmel auf den Schuldigen. Wir brauchen nicht nach der Ursache des persönlichen und politischen Hasses zu fragen der ihn verfolgte. Aber der Politik und Persönlichkeit zum Trotz wuchs seine Kraft mit der Bedrückung, und mit lachendem Hohn gegen seine Widersacher erzwang er den Beifall, um den er zu buhlen verschmähte.

Ich habe nie einen Mann gekannt welcher so sehr in der Unterhaltung glänzte. Er glänzte vielleicht desto mehr, weil er nicht zu glänzen suchte. Seine Gedanken flossen ohne Anstrengung, ohne daß er nachzudenken brauchte. Wie in seinen Briefen, war er auch im Gespräch nicht wählerisch in Ausdrücken oder Worten. Es war keine Heimlichkeit in ihm, keine Anforderung an Verschwiegenheit. Er sagte alles was er gedacht oder gethan, ohne den mindesten Rückhalt, und als wünschte er daß die ganze Welt es wüßte, und er suchte auch seine Irrthümer durchaus nicht zu beschönigen. Selbst kurz im Ausdruck, ward er ungeduldig, wenn andre weitschweifig waren, haßte lange Erzählungen und wiederholte selten die seinigen. Wenn er eine Geschichte die man erzählen wollte, schon gehört hatte, so sagte er: Sie haben mir das gesagt, und beendigte sie zuweilen selbst mit der besten Laune.

Er haßte Streit und stritt nie für den Sieg. Er gab jedem Gelegenheit an der Unterhaltung Theil zu nehmen, und verstand die Kunst sie auf Gegenstände zu lenken, in welchen die Person mit der er sprach, sich zeigen konnte. Er ließ nie den Autor merken, schien stolz darauf ein Mann von Welt und Ton zu seyn, und in seinen Anekdoten aus dem Leben und über Lebende war er unerschöpflich. In Launen wie in allen andern Dingen, ging er stets in Extreme über. Karg in Kleinigkeiten, entschließt er sich sein ganzes Vermögen für die Griechen zu verschwenden; heute verringert er seinen Marstall, und morgen nimmt er eine zahlreiche Familie unter sein Dach auf, oder gibt 1000 Pfund für eine Jacht hin die er um 300 Pfund wieder losschlägt; er speist für ein paar Paoli, wenn er allein ist, und bietet eine Wette an, daß er mit 60 Pfund des Jahrs leben wolle, und wenn er Fremde bei sich hat, wirft er Hunderte zum Fenster hinaus. Nil fuit unquam sic impar sibi."

Viele und schöne Todtenopfer sind dem Grabe des großen Dichters gebracht worden, und viele Stimmen der Liebe und Bewundrung haben seiner so früh ausziehenden Seele nachgerufen, nicht allein in England, sondern auch in Frankreich, Deutschland, Italien. Denn er gehörte mehr als irgend ein lebender Dichter seiner Nation nicht dem kleinen Insellande, sondern der Welt an. Vor allen andern haben aber die Griechen gewetteifert das Andenken ihres edlen Wohlthäters in Worten und Werken zu ehren. Mögen sie es ferner thun in dem Geiste des großen Todten und das wahr machen was der Trauerredner sagt: „Wohlgefälliger als Thränen und als jedes Opfer der Trauer werden ihm unsre Thaten für die Freiheit unsers Vaterlandes seyn; er wird sie, uns entrückt, vom Himmel herab schauen, dessen Thore ihm ohne Zweifel seine Tugenden geöffnet haben. Das ist die einzige Vergeltung die er für alle seine Wohlthaten verlangt, die einzige Erwiderung seiner Liebe gegen uns, der einzige Trost für seine Leiden um uns, es ist das Erbtheil das uns von dem Verluste dieses unschätzbaren Lebens geblieben ist. Wenn unsre Anstrengungen uns aus den Händen derer befreit haben die uns so lange in Fesseln darniedergedrückt, die unser Eigenthum, unsre Brüder, unsre Kinder uns aus den Armen gerissen, dann wird sein Geist sich freuen, dann wird sein Schatten zufrieden seyn *).“

Aber unter allen den prunkvollen Leichenreden und Klageliedern hat nichts mich mit so rührender Wahrheit angesprochen, wie die einfachen Worte welche einer der größten Geister unter Byron's Zeitgenossen und Landsleuten, Walter Scott, dem Andenken desselben gewidmet hat. Wie verschieden, ja contrastirend auch Byron und Scott fast in allen Beziehungen des Lebens und der Kunst waren, wie ohne irgend einen Berührungspunct in politischen und religiösen Ansichten und Bestrebungen, so waren sie doch beide groß genug in sich, um ihre gegenseitigen Eigenthümlichkeiten rein und vollständig zu erkennen und zu würdigen. Byron sprach nie anders als mit der innigsten Ehrfurcht und Liebe von

*) Gedächtnißrede auf Lord Noel Byron, verfaßt und gesprochen von Spiridion Trikupi. Wieder abgedruckt in den Conversations.

seinem Scott, und wenig Menschen vermochten so viel über ihn wie dieser. Kurz vor seiner Abreise aus Italien schrieb er an einen Franzosen, der ein wegwerfendes Urtheil über Scott in einem Werke gefällt hatte welches ihn selbst hoch verherrlichte: „Ich habe Walter Scott lange und gut gekannt, und bei Gelegenheiten welche den wahren Charakter enthüllen, und ich kann Sie versichern, daß sein Charakter der Bewunderung werth ist, daß er der offenste, edelste, liebenswürdigste Mensch ist. Mit seinen politischen Gesinnungen habe ich nichts zu schaffen, sie sind verschieden von den meinigen, und dies macht es mir schwer von denselben zu sprechen. Aber er ist vollkommen aufrichtig in denselben; und Aufrichtigkeit mag demüthig seyn, aber sie kann nicht knechtisch seyn. Glauben Sie der Wahrheit. Ich behaupte, daß Walter Scott so durch und durch gut ist als man nur seyn kann, weil ich es aus Erfahrung weiß."

Dieses Zeugnisses würdig, spricht Walter Scott über den Charakter dessen, welcher, wenn er nicht sein größter Freund gewesen wäre, als sein größter Nebenbuhler auf dem Felde des literarischen Ruhms genannt werden müßte.

„Während der allgemeinen Ruhe an unserm politischen Horizont hat uns aus der Fremde einer jener Todestöne erschüttert, die zuweilen erschallen, als kämen sie aus der Posaune eines Erzengels, um die Seelen einer ganzen Nation auf einmal aufzuregen. Lord Byron, lange ein glänzendes Meteor, nach dem aller Augen blickten, ist dem Loos der Menschheit unterlegen. Er starb am 19. April in Missolunghi. Der mächtige Geist welcher unter den Menschen einherschritt, wie ein Wesen, erhaben über die gewöhnliche Sterblichkeit, dessen Kraft man bewunderte, ja mit Schauer anstaunte, zweifelhaft, ob sie sich zum Guten oder Bösen neigte, liegt nun so ruhig da, wie der arme Landmann dessen Denkkraft nicht über den Kreis seines Tagewerks hinausgeht. Die Stimme billiger Zurechtweisung und boshaften Tadels ist nun auf immer zum Schweigen gebracht. Es scheint fast als wäre plötzlich das große Licht vom Himmel gerade in dem Moment verschwunden, als eben alle Teleskope darauf gerichtet waren, die Flecken zu untersuchen welche seinen Glanz verdunkelten. Die Frage ist

jetzt nicht, was Byron's Fehler und Irrthümer waren, sondern wie die Leere die er in der englischen Literatur zurückgelassen, ausgefüllt werden kann. Nicht in diesem Menschenalter, wie wir fürchten, welches zwar mehrere hochbegabte Männer hervorgebracht hat, aber keinen einzigen der dem Lord Byron in Originalität gleichkäme, dem ersten Erforderniß des Genies. Nur siebenunddreißig Jahre alt, und schon so viel gethan für die Unsterblichkeit, und noch so viel Zeit übrig, wie es uns kurzsichtigen Menschen dünkt, seinen Ruhm zu erhalten und zu erweitern und manchen Fehler des Wandels, manchen Leichtsinn in seinen Schriften zu verbessern. Wen muß es nicht schmerzen, daß eine solche Laufbahn abgekürzt worden ist, obgleich sie nicht immer den geradesten Weg einschlug, daß ein solches Licht erlosch, obgleich seine Flamme zuweilen blendete und sogar irre führte? Noch Ein Wort über das unangenehme Thema, ehe wir auf immer den Schleier davorziehen.

Lord Byron's Fehler entsprangen aus keinem verdorbenen Herzen; die Natur stand in keinem solchen Widerspruch mit sich selbst, um einen schlechten moralischen Sinn mit solchen außerordentlichen Talenten zu vereinigen. Eben so wenig entstanden sie aus Unfähigkeit die Tugend zu begreifen und zu bewundern. Kein Mensch besaß je ein mitfühlenderes Herz, eine offnere Hand, Elend zu erleichtern; kein Gemüth zollte edlen Handlungen einen enthusiastischeren Beifall, wenn die Ueberzeugung dawar, daß sie aus uneigennützigen Grundsätzen hervorgingen. Auch war er von der Schmach und Herabwürdigung frei welche so oft auf Schriftstellern lastet, wir meinen ihre Eifersucht und ihren Neid. Aber sein bewunderungswürdiges Genie schüttelte auch jede Fessel ab, selbst da wo Zwang heilsam gewesen wäre. Auf der Schule geriethen ihm die Arbeiten am besten die er freiwillig unternommen hatte. Seine Lage, als junger Mann von Stande, mit aufbrausenden Leidenschaften und im unbeschränkten Genuß eines beträchtlichen Vermögens, vermehrte die angeborne Heftigkeit, die er jedem Widerspruch, jeder Zurechtweisung entgegensetzte. Als Schriftsteller verwarf er den Ausspruch der Kritik, und als Mensch glaubte er nicht moralisch verantwortlich zu seyn vor dem Richterstuhl der öffentlichen Meinung. Die Vorstellungen eines Freundes, von dessen wohlmeinenden

Absichten er überzeugt war, hatten oft großes Gewicht bei ihm; aber nur wenige durften etwas so Schwieriges wagen. Vorstellungen hörte er mit Ungeduld an, Vorwürfe bestärkten ihn nur in seinen Fehlern, so daß er oft dem muthigen Kriegsrosse glich, welches sich vorwärts in den Stahl hineinstürzt, der ihn bereits verwundet hat. Während der peinlichsten Krisis seines Privatlebens äußerte sich diese Reizbarkeit und Heftigkeit gegen Tadel ungefähr so, wie bei dem edlen Opferthier im Stiergefecht, welches die Raketen, Pfeile und Neckereien der Zuschauer wilder machen, als die Lanze seines eigentlichen Gegners. Kurz sein größter Fehler war die trotzige Verachtung die er seinen Tadlern entgegensetzte, und wodurch er, wie Drydens Despot, seine Eigenmacht darthun wollte. Daß dies eine falsche Ansicht war, braucht nicht erst erörtert zu werden: denn wenn auch der edle Sänger einen Triumph darin fand, die Welt zu zwingen Gedichte zu lesen, deren Stoff oft schlecht genug war, bloß weil er sie geschrieben hatte, so gab er sich doch auch der Schadenfreude der Boshaften preis und betrübte diejenigen deren Beifall ihm in kältern Momenten theuer und schätzbar war.

Eben so verhielt es sich auch mit seinen politischen Meinungen: er nahm bei verschiedenen Gelegenheiten einen verächtlichen und drohenden Ton gegen die Verfassung seines Vaterlandes an, ungeachtet er im Grunde die Vorrechte eines Britten und die Auszeichnung welche ihm sein Rang verschaffte, vollkommen zu würdigen wußte. Auch entging ihm nicht die geringste Nuance welche in den Manieren eines Gentleman nicht fehlen darf. Und ungeachtet mancher Epigramme und Witzeleien die er füglich hätte unterlassen mögen, würde er gewiß bei einem Streite zwischen den Parteien des Staates derjenigen beigestanden haben zu welcher er eigentlich gehörte. Seine wahren Gesinnungen über diesen Punct hat er im letzten Gesange seines Don Juan völlig dargethan, und sie stimmen mit der in seinem Briefwechsel geäußerten Meinung überein, als die Ereignisse in seinem Vaterlande einen ernsten Widerstand vermuthen ließen.

Wir wollen jedoch nicht Byron's Apologie machen, er braucht jetzt leider keine mehr. Seine Vortrefflichkeit wird nun wohl allgemein anerkannt, und seine Fehler, wie wir hoffen und glauben, werden nicht auf seinem

Leichenstein erwähnt werden. Man muß nicht vergessen, welche Stelle er seit der Erscheinung des Childe Harold, durch einen Zeitraum von etwa sechzehn Jahren, in der englischen Literatur eingenommen hat. Er pflegte nicht der Ruhe unter dem Schatten seiner Lorbeern; ihm genügte nicht der Rückblick auf bereits erworbenen Ruhm. Er dachte nicht an jene Vorsicht welche kleinliche Schriftsteller Sorgfalt für die Erhaltung ihres Rufes nennen. Byron überließ diese Sorgfalt seinem Rufe selbst. Sein Fuß stand immer kampffertig da; sein Schild hing stets in den Schranken, und obgleich seine bekannte Riesenkraft selbst den Kampf erschwerte, da er nichts Großes mehr schaffen konnte welches die öffentliche Schätzung seines Genies noch zu erhöhen vermocht hätte, so schritt er doch immer und immer vorwärts zu neuen ruhmvollen Unternehmungen, und beendigte sie fast immer siegreich und mit Auszeichnung.

Mannichfaltig in seinen Schriften wie Shakspeare selbst, — dies müssen die zugeben welche seinen Don Juan kennen — bearbeitete er jeden Gegenstand des menschlichen Lebens und berührte jede Saite der göttlichen Harfe von ihren leisesten bis zu ihren kräftigsten, herzerschütternden Tönen. Fast keine Leidenschaft, kein Verhältniß ist seiner Feder entgangen. Man hätte ihn, wie Garrick, darstellen können: zwischen der weinenden und lachenden Muse, obgleich seine kräftigsten Werke unstreitig Melpomenen geweihet waren. Sein Genie war eben so fruchtbar als vielseitig. Das reichste Schaffen erschöpfte seinen Geist nicht; es erhöhte vielmehr dessen Spannkraft. Weder Childe Harold noch irgend eine andre seiner schönsten frühern Erzählungen übertrifft an ausgezeichneten poetischen Stellen den Don Juan, welchen der Verfasser hingeworfen zu haben scheint, zwanglos wie ein Baum der seine Blätter dem Winde überläßt. — Aber dieser edle Baum wird keine Früchte, keine Blüthen mehr tragen. Er ist niedergehauen in seiner Kraft, und nichts bleibt uns von Byron als die Vergangenheit. Wir können uns kaum an den Gedanken gewöhnen, kaum fassen, daß die Stimme auf immer verstummt sey die so lange in unser Ohr tönte, oft mit entzückender Bewunderung, zuweilen mit Bedauern, immer aber mit innigster Theilnahme gehört wurde.

Mit einem tiefen Gefühl erschütternder Trauer schei-

den wir von ihm. Der Tod beschleicht uns bei den ernsthaftesten wie bei den geringfügigsten Beschäftigungen, und es ist ein feierlicher, tröstender Gedanke, daß er unsern Byron in keinem leichtsinnigen Moment überraschte, sondern als er eben sein Vermögen und sein Leben für ein Volk wagte das ihm nicht allein durch seinen ehemaligen Ruhm theuer war, sondern auch als Mitgeschöpfe, die unter dem Joche eines heidnischen Tyrannen schmachteten.

In alten Zeiten wäre der Tod auf einem Kreuzzuge für Freiheit und Menschlichkeit als ein Sühnopfer für die schwärzesten Verbrechen angesehen worden, und so mag er jetzt als Buße, selbst für größere Thorheiten, als Uebertreibung und Schmähsucht unserm Byron beigemessen haben, gelten."

Christian Conrad Wilhelm v. Dohm.

Digitized by Google

Christian Conrad Wilhelm von Dohm.

Wolrad Ludwig Wilhelm Dohm, ein durch Redlichkeit, Berufstreue und Wissenschaft ausgezeichneter Prediger, lebte zu Lemgo im Fürstenthume Lippe schon mehrere Jahre in glücklicher, nur kinderloser Ehe mit Anna Elisabeth, geb. Topp, als diesem biedern Ehepaare am 11. December 1751 ein Sohn, welcher in der Taufe den Namen Christian Conrad Wilhelm erhielt, geboren wurde. Die Vater- und Mutterfreude ward einige Jahre später noch durch die Geburt einer Tochter vermehrt und offenbarte sich bald in gar großer Sorgfalt für die Pflege dieser Kinder, deren weicher, gut gearteter Charakter in dem stillen Familienleben vor störenden Einwirkungen bewahrt blieb. Besonders für den so zärtlich geliebten Sohn war dieses nicht ohne Folgen: indem man jede Verwahrlosung abwenden wollte, wurde die wahre männliche Kraft, welche sich im frühen Kampfe stärkt, in ihrer Entwickelung gestört.

Pflege und Unterricht im väterlichen Hause wurden mit der im Hause des Großvaters, des Regierungsraths Topp in Detmold, 1758 vertauscht, als die Mutter der Kinder starb. Ihr folgte schon im nächsten Jahre der Vater, worauf man die beiden Geschwister trennte und Dohm, der Sohn, in seiner Vaterstadt dem Subconrector des Gymnasii Brockhausen, bald darauf aber dem Prediger Koch zur Erziehung übergeben wurde. Schon jetzt trat das Geschick ein welches den Knaben wie den Mann verfolgte, daß er auf seiner ganzen Lebensbahn sich des Glücks eines festen, die schöne Häuslichkeit sichernden Wohnorts nur zweimal, in der Nähe der Kind-

heit und des Grabes, erfreuen sollte. Bald ward der Knabe zur Heilung eines körperlichen Uebels einer Tante übergeben; dann kam er zu einem Cantor, Crusius, dann wieder zu einem Conrector, Schnittger. Er besuchte das gute lemgoer Gymnasium und zeichnete sich dort aus durch Wohlgezogenheit, Fleiß, Gedächtniß und Lernbegierde, die sich besonders in der Sehnsucht nach Büchern aussprach und ihn entfernt hielt von dem lustigen Verkehre der Knabenspiele, welche zur Schule der Entwickelung geistiger wie körperlicher Kraft auch nützlich sind. Mehr zur Beschäftigung mit den Wissenschaften hingezogen, als zur Gelehrsamkeit durch eine tüchtige Grundlage in den alten Sprachen geführt, verließ Dohm, wider den Willen seines Vormundes, 1769, noch nicht achtzehn Jahre alt, die Schule und bezog die Universität Leipzig. Auf der Reise dorthin sprach er mit Empfehlungsschreiben versehen zu Halberstadt bei Gleim vor, welcher den Jüngling mit der ihm eigenen Wärme und Theilnahme für geistige Regsamkeit aufnahm. Diese Bekanntschaft wurde später Veranlassung zu einer innigen Freundschaft zwischen Gleim und Dohm; für den Augenblick bewirkte sie, daß der angehende Student in Leipzig zu Gellert nähern Zutritt erhielt und sich seines Raths bei der Wahl der Collegien und der Anordnung seiner Studien erfreuen konnte. Doch blieb dieses von geringerm Erfolge, da Gellert noch in demselben Jahre dahinschied. —

Dohm wollte sich der Theologie widmen, weshalb er vor allen Dingen Ernesti's Hörsäle besuchte. Nach dem ersten halben Universitätsjahre verließ er, angeblich wegen theologischer Zweifel, diese Laufbahn und wandte sich dem Studium der Rechtswissenschaft zu. Doch so wenig als ihn auf Schulen ein strengeres Studium der alten Sprachen anzog, so wenig gefiel sich sein Fleiß in der ausschließlichen Beschäftigung mit einer ernsten Berufswissenschaft, mochte es Theologie oder Jurisprudenz seyn; gerade die fähigsten Köpfe schwelgen am liebsten im ganzen Bereiche der Literatur, wozu das regsame Treiben des leipziger Büchermarktes auch von außen her anreizte. Unter den damaligen Schriftstellern weckte ein kräftiger Mann, der, ein zweiter Luther, das Christenthum zu reformiren beabsichtigte, viele Denker und Verehrer, noch leidenschaftlichere Widersacher: es war Basedow

zu Altona, an welchen sich Dohm in einer langen Zuschrift voller theologischer Zweifel und Anfragen über den zu befolgenden Lebensplan wandte, indem er sich zugleich erbot, selbst nach Altona zu kommen, um sich in seiner Nähe weiter zu bilden. Selbst Gleim, der von B—'s großartigen Ideen für das gesammte Unterrichts- und Erziehungswesen begeistert war, wirkte zur Ausführung dieses Plans; der Widerspruch der vernünftigen Vormünder des Jünglings wurde beseitigt und schon im Anfange d. J. 1771 reiste Dohm über Halberstadt, Braunschweig und Hannover nach Altona, wo der herzlichste Empfang zwischen Meister und Jünger stattfand. Der eigennützige Basedow gedachte den Ankömmling sogleich bei der beschwerlichen Ausarbeitung der Fortsetzung seines Elementarbuchs zu gebrauchen, welches Dohm aber ablehnte und sich durch monatliche Zahlung eines Kostgeldes Unabhängigkeit sicherte. Wenn hierdurch auch das persönliche Verhältniß zwischen beiden vor manchen Störungen behütet wurde, so erwuchs doch im Ganzen für Dohm gar geringer Vortheil aus der Nähe Basedow's, welcher mit weit aussehenden Planen und Unternehmungen beschäftigt, weder theologische noch philosophische noch pädagogische Aufschlüsse zu geben sich sonderlich angelegen seyn ließ; die günstigste, erfreulichste Seite der damaligen Tage Dohm's war die vielseitige Bekanntschaft mit ausgezeichneten Menschen, die er in Basedow's Hause und durch dessen weitverbreiteten Briefwechsel machte. So mußte sich der feinfühlende Jüngling selbst in der Nähe des gerade in den häuslichen Verhältnissen durch Sonderbarkeit und Rohheit zurückstoßenden Mannes recht gut befinden, da er, als Basedow noch am Ende dieses Jahres (1771) von Altona nach Dessau zog, denselben begleitete. Die auf der beschwerlichen Reise dahin einige Male zum Ausbruch kommende rohe Heftigkeit und der widrige Eigennutz Basedow's konnte nur vorübergehende Vorsätze, bald von ihm zu scheiden, in Dohm's Seele erzeugen. Er unterzog sich in Dessau der basedowschen Correspondenz und leistete bei den literarischen Unternehmungen thätige Hülfe, wie er denn auch das fünfte Stück der Nachrichten vom Elementarbuche herausgab. Endlich kam, unter manchen bitteren Erfahrungen, der Entschluß zu einer Trennung vom basedowschen Hause in Dohm zur

Reise. Es ist zu bewundern, daß der Jüngling, welcher in Folge der Verzärtelung in den ersten Lebensjahren überreizbar und zum Jähzorn geneigt war, so lange bei dem wunderlichen Manne aushielt. Nur mit großem Kampfe bemühte sich Dohm später jenen Charakterfehler abzulegen und dessen Meister zu werden, was ihm auch bis auf seltene, unbewachte Augenblicke gelang. Für die bisher besorgten Geschäfte schaffte Dohm einen Nachfolger in der Person des als Rector der Schule zu Bückeburg verstorbenen Benzler, der mit dieser Empfehlung nicht weich gebettet wurde. Basedow's Wunsch, D. ganz an sich zu ketten, ihn zur Stütze seines Alters und zum Vollender seiner Arbeiten zu erziehen, ging nicht in Erfüllung, und Dohm bezog wieder die Universität Leipzig, um nach diesem philosophisch-pädagogischen Ausfluge den juridischen Cursus fortzusetzen; doch die Neigung zu geschichtlichen und praktisch-philosophischen Studien waltete vor und fand Nahrung in der nähern Bekanntschaft mit Garve, im alten Fürstencollegio Dohm's Hausgenosse, mit Engel, Zollikofer und mehreren trefflichen Männern, unter denen sich auch Benzler befand, Dohm's Landsmann und Jugendfreund, des vorgenannten älterer Bruder, als Schriftsteller durch gelungene Uebersetzungen aus dem Griechischen und Englischen bekannt.

Ohne mit ängstlicher Sorge auf die Zukunft blicken zu müssen, (denn der Aeltern Verlassenschaft sicherte dem Jünglinge anständigen Unterhalt und befreiete ihn von der Last des Brotstudiums) gewann Dohm, durch glückliche Fassungsgabe und Gedächtniß begünstigt, an Ausbildung und betrat rüstig die Schriftstellerbahn mit eigenen Aufsätzen in der leipziger gelehrten Zeitung und in der lemgoer Bibliothek der neuesten deutschen Literatur, mit Uebersetzungen aus dem Französischen und Englischen und mit Herausgabe neubearbeiteter fremder Werke, wohin die schon 1774 angekündigte Beschreibung Japan's von Engelbrecht Kämpfer gehört. Dabei wurde der in Dessau angeknüpfte Faden eines ausgebreiteten literarischen Briefwechsels fleißig fortgesponnen, vorzüglich mit Basedow und Gleim. Wie er sich für die literarischen Plane des ersteren interessirte, bewies er 1774 durch Herausgabe der kleinen Schrift: Vorgängige Nachricht von dem jetzund vollendeten

Elementarwerk, mit Wissen Basedow's; — mit dem zweiten wurde Rath gepflogen, wie Dohm nach Halberstadt zu ziehen sey, um von dort aus durch Schriften und durch eine Buchhandlung auf Volkscultur zu wirken. Indeß erwachte in D. der Wunsch, in Berlin zu leben; der dortige Prediger Gillet, von Dessau her ein näherer Bekannter, davon unterrichtet, kam mit dem Vorschlage entgegen, daß Dohm die Pagenhofmeisterstelle am Hofe des Prinzen Ferdinand, Friedrichs II Bruders, annehmen möchte. Dohm bewarb sich darum und erhielt ein Amt das er nur anzutreten brauchte (im Mai 1773), um es widerwärtig und drückend zu finden. Es wurde daher nach einigen Monaten wieder aufgegeben. Die frühern Bekannten, vor allen Gleim, sorgten dafür, daß er mit mehreren ausgezeichneten Gelehrten in Verbindung kam: zunächst mit Sulzer, Quintus Icilius (Guichard), Spalding, Teller, Nicolai, Büsching u. a., welcher letztgenannte sich ausgezeichnet theilnehmend bewies für Dohm's Hauptstudien und Schriftstellerarbeiten, die auf Geographie, neuere Völker- und Staatengeschichte, Reisen u. s. f. gerichtet waren. Sulzer kam auf den Vorschlag, dem thätigen Jünglinge eine bleibende Stelle und nützlichen Wirkungskreis als Professor an dem neuen zu Mitau errichteten Gymnasium zu verschaffen. Nach reifer Ueberlegung wurde davon abgegangen; dagegen entschied sich Dohm im Frühjahre 1774 nach Göttingen zu gehen, theils um dem mehrmal unterbrochenen Studium der Rechtswissenschaft sich zu widmen, theils viele literarische Plane unter Benutzung der reichen Bibliothek zu verfolgen, und zugleich von dort aus die Herausgabe eines encyklopädischen Journals zu leiten, welches auch in Cleve bei Bärstecher erschien, aber mit dem zehnten Hefte geschlossen wurde, weil der Verleger in Concurs gerieth. — Die Verschiedenartigkeit dieser Zwecke ließ selbst bei dem größten Fleiße des Jünglings leicht vorhersehen, daß ein Theil derselben bald in den Hintergrund treten mußte. Die eigentliche Jurisprudenz wurde aufgegeben; dagegen hörte Dohm, der Staatsrecht, neuere Geschichte und Statistik zu seinen Hauptfächern wählte, fleißig bei Pütter, Schlözer, auch bei Heyne und Johann Beckmann, trat in nahe Verbindung mit Lichtenberg, mit dem damaligen Hofmeister eines studirenden Britten,

Matthias Sprengel, wie mit zwei auf verschiedenen Wegen berühmt gewordenen Tischgenossen, mit Meiners und mit dem nachherigen großen preußischen Staatsminister Freiherrn von Stein. — Bald kamen wieder die verschiedenartigsten Plane für die Zukunft zur Sprache: Dohm wollte oder sollte, nach Gleims Rath, sich in Halberstadt eine Stiftsvicarie kaufen und dort ansiedeln, oder eine Anstellung in Berlin durch den Minister von Zedlitz erhalten, oder eine Professorstelle in Kiel antreten, oder Secretair bei dem Erbprinzen von Braunschweig werden, oder den Prinzen Heinrich von Preußen auf einer Reise nach Rußland begleiten, oder sich bei einer preußischen Domainenkammer als Referendarius, oder beim Generaldirectorio anstellen lassen. Wer für so viele Verhältnisse sich paßlich hält, taugt eigentlich für keines. — Während alle diese Aussichten aufgegeben wurden oder wider Willen scheiterten, kam durch Dohm's Mitwirkung ein der deutschen Literatur zum wahren Ruhme gereichendes Werk, das deutsche Museum, ein seinem Gehalte nach noch nicht übertroffenes Journal, zu Stande, welches Dohm und Boye herausgaben, und der thätige Buchhändler Weigand zu Leipzig verlegte. Wenngleich Dohm schon im Jahre 1778 die Mitredaction aufgab, so wendete er doch dem Institute, zu welchem er mit Recht väterliche Liebe hegte, bis 1782 fortwährend reichhaltige, treffliche Beiträge zu.

Unterbrochen von öfterer Kränklichkeit, welche, bei sehr zarter Organisation, eine Folge geistiger Anstrengung und Regsamkeit war, wurde die Bekanntschaft mit dem Professor Mauvillon zu Cassel Veranlassung, daß der dortige Staatsminister und General von Schlieffen, auf Dohm aufmerksam gemacht, ihn als Professor der Finanzwissenschaften und Statistik nach Cassel an das Collegium Carolinum berief. Diese Lehranstalt erfreute sich in jenem Zeitraume ausgezeichneter Männer, eines Runde, nachher Professors zu Göttingen, eines Tiedemann, Verfassers des Geistes der speculativen Philosophie, eines kecken Mauvillon, nachher bekannt geworden durch seine Verbindung mit Mirabeau, bald auch eines George Forster, Sömmering u. A.; und Dohm ging zu derselben im Vorherbst 1776 nach Cassel ab, mit beständiger Perspective auf den preußischen Staatsdienst, in welchem er sich eine günstigere Stellung

nach diesem vorläufigen Amte verhieß. In der That bewiesen seine schnell aufeinander folgenden Schriftstellerarbeiten ausgezeichnete Fähigkeit im Auffassen, Scharfsinn im Verarbeiten und Klarheit in der Darstellung, verbunden mit einer edlen, für alles dem Menschenwohle Ersprießliche begeisterten Gesinnung. So erwarb sich Dohm früh die liebende Zuneigung vieler bedeutenden Männer, welche sich bemühten seine Wirksamkeit mit ihren Plänen in Verbindung zu bringen. Hieraus entstanden mehrere Unterhandlungen zu neuen Dienstverhältnissen. Es gereicht jener Zeit, ihren Fürsten und Ministern zum großen Ruhme, solchen Wetteifer angewendet zu haben, einen vielverheißenden jungen Mann wie Dohm war, für ihre Dienste zu gewinnen.

Während Dohm in Cassel einer sehr glücklichen, höchst unabhängigen, mit geringer Amtsarbeit verknüpften Stellung sich erfreute und im Kreise seiner Bekannten, wie in der Schriftstellerwelt, Liebe, Dank und achtungsvolle Anerkennung erwarb, verfolgte er mit Fleiß seine historisch-politischen Studien und gab seine gehaltreichen Materialien für die Statistik und neuere Staatengeschichte (1ste und 2te Lieferung, Lemgo 1777 und 1779) heraus, bei welchen die musterhafte Sorgfalt in der Wahl und in der Vervollständigung, wie der Berichtigung des Dargebotenen, beifällige Anerkennung fand.

Gleich nach der Rückkehr von einer, behufs statistischer und technologischer Nachforschungen, gemachten Reise in die Rheingegenden bis Straßburg hinauf, machte der preußische Minister Graf von der Schulenburg Hoffnung, daß Dohm die Hofmeisterstelle beim zweiten Sohn des damaligen Kronprinzen von Preußen, beim Prinzen Friedrich Ludwig Carl (Bruder des jetzigen Königes, verst. den 28. Dec. 1796) erhalten sollte, welches Veranlassung zu einer schleunigen Reise nach Berlin wurde. Wie eifrig sich auch D. bemühte, diesen Posten zu bekommen, so scheiterte dennoch der Plan, gewiß zu seinem Glücke, denn er würde in diesem mit vieler Verantwortlichkeit, Zeitaufopferung und Störungen verknüpften Amte seinen Lieblingsbeschäftigungen völlig entrissen seyn und binnen kurzem sich höchst unglücklich gefühlt haben. Dennoch macht dieser Ausflug nach Berlin in Dohm's Leben Epoche: er hatte das Glück, dem großen Könige in einer längeren Privataudienz persönlich bekannt

zu werden und die Aufmerksamkeit des Cabinetsministers von Herzberg so zu gewinnen, daß sich daran sogleich ein näherer schriftlicher Verkehr knüpfte, der Dohm's bald erfolgte Berufung nach Berlin zur Folge hatte. Fragt man nach der Veranlassung, die den jungen, in Cassel so glücklich situirten Mann zu einer Veränderung seiner Lage trieb, so trifft man auf den lebendigen Wunsch, mehr in der Sphäre des Staatsbeamten, als des Lehrers und Schriftstellers, für die edlen Zwecke von denen sein Geist erfüllt war, zu wirken. Ob es gleich leichter ist, als Neuling auf der großen Bühne des öffentlichen Lebens sich durch Geist und Fleiß hier auszuzeichnen, als dort, wo das eigentliche Geschäftsleben unter vielfachen Verflechtungen, Hindernissen und nothwendigen Berücksichtigungen sehr schwierige Prüfungen zu bestehen hat, so mischt sich doch leicht das Vertrauen des inneren Berufes ins Spiel bei dem Streben nach Theilnahme an der Staatsverwaltung. Regenten und Ministerien sind dagegen selten geneigt, solchem gewiß löblichen Andrange thatenlustiger Jünglinge vielfältig die Hand zu bieten, weshalb wir sie in keiner Hinsicht tadeln mögen.

Die diplomatischen Verhältnisse Preußens waren damals mit dem Ausbruche des baierischen Erbfolgestreites sehr gespannt. Herzberg theilte seine gegen Oestreich gerichteten Deductionen Dohm mit, und leitete ihn darauf, für Preußens Ansichten als Schriftsteller zu wirken; eine Aufgabe, der er sich durch Herausgabe der Geschichte des baierischen Erbfolgestreites, nebst Darstellung der Lage desselben, im Jenner 1779 entledigte. Mit Vergnügen weilt der Menschenfreund und der Patriot bei wichtigen, über Staaten und Völker entscheidenden Momenten der diplomatischen Politik, wo Preußen die Stimme des Zeitgeistes aufrief und der öffentlichen Meinung, als einem immer für das Recht kämpfenden Bundesgenossen, vertrauen durfte.

Eine Reise in die Vaterstadt wurde Veranlassung zur Verlobung mit Anna Henriette Elisabeth Hellwig, der ältesten Tochter des berühmten Buchhändlers und lemgoer Bürgermeisters. Da die Verheirathung ausgesetzt blieb, bis D., der den Aufenthalt in Cassel nur als ein Interimisticum betrachtete, einen festen Wohnort erlangt, wurde nun die Entscheidung für eine hierzu führende Anstellung um so eifriger betrieben. Schon stand

er auf dem Puncte, sich für die Anträge des edlen Statthalters und Coadjutors von Dalberg zur Annahme der durch Meusel's Abgang erledigten Professur der Geschichte zu Erfurt zu bestimmen, als, nach Herzberg's Vorschlage, endlich Dohm's Berufung nach Berlin zu Stande kam, und seine Bestallung als Geheimer Archivar und Kriegsrath, mit Zusicherung eines jährlichen Gehaltes von fünfhundert Thalern, unterm 28. September 1779 vom Könige vollzogen wurde. Friedrich erwähnt in derselben ausdrücklich: wie Dohm, als ein fleißiger, gelehrter und geschickter Mann gerühmt, ihm, dem Könige, auch schon persönlich bekannt sey. —

So schied Dohm von Cassel, wo seinem Herzen besonders der vielseitig thätige Mauvillon theuer geworden war; er trat im November 1779, in seinem 28sten Lebensjahre, in preußische Staatsdienste: „Meine Bestimmung war", erzählt er selbst*), „in allen Staatsgeschäften (beim auswärtigen Departement), vorzüglich aber in deutschen Reichssachen zu arbeiten, auch einen Theil des Staats- und Hausarchives unter Aufsicht zu haben. Herzberg wollte mich gerade auf demselben Wege den er selbst gegangen war, zum Geschäftsmanne bilden, und dankbar erkenne ich noch jetzt, daß ich dem Umgange und Vorbilde dieses mit dem edelsten Patriotismus und einer ganz unermüdlichen Thätigkeit arbeitenden Mannes alles Gute schuldig bin, was ich im Geschäftsleben geleistet habe. Immer habe ich ihm meine Anstellung beim Archive vorzüglich gedankt. Mein Posten gab mir treffliche Gelegenheit, sowohl von allen laufenden wichtigen Geschäften, als auch von den Begebenheiten der Vorzeit Kenntniß zu erwerben. Ich darf sagen, daß ich sie mit einigem Fleiße benutzt habe. Vor meinem Eintritte in den Dienst hatte der preußische Hof ein neues politisches System angenommen und dasselbe durch den baierschen Erbfolgekrieg und den teschner Frieden bewährt. Deutschlands und Preußens Interesse sollten von nun an innigst mit einander verwebt seyn. Die deutsche Freiheit und Verfassung sollten an Preußen einen kräftigen Beschützer, dieses sollte durch die

---

*) Denkwürdigkeiten meiner Zeit, von Ch. W. von Dohm. I. Vorrede XIV.

übernommene edle Rolle einen stets lebendigen Beweggrund erhalten, die Begierde nach Vergrößerung und Rundung immer den Gesetzen des Rechtes unterzuordnen. Herzberg hatte schon lange ein solches System gewünscht, und mit lebhaftem Eifer arbeitete er jetzt daran, es immer mehr auszubilden und fest zu gründen. Ich nahm von allem was deshalb verhandelt wurde, und besonders an den Arbeiten Antheil, welche gegen Oestreichs Absicht, Baiern durch Tausch zu erwerben, gerichtet waren, und durch welche zuletzt der deutsche Fürstenbund gebildet wurde. Einigemal wurde ich während dieser Periode auswärts verschickt, und ich habe während derselben, nach erhaltenem Auftrage, auch zwei Staatsschriften herausgegeben: die erste wegen der danziger Irrungen, die zweite zur Vertheidigung des Fürstenbundes. Meine Bemühungen erhielten den Beifall des großen Königs." —

In Berlin trat Dohm schon durch seine Amtsstellung in viele interessante Verbindungen; der frühere Aufenthalt daselbst und sein indeß erweiterter literarischer Ruf bildeten bald freundschaftliche Verhältnisse mit den dortigen Zierden der gelehrten Welt, einem Spalding, Teller, Sack, Irwing, Struensee, Engel, Mendelssohn, Nicolai u. s. f. Herzberg war mit der Thätigkeit und dem wißbegierigen Fleiße seines Schützlinges wohl zufrieden und machte seine Empfehlungen beim Könige so geltend, daß Dohm nach halbjähriger Dienstführung schon dreihundert Thaler Gehaltszulage erhielt, worauf er um Urlaub bat, mit der Absicht, aus der Vaterstadt seine Verlobte als Gattin abzuholen. Diese Reise traf zusammen mit dem Vorsatze des preußischen Cabinets, die Wahl des Erzherzogs Maximilian von Oestreich zum Coadjutor der Hochstifter Cöln und Münster zu hintertreiben: Dohm erhielt vom Minister von Herzberg den mündlichen Auftrag, bei seinem Aufenthalte in Westphalen die Lage der Wahlangelegenheit in Münster genau zu erforschen. Gleich nach vollzogener Heirath reiste er deshalb nach Münster und sah sich bald von seinem Diensteifer so in die zu erforschende Sache verwickelt, daß er leicht persönlich compromittirt werden konnte. Die Wahl selbst ging ungehindert vor sich, weil der König ernstliche Maßregeln dagegen zu treffen nicht geneigt war, und weil der mit in die Angelegenheit verflochtene, zu Hamm in Garnison stehende Generallieute-

nant von Wolffersdorf den rechten Zeitpunct und umsichtig zu handeln verfehlt hatte. Der von Dohm bewiesene Scharfblick und die richtige Würdigung der Verhältnisse wurden vom Könige anerkannt. Er erhielt noch den Auftrag, in Hanover Verabredungen zu treffen, um bei einer Wiederbesetzung des bischöflichen Stuhls zu Paderborn und zu Hildesheim die Wahl eines Erzherzogs gemeinschaftlich zu verhindern. Hierauf kehrte Dohm, an der Seite seiner Gattin, die ihm ein vieljähriges glückliches häusliches Leben bereitete, über Halberstadt, wo, wie immer, bei dem herzlichen, gastfreien Gleim eingesprochen wurde, nach Berlin zurück. Ihm folgte bald, mit dringenden Empfehlungsschreiben vom halberstädter Dichter, Johannes Müller, der in Berlin, wie ehemals Dohm, so sehnlich wünschte angestellt zu werden, aber, wie Dohm, in keiner Professorstelle, sondern in möglichst weitem Wirkungskreise der Staatsverwaltung seine jugendlichen Kräfte zum Wohle der Menschheit darzubringen wünschte. Der ruhig besonnene Dohm machte auf das an ihn gerichtete Verlangen den officiellen Grundsatz bemerklich: daß Stellen nicht für amtsbegierige Leute gemacht, sondern diese nur versorgt werden wenn Vacanzen da sind, womit Gleim wie Müller schlecht zufrieden waren.

Neben seiner Thätigkeit im Amte verstattete ihm sein regelmäßiger Fleiß, literarische Zwecke zu verfolgen, deren nächste Früchte dem deutschen Museum und den von ihm bis zur fünften Lieferung herausgegebenen Materialien für die Statistik zuwuchsen. Auch erschien in diesem Zeitraume die bekannte Schrift: „Ueber die bürgerliche Verbesserung der Juden", zu deren Ausarbeitung er durch seine vertraute Bekanntschaft mit Moses Mendelssohn veranlaßt wurde. Dieses Werk, und mit ihm der Name des Verfassers, haben große Celebrität erlangt. Die gestellte Aufgabe war, den unter dem Fluche lebenden Juden mit den Menschenrechten die des Staatsbürgers zu vindiciren; ein würdiger Gegenstand der Humanität, wie der Politik, dessen Sachwalter es sich bei einem ruhig würdevollen Vortrage schon deshalb leicht machte, weil er beflissen war, die Unbill der Gesetzgebung und der öffentlichen Meinung in europäischen Staaten gegen die Juden ins Licht zu setzen und damit menschenfreundliche Vorschläge zu verbinden. Die Seite

der Untersuchung, wie die Judenschaft diesen Druck auf sich gezogen habe, durch Beibehaltung der ausländischen Nationalität, wie durch ein Religionsgesetz welches in alle Fugen des bürgerlichen Lebens eingreift, wurde in den Hintergrund geschoben. Je inniger verwebt Nationalität und Gesetz bei den Juden sind, um so weniger ist es möglich, daß sie, ohne das eine mit dem andern aufzugeben, fähig werden für das Bürgerthum christlicher Staaten, wie solches seit Dohm's Schrift in vielen Ländern angestellte Versuche unbedingt bestätigen. So kann man dem Verfasser gern zugestehen, daß Verderbtheit und Herabwürdigung der Juden herrühre von den äußern Umständen, worin sie sich bisher befanden; doch ist nicht zu verkennen, daß diese Verhältnisse ihren nicht zu beseitigenden Grund im Judenthum haben, und hieraus den Dohmschen Vorschlägen zur bürgerlichen Verbesserung der Juden unbesiegbare Schwierigkeiten erwachsen. -- Gründliche Erörterungen über diesen Gegenstand findet man in vielen Schriften, welche Dohm's Verdienste, die Sache, in Anregung gebracht zu haben, selbst dann ins Licht setzen, wenn sie ihm entgegengesetzte Ansichten durchführen. Sein Freund Mendelssohn trat nun auch (1783) als Sachwalter seines Volkes mit seinem Jerusalem, oder über religiöse Macht und Judenthum, hervor, wodurch Joh. Georg Hamann zu seiner tiefeindringenden Kritik: Golgatha und Scheblimini, veranlaßt wurde, welche mit Friedrich Buchholz historisch-politischer Untersuchung: Moses und Jesus (Berlin 1803), viel Tüchtiges in sich schließt, was gegen Dohm's Ansichten und Vorschläge sich bereits seit Jahrhunderten geschichtlich bestätigt hat.

Doch in der Zeit des Erscheinens seiner Schrift ärntete Dohm so großen Beifall, daß Widerspruch und gegenseitige Bedenken fast überhört wurden. Schon 1789 erschien eine zweite Ausgabe dieser Schrift, vermehrt mit einem zweiten Theile, worin manche Einwürfe eine Erwiederung fanden. Mit wie großer Vorliebe die Allg. Deutsche Bibliothek (Band 59, S. 19 bis 40) auch den Gegenstand zur Sprache brachte, die Schlußbemerkung ist entschieden wahr; hier heißt es: „Was für Wirkung diese neue Schrift des Hrn. D. bei europäischen Staatsmännern und bei seinen Gegnern haben werde, muß man erwarten. Eine hat sie bei unbefangenen Le-

fern gewiß, daß sie die Hochachtung und Liebe für ihren Verfasser, als einen unparteiischen, bescheidenen Freund der Wahrheit, als einen helldenkenden, von Vorurtheilen freien Kopf, als einen warmen Freund der Menschheit, einen muthigen Vertheidiger ihrer Rechte, einflößt. —" *).

Daß Dohm mit seiner Untersuchung sich die Juden verpflichtete, welche es an Danksagungsschriften nicht ermangeln ließen und ihn hier und dort zum Anwalte ihrer speciellen Beschwerden gegen Bedrückung in einzelnen Ländern gewinnen wollten, war natürlich. Sogar die portugiesische Judenschaft in Surinam sandte ihm schriftlichen Dank zu. Uebrigens war es eine unwürdige Schmähung, wenn von den Gegnern des Judenthums darauf hingedeutet wurde, daß Dohm, wie wohl manche spätere Schriftsteller, durch irdischen Lohn gewonnen, die Vertheidigung geführt habe. Wenn ihn für aufgewandte Zeit und Mühe nicht das Bewußtseyn, sich einem edlen Zwecke gewidmet zu haben, oder ungewöhnliche Freigebigkeit des sonst sehr spärlich zahlenden Verlegers (Friedrich Nicolai's, der niedrige Honorarforderungen gewöhnlich zu den löblichsten Eigenschaften seiner literarischen Freunde zählte) entschädigten; von den dankerfüllten Juden erhielt Dohm, außer einem unbedeutenden Andenken von einigen Mitgliedern der Judenschaft zu Berlin, nichts. —

So ausgezeichnet auch Dohm's Geschäfts- und gesellschaftliche Verhältnisse, so neiderweckend für Viele die entschiedene Vorliebe des Ministers Herzberg für ihn waren, so besondere Gnadenbezeugungen er auch vom Könige selbst erhalten hatte, indem dieser ihm nach halbjähriger Dienstzeit, wie schon erwähnt ist, den Jahresgehalt von 500 Rthlr. auf 800 Thaler vermehrte: so vergingen doch kaum einige Jahre, daß Dohm schon wieder anfing, aller früher zugesagten Vorliebe für Preußens Staatsdienst zum Trotze, auf Unterhandlungen über Dienstveränderungen einzugehen. Zum Vorwande hierbei dienten Mangel an selbständigem Wirkungskreise; sein Beruf in des Ministers von Herzberg Nähe und na-

*) Anmerkung. Denina in seinem Werke la Prusse littéraire, Theil I, Seite 484, sagt treffend: Une raison ingénieuse, une philosophie douce, une dialectique saine règnent dans cet ouvrage, et le rendent intéressant.

türlich in entschiedener Abhängigkeit von demselben dünkte ihm nicht ruhmvoll und ertragreich genug; ferner zu gering die Besoldung. Freilich war ein Gehalt von 800 Thalern für ein Hauswesen in Berlin und für einen Mann der in solchen Verhältnissen, bei ausgebreiteter Bekanntschaft, seine Musestunden gern durch Freuden der Geselligkeit erheiterte, gering. Doch hätte dieser Punct wohl billig keine Ursach zu so schnell beabsichtigter Dienstveränderung werden sollen, da D. vollkommen empfing was ihm gelobt war, da ihn eigenes und erheirathetes Vermögen von Nahrungssorgen befreit erhielten, und bei diesen Umständen Unzufriedenheit mit zu geringem Gehalte leicht einen widerwärtigen Schein gewinnt. Es war aber Dohm bei einer sein Hauswesen immer bezeichnenden Wirthlichkeit, wozu auch seine Gattin sich hinneigte, fortwährend, selbst in späteren Jahren, gestimmt, sein Diensteinkommen zu gering zu finden, ob er gleich in der sonst oft großes Privatvermögen consumirenden diplomatischen Laufbahn sein und seiner Frauen Erbtheil nicht nur erhielt, sondern durch Sparsamkeit noch so vermehrte, daß er als ein sehr wohlhabender Mann seine Familie wohlbedacht hinterließ.

Rücksichtlich der Auslagen, welche Dohm bei seiner Reise nach Münster bei der Coadjutorwahl gemacht hatte, verwies ihn Herzberg mit der geforderten Belohnung auf ihn selbst und auf den Beifall redlicher Leute; der König ließ nach beendeter, ohne Dohm's Schuld verunglückter Sache, demselben 1000 Rthlr. für seine Auslagen und als Belohnung auszahlen. Als sich Dohm bei einer 1783 entstandenen Vacanz übergangen glaubte, stand er im Begriff mit dem Minister von Herzberg völlig zu brechen und ließ sich in Unterhandlungen mit Georg Schlosser ein, der ihm den Antrag machte, nach Freiburg im Breisgau als östreichischer Professor der Geschichte und Staatswissenschaft zu gehen, mit welchem Amte D. eine Anstellung bei dem vorderöstreichischen Regierungscollegio zu verbinden wünschte. Da aber bei letzterem vom Präsidenten die Entscheidung abhing, den Räthen nur eine berathende Stimme zustand, so war hier wieder nicht der selbständige Wirkungskreis zu hoffen. So wurde die in der Vorstellung reizende Eintauschung der Naturschönheiten des Breisgaus gegen den Augen und Brust nachtheiligen berlinischen Sandstaub aufgegeben.

Es beweist Herzberg's Gutmüthigkeit und große Versöhnlichkeit, auch die anerkannte Brauchbarkeit Dohm's, daß jener, nachdem er hiervon unterrichtet war, wieder Vertrauen zu seinem Pflegling faßte, der ihn gewiß auf das bitterste kränkte, indem er aus der Nähe des Ministers, aus der innigsten Bekanntschaft mit dem preußischen auswärtigen Departement und dem geheimen Staatsarchive in östreichische Dienste zu gehn den Plan hegen konnte, zu einer Zeit, wo zwischen Oestreich und Preußen bei äußeren Feinden diplomatischer Krieg und Scheelsucht fortdauerte. Noch in demselben Jahre wurde Dohm zum Geheimen-Kriegsrath ernannt, der beschwerlichen Archivarbeiten entbunden, zu den Geschäften des auswärtigen Departements besonders verpflichtet, und sein Gehalt auf eine jährliche Einnahme von 1200 Thalern erhöht. Bald (im Anfange des Jahres 1786) machte Dohm seinen auswärtigen Freunden neue Unzufriedenheit mit seiner Dienstlage bekannt und ging auf die Anträge zur Annahme einer Professur und der Vicekanzlerstelle zu Marburg so weit ein, daß der Landgraf die Ernennungsurkunden vollzog. — Aber Dohm wurde durch neue Verheißungen, die bald in Erfüllung gingen, dem preußischen Staatsdienste erhalten und trat so dem Zeitpuncte entgegen, wo eine für Deutschland mehr nach ihrer Veranlassung und Absicht, als nach ihrem Erfolge wichtige diplomatische Arbeit seinem Namen als Staatsmann und Schriftsteller die größte Celebrität verlieh. Friedrich II. suchte nämlich in der zweiten Hälfte seiner thatenreichen Regierung, indem er sich zum Vertreter der deutschen Reichsverfassung aufwarf, das Vertrauen der deutschen Fürsten wiederzugewinnen, welches sein kriegerischer Ruhm, seine persönliche Größe und zahllose kleine Beeinträchtigungen der Gränznachbaren, mit und ohne sein Wissen, besonders von den in den Provinzen commandirenden Generalen verübt, verscheucht hatten. Er wollte durch einträchtige Nachbaren die diplomatische Isolirung unschädlich machen, in welche er sich versetzt hatte, indem er die beiden Kaiserhöfe Oestreich und Rußland, anstatt damit zufrieden zu seyn, deren Vergrößerungssucht nach der Türkei hin beschäftigt zu wissen, selbige auf ein Feld der Thätigkeit verwies, von wo aus Preußen nothwendig ins Gedränge kommen mußte. Hätte Friedrich, was ihm leichter war als seinem Nachfolger, Polen

selbständig unter einer kraftvollen Regierung gemacht und den Kaiserhöfen für Jahrhunderte hinaus an dem Türkenreiche einen Spielraum der Eroberungslust, gewiß auch bald der Zwietracht, gegeben, so hätte er für Preußen und Deutschland das Werk der politischen Sicherstellung auf Jahrhunderte hin vollbracht, was nun der bekannte, durch Josephs II. Project, Baiern gegen die östreichischen Niederlande einzutauschen, veranlaßte deutsche Fürstenbund, der in der Geschichte ganz wirkungslos dasteht, bewirken sollte. Doch nein, in der Geschichte ist nichts wirkungslos: offenbar wurde Oestreich durch diesen Bund von neuem zur kaum verharschten Feindschaft wider Preußen aufgeregt, Rußland zur Abbrechung des seit dem siebenjährigen Kriege mit Preußen bestehenden Bündnisses, das ohnehin erschlafft war, geneigt gemacht. —

Nicht eine Kritik des deutschen Fürstenbundes ist hier zur Stelle, sondern der Antheil soll erwähnt werden, welchen Dohm an diesen Verhandlungen nahm. Er war von Friedrich II selbst als die dabei zu gebrauchende Person bezeichnet. Er bewirkte zunächst, daß diese zwischen Preußen, Kursachsen und Kurbraunschweig getroffene Vereinigung zur Aufrechthaltung der Reichsverfassung und der daraus erwachsenden Rechte aller Reichsstände zu Berlin verhandelt wurde, nachdem er in Hanover manche Schwierigkeiten beseitigt hatte; er blieb zu den diesen Bund betreffenden Verhandlungen in fortwährender Beziehung und leitete den Beitritt vieler deutschen Fürstenhöfe (1785). Auch war er es, dem der große König das Geschäft vertraute, gegen die ins Publicum gebrachten Anfeindungen der Verbündung, besonders gegen eine Schrift des Herrn von Gemmingen, als Schriftsteller aufzutreten, mit der durch treffliche Behandlung des Gegenstandes so berühmt gewordenen Schrift: „Ueber den deutschen Fürstenbund.“ Doch gereichte der laute Beifall, den sie fand, dem Verfasser nur zu neuem Misvergnügen mit seiner Lage: denn von verschiedenen Seiten wurde die Meinung geäußert, nicht er, Dohm, sondern Herzberg sey der wahre Verfasser der Schrift; ja man hat sogar behaupten wollen, der Minister habe, um sich mit Dohm's Federn zu schmücken und dessen Autorruhm auf sich zu bringen, zu diesem Gerüchte, welches Dohm's Eitelkeit

in der That hätte schmeicheln sollen, in der Wirklichkeit aber verwundete, Veranlassung gegeben. Kleinliche Leidenschaft scheint hier auf mancher Seite im Spiele gewesen zu seyn: denn ohne Dohm's Schriftstellereigenthume zu nahe zu treten, kann man dem Minister immer einen Theil des der Schrift über den Fürstenbund gewordenen Ruhmes zugestehen, da die Idee derselben von ihm ausging oder doch mit ihm genau berathen wurde, da der wesentlichste Theil ihres Inhalts aus fragmentarischen Gegenbemerkungen zu der Gemmingschen Schrift besteht, an deren Ausarbeitung Herzberg, nach Dohm's eigenem Geständniß *), unmittelbaren Antheil nahm, wie er denn auch die letzte genaue Durchsicht der Aushängebogen vornahm. Uebrigens mag der große König, wenn er sich über das Wesen eines solchen Bundes je täuschen konnte, bei näherer Beachtung der ihn einleitenden Verhandlungen bald dessen absolute Hinfälligkeit erkannt haben, wo ihm denn die Angelegenheit nur noch insofern von Wichtigkeit blieb, als sie, vom Publicum mit Begeisterung aufgenommen, dazu diente, der öffentlichen Stimmung Vertrauen zur Uneigennützigkeit seiner Politik, rücksichtlich Deutschlands, einzuflößen; und somit war dem Könige des Bundes geschickte schriftstellerische Vertheidigung wahrscheinlich wichtiger und bedeutsamer, als die im Zuschnitte misrathene Sache selbst. —

Bald nach Friedrichs Tode erwarb sich Dohm um die Erscheinung eines noch immer in der Literatur einzig dastehenden Werkes, Mirabeau's Schrift: de la Monarchie Prussienne, ein zweifaches Verdienst, welches er aber aus leichterklärlichen Ursachen nie öffentlich in Anspruch genommen hat: Dohm war einer von denen, an welche sich Mirabeau, als er zum ersten Male in Berlin sich aufhielt, auf das innigste anschloß, ihn täglich sah und mit einer bis zur Zudringlichkeit gehenden Wißbegier von ihm Kenntniß der dem Franzosen völlig fremden deutschen Verfassung, und besonders der preußischen Staatseinrichtungen, zu erwerben suchte. So gehörte denn Dohm wirklich zu der von Zimmermann **) und von andern Irreredenden geschimpften

*) Siehe Dohm's Denkwürdigkeiten III, S. 149. Anmerkung 80.

**) Siehe Fragmente über Friedrich den Großen, vom Ritter von Zimmermann. Dritter Band. Seite 254 ff.

„berlinischen Aufklärerclique", die wohl recht eigentlich gemeint ist, wenn die Vertheidiger des physiokratischen Systemes übel bezeichnet werden. Da Dohm als redlicher Staatsbeamter gewiß nichts verrieth was Dienstgeheimniß war, aber edel und freisinnig, feiger Geheimnißkrämerei abhold, gern nützliche Kenntnisse und zum Besseren führende Ansichten verbreitete, so erwächst ihm aus den an Mirabeau gemachten Mittheilungen kein Vorwurf, sondern neues Verdienst, welches noch vermehrt ward, indem er den Grafen, behufs seiner literarischen Arbeiten, auf seinen alten Freund Mauvillon zu Braunschweig aufmerksam machte und durch mitgegebene Empfehlungsbriefe die Verbindung zwischen Mirabeau und Mauvillon einleitete *).

Kurz vor dem Tode des großen Königs gelangte Dohm zu dem Posten eines preußischen Geheimen Kreis-Directorialrathes und Gesandten beim niederrheinisch-westphälischen Kreise, mit einem Gehalte von 1550 Thalern und 400 Thalern Reisegeld; unzufrieden mit dem zu geringen Gehalte und mit der Verweigerung eines Legations-Secretairs, an dessen Stelle er nun einen Privatsecretair, einen jungen, vielversprechenden Predigerssohn, den jetzt als preußischen Gesandten am königl. baierschen Hofe stehenden Herrn von Küster, wählte. — Cöln war der Wohnort dieser Gesandtschaft; im Anfang des Julimonats 1788 ging Dohm dahin ab, über Halberstadt und Lemgo, dort den lieben alten Freund Gleim, hier den Geburtsort und die Verwandten begrüßend. In Cöln selbst entschädigte die schöne Unabhängigkeit seiner Lage, bei der auch die Befreiung von der in Berlin gewöhnlichen Thorvisitation in Anschlag gebracht wurde, für den Augenblick gegen manchen Verlust in Hinsicht des Umgangs, der Bildungsmittel und der Gelegenheit, über viele Dinge aus der Quelle zu schöpfen. — Mit den vorhin genannten Aemtern verband Dohm auch die eines bevollmächtigten Ministers am kurcölnischen Hofe und eines Residenten bei der freien Reichsstadt Cöln. In allen diesen Amtsverhältnissen wurde er bei bald erfolgtem Regierungsantritte Friedrich Wilhelm's II. bestätigt,

*) Siehe: Schlichtegroll's Nekrolog. 1794. Erste Hälfte. Seite 184.

in den Adelstand erhoben, sein Gehalt um 400 Rthlr. vermehrt, und für seinen Privatsecretair, nun zum königlichen Legationssecretair ernannt, 300 Rthlr. Gehalt bewilligt. Wenn unter dem an den europäischen und deutschen Höfen vertheilten preußischen Gesandtschaftspersonale Dohm's Posten auch zu den unbedeutendern gehörte, so verstand er durch Thätigkeit, geistvolle Auffassung von Andern leicht übersehener Gegenstände, wie durch scharfsinnige Zusammenstellungen und Andeutungen, seinem Geschäftskreise höhere Bedeutsamkeit und seinen gesandtschaftlichen Berichten vieles Interesse zu geben. In seinem Geschäftskreise orientirte er sich zunächst über die Verhältnisse der Kreisverfassung und ihres Directorii, welches der Bischof von Münster, Pfalzbaiern als Herzog von Jülich, und Preußen als Herzog von Cleve führten. Die Abgeordneten dieser drei Höfe hielten noch im Herbste 1786 einen Kreis-Directorialtag und bereiteten die Versammlung eines Kreistages vor, dessen wirkliche Abhaltung aber durch manche Verhinderungen, jetzt zunächst durch den Einfall des Landgrafen von Hessen-Cassel in die Grafschaft Schaumburg, Lippe-Bückeburgischen Antheils *), verzögert wurde. Unmittelbar nachher erhielt das Kreisdirectorium eine lange, verwickelte Beschäftigung zu Aachen, veranlaßt durch die dort ausgebrochenen Unruhen, die, wie gewöhnlich, von schlechter, in Misbräuchen versunkener Verwaltung des Gemeinwesens herrührten und zu Gewaltthätigkeit und Aufstand führten. Dem vom Reichskammergerichte erhaltenen Auftrage zufolge, sollte über den stattgehabten Tumult genaue Untersuchung angestellt, die Beschwerden der Einwohner wider den Magistrat untersucht, zur Vorbeugung neuer Unruhen Maaßregeln getroffen und durch Vorschläge zu einer, vorhandene Gebrechen der öffentlichen Angelegenheiten abstellenden Verfassung für künftige Ruhe der Stadt gesorgt werden. — Am 16. Mai 1787 hielt das Kreisdirectorium, in der Eigenschaft einer kaiserlichen Commission, an der Spitze von dreihundert Mann jülichscher Truppen, in Aachen seinen Einzug, wo sich bald die

---

*) Siehe: Zeitgenossen, neue Reihe. Dritter Band. 10tes Stück, wo in der Biographie des Kurfürsten Wilhelm's des Ersten, Seite 10 ff. von jener Begebenheit ausführlich berichtet ist.

Geschäfte ins Weite hinaus spannen, bei der Nothwendigkeit zahlloser Special-Untersuchungen und Vernehmungen, bei der Erforderniß öfterer Rückfragen an das Reichskammergericht, von wo die Antworten langsam erfolgten, und bei der Verschiedenartigkeit der Ansichten der Commissarien, wozu noch eine unbehülfliche Schwerfälligkeit bei der Leitung der Special-Untersuchungen kam. Dohm zeigte unermüdete Geduld, nur auf das Beste gerichtete Thätigkeit und Friedfertigkeit; der Bearbeitung einer alle Unbill ausgleichenden Stadtverfassung unterzog er sich allein und kam auch mit einem Constitutionsprojecte zu Stande (1790), das aber nur Entwurf blieb. Diese Arbeit ist im Druck erschienen mit einer Vorrede, welche auf einigen Blättern mit einer gewissen Breite das Sachverhältniß, dem der Entwurf sein Entstehen verdankt, darlegt und, wie immer wo Dohm die Feder führte, edle Gesinnung ausspricht. So sagt er: „Jede bürgerliche Einrichtung muß der Zeit und den Umständen worin sie gemacht war, angemessen seyn; so wie die Zeit fortrückt, die Umstände sich verändern, wird auch eine Veränderung jener nothwendig. Zu oft, zu früh verändern, kann großen Nachtheil haben; aber sich unter allen Umständen unverbesserlich halten, ist die gefährlichste aller Krankheiten für den Staat wie für den einzelnen Menschen. So wie dieser, wenn er weise ist, von der lange gewohnten Lebensart nur dann abweicht, wenn auffallende Mängel ihn erinnern, daß die Gesundheit auf dem bisherigen Wege nicht länger erhalten werden könne: so muß auch in der bürgerlichen Gesellschaft nicht eher an Veränderung gedacht werden, bis die Umstände an die Nothwendigkeit erinnert und die Begebenheiten das Bedürfniß derselben allgemein und lebhaft fühlbar gemacht haben. Dieses allgemeine Gefühl trügt nie." — Ferner: „Jede bürgerliche Gesellschaft ist in dem Maße vollkommener, je mehr in ihr die Gesetze über die Menschen und nicht die Menschen über die Gesetze regieren. Um aber den Gesetzen diese Herrschaft dauerhaft zu sichern, müssen sie äußerst deutlich und bestimmt seyn, der willkürlichen Deutung so wenig wie immer möglich überlassen, und diese Deutlichkeit und Bestimmtheit muß mit der erhöhten Cultur und den erweiterten Bedürfnissen der Menschen immer gleichen Schritt halten. Dieser Vollkommenheit sich zu nähern, ist in jeder

Form von politischer Verfassung möglich, und wenn dieses geschieht, so können auch die verschiedensten Formen sich gleich wohlthätig für das Glück der Menschen beweisen." — Ungeachtet gegenwärtig Dohm's diplomatische Stellung in persönlicher Beziehung vielleicht eine noch größere Vorsicht nothwendig machte als zu Berlin, so behielt er doch eine Freisinnigkeit bei, die in seinen Verhältnissen zu den seltensten Tugenden gehört. Wir finden einen Beweis davon, als in der Rolle eines Stifters der deutschen Union zur Verbreitung der Aufklärung der verkappte Bahrdt sich an Dohm wandte und ihn zum Beitritt aufforderte; wo dann Letzterer aus Aachen unter dem 6. Febr. 1788 antwortete:

„Daß ich die Aufklärung liebe, glaube ich versichern zu können. Natürlich wird es mir also auch angenehm seyn, ein durchgreifendes und zugleich den strengsten Gesetzen angemessenes Mittel zur Verbreitung derselben kennen zu lernen. — Den Glauben, daß durch nähere Verbindung der weisesten und edelsten Menschen viel Gutes in der Welt gestiftet werden könnte, habe ich noch erhalten, obgleich ich durch Erfahrung die Schwierigkeiten der Ausführung sehr kennen gelernt und die Ideale welche ich mir vor Jahren wohl von dergleichen bildete, merklich herabgestimmt sind. Wenn auch nähere Kenntniß des Plans selbst und derer die sich zu dessen Ausführung verbunden haben, mich zur Theilnahme an derselben bestimmen sollte, so würde diese doch zunächst nur auf die des Zuschauers sich beschränken. Denn die Beschäftigungen welche meine Amtspflichten, besonders während der hiesigen Commission mir auflegen, sind so ausnehmend gehäuft und verwickelt, daß ich mit allem Aufwande von Zeit und Kräften ihnen kaum genügen kann, es also wirklich Gewissenspflicht für mich ist, wenigstens während dieser Periode, deren Dauer sich nicht bestimmen läßt, meine Verbindungen mehr zu verengen als zu erweitern und keine Erwartungen zu machen, die ich nicht befriedigen kann."

(Siehe Briefe angesehener Gelehrten, Staatsmänner u. s. f. an Dr. K. F. Bahrdt. Fünfter Theil. Seite 76 und 77.)

Dohm's amtliche Thätigkeit wurde bald noch auf andere Weise in Anspruch genommen. So veranlaßten die Unruhen in Holland und die thätige Hülfe welche

Friedrich Wilhelm II. seinem Schwager, dem Erbstatthalter, angedeihen zu lassen beabsichtigte, daß man zu Berlin zuverlässige Auskunft zu haben wünschte: ob wirklich, wie französischer Seits gedroht wurde, in den französischen Niederlanden, zur bewaffneten Verhinderung aller preußischen Einmischungen in die holländischen Angelegenheiten, Truppen versammelt würden. Dohm, darüber befragt, machte geheim über Spaa, Brüssel und Valenciennes eine Reise nach Givet, wo er die Ueberzeugung des Ungrundes jenes Vorgebens erhielt und für genaue Nachrichten von dorther Verbindungen knüpfte. — Er nahm für die deutschen Erzbischöfe ferner lebhaften Antheil an den Streitigkeiten derselben mit der römischen Curie, die Nunciaturangelegenheiten betreffend, mußte aber diesen Faden der Unterhandlungen und Verwendungen bei veränderter Ansicht seines Hofes fallen lassen. — Wichtiger war seine Wirksamkeit bei der im Sommer 1789 ausgebrochenen lütticher Revolution, welche übrigens den Charakter der Staatsumwälzung durchaus nicht hatte: denn die Stände des Bisthums setzten sich wieder in Besitz der ihnen früher geraubten Rechte; der Bischof bestätigte diesen Akt förmlich und willigte in die Zusammenberufung des Landtages, auf welchem man in gesetzlichem Wege Irrungen und Beschwerden auszugleichen dachte. Aber der Fürstbischof, ohne von aufrührerischer Gewalt bedroht zu seyn, floh, von übeln Rathgebern verleitet, ehr- und pflichtvergessen einige Tage vor Eröffnung des Landtags und wirkte ein schon vorher betriebenes Mandat des Reichskammergerichts aus, wonach dem rheinisch-westphälischen Kreisdirectorium Herstellung des unterbrochenen Ruhezustandes im Bisthume Lüttich, wie der bisher vom Fürsten geübten Rechte, und strenge Untersuchung und Bestrafung des Aufstandes übertragen wurde. — Nach den bereits bei einem ähnlichen Auftrage zu Aachen gemachten Erfahrungen konnte Dohm diesem neuen Geschäfte keine sonderliche Vorliebe zubringen. Er reiste im September 1789 nach Lüttich, um vorläufig sich von dem Zustande der Dinge zu unterrichten, Mäßigung und Abwehrung aufrührerischer Maaßregeln zu empfehlen und unter der Hand dahin zu wirken, daß Bischof und Stände zur Beilegung der Streitigkeiten auf preußische Vermittlung compromittiren möchten. Dieses Auskunftsmittel kam nicht zur Ausführung; der

auf allen Seiten in Schwäche und Schuld verfallene Fürstbischof und seine bösen Rathgeber, die auch auf das Domcapitel wirkten, verhinderten es. Unter manchen Unterhandlungen rückten die Truppen der drei Directorialhöfe wider Lüttich an; ihre Gesandten aber entzweiten sich noch vor dem Einmarsche über den Zweck und Gebrauch der bewaffneten Macht so, daß sich die münsterschen Truppen sogar von dem Executionscorps ganz trennten. Münsterscher und jülichscher Seits war man nämlich der Meinung, zu keinen Unterhandlungen und Vermittlungen ermächtigt, sondern zur strengen, buchstäblichen Vollziehung des Reichskammergerichtsmandats verpflichtet zu seyn; wogegen, Namens Cleve, Preußen mit der Beruhigung des Landes, dessen Wohl, Versöhnung der Parteien, Abstellung eingerissener Mißbräuche, Recht und Billigkeit gehandhabt wissen wollte; Preußen hielt es unter seiner Würde den Büttel offenbar ungerechter Entscheidung, den Anwalt eines unfähigen Landesfürsten und den Rächer seiner unwürdigen Rathgeber zu machen; Dohm war mit voller Innigkeit von dieser Ansicht durchdrungen und widmete ihr seine ganze Wirksamkeit. Doch fehlte es in Deutschland nicht an misbilligenden Aeußerungen über Preußens Betragen und über Dohm's Geschäftsführung: man meinte, der Vertheidiger des deutschen Fürstenbundes manövrire diesem gerade entgegen, indem der Besitzstand des Fürsten und die verfassungsmäßige Autorität der Reichsgerichte schlecht beachtet würden; die Schmähsucht ging so weit, zu verbreiten: Dohm sey von den lütticher Insurgenten bestochen und erkauft.

Preußen hatte aber einen sehr nahe liegenden in der Politik durchgreifenden Grund, nicht mit dem blutigen Schwerte der Strenge auf die Lütticher einzustürmen: das berliner Cabinet war so eben wieder von dem Irrthume befangen, als Champion des Muselmanns auftreten zu müssen, um Oestreichs und Rußlands Vergrößerung in der Türkei zu verhindern; so waltete zwischen Oestreich und Preußen die alte feindselige Spannung wieder ob. Es waren die letzten Tage Joseph's II, in welchen die Unruhen in Brabant eine so ernstliche Wendung nahmen, und die revoltirenden Brabanter hatten mit den Lüttichern ein Schutz- und Trutzbündniß zur Vertheidigung beiderseitiger Rechte geschlossen; wenn

nun Preußen mit ernstlicher Kraft die Lütticher unterdrückte, hieß dieses ja zugleich Front machen gegen Brabant, gegen des Feindes wirksamste Gegner. —

Lüttich wurde, wie es bei solchen verwickelten Angelegenheiten zu gehen pflegt, das Opfer seines Strebens, sich eine vernünftige rechtmäßige Verfassung zu geben, und das Unglück welches die sogenannte Revolution herbeiführte, war größer, als die Gebrechen deren Heilung man thätig beabsichtigte. Das preußische Cabinet gab die Sache ganz auf, als es sich eines Theils mit Oestreich, nach Joseph's Tode, versöhnt hatte, andern Theils seine Vermittlungsversuche durch das Reichskammergericht und durch den unversöhnlichen Starrsinn des Fürstbischofs — Machthaber sind oft beharrlicher auf dem Irrwege, als auf dem Pfade der Tugend — zurückgewiesen sah; Dohm behielt sie nur noch aus der Entfernung im Auge; ertheilte versöhnende Rathschläge und Ermahnungen und betrauerte, daß seine Bemühungen, von wenigen recht gewürdigt, für das Bisthum Lüttich fruchtlos blieben. Für die Welt waren sie es nicht. — Er legte in der Schrift: Die lütticher Revolution im Jahre 1789 und das Benehmen Sr. königl. Majestät von Preußen bei derselben; dargestellt von dem geheimen Kreisdirectorialrath Ch. W. v. Dohm. Im Februar 1790. Berlin — über diesen Gegenstand eine vollständige Rechenschaft ab, welche, indem er sich als den Verfasser genannt, einen officiellen Charakter erhält, von der man überdies auch weiß, daß der Minister von Herzberg sie vor dem Drucke durchsah und mit Beiträgen vermehrte. Wir sind geneigt dieser Schrift in der gesammten neuern politischen Literatur einen hohen Platz einzuräumen und sie noch weit über die berühmtere dohmsche Vertheidigung des deutschen Fürstenbundes zu setzen. Sie ist in einfacher Klarheit, ruhig würdevollem Vortrage ein Muster der Vertheidigung der Menschen- und Bürgerrechte, der gesetzlichen Ordnung und einer vernünftigen Politik, welche das Glück der Völker nie von dem des Regenten scheiden kann. Zum Beweise der hochsinnigen Grundsätze zu welchen sich Preußen damals durch seinen Wortführer bekannte, hier einige Bruchstücke, die oft vergessene, in der moralischen Weltordnung ewig geltende Lehren vortragen und zugleich zeigen, auf wie hoher

Staffel geistiger Bildung der vorurtheilsfreie Dohm dasteht. —

— „Des Königes Majestät sind seit einigen Wochen auf die ruhmwürdigste Art beschäftigt, in dem Hochstifte Lüttich den unterbrochenen Ruhestand wieder herzustellen. Allerhöchstdieselben wollen den geflüchteten Fürsten wieder in ein beruhigtes Land zurückführen, ihm seine Unterthanen, diesen ihren Landesvater wiedergeben, und auf eine Art wiedergeben welche jede Besorgniß ähnlicher Trennung für die Zukunft entferne. Nicht durch parteiische Befriedigung der Leidenschaften des einen oder des andern Theils, nicht durch augenblickliche Unterdrückung der einen oder andern jetzt minder begünstigten Partei, wünschten Se. Majestät die Sache beendigt, nicht etwa einen Vergleich erzwungen der nur dem Namen nach die Gemüther vereinte, in der That aber sie noch unwiederbringlicher entfernte, indem er reichen Saamen bleibenden Zwists ausstreuete. Dem Fürsten sollte das Vertrauen und die Liebe seiner Unterthanen wieder gewonnen, diesen ihre ihnen mehr als alles theure Freiheit, und dem Landesherrn der mit dieser Freiheit sowohl vereinbare, nur durch sie unerschütterlich zu befestigende Besitz und ruhige Genuß seiner Gerechtsame und eine nicht beschränkte Gewalt, Gutes zu thun, wiedergegeben werden. Alles dieses sollte Herstellung und Verbesserung der ursprünglichen, nur den Bedürfnissen und Einsichten unseres Zeitalters näher anzupassenden Constitution bleibend gründen und dadurch Despotismus und anarchische Verwirrung durch übelverstandene Nachahmung des von einem benachbarten Reiche gegebenen Beispiels gleich weit und kräftig von Lüttichs Gränzen abhalten."

„Diesen großen Zweck wünschten Se. Majestät durch die einfachsten, geradesten und wenigst lästigen Mittel erreicht zu sehen. Vereinigung der Gemüther war also das Ziel; Nachsicht und Mäßigung der Punct von welchem man ausgehen mußte. Jeder Unordnung für die Zukunft sollte mit Ernst und Nachdruck gewehrt, aber nicht jede vergangene durch endlose Inquisitionen zu einem vielfach größeren Uebel als sie selbst war, ausgesponnen, die Vergehungen des Augenblicks nicht zum Gegenstande einer Untersuchung von Monaten (Jahren, Jahrzehnten und Menschenaltern) gemacht werden. Der Blick des Wiederherstellers sollte mehr vorwärts als zu-

rück gerichtet seyn, eingedenk, daß große, plötzliche und allgemeine Revolutionen, eben weil sie die bisherige Ordnung der Dinge umändern, nicht ganz nach den strengen Regeln beurtheilt, und die Ausgleichung und richterliche Würdigung jeder kleinen Abweichung nur immer so bestimmt werden müsse, damit die genaue Gerechtigkeit im Einzelnen nicht drückende Ungerechtigkeit im Ganzen werde. Da die Herstellung des Ruhestandes und Begegnung von Zufällen welche die Zeitumstände erwarten lassen, ein nicht zu schwaches Corps von Truppen erforderte, so mußte es Hauptaugenmerk seyn, dem ganzen Geschäfte eine solche Richtung zu geben, um den Aufenthalt dieser Truppen so kurz und so wenig drückend wie möglich für das Land zu machen, das mit vielen Millionen Schulden beladen, durch eine lang dauernde militairische Execution für lange Zeit gänzlich ruinirt, und dem dadurch Mark und Kraft entzogen seyn würde, der Wohlthaten einer verbesserten Constitution, selbst wenn sie auf diesem Wege möglich gewesen, zu genießen. — Dies waren Zwecke und Mittel nur allein würdig des Monarchen! — Billigung des interessirten Publicums waren die natürlichen Eindrücke welche die Aeußerung solcher Absichten hervorbringen mußte. —"

(Mit strahlender Glorie umgeben ist das Andenken des hochsinnigen Preußen-Königs Friedrich Wilhelms des Zweiten, seiner Minister und Gesandten, die allen Zeitaltern zur Lehre so großartige, ewig wahre Normen der Regentenpflichten hinsichtlich der Einmischung in die Verfassungsgestaltungen der Nachbarstaaten aussprachen.)

„Sonderbar genug hat indeß der Parteigeist, der nie seine Rechnung dabei finden kann, wenn nur das Wohl des Ganzen befördert werden soll, es versucht, die verkehrtesten Vorstellungen über die Absichten und das Benehmen Sr. Majestät des Königs zu verbreiten. Er hat schlau genug gerade die schwache Seite der deutschen Nation benutzt, um die Aufmerksamkeit ganz mit der Nichtbeobachtung einiger, durch dringende Lage der Umstände unmöglich gemachter Förmlichkeiten zu beschäftigen, und es ganz vergessen machen wollen, daß der große und letzte Zweck aller Förmlichkeiten, wahre und innere Gerechtigkeit der Sache, hier nur mit ihrer Beseitigung erreicht, nur mit ihrer Be-

folgung verfehlt werden konnte. Wirklich ist es diesem Parteigeiste, dem die Wahl seiner Mittel immer gleichgültig ist, nicht ganz mißlungen, selbst den edelsten und ehrwürdigsten Gliedern des Reiches den Gesichtspunct zu verrücken. In mehreren Theilen von Deutschland will man es Sr. Majestät auf die gehässigste Art übeldeuten, daß Allerhöchstdieselben dem Herrn Fürstbischofe von Lüttich ein dauerhaft beruhigtes Land, ohne es vorher auf lange Jahre ruinirt zu haben, wiedergeben wollen, und man wagt es einem erhabenen Monarchen die beleidigende Zumuthung zu machen, sich zum Werkzeuge des Verderbens eines schuldlosen, biederen Volks gebrauchen zu lassen und dagegen die eines königlichen Herzens unwürdige Beruhigung anzunehmen, dieses Verderben in beßter processualischer Form bewirkt zu haben." —

— „Das allgemeine Urtheil ist guten und großen Fürsten nie gleichgültig; je mehr ihre Macht sie über dasselbe nach dem täuschenden Wahne des Schmeichlers hinweg zu setzen versichern könnte, je mehr muß richtige Einsicht und wohlverstandenes Interesse sie belehren, daß diese Macht, so groß sie auch immer seyn mag, doch nur dann fest und bleibend gegründet sey, wenn sie allgemein verehrt und geliebt ist. Milder und gerechter Gebrauch der Macht erhöht ihre Kraft, und ein solcher Gebrauch fürchtet gewiß nicht das Urtheil und die strenge Prüfung des gesunden Menschenverstandes, der nie irrt und nie Unrecht hat." —

— „Das Geschäft des Vertheidigers wird leicht, wenn er nur Geschichtschreiber seyn darf." —

— „Das Volk sah die Rathgeber seines Landesvaters als die Haupturheber seiner Noth an, die täglich zunahm, die Gemüther erhitzte, die Empfindung auch der gemeineren Classe von Bürgern mit denen der mehr gebildeten vermischte, und allen den sehnlichsten Wunsch eingab, durch Veränderung des bisherigen Zustandes der Dinge, oder vielmehr wie sie es nannten durch Herstellung dessen, den die Constitution ihnen sicherte, das gegenwärtige Unglück entfernt, das in der Zukunft drohende abgewandt zu sehen." —

— „Ein lange niedergedrücktes und, wie es schien,

für jedes Gefühl von Freiheit gelähmtes Volk hatte plötzlich seine Kraft gefühlt, und seine Kraft war Recht geworden. (Dohm redet von den ersten Ausbrüchen der französischen Revolution.) Was wenige Wochen vorher Verbrechen, der ausgesuchtesten Strafe würdig, gewesen wäre, ward jetzt von einem Ende Europas zum andern mit zujauchzendem Beifalle vernommen, und selbst die Ausschweifungen eines Volks das zum rächenden Richter sich erhoben hatte, schienen der Entschuldigung fähig. Kein unvordenklicher Besitz, kein durch Jahrhunderte ehrwürdig gewordener Vorzug wurden mehr als gültige Titel angesehen. Alles trat zurück; nur die unverjährbar geglaubten Rechte des Menschen sollten fernerhin gelten, nur der Bürger einen Werth haben den kein anderer aufwöge, und der gemeine Wille die Schranken seiner Freiheit bestimmen. Dies war die neue Ordnung der Dinge, die man einige Monate früher nicht in den Reihen der Möglichkeiten geglaubt, und die nur das mit seinem von üblem Rathe befreiten Monarchen vereinte Volk schnell und kräftig wirklich gemacht hatte." —

— „Linderung der Lasten des Volks durch Theilnahme der Geistlichkeit (der privilegirten Casten) an denselben und Herstellung seiner constitutionsmäßigen Repräsentation, waren die beiden Hauptwünsche aller wahren Patrioten, waren allgemeines Gefühl des die Quellen seines Druckes meistens sehr richtig beurtheilenden Volkes, dem es nicht entging, daß kein erneuerter Wohlstand zu erwarten sey, wenn diese durch keine Zeit heilig gewordenen Verletzungen der unwandelbaren Grundsätze wahrer Gerechtigkeit nicht gründlich und dauerhaft geheilt würden. Dahin waren aller Augen gerichtet, als das große Beispiel der benachbarten Nation überall dem Misvergnügen der Lütticher seine Richtung gab, und die Gemüther mit enthusiastischen Hoffnungen eines glücklichern Zustandes begeisterte." —

— „Der Fürst genehmigte alles; er kam vom Lustschlosse Seraing in die Stadt, wurde mit dem freudigsten Jubelgeschrei und Enthusiasmus eines sich frei und glücklich glaubenden Volkes empfangen, auf das Rathhaus geführt, wo er mit eigener Handschrift die geschehenen Wahlen bestätigte. Die Freude war allgemein und groß, aber sie kränkte niemand. Kaum kann man

ein paar leichte Verletzungen der Ordnung anführen, die wirklich nur deshalb Erwähnung verdienen, um es zu bewundern, wie eine solche in Bewegung gesetzte Menge von hunderttausend Menschen nicht ungleich größerer und mehrerer sich schuldig gemacht hat." —

— „Alles kömmt auf die Frage an: „„war der Fürst gezwungen, als er den Wunsch der Nation erfüllte, oder war er es nicht?"" Wenn ein durch zahlreiches Volk lebhaft geäußerter Wunsch Zwang ist, so war er hier vorhanden; wenn zum Zwange Drohung auf den Fall der Weigerung erfordert wird, so war er es nicht. Nie ist von irgend einer Drohung etwas gehört, nie eines unanständigen Ausdrucks erwähnt, der bei dieser Gelegenheit entwischt wäre. Freilich war das Volk zahlreich, war in großer Bewegung; wer weiß wessen es fähig gewesen wäre, wenn der Fürst ihm seinen Wunsch abgeschlagen; — niemand weiß es, und eben darum hat die Leidenschaft freies Spiel, das was möglich war, aber nicht wirklich geworden ist, auszumalen, wie jeder es seiner eigenen Leidenschaft, oder der welche er bei andern erregen möchte, gemäß findet." —

— „Welche Beweggründe immer die Einwilligung des Fürsten bestimmt haben mögen, so tritt hier noch eine Betrachtung ein, die, um das was geschehen, richtig zu würdigen, von großer Wichtigkeit ist, ohne welche alle übrigen Schlüsse sehr irre führen dürften. Wenn ein Privatmann durch Zwang, oder auch nur durch Furcht des Zwangs bewogen wird, einen Besitzstand aufzugeben, der von seinen Vorfahren, so übel diese ihn auch immer erworben haben mögen, auf ihn gekommen ist, so kann der Privatmann die richterliche Erklärung dieser Nichtigkeit nachsuchen, in seinen Besitzstand zurücktreten und dessen Anfechtung im Wege Rechtens abwarten. Aber hier war von keinem Privatmanne die Rede. Der Fürst von Lüttich erklärte, daß er über die Art wie das Wohl seines Volkes in der Zukunft besorgt werden müsse, mit seinem Volke gleicher Meinung sey. Der Fürst und sein Volk haben nie ein entgegengesetztes Interesse; alle Rechte des ersteren haben nur das Wohl des letzteren zum Ziele; ihm müssen sie untergeordnet, nach ihm müssen sie modificirt werden. Was helfen dem Fürsten alle Rechte, wenn sein Volk unglücklich ist, und welche Rechte können ihm

fehlen, wenn es glücklich ist? — Gesetzt der Bischof hätte geglaubt, daß die gemeine Meinung irre, er hätte aber zugleich voraus gesehen, daß, wenn er derselben sich entgegensetzen wollte, innere Zerrüttung seines Landes, auf immer von ihm gewandtes Vertrauen seines Volks, nebst andern unabsehlichen Folgen, unvermeidlich seyen; so hätte seine Pflicht und, welches ein und dasselbe ist, sein Interesse gefordert, seine Privatmeinung dem allgemeinen Wohle aufzuopfern, und durch ein kleineres Uebel (wenn er die Erfüllung des Volkswunsches dafür hielt) ein ungleich größeres abzuwenden. Diese Pflicht wäre dann allerdings Zwang gewesen, aber nicht im Sinne des hier gar keine Anwendung leidenden bürgerlichen Rechts, sondern in eben der Art, wie fast jeder Friedensschluß immer für einen contrahirenden Theil Zwang ist, der dem Mächtigern nachgeben, Provinzen und Rechte verlieren muß, um das Ganze zu erhalten. Man schlage die Geschichte auf und suche die Verträge, welche von einem solchen moralischen und politischen Zwange freigeblieben! Wehe dem der deshalb Zweifel gegen ihre Gültigkeit erheben und Ruhe und Wohl der Völker (und ihrer Regenten), welche auf diesen Verträgen sicher beruhen, unterbrechen wollte!" —

— „Wenn man dem Mündel seinen Vormund nimmt und an dessen Stelle den setzet, gegen welchen gerade die Rechte des Unmündigen behauptet werden sollen, was bleibt ihm übrig als selbst seine Sache zu führen? Wer wird da an verletzte Pupillenordnung denken? Die Beobachtung der in der bürgerlichen Gesellschaft eingeführten Formen ist nothwendig und wichtig, aber jede Form hat ihre Gränzen, und es gibt Fälle für die keine Form gemacht war, noch gemacht werden kann. So hier. Entweder mußte das Volk der Wiedererhaltung seines constitutionsmäßigen Rechts für immer entsagen, oder es mußte selbst für seine Sache auftreten, und wenn es auftrat, was konnte es anders als seine Wünsche vernehmlich äußern und um die Einwilligung bitten, die zu deren Erfüllung erforderlich war? Das Volk von Lüttich hat dieses mit einer Mäßigung und Ordnung gethan, die vielleicht noch nie von so viel tausend, zu solchem Zwecke und in solcher Stimmung versammelten Menschen bewiesen ist. — Auch wenn ein anderer Weg möglich gewesen wäre, so war doch der welcher gewählt wurde, der

bessere. Denn was wäre Absicht eines Rechtsstreits gewesen? Den Bischof zu zwingen, seine Einwilligung zur Abstellung der großen Nationalbeschwerde zu geben. Warum ihn nicht gerade zu bitten, diese Einwilligung freiwillig zu geben? Warum das bisher vorenthaltene Recht nicht lieber aus den Händen des Landesvaters auf der Stelle annehmen, als es Jahrzehnte lang aus der zögernden Hand des Richters erwarten? Hatten etwa die Lütticher nicht genug Erfahrung von der unsrer Reichsjustiz so wesentlichen, so unüberwindlichen Langsamkeit gemacht, die in mehreren Jahren die einfache Frage: ob der Bischof allein eine Spielöktroi ertheilen könne, unentschieden ließ? —"

Wenn, wie es oft bei den preiswürdigsten Schriftstellervermächtnissen zu gehen pflegt, Dohm mit dieser Arbeit auch nicht alle Widerwärtiggestimmte gewann, und unter den an jenen Angelegenheiten unmittelbar Theil nehmenden größeren Höfen nur das preußische Cabinet die gegebene Auseinandersetzung der Verhältnisse und Zwecke vollständig billigte, so ging um so leichter die Wirksamkeit der edelsinnigen Vertretung verloren, als bald darauf, mehr beflissen, dem Muselmanne verlorne Provinzen wieder zuzuwenden, als bedrängte deutsche Nachbaren gegen offenbare Unbill zu sichern, Preußen mit Oestreich die reichenbacher Uebereinkunft traf, durch welche, andre Dinge für wichtiger achtend, die Lütticher schweigend geopfert und viele vaterlandsliebende Männer dort ihren erbitterten Feinden Preis gegeben wurden. Es wagten die Feinde des Rechts und der gesunden Staatskunst sogar, als im September 1790 den zu Frankfurt versammelten Wahlbotschaftern zugleich die Beilegung der lütticher Unruhen aufgetragen wurde, beim preußischen Cabinette Dohm's Entfernung von den Lüttich betreffenden weiteren Verhandlungen zu verlangen. Der Minister von Herzberg, obgleich damals in seiner Wirksamkeit sehr beengt, hatte aber Ehrgefühl genug, um Namens seines Königs zu erklären: daß letzterer sich von den Kurhöfen über die Wahl seiner Geschäftsträger keine Vorschriften machen lasse. Nachdem Dohm noch mehrere Reisen unternommen und unablässige Bemühungen, eine glimpfliche Vermittlung zu Stande zu bringen, aufgewandt hatte, mußte er aus der Entfernung Zeuge seyn, wie im Anfange des Jahres 1791 östreichische Executionstruppen den Stab über Lüttich brachen und dem

flüchtigen Fürstbischof die Zuchtruthe des erbitterten Feindes wider seine Landeskinder in die Hand gaben.

Unter offenbarer, großer Verstimmung suchte Dohm, dessen Gesundheit litt, um längeren Urlaub nach, welchen er zu einer Reise nach der Schweiz und dem südlichen Frankreich zu benutzen beabsichtigte. Darein zu willigen, trug der Minister gerechtes Bedenken; dagegen ward eine Reise nach Berlin von demselben in Vorschlag gebracht, welchem bald eine gnädige Aufforderung des Königs, nach der Hauptstadt zu kommen, folgte, wodurch D. den Vortheil erhielt, auf ehrenvolle Weise sich aus jenen Gegenden für den Augenblick entfernen zu können und der Nähe von Ereignissen entrückt zu werden, welche ihn tief verwunden mußten. — Es ist bemerkt worden, daß über Dohm und seine wichtigsten diplomatischen Verhandlungen ein eigner Unstern waltete, indem gerade die wichtigsten, ihm eigenthümlich gehörigen, menschenfreundlichen Plane nicht in Wirksamkeit gesetzt werden konnten, und gewöhnlich gerade das Gegentheil von dem was er beabsichtigte, erfolgte. Zu diesen völlig gescheiterten Unternehmungen gehören offenbar die zur Beilegung der Unruhen zu Aachen und Lüttich; wir werden im weiteren Verfolg dieser Mittheilungen noch öfter an dieses ihn verfolgende Mißgeschick erinnert werden, lassen aber nicht unerwähnt, daß deshalb den Herrn von Dohm der Vorwurf nicht geradehin trifft, die Mittel zur Durchführung seiner Ansichten verfehlt, oder seinen Planen nicht ernstlich genug sich gewidmet zu haben; vielmehr ist der Grund des Mislingens vorzüglich in den unheimlichen Verflechtungen, welche zum Bereiche der diplomatischen Klugheit gehören sollen, zu suchen. Wer immer gemächlich mit dem Strome schwimmt, geräth nicht leicht in Gefahr, von den Wogen besiegt zu werden; doch wie schlecht sind Völker, Staaten und Regenten berathen, wenn feige Berechnung des möglichen Mißlingens jede großartige Wirksamkeit im Keime erstickt! —

Im April 1791 trat Dohm die Reise nach Berlin an, in der Absicht, dort vom Könige selbst den Urlaub zu einer halbjährigen Reise nach der Schweiz und nach Frankreich zu erbitten. Zunächst wurde zu Pempelfort Jacobi, zu Lemgo der vertraute Familienkreis und zu Halberstadt Gleim besucht; in letztgenannter Stadt traf der Reisende den Herzog von Braunschweig, wo

er in vertrautem Gespräche, mehr als ihm erfreulich seyn konnte, von der Lage der Dinge zu Berlin hörte. Die Andeutungen vom nahen Falle Herzberg's waren schon in Erfüllung gegangen, als er in Berlin anlangte. Zwar waren dem alten Minister für jetzt nur zwei andre Staatsminister, Schulenburg Kehnert und Alvensleben, zugeordnet; doch schon wenige Monate nachher zog sich Herzberg mißvergnügt ganz zurück vom Departement der auswärtigen Angelegenheiten und beschränkte seine öffentliche Thätigkeit auf das Curatorium der königlichen Akademie der Wissenschaften und auf den Vorstand der Seidenbaucommission, welches Institut, wie nutz- und haltungslos es auch war, der verdienstvolle Mann immer mit besonderer Liebe beachtete. Herzberg's Rücktritt aus dem auswärtigen Departement konnte für Dohm, der als sein Schützling galt, von nachtheiligen Folgen seyn; doch hatte sich D. schon zu selbständig in seinem Wollen bewährt, als daß bei dem Bedürfniß tüchtiger Leute deshalb Entfernung von den Geschäften zu fürchten gewesen wäre.

Die allgemeine Verstimmung über den Zustand der Staatsangelegenheiten, welche in den Provinzen sichtbar war, fand D. in der Hauptstadt in verdoppelter Wirksamkeit. Seine persönliche Aufnahme bei den alten, lieben Bekannten, wie beim Könige und seinen begünstigten Ministern, war erwünscht. Für die lütticher Angelegenheiten fand er bald, daß nichts Tüchtiges zu erwarten stehe; dagegen ward ihm die Erlaubniß zu der beabsichtigten Reise nach der Schweiz (worauf er bei den in Frankreich immer weitergreifenden Unruhen, und da er ohnehin freisinniger Ideen anrüchig war, seinen Reiseplan beschränkte —) ertheilt, und solche schon im folgenden Monate über Leipzig, Halle, Erfurt, Frankfurt, Darmstadt, Heidelberg, auf Freiburg, der Schweiz zu begonnen, wo dann überall ältere Bekanntschaften mit geistvollen Menschen erneuert, neue geknüpft wurden, unter mancherlei Bekümmerniß, bald veranlaßt durch Krankheitsanfälle der ihn begleitenden Familie, bald durch den Blick auf die schweres Ungewitter verkündenden öffentlichen Angelegenheiten. Wie Dohm ein ganz eignes Talent hatte, auf solchen Reisen durch gründliche Forschungen den Kreis seiner Kenntnisse zu erweitern, so benutzte er auch diesen Urlaub, Aufklärung über manche dem

Staatsmanne wie dem Gelehrten wichtige Gegenstände zu erhalten, sandte noch vor Ablauf des Urlaubs einen Bericht über seine Reise an den König und kehrte dann mit dem Spätherbste gen Aachen, wo indeß der Legationsrath Küster die diplomatischen Geschäfte zu Dohm's Zufriedenheit geleitet hatte. Wer konnte es dem Zurückkehrenden verargen, wenn er für die Gesandtenlaufbahn wenig Neigung heimbrachte und dagegen den, beim Besuche zu Cleve mit dem dortigen Präsidenten v. Stein, dem Universitätsfreunde, berathenen Wunsch nährte, die glänzende diplomatische Stellung mit einem ruhigen, ehrenvollen Amte der innern Staatsverwaltung zu vertauschen?

Wenn gleich Dohm in Aachen wenig, mit den Eingebornen fast gar keinen Umgang hatte, so war ihm doch der dortige Aufenthalt lieb geworden durch die interessanten Rückerinnerungen welche die alte berühmte Kaiserstadt darbietet, durch ihre anmuthigen Umgebungen, durch öftern Besuch interessanter Fremden und durch die Vaterfreuden, welche ihm hier nach achtjähriger kinderloser Ehe wurden. Deshalb traf es ihn unangenehm, als er im Frühlinge 1792 von Berlin die wiederholte Weisung erhielt, ohne Verzug seinen Wohnort zu Cöln, der eigentlichen Residenz des Gesandten, zu nehmen. Mit des Jahres Mitte schied er nach fünfjährigem Aufenthalte von dem heitern Aachen und zog in das düstre Cöln ein mit bangen Aussichten in die Zukunft, mit trübem Blicke auf die Nachbarländer, wo das Revolutionsfeuer um sich griff, indeß die Heeresmassen der Deutschen in feindlicher Rüstung die Gränze Frankreichs überschritten. An den diplomatischen Verhandlungen welche Oestreich und Preußen zu dem Kriegs- und Kreuzzuge wider die neuen Freiheitshelden verbanden, hatte Dohm, der Gelegenheit fand entgegengesetzte Ansichten bei mehreren Veranlassungen dem Cabinette ans Herz zu legen, keinen Antheil. Erst in dem Augenblicke, als der voreilige Siegesrausch und der Wahn, Frankreich, wie vor kurzem Holland, im ungehinderten Fluge zu erobern und die berüchtigte Kriegsproclamation des Herzogs von Braunschweig zu vollziehen, in den Argonnen verschwanden, schien sich von Cöln aus durch geheime französische Unterhändler (September 1792) eine Unterhandlung zu eröffnen welche mit günstigem Frieden für Preußen, wenn es den Bund mit

Oestreich aufgeben wollte, die persönliche Sicherheit der unglücklichen französischen Königsfamilie verhieß. Dohm ward deshalb vom feindlichen Minister der auswärtigen Angelegenheiten Le Brun wiederholt, sehr zuvorkommend und Vertrauen erweckend beschickt und unterließ nicht dem Könige im Hauptlager davon ungesäumt Nachricht zu geben. Schon hatte Le Brun den Wunsch geäußert, das Friedensgeschäft an Dohm übertragen zu sehen, als es dem Marquis Lucchesini anvertraut wurde und in Friedrich Wilhelm's Beharrlichkeit für die Verbindung mit Oestreich sich zerschlug. Bald drangen die Franzosen unter Custine auf Mainz vor, und Dohm, der kurz vorher in Cöln den neuen preußischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen von Haugwitz, persönlich kennen gelernt hatte, und seiner Amtsstellung nach, bei der um sich greifenden Muthlosigkeit, keine Verzagtheit blicken lassen durfte, mußte gen Münster flüchten, wo der Vertriebenen viele sich zusammenfanden; der Kurfürst von Cöln, der Herzog von Sachsen-Teschen und seine Gemahlin, die Erzherzogin Christine, welche ihr Gouvernement, die östreichischen Niederlande, verlassen, u. a. Dohm, bei nahen Aussichten zu neuer Vaterschaft, langte mit Frau und Kind am Vorabend des Weihnachtsfests, nachdem Jacobi in Pempelfort wiedergesehen war, an. Die Besorgniß eines hier erforderlichen zwangvollen Hoflebens, dem Dohm sehr abgeneigt war, verschwand bald: Fürstenberg's und der Fürstin Gallitzin Nähe wirkte erfreulich auf die geflüchtete Familie, deren Personalbestand durch glückliche Geburt eines Sohns vermehrt wurde.

In der Noth des durch den Drang der Umstände herbeigeführten Reichskriegs kam, als Ludwig XVI ermordet, und durch der Verbündeten Fehlgriffe die Gräuel die man verhindern wollte, beschleunigt waren, nun auch der seit Jahren beabsichtigte, immer wieder verschobene Kreistag des niederrheinisch-westphälischen Kreises zu Stande; er wurde zu Münster vorbereitet und im April 1793 eröffnet zu Cöln, wohin D., nachdem die Franzosen von den deutschen Heeren wieder über den Rhein gedrängt waren, zurückkehrte. Diese Kreisversammlung sollte kräftigere Theilnahme der kleinern Reichsstände an dem Kriege wider Frankreich bewirken; sie fand bei ih-

ren Verhandlungen, bei der Neigung vieler Glieder derselben durch Beharren auf veralteten Formen lästigen Beschlüssen auszuweichen, vielen Aufenthalt und Widerspruch; wie denn das ganze Geschäft von der Art war, daß Dohm's leicht entstehender Mismuth, welcher durch die Umstände gerechtfertigt wurde, von neuem erwachte. Der bekümmerte Mann sah sich von Geschäften gedrückt, denen er sich um so fleißiger widmen mußte, da sein bisheriger Legationssecretair Küster nach Berlin berufen und an dessen Stelle Himly (gegenwärtig preußischer geheimer Legationsrath und Ministerresident zu Frankfurt) getreten war. Letzterer war in der neuen Berufssphäre noch ganz fremd und mußte erst eingelernt werden; die Geschäfte selbst waren theils an sich unerfreulich, zu keinem tüchtigen Resultate führend und durch Vorgänge veranlaßt, denen man nach Dohm's richtigem Urtheile früher eine ganz andre Wendung hätte geben müssen. Der gedrückte Mann suchte sich aufrecht zu erhalten durch Erwägung des Guten, das er sich und andern noch stiften konnte.

Mit dem Jahre 1794 und der bevorstehenden Eröffnung des dritten Feldzugs kam Preußen, welches die von Friedrich dem Zweiten überërbten Schätze nicht mehr hatte, auf den Vorschlag, daß, wenn es forthin mit großer Heeresmacht die ganze Last des Kriegs tragen sollte, die sechs vorliegenden Reichskreise Verpflegung und Unterhalt der preußischen Armee übernehmen müßten. Die Ausführung dieses Plans gehörte unmittelbar zu Dohm's, des Gesandten beim rheinisch-westphälischen Kreise, diplomatischem Berufe. Wenn das berliner Cabinet darin ein wirksames Mittel wider die eindringende Finanzverlegenheit sah, so betrachtete der König selbst die Angelegenheit als eine Ehrensache, deren Vollzug ihm dankbare Anerkennung aller bisherigen Aufopferungen seyn sollte. Um so mehr wurde Friedrich Wilhelm II. verletzt, wurde sein Cabinet in Verlegenheit gebracht, sahen sich seine diplomatischen Agenten in ihren Unterhandlungen gehemmt, als man, anstatt dankbar williger Gewährung des Geforderten, auf rügenden Widerspruch traf. Es hieß, nicht ohne factische Wahrheit: der Krieg wider Frankreich sey von Oestreich und Preußen ohne des Reichs Befragung begonnen und dadurch das Reich in den gefährlichen Kampf verwickelt. So wären die

Gränzländer in des Feindes Gewalt, die nahe liegenden Gegenden in Gefahr der Ueberwältigung gerathen, und ohnehin die Zwietracht der beiden Vorfechter, Oestreichs und Preußens, offenbar geworden. Preußen vor allen hätte ohne hinlängliche Ursache den Krieg angefangen, es möge nun sein Wagniß bestehn; was reichsconstitutionsmäßig sey, solle geleistet werden, ein mehreres aber nicht: denn Preußens Schützling zu seyn, biete keine erfreuliche Aussicht. — Dagegen Preußen: es sey weit entfernt seinen Schutz den deutschen Reichslanden aufzuzwingen, es werde die Bundeshülfe von 20,000 Mann stellen, dagegen seine andern Heeresmassen heimrufen. Letztere setzten sich wirklich in Marsch dem Niederrheine zu, um die westphälischen Provinzen zu beziehen. Dohm zu Cöln traf Einrichtung zur Verpflegung derselben. Der Stillstand der abgehenden Truppen, die Anforderungen des östreichischen Feldherrn und Reichsfeldmarschalls Prinzen von Coburg zur Naturalstellung des rheinisch-westphälischen Kreiscontingents, die Verhandlungen Preußens mit England und Holland, welche Mächte die Bezahlung und Verpflegung des preußischen Heers übernehmen wollten, die begründete Nachricht, daß Oestreich zu Brüssel, wo Kaiser Franz I. persönlich gegenwärtig war, mit Robespierre geheime Friedensunterhandlungen pflege — alle diese Umstände brachten Verwickelungen, Zwiespalt und Unruhe hervor, die auch auf Dohm wirkten. Er erhielt den Auftrag heimlich nach den Niederlanden, selbst nach Brüssel zu gehn, um wegen östreichischer Annäherung an Frankreich gewisse Nachricht einzuholen; er vollzog denselben mit Diensteifer, Thätigkeit und Einsicht; erforschte, daß die gegenseitigen Ansprüche noch zu entfernt waren, um zu einem Frieden zwischen Frankreich und Oestreich zu führen, daß letzteres aber den alten Plan, die Niederlande aufzugeben und sich dagegen mit günstiger gelegenen Besitzungen zu entschädigen, wieder zum Vorschein gebracht habe. Ursache genug zum Mißtrauen war erkundschaftet, wogegen Oestreich mit gegenseitigen Beschuldigungen nicht zurückbleibt, sondern anführt: daß Preußen von Polen aus beunruhigt, erschöpft am Gelde, den Weg geheimer Unterhandlungen nicht verschmäht habe und nur mit genauer Noth durch Hülfsgelder der Seestaaten auf dem großen Kampfplatze erhalten sey.

Der Gang der Kriegsbegebenheiten am Niederrheine machte es für Dohm nothwendig, im Herbste 1794 wieder auf Vorkehrungen zur Flucht aus Cöln bedacht zu seyn. Im September wurden die langwierigen Kreistagsverhandlungen einstweilen ausgesetzt, im October der Rückzug nach dem Städtchen Hagen in der Grafschaft Mark, das zum Zufluchtsorte auserseben war, von Dohm mit seiner Familie, unter andringender Kriegsgefahr, bezogen, dann aber noch vor Jahresschluß Lemgo, die Vaterstadt, besucht, und im nächsten März Halberstadt, wo Gleim für Behausung und freundliche Aufnahme sorgte, zur Wohnung in friedlicher Gegend gewählt. Der alte Dichter war hochentzückt, endlich, wie er seit einem Vierteljahrhundert sehnsuchtsvoll wünschte, seinen Dohm, der indeß vom vielverheißenden Jünglinge zum berühmten Manne herangewachsen war, in Halberstadts Mauern zu wissen; mit unermüdlicher Regsamkeit der Jugend, wozu hohe Freude selbst das Alter begeistert, wurden stündlich Plane von Gleim entworfen, wie er sich des neuen Mitbürgers recht erfreuen, seine Nähe bleibend und für Halberstadts und Preußens Ruhm ertragreich machen wolle. Hatten solche Aussichten an und für sich für Gleim viel reizendes, so wurde er, dessen Patriotismus seit Ludwigs XVI. Hinrichtung an Ueberspannung gränzte, noch besonders aufgeregt durch den Gedanken, nun einen bewährten preußischen Diplomaten zur Seite zu haben, durch dessen Vertrauen er sich so recht in die Mitte der räthselhaften Politik des Tages zu versetzen gedachte; einen Diplomaten der seinen in vielen Gesellschaften Widerspruch findenden Ansichten zum Gewährsmanne dienen konnte. Die gegenseitig aufgeregten Erwartungen waren zu hochgespannt, als daß der Erfolg vollkommen entsprochen hätte. In der Eigenthümlichkeit Dohm's, wie Gleim's, lagen zu viele verschiedenartige Elemente, welche indeß nie zu offenbarer Spaltung ausarteten; dagegen sicherte auf der einen Seite Dohm's im diplomatischen Leben gewonnene Vorsicht, auf Gleim's Seite die Achtung des Freundes und die eifersüchtige, herzliche Anhänglichkeit an denselben. Dohm war übrigens für alle störende Eindrücke so überaus reizbar, daß ihm bei seiner Ankunft sogar die gesetzliche Controle der Accise, welchemit der größten Schonung gehandhabt wurde, Verdruß machen konnte.

Kaum war Dohm in Halberstadt angekommen, — seine Familie noch in Lemgo — als ihm der Auftrag durch Eilboten zuging: sich sofort in das preußische Hauptquartier, von Möllendorf befehligt, nach Osnabrück zu begeben und dort die Verpflegung des preußischen Heeres, insofern sie von den angränzenden Reichsfürsten geleistet werden sollte, zu leiten, eine später durch viele Verwickelungen unangenehme Arbeit, die aber vielfache Gelegenheit darbot, für sich und andre Gutes zu wirken und über die Stimmung verschiedner Länder und ihrer Regierungen durch die That bestätigte Nachrichten zu sammeln. Als nach Unterzeichnung des Friedensschlusses von Basel am 5. April 1795 Preußen von dem Kriegsschauplatze trat, erhielt die Vollziehung der hierher gehörigen Geschäfte noch weitern Umfang und Gewicht, indem nun Preußen das nördliche Deutschland bis zum Mainstrome hindurch eine Demarcationslinie deckte. Jedoch konnte Dohm die Sommermonate in Halberstadt zubringen und wurde durch seine Amtsgeschäfte nicht abgehalten erheiternde Streifzüge in den benachbarten Harz, nach Halle, Dessau und in andere Richtungen der Umgegend zu machen. Auch nach Hannover ging er, doch nicht zum Vergnügen, sondern in besondern Aufträgen, die dem baseler Frieden entgegenlaufende dortige Zusammenziehung im englischen Solde stehender Truppen und Emigrantenhaufen abzustellen, was ihm auch nach vierwöchentlichen Verhandlungen zur Beruhigung des nördlichen Deutschlands gelang.

Während Dohm dann in Halberstadt in dem Kreise der Gelehrten und trefflichen Männer welche Gleim's Freundschaft genossen, sich einlebte, der ungewohnten Ruhe froh wurde und mit haushälterischer Sparsamkeit bei reicher Einnahme jeden unnützen Aufwand vermied, sann er darauf sich in diesen Gegenden anzukaufen und im ungewohnten Glücke des eignen Herdes große literarische Unternehmungen, zu welchen er unter dem Gewirre des Geschäftslebens vieles sorgfältig sammelte, auszuführen. Ihm als Beobachter seiner Zeit, als Diplomaten stand die französische Revolution mit ihren Folgen als eine große historische Aufgabe vor Augen, an welcher er seine Kräfte versuchen, deren Probleme er wenigstens zum Theil lösen wollte. Die weitere Ausbildung der unter Preußens Leitung dem nördlichen Deutschland französischer Seits zugestandenen

Neutralität rief Dohm schon im Frühlinge 1796 vom Schreibtische: denn es war beschlossen, daß die Neutralitätslinie von preußischen, hanöverschen und braunschweigschen Truppen, zusammen 42,000 Mann stark, besetzt, und die Verpflegung dieser von den hierdurch gesicherten Ländern gemeinschaftlich getragen werden sollte. Die Unterhandlungen hierüber wurden in Berlin vom Minister Haugwitz und vom französischen Geschäftsträger Caillard betrieben. Die Abmarkung erhielt südwärts engere Gränzen; der neuen Verträge Abschluß kam unter dem 5. August 1796 zu Stande, und mit ihm ward Deutschlands noch jetzt in naher Erinnerung stehendes Unglück vorbereitet, denn Preußen gab nach geheimen Verabredungen, während es öffentlich als Deutschlands Schutz glänzte, für die Verheißung eines reichen Ländererwerbs seine Besitzungen am linken Rheinufer auf und bedingte sich für den verjagten Erbstatthalter, Würzburg und Bamberg (mit dem Heimfallsrechte für sich, wenn der oranische Mannsstamm ausstürbe) nebst der Kurwürde; letztere auch für Hessen-Cassel nebst großem Ländergewinn bei wahrscheinlich nothwendigen Abtretungen; — alles Feststellungen, deren verhängnißvolles, den Länder- und Völkertausch in Deutschland gebräuchlich machendes Geheimniß mit dem rastadter Frieden unheilbare Wunden weckte.

Dohm war, zur Leitung der Verpflegungsangelegenheit des Neutralitätscordons ausersehn, deshalb in der Mitte des Aprils nach Magdeburg berufen, wo zwischen ihm, dem Minister Haugwitz und dem Herzoge von Braunschweig, die Einrichtung des Ganzen und die von den niedersächsischen und westphälischen Reichsständen zu fordernden Beiträge, nach dem Maßstabe der alten Reichs- und Kreismatrikel, verabredet und demnächst selbst von Dohm die ihm zur Norm gegebene Instruction entworfen wurde. Von Halberstadt aus erließ D. ohne Verzug an die betheiligten Fürsten Benachrichtigungs- und Aufforderungsschreiben zum Beitritte und zur Uebernahme der daraus erwachsenden Verpflichtungen; diese Eröffnungen fanden sehr verschiedenartige, mehrentheils abgeneigte Aufnahme: denn der Schwächere läßt sich den vom Mächtigen angetragenen Schutz wohl gefallen, erwägt aber, wenn gegenseitige Leistungen gefordert werden, nur das Lästige dieser und die Beschrän-

kung des freien Entschlusses. Zwar drängte die Noth, daß die zunächst von den Franzosen bedrohten Länder willfährig die Hand boten; desto ferner glaubten andere die Gefahr, welche sie mit der von Preußen unaufgefordert übernommenen politischen Vormundschaft argwöhnisch ins Gleichgewicht stellten. Das Schlimmste bei der wichtigen Angelegenheit war, daß, wie oft nach des wirthlichen Friedrichs II. Tode, in allen Theilen fehlerhafte Finanzverwaltung Preußens nothwendige militairische Rüstigkeit in dem Maße lähmte, daß das berliner Cabinet nicht einmal für die ersten Ausgaben der bewaffneten Neutralität, für den Unterhalt der Truppen in den ersten drei Monaten Rath zu schaffen wußte, und deshalb das hanöversche Cabinet angegangen wurde, diese Leistung vorläufig zu übernehmen. Diese Anträge fanden anfänglich in Hanover nur ablehnende Antworten; doch wurde bis zur Mitte des Mai aller Widerstand ausgeglichen, durch die von außenher drohende Gefahr, welche nachgiebiger machte, durch des Herzogs von Braunschweig ernstliche Vorstellungen und durch geschickte Vermittlung unter Dohm's Leitung. So für diese Zwecke immer betriebsam, von Halberstadt aus schriftlich, persönlich bald in Hanover, öfter und länger in Braunschweig, wurden alle Hindernisse beseitigt, und die Vorbereitungen so gut gemacht, daß ein nach Hildesheim zusammenberufener Congreß der bei der norddeutschen Neutralitätsangelegenheit betheiligten Reichsstände im Junius eröffnet werden konnte. Wie vorsichtig auch alles aufgeboten war, unnütze Weiterungen und Streit über Förmlichkeiten zu beseitigen, so wurden doch dergleichen angeregt, wie gewöhnlich die entschiedensten Jämmerlichkeiten die willfährigsten Vertreter finden. Dohm bewies bei diesem Congresse überaus große Geduld und vermittelnde Gewandtheit, so daß sich schon mit dem Anfang des Septembers die Versammlung auf einige Zeit vertagen konnte, nachdem die Truppenverpflegung auf sechs Monat gesichert war. König Friedrich Wilhelm II. bezeigte persönlich zu Pyrmont seinem Gesandten entschiedene Zufriedenheit mit der getroffenen Einleitung; weniger beifällig schien der Herzog von Braunschweig, den als Befehlshaber des Beobachtungsheers Dohm im Hauptquartier zu Minden aufsuchte und über die Verpflegungsangelegenheiten mit ihm fernere Abrede traf.

Die ganze Neutralitätsabrundung war ein kränkliches, einen Zwitterzustand verdeckendes Institut, für welches Preußen Dank forderte und Undank ärntete. Rücksichtlich Dohm's war das Beitreiben des Verpflegungsfonds und das schnell wiederkehrende Bedürfniß der Verlängerungstermine ein unangenehmes, doch nicht uneinträgliches Geschäft, welches zwar manche Reisen in die Umgegend und nach Westphalen zu, wie beständigen Aufenthalt zu Hildesheim, während der Sitzungen des Congresses forderte, aber auch schöne Ruhepuncte der Zurückgezogenheit zu Halberstadt verstattete. In diesen kam ein längst gehegter Wunsch zur Ausführung, indem Dohm im Städtchen Hornburg, eine Meile von Halberstadt, eine kleine Besitzung kaufte und sich heimisch da einrichtete, mit dem Vorsatze, auf derselben die Sommermonate in schöner, fruchtreicher Gegend, am Fuße des Berges, im Genusse ländlicher Ruhe, den Winter dagegen in Halberstadt zu verleben. Wie es nicht anders seyn konnte, wurden die idealen Hoffnungen von dem Stillleben zu Hornburg für die Familie Dohm, der dort bei längerem Bleiben manches Bedürfniß abging, früher herabgestimmt, als sie es sich selbst gestehen wollte. In diesem Jahre (1797) ward der Aufenthalt bis spät in den Herbst hinein verlängert, unter Verabredungen, wie man das nächstjährige Landleben vorsorglich von bemerkten Unannehmlichkeiten befreien wolle. Kaum war Dohm in der zweiten Hälfte des Novembers in Halberstadt in die Winterwohnung eingezogen, als wiederholte Botschaften von Berlin eine neue, unerwartete Epoche seines Geschäftslebens herbeiführten: Friedrich Wilhelm II. war gestorben; dessen Sohn und Thronfolger hatte Dohm in seinem Gesandtenposten bestätigt, wenige Tage darauf aber, als Beweis besonderen Vertrauens, zum dritten preußischen Gesandten auf dem Friedenscongresse zu Rastadt, welcher nach Abschluß des Friedens von Campo Formio mit unerhörter Eile zusammenberufen wurde, ernannt; der erste und zweite Gesandte waren der Minister Graf von Görtz *) und der Freiherr von Jacobi, dieser bisher Gesandter zu London, jener zu Regens=

*) Ausführlicher berichtet über diesen verdienstvollen Staatsmann Herr Geheimerrath von Arnoldi im achten Hefte der Zeitgenossen S. 123. ff.

burg am Reichstage. Der Antrag war zu ehrenvoll, die Aussicht, in der über Deutschland ausgebrochenen politischen Bedrängniß Gutes zu wirken, zu erfreulich, als daß Dohm denselben hätte ablehnen dürfen. Die anbefohlene Eile der Abreise verhinderte nicht, daß Dohm der Stimme seines Herzens folgte und in voller Begleitung von Frau und Kindern, ohngeachtet der unwirthlichen Jahrszeit, gen Rastadt zog. Er war ein zärtlicher Gatte und Vater, darum versagte er sich ungern den Genuß, in der Nähe der Geliebten zu seyn; hierzu trat eine gewisse Verweichlichung, wonach das Ehepaar glaubte, dem Gatten, welcher in dem besten Manneslalter, ohne körperliche Gebrechen, sich befand, werde das Nöthigste entzogen, wenn der Gattin Pflege ihm nicht zur Seite stehe. Alle Umstände dieser Berufsreise, der Weg durch und nach kriegerischen Gegenden, der längere Aufenthalt in einem überfüllten Städtchen, der Geschäftszweck, wo Anwesenheit der Familie nur störte, machten die Mitreise für die Familie gefahrvoll, für den Gesandten unrathsam; was noch mehr ins Licht trat, als später auch andere Gesandte ihre Frauen nachkommen ließen, und gesellschaftlich höfisches Leben an die Tagesordnung kam.

Seine bisherigen Geschäfte als preußischer Gesandter in Niedersachsen und Westphalen wurden dem Legationssecretair Himly übergeben; Dohm nahm als Privatsecretair nach Rastadt einen jungen Braunschweiger, Horn, gegenwärtig allgemein geschätzten Senator zu Bremen.

Die beiden andern preußischen Gesandten am Friedenscongresse, Görtz und Jacobi, waren schon eingetroffen, als Dohm am 22. December 1797, nach Ueberstehung manches Aufenthalts und mancher Gefahr, zuletzt anlangte. Bald wurde das Unheimliche des dort wartenden Berufs von dem Unheimlichen der Reise noch übertroffen. Hier sollte der eigentliche definitive Reichsfriede mit Frankreich verhandelt und Puncte ins Reine gebracht werden, welche vorgegangene partielle Friedensschlüsse mit Oestreich und Preußen mehr angedeutet, als geschlichtet hatten. Preußen fußte auf die basler Abkunft, auf die an Frankreich überlassenen Länder des linken Rheinufers, auf empfangene Verheißungen für den Erbstatthalter und für Hessen-Cassel; Oestreich auf die

neuesten Verhandlungen zu Campo Formio, wo ihm für Abtretung Belgiens, nebst dem Ländergewinn in Italien, Salzburg, und für den Herzog von Modena Schadloshaltung im Breisgau versprochen waren, während es verlangte, daß Preußen seine jenseitrheinischen Landstriche zurückerhalten und dieser Macht auf keine Weise Ländvergrößerung zu Theil werden sollte. Dagegen hatte man östreichischer Seits mit Belgien die übrigen deutschen Reichslande am linken Rheinufer geopfert und hörte dennoch, daß der Kaiser in dem Schreiben an die Reichsversammlung, zur Absendung einer Friedensdeputation gen Rastadt, ausdrücklich erklärte: daß zur Grundlage des Friedens Unverletzlichkeit des Reichs und seiner Verfassung dienen solle. — So war überall Widerspruch zwischen dem angenommenen Scheine und dem innern Begehren, zwischen That und Wort; die Zwietracht zwischen Oestreich und Preußen um so tiefer, je weniger man sich getraute, offen hervorzutreten; beide rühmten sich Deutschlands Vorfechter zu seyn, in der Zuversicht des theuren Lohnes; beide schmeichelten Frankreich, wo allein Kraft, Consequenz und Offenheit, oft zu großer Belästigung der diplomatischen Geheimnißkrämer, waltete. — Dieses sind die Grundzüge des Gemäldes des rastadter Friedenscongresses, die sich dem vorurtheilsfrei in die Geschichte Blickenden darbieten, gleich demüthigend für den Deutschen, für den Oestreicher wie den Preußen; so ist es gerechter, den Mantel der Schuld um beide Schultern zusammenzuschlagen, als ihn auf einer flattern zu lassen; Hormayr, der geistvolle östreichische Historiograph, aber meint, nur Preußen bezüchtigend: „Der Verlauf der rastädter Friedensunterhandlungen war der niederschlagendste Beweis, wie verächtlich Frankreich glaubte das deutsche Reich behandeln zu dürfen (durch wessen Schuld?), seit eine aufrichtige vertrauensvolle Annäherung Preußens an Oestreich unmöglich erschien. Der berliner Hof wurde durch Aussichten auf bedeutende Vergrößerungen in Deutschland geäfft, während die gleich nach dem Friedensbruche vom Directorium selbst ausposaunten geheimen Artikel des Friedens von Campo Formio ihm jede Vergrößerung absprachen und vielmehr das verlorne Besitzthum auf dem linken Rheinufer zurückzustellen verhießen. — Nachdem sich die Reichsdeputation beinahe ein volles Jahr

in den gegründetsten und rührendsten Vorstellungen erschöpft hatte, bewilligte sie endlich, was sie schlechterdings nicht mehr aufzuhalten vermochte." — Natürlich, denn in Campo Formio war schon, in geheimen Artikeln, bewilligt, aufgegeben, überantwortet, was der Kaiser des deutschen Reichs nur zu halten, zu vertheidigen vermochte. — Dennoch übernahm der Kaiser, wie es schien, die Rolle eines Beschützers des Reichs, um dem zur Entschädigung länderverlustiger Fürsten von Frankreich ernstlich verfochtenen Säcularisationssysteme entgegen zu wirken, wogegen es die Lieblingsidee seines Hauses, sich in Baiern zu vergrößern, durchzuführen trachtete; doch Frankreich wollte natürlich eine Gelegenheit nicht aufgeben, durch welche Deutschland, besonders Oestreich und Preußen, unter sich und im Verhältnisse zum Reiche im Zustande beständiger Misgunst und Verdachtes erhalten und zugleich eine Quelle eröffnet wurde, für wahrhafte Dienstleistungen Begünstigungen zu gewähren. —

In der Mitte aller dieser Verflechtungen stand die preußische Gesandtschaft in Rastadt da, ohne wahre Würde, ohne Kraft und folgerechtes Wollen, oft Täuschung weckend, oft ärntend. Unter den drei Mitgliedern der Gesandtschaft, deren Ganzes übrigens nicht zu der in Regensburg nach Oestreichs Sinne gewählten Friedensdeputation gehörte, war die Geschäftsleitung so bestimmt, daß Görtz dem Ganzen vorstand und repräsentirte, Jacobi die allgemeinen europäischen, Dohm die deutschen Reichsverhältnisse bearbeitete und sich noch besonders der Ausarbeitung der Berichte an das berliner Cabinet unterzog. Letzterm fiel offenbar die meiste Arbeit anheim, da er ohnehin alle Kräfte aufbot, zwei Gegenstände zu leiten, deren Erfolge allerdings von Wichtigkeit waren, oder es doch werden konnten: es war theils die Aufgabe, darauf hinzuarbeiten, daß die durch Veränderung der Reichsgränzen nothwendig gewordene Veränderung der Reichsverfassung dem wahren Interesse Deutschlands und Preußens gemäß gestaltet würde; doch jemehr großartige Plane ihm vielleicht vor der Seele schwebten, um so mehr Abneigung traf er, wenn er darauf hindeutete, bei Oestreich wie bei Frankreich. Die andre, selbst in Berlin für wichtiger und näherliegend betrachtete Aufgabe war, das Entschädigungsgeschäft für Preußen und die ihm näher verbundenen Fürsten möglichst ersprießlich

zu machen. — Von den mit großem Pompe angekündigten diplomatischen Verhandlungen pflegt das gutmüthige Publicum gewöhnlich ganz andere Vorstellungen zu hegen, als die Wirklichkeit zeigt; daher richteten damals auch Viele mit ihren Wünschen sehnsuchtsvolle Blicke auf den Friedens- und Glücksstern, der in Rastadts Horizonte aufgehn sollte; so konnte es denn Dohm bei seiner ausgebreiteten Bekanntschaft und weitgerühmten Humanität auch nicht an Zuschriften, Gesuchen und Anträgen fehlen, die ihm wenigstens Mühe des Antwortens kosteten und zeitraubend wurden. So hatte er sich als Schriftsteller für die Juden zu werkthätig gezeigt, als daß diese damals nicht hätten versuchen sollen, durch Dohm's menschenfreundliche Verwendung in Deutschland volle Bürgerrechte zu erlangen.

Unter Anknüpfung mancher neuen Bekanntschaft, unter Erneuerung früher gemachter, nicht ohne den Genuß der Freundschaft, mit Arbeiten überladen, ohne von mühseligen Leistungen wahren Ertrag erwarten zu dürfen, war Dohm kränklich und verstimmt. Wenn im ganzen Gange bei den Friedensunterhandlungen gänzlicher Mangel an Gemeingeist und Selbständigkeit, gänzliche Unfähigkeit für große, edle, völkerbeglückende Ansichten im mysteriösen Bereiche der Diplomatie, offenbar wurde, so findet Dohm's seinem Hofe vorgetragenes Verlangen, von Rastadt gen Halberstadt in seinen gewöhnlichen Geschäftskreis zurückkehren zu dürfen, volle Rechtfertigung; doch, unter schmeichelhafter Belobung seiner Verdienste, wurde er angewiesen zu bleiben. Er mußte noch Zeuge seyn, wie mit der Wahrscheinlichkeit der Erneuerung des Kriegs Oestreichs wider Frankreich die ohnehin sich abgeneigten Gesinnungen den Schein der Versöhnungsliebe aufgaben, wie die vorgespiegelte Hoffnung des Reichsfriedens verloren ging mit dem Wiederausbruch des Kriegs, und der Friedenscongreß sich (gegen Ende des Aprils 1799) gänzlich auflöste, wo denn bekanntlich die französische Gesandtschaft, unter den Augen und unter Mitwirkung des östreichischen Militairs, schmachvolle Behandlung, die mit dem Gesandtenmord endete, erdulden mußte. Mit den badenschen Staatsbeamten vereinigten sich die noch anwesenden Botschafter, unter welchen Dohm sich durch würdevolle Thätigkeit auszeichnete, der drohenden Gefahr jener Schandthat zu-

vorzukommen, und als sie doch verübt wurde, durch genaue Ausmittlung und Bekanntmachung der Thatsachen jeden Zweifel über des Mordes Urheber unmöglich zu machen. — Welcher redliche Deutsche sieht sich nicht gern der Pflicht überhoben, ausführlich über diese Gräuelthat berichten zu müssen? D. erwähnt dieser schrecklichen Begebenheit, deren Andenken ihn stets mit Abscheu erfüllte, in der Vorrede zum ersten Bande der Denkwürdigkeiten seiner Zeit (Seite XXII.) mit folgenden Worten: „Wie im April 1799 der Congreß durch Wiederausbruch des Kriegs und Ermordung zweier französischer Gesandten gewaltsam zerrissen wurde, war ich unter den deutschen Gesandten die bis zum letzten Augenblicke in Rastadt blieben. Nach ihrer Wahl und nach gemeinsamer Berathung, entwarf ich im Namen des ganzen diplomatischen Corps einen authentischen Bericht über die verübte, unerhörte Gräuelthat, der dem Reichsoberhaupte und versammelten Reiche vorgelegt wurde. Er ist ohne Folgen, das Verbrechen ist ohne weitere Untersuchung, ohne Bestrafung geblieben. Dagegen sind die Gesandten, welche ein Zeugniß wie es Ehre und Pflicht erforderten, abgelegt hatten, und deren Betragen vom ganzen Reiche Lob und Dank verdiente, mit unwürdigen Schimpfreden belegt, aber nie ist auch nur das kleinste Factum in meinem Berichte der Unrichtigkeit beschuldigt worden.“ —

Nachdem Dohm so, nicht ohne persönliche Gefahr, bis zum letzten Augenblicke seine Pflicht erfüllt hatte, reiste er von Rastadt ab, wo er am Friedenscongresse sich durch billige Ansichten, vermittelnden Fleiß und edle Gesinnung ausgezeichnet hatte. Zu seinen diplomatischen Verpflichtungen als königlich preußischer Gesandter hatte er noch, unter ausdrücklicher Verwilligung des berliner Hofs, die Wahrnehmung des Interesses des Herzogs von Braunschweig übernommen, bei welchem Geschäfte ihm der berühmte helmstädter akademische Lehrer Häberlin zugeordnet war. Dohm, jetzt im Besitze eines sechsmonatlichen Urlaubs, hatte mit der Rückkehr nach Halberstadt nicht zu eilen; er besuchte Carlsruhe, Stuttgart und verweilte mehrere Wochen im freundlichen Franken besonders zu Anspach, wo er an den Minister von Hardenberg und an den Kammerpräsidenten von Schuckmann frühere, ihm mit freundschaftlichem Ver-

traun entgegenkommende Bekannte traf. Die Reise wurde über Bamberg, Baireuth, Jena und Weimar fortgesetzt. In den beiden letztgenannten Städten gab das Zusammentreffen mit den unsterblichen Zierden des Zeitalters, mit Männern wie Schiller, Loder, Schütz, A. W. Schlegel, die Huflande, Fichte, Paulus, Wieland, Göthe, Herder, Böttiger, Richter u. s. f. reichen Geistesgenuß, und so traf Dohm in erheiterter Stimmung in Halberstadt ein, wo ein Kreis trauter Freunde liebevoll sich um ihn versammelte, um jede Verstimmung, welche das Verhältniß des Staatsbeamten oft weckt, zu beseitigen. Dohm's Zögling und Stellvertreter, der Legationsrath Himly, war indeß in das auswärtige Departement nach Berlin berufen, und das bisher von ihm geführte Geschäft der Neutralitätsangelegenheit dem preußischen Residenten von Schulz zu Hamburg übertragen, in dessen Händen Dohm sein Lieblingskind, das unter seiner Leitung so gut gedieh, nicht gern wußte, es daher mit Entsagung der Urlaubsbegünstigung zurückzunehmen wünschte. Dies fand in Hamburg Widerspruch, letzteres in Berlin Rückhalt, und Dohm ging höchst mißvergnügt in die Bäder von Nenndorf und Pyrmont, wo er die Genugthuung hatte, die fernere Leitung der Neutralitätsangelegenheit für das nördliche Deutschland und das damit verknüpfte Verpflegungswesen des die Demarcationslinie besetzenden Armeecorps wieder zu erhalten, unter Beweisen des königlichen Vertrauens und huldvoller Theilnahme an der Wiederherstellung seiner wankenden Gesundheit. — In Halberstadt wurde dann die gewohnte Lebensweise in sorgfältiger Beachtung der Familien-, Vater- und Gattenpflichten fortgesetzt, der Ankauf eines Gutes in der Nähe von Nordhausen, Pustleben, vollzogen und die Besitzung zu Hornburg, wo ein geräumigeres Wohnhaus eingerichtet war, zum beständigen Aufenthalt gewählt, zu welchem Entschlusse manche Mißverständnisse mit Gleim, in der Freundschaft Despot, das ihrige beigetragen haben mögen. Das lange Beieinanderseyn beider war der Harmonie vieljähriger Freundschaft nicht zuträglich, persönliche Trennung ersprießlich, um die gegenseitig bemerkten Mißtöne zu verwischen und die alte Herzlichkeit in ihr volles Recht zu setzen; dies bethätigte Dohm auch noch nach Gleim's Tode, wo er sein Andenken mit wahrer Pie-

tät ehrte. Ein schöner Zug dieser Art war es, als er eines jungen Mannes sich mit väterlichem Interesse aus keiner andern Veranlassung auf das thätigste annahm, als weil derselbe von Gleim gekannt und von dessen Freunde an ihn empfohlen war.

Die Amtsgeschäfte, einmal geordnet, machten nach eingeleiteter Weise wenig Mühe, wogegen die jetzt vorgenommene Bearbeitung einer genauen Rechenschaft der in den Neutralitäts-Verpflegungsangelegenheiten erhobenen und verwendeten Gelder, ein mühsames, aber bei später zu Berlin angestellter Prüfung vollständig durchgeführt befundenes Geschäft war. Die sorglich erübrigten Ruhestunden wurden historisch-literarischen Studien gewidmet und damit schriftstellerische Plane in Verbindung gesetzt, welche erst später nach erweitertem Plane durch Herausgabe der Denkwürdigkeiten zur Ausführung kamen; ferner beschäftigte sich Dohm viel mit dem Plane der Errichtung eines norddeutschen Bundes, welcher dem feindlichen Andrange von außen gewachsen seyn und die nur dem Namen und der Form nach unter Zeittrümmern fortbestehende Reichsverfassung ersetzen sollte; doch kam nichts davon zur Ausführung, weil Preußen kein Vertrauen hatte, weil norddeutsche Fürsten zwar die einbrechende Gefahr der Unterjochung ahnten, doch aber meinten, der Himmel selbst würde am liebsten helfen, wenn man die Hände faltete, wenigstens auf keine Weise durch freiwillige Opfer den mißlichen Zustand der Dinge anregten, und endlich weil die mächtigsten ausländischen Regenten, die von Oestreich, Rußland, England und Frankreich, nach verschiedenen Gesichtspuncten einer selbständigen Entwickelung der Kraft Norddeutschlands abgeneigt waren, wenigstens deren Leitung und Gebrauch nicht in Preußens Hand wissen wollten.

Die im Frühling 1801, im Verfolg der nordischen Seeneutralitätsverbindung stattfindende Besetzung der hannöverschen Staaten, Bremens und Oldenburgs durch preußische Truppen, indeß Dänen Hamburg und Lübeck besetzten, rief Dohm'en zur Leitung der Verpflegung der erstern nach Hannover, dann auf längere Zeit nach Bremen, in welcher Reichsstadt, die ihm schon 1797 das große Ehrenbürgerrecht geschenkt hatte, er zuvorkommend freundliche Aufnahme fand, mehr nach bewährter Anerkennung seines edelsinnigen Charakters, als nach der un-

erfreulichen Natur des officiellen Auftrages. Zu vielen interessanten Betrachtungen boten hier die Mußestunden Gelegenheit: vor allem erfreute ihn der Anblick eines wohlgeordneten reichsstädtischen Gemeinwesens, wo in friedlicher Betriebsamkeit Wohlstand und echte Vaterlandsliebe gediehen; dann auf den Ausflügen in die Umgegend, der Anblick des Meeres, der Besuch eines brittischen Kriegsschiffs, der Umgang mit ausgezeichneten Männern. — In der Nähe des befehlenden preußischen Generals von Kleist (derselbe welcher dem Namen seines Heldengeschlechts später in Magdeburg zur Unehre gereichte), lernte er den in Erkenntniß der Mißgriffe Preußens übersprudelnden Massenbach kennen, welcher wie jener kein ruhmvolles Andenken der Nachwelt überliefert. — Im Mai, als nach dem Tode Pauls I. von Rußland und nach dem Abschlusse des luneviller Friedens, die norddeutschen Angelegenheiten eine veränderte Lage erhielten, kehrte Dohm, dessen Werk, die Demarcationsverbindung, nach fünfjähriger Dauer sich auflöste, nach seinem Ruhesitz zu Hornburg zurück, wurde aber vom ländlichen Genusse bald wieder abgerufen, um die Wahlen eines neuen Churfürsten von Cöln und eines Bischofs von Münster — beide geistliche Sitze waren durch den am 27. Juli erfolgten Tod des Erzherzogs Maximilian Franz Xaver Joseph erledigt — zu verhindern. — Wieder vergeblich war Dohm's Eintreffen zu Münster und seine dringenden Abmahnungen, die Preußens Absicht auf den Erwerb dieser geistlichen Länder deutlich genug offenbarten und die neue Wahl, welche auf des Kaisers Bruder Anton Victor fiel, beschleunigten. — War Preußens Gegenwirkung erfolglos, so machte der Gesandte seine Reise nach Westphalen doch nützlich, indem er dort zur Verbesserung der Landespolizei durch Abstellung des Vagabondenunfugs wirkte. Gemeinnützigkeit im schönsten, ausgebreitetsten Wortsinne war Dohm's Lebenselement; in ihr bewährte er ertragreiche Thätigkeit, welche auch außer den Gränzen seines Amtsberufes zu wirken strebte. Hierin immer folgerecht, leistete er als Mitglied der halberstädter Stände, wozu ihn seine Besitzung machte, thätigen Beistand zur Errichtung eines Zwangsarbeitshauses für die Provinzen Halberstadt und Magdeburg, und trat nach auf ihn gefallener Wahl der Generaldirection dieser Anstalt als Mitglied bei. — Jene

Popularität und unbestrittene Rechtlichkeit seines Wirkens war auch Veranlassung, daß mehrere auswärtige Fürsten Dohm's Rathschläge zu erhalten suchten, oder daran dachten, ihn in ihre Dienste zu ziehen: so ward ihm von dem erbstatthalterschen Hause die Präsidentenstelle der nassau-oranischen Landescollegien mit sehr ausgebreiteter Befugniß angetragen, welcher Vorschlag zu viel Reizendes hatte, als daß Dohm ihn geradehin hätte ablehnen sollen; doch machte er viele in der Sache selbst liegende, ihm und dem wohlwollenden Fürsten angemessene Bedingungen, durch welche sich bald die Angelegenheit zerschlug. Auch bemühte sich Fr. Jacobi, von dem er einen Besuch erhielt, Dohm'en für die durch des Grafen Leopold Stolberg's Abgange erledigte Präsidentenstelle der eutinischen Lande zu gewinnen, welcher Vorschlag auch seine eigenthümlichen Reize hatte, aber zu nahe zusammenfiel mit der endlichen Entschädigung Preußens für manche gemachte Anforderungen: bei diesem Erwerbe hoffte Dohm eine bedeutende Mitwirkung rücksichtlich der Organisation der neuen Provinzen zu erhalten, und so lehnte er die ihm im Auslande eröffneten Anträge ab; aber er sah sich auch bald in jenen nahe liegenden Erwartungen getäuscht, gewiß zum Nachtheile Preußens, welches bei dem Erwerbe, der Annahme und der Einrichtung neuer Provinzen, seit dem Ländergewinne in Polen die rühmlichsten Absichten immer durch die unglückseligsten Mittel vereitelt werden ließ. Bei ausgebreiteter Wirksamkeit hatte Dohm damals, wie überall, wo er nicht von oben her gewaltsam beschränkt wurde, gewiß Vertrauen auf sich und gute Meinung für das neue Regiment erworben, zwei Güter, immer ertragreich, die der anderweitig getroffenen Wahl nicht zusagte.

Der Mann, welchem bekanntlich damals im preußischen Staate fast alle innern Angelegenheiten von Bedeutung überantwortet waren, der Graf von Schulenburg Kahnert, Minister und General, war nicht im Stande die eigentlichen Verdienste eines Dohm zu schätzen; des letztern hohe Geistesbildung, die sich in milder Popularität kundgab, konnte von ihm nicht gewürdigt werden; mit einer Art, die ihm die Technik höherer Staatskunst war, schmeichelte er Dohm'en mit der Versicherung, daß dessen Wünsche zu näherer Wirksamkeit bei der Organisation den seinigen vollkommen ent-

sprächen, und bewirkte doch geheim, daß Dohm, dessen Glücksstern für eine glänzende öffentliche Laufbahn mit der Gesandtschaft in Rastadt den Scheitelpunct durchschritten hatte, von der Theilnahme an dem Organisationsgeschäfte zurückgedrängt wurde. Man glaubte ihn am vorwurfsfreisten zu entfernen, wenn man ihm einen recht beschränkten Wirkungskreis, unter allen den vielen erworbenen Ländern und Staaten den kleinsten, die Organisation der Reichsstadt Goslar übertrüge, fast gewiß, daß er diesen an Spott gränzenden Antrag ablehnen würde. Doch Dohm lebte zu sehr in dem Vorsatze, als Organisationscommissair nützlich zu werden, fand auch in der Nähe Goslars bei Hornburg eine große Annehmlichkeit und begann getrost die sich ihm darbietenden Geschäfte mit der seiner Neigung zu geschichtlichen Studien zusagenden Untersuchung der seit Jahrhunderten im Streit liegenden Gerechtsame der Stadt Goslar mit dem Hause Braunschweig. — Wenn D. in der schon angeführten Vorrede zu den Denkwürdigkeiten seiner Zeit (Seite XXIII) sagt: „Im Jahre 1802 wurden endlich durch Vergleich mit Frankreich die Lande bestimmt, die Preußen wieder erhalten sollte, und diese auch sofort in Besitz genommen. Mir wurde nun besonders die Organisation der ehemaligen Reichsstadt Goslar übertragen, vorzüglich um die seit langer Zeit mit dem Hause Braunschweig streitigen und sehr verwickelten Verhältnisse wegen der wichtigen Bergwerke zu untersuchen. Es gelang mir dieselben ins klare zu setzen, und ich hatte das Vergnügen einiges Gute in Goslar zu bewirken, was auch die nachher eingetretenen politischen Veränderungen überlebt hat;" — so muß man die würdevolle Resignation anerkennen, mit welcher er hier jener mit manchen Kränkungen und Zurücksetzungen verbundenen Dienstverhältnisse gedenkt. Bei den meisten auf wirkliche Staatsverwaltung Bezug habenden Vorschlägen, und oft wenn er gegen willkürlich hingestellte Normen, die für Consequenz gelten sollten, nach genauer Prüfung der Localverhältnisse Vorstellungen machte, fand er zur Hemmung seiner löblichen Zwecke Widerspruch; drum wandte er sich von diesen Zweigen der Verwaltung zu andern, die, weil sie kein Geld geben, von den Organisationscommissairen gewöhnlich zuletzt beachtet werden: er widmete sich mit ersprießlicher Thätigkeit und Vorliebe der Einrichtung des Kirchen-, Schulen- und Armenwe-

sens; wogegen Sch........ die geistlichen Stifter im Hildesheimschen, als reichlich milchende Kühe, ins Auge faßte und sich selbst der fettesten eine, das reiche Kloster Ringelheim, für seine unvergeßlichen Verdienste schenken ließ.

Die Beschäftigung mit jenen unmittelbar auf Volksbildung wirkenden Angelegenheiten wurde für Dohm bald so angenehm, daß er, der längst die diplomatische Laufbahn zu verlassen sann, in der Verwaltung des Innern eine angemessene Stellung zu erhalten wünschte und in den Ländern des neuen Erwerbs der Leitung aller Schul- und Armenanstalten vorgesetzt zu werden den Plan machte, welcher indeß nicht zur übrigen Anordnung der Behörden und zum Geschäftsgange paßte, daher verworfen wurde. Dagegen ward Dohm mit der Ernennung der neuen Behörden zum Kammerpräsidenten der eichsfeld-erfurtschen Kriegs- und Domainenkammer zu Heiligenstadt ernannt, mit Beibehaltung seines Directorialgesandtschaftspostens in dem noch übrigen westphälischen Kreise, dessen Wirksamkeit sich immer mehr verminderte, da praktisch die Kreisverfassung völlig zerstört war.

Nun verließ Dohm Goslar, wo er mit officiellem Widerspruch noch immer blieb, um seine gemeinnützigen Einrichtungen zu pflegen und zu schützen; besuchte nochmals den Ruhesitz zu Hornburg, den er bald ganz aufgab, und trat mit dem 1. Juni 1804 zu Heiligenstadt das Amt an welches ihn in eine neue Geschäftssphäre versetzte.

Offenbar war bei Uebertragung dieses Amts Dohm eher zurückgeschoben als hervorgezogen; entschieden aus der Sphäre gerückt, in welcher er dem unter großen Bedrängnissen siechenden Staate hätte Nutzen stiften können; nicht als ob Dohm in ausgebreiteter Wirksamkeit den bald erfolgten Umsturz des Staats hätte bekämpfen können; wahrscheinlich aber wäre es ihm gelungen, theils das nahe Unglück noch aufzuhalten, theils den unabwendbaren Fall weniger schmachvoll zu machen. — Die jetzt mit Frankreichs und Rußlands Verwilligung erfolgte reiche Länderbeute, welche Preußen in Deutschland davontrug, mußte den Reichsfürsten die Ueberzeugung von der Ohnmacht und Unhaltbarkeit des Reichsverbandes aufdringen, von der Nähe neuer Kriege, von der Nothwendigkeit durch Verbindungen die Selbsterhaltung zu retten, welche sie mit eigner Kraft in solchen Zeiten nicht sichern

konnten. War Preußen den deutschen Fürsten auch verdächtig geworden, so fesselte die Länder des nördlichen Deutschlands doch ihre geographische Lage wie der Fürstenhäuser Familienverbindungen an dasselbe; der Vergrößerung Unbill wurde ausgeglichen durch den bekannten gerechten Charakter des Königs und durch die Vorstellung, wie Preußen mehr darauf Bedacht nehmen müsse den Gewinn zu sichern, als durch neue Besitzergreifungen die ihm selbst drohende Gefahr aufzuregen. So war damals, am Ende d. J. 1802, gewiß der Zeitpunct, wo Preußen bei erstem, offenem, folgerechtem Wollen einen norddeutschen Bund stiften mußte und konnte, in welchem zunächst die sächsischen, hessischen, meklenburgischen und anhaltschen Fürsten, wie der Herzog von Braunschweig, in ein Schutz- und Trutzbündniß, vorsichtig ihrer Länder kriegerische Kräfte vereinigend und entwickelnd, traten. Zur Ausführung solches Planes war Dohm, der ihn längst hegte und im Auslande Vertrauen genoß, der rechte Mann. Wie unvollständig auch die löbliche Absicht einer damals zu stiftenden norddeutschen Verbindung zu Stande gekommen wäre, Preußen wäre dadurch zweien, seine Ohnmacht und schwankende Politik kundgebenden Ereignissen zuvorgekommen: es hätte, nachdem Napoleon den Rheinbund geschlossen, sich nicht von demselben höhnisch und arglistig, zu spät, auf die Bildung eines norddeutschen Bundes brauchen hinweisen zu lassen; ferner wäre Preußen dann nicht in den mißfälligen Ländertausch (im Februar 1806) verflochten, der die letzten Spuren von Vertrauen auf seine Haltung bei Freunden und Feinden, bei Einwohnern und Ausländern vernichtete.

So wenig Dohm es sich und andern gestehen wollte, so fand er doch bald, daß der Berufeines Kammerpräsidenten für ihn nicht geeignet sey. Sein ganzes Leben als Staatsbeamter war verschiedenartig von den gegenwärtigen Verhältnissen; die schwerfällige Geschäftsordnung jener Verwaltungsbehörden wurde ihm um so drückender, da er in derselben nicht eingewöhnt war, und da selbständige Wirksamkeit hier dem ermüdenden Einerlei gleichförmiger Fröhnerarbeit weichen mußte. Ganz anders war sein bisheriges Zusammentreffen mit andern Geschäftsmännern und die Versammlung eines Collegiums, dessen ganze Bildung es mit sich brachte, daß mehr ge-

sprochen und unsäglich mehr geschrieben als gedacht und gehandelt wurde. Bei großer Pflichttreue fing er an sich allen darbietenden Geschäften mit großer Genauigkeit zu widmen, sah aber bald, daß er mit gutem Willen, mit seinen Kräften und seiner Zeit nicht ausreichte; er überließ nun einen Theil der Präsidialfunctionen dem hierzu völlig geeigneten Kammerdirector Börsche, und beschränkte sich, nie das Gemeinnützliche aus den Augen verlierend, auf unmittelbare Theilnahme und Bearbeitung solcher Gegenstände die gewöhnlich am leichtfertigsten behandelt werden. Besonders das Schulwesen lag ihm am Herzen; in freisinniger Liebe wirkte er hier viel Gutes, wovon zu Heiligenstadt noch der heutige Zustand des dortigen Gymnasiums und eine Töchterschule, wie auch die Schulen zu Erfurt und Nordhausen, rühmliche Zeugnisse abgeben. Hierzu gesellte sich sorgfältige Beachtung des Landschul- und Armenwesens. — Bei Gegenständen dieser Art zeigte es sich, daß er in deren Bearbeitung wohl zu Hause war. Weniger war letzteres der Fall bei andern gemeinnützigen Planen, z. B. beim Betriebe der Errichtung einer Messe zu Erfurt.

Bald traten kriegerische Bewegungen, ein deren Verfolg alle frühern Berechnungen über den Haufen warf. Preußens Rüstungen im Herbste 1805, veranlaßt von der Franzosen Durchmarsch durch das Fürstenthum Ansbach, waren das Vorspiel des unglücklichen Krieges des folgenden Jahres. Da gab es in jeder Hinsicht bei der heiligenstädter Kammer viel zu thun; Dohm hielt sich verpflichtet, in Thätigkeit, wenn sie auch zuweilen eher hemmend als fördernd war, und in kundgegebenem Vertrauen auf die heilige Sache des Vaterlandes allen ein Vorbild zu seyn. Die Fortdauer seiner diplomatischen Verhältnisse gebrauchte er, wo es nützlich seyn konnte, Nachrichten einzuziehen, welche er dann dem Cabinette unmittelbar einsandte.

Die längst befürchtete Katastrophe trat im Herbste 1806 ein, fürchterlicher und verheerender, als selbst der Verzagteste es sich hatte denken können. Am verhängnißvollen Tage der Schlacht bei Jena kam die hochherzige, edle Königin nach Heiligenstadt, übernachtete in Dohm's Wohnung und floh am nächsten Morgen der Mark zu, nachdem sie vergeblich auf Botschaft vom Ausgange des Treffens geharrt hatte. Unglücksbotschaften

reiheten sich an Unglücksbotschaften, Verzagtheit und Verwirrung verbreitend. Man hat Dohm's Handlungsweise in diesen Tagen viel und hart getadelt, besonders herausgehoben, daß er sich sehr beeilt habe zu den französischen Behörden in Relation zu kommen, um für sich und die Seinigen wie auch für die Provinz der er vorgesetzt war, von dem Sieger Geneigtheit zu gewinnen. An- und Abspannung war bei damaliger unerhörter Erschütterung aller Verhältnisse so groß, daß es schwierig bleibt, Anschuldigungen und Vertheidigungen richtig zu würdigen; so viel ist entschieden, daß Dohm's Anhänglichkeit an das preußische Königshaus keinem Verdacht unterworfen ist, daß er aber weder in seiner Haltung noch in der Wahl seiner Maßregeln Ruhe und Festigkeit zeigte, und daß er nicht den öffentlichen Angelegenheiten, die preußischer Seits rettungslos preisgegeben waren, wohl aber seinem persönlichen Rufe Nachtheile zufügte. — Große Aengstlichkeit vor Kriegsverlust machte, daß Dohm's bestes Hausgeräth ins nahe gelegene Hessenland, welches sich noch mit dem Neutralitätstraume schmeichelte *), geschafft wurde; ausgefertigte Schreiben baten schon aus der Ferne die heranziehenden Krieger um Schonung. Am 28. October traf Dohm, begleitet von einem Mitgliede der Kammer, auf erhaltene Einladung vom commandirenden General Clarke zu Erfurt ein, fand durch Talleyrand's Vermittlung bei demselben günstige Aufnahme, und ward für das Eichsfeld, für Erfurt und die Grafschaft Hohenstein zum Chef der ganzen Civilverwaltung gemacht, wodurch er Veranlassung genug zu späterer Mißbilligung gethaner und abgewehrter Schritte auf sich zog. Dohm blieb einen Monat hindurch in dieser Function in Erfurt, dann ging er mit den Abgeordneten des Eichsfeldes, welches von dem erfurter Generalgouvernement abgerissen und dem braunschweiger zugetheilt werden sollte, in das Hauptquartier des französischen Kaisers, um diese Maßregel zu verhindern, über den Druck des Landes, unerschwingliche Kriegssteuer und Naturallieferungen Vorstellungen zu machen und um Verlegung der Militairstraße zu bitten.

---

*) Siehe der Zeitgenossen neue Reihe, Heft X. Wilhelm I, Kurfürst von Hessen. Seite 20 und 21.

Obgleich selbst kränklich, unterzog sich Dohm der Beschwerde der Winterreise, um dem seiner Leitung vertrauten Lande Erleichterung zu verschaffen, wohl wissend, daß geschickter Betrieb der schwierigen Gesuche allein zum Ziele führen könne. Bei der Ankunft zu Berlin — mit welchen Empfindungen mochte der fein fühlende Dohm den preußischen Königssitz wiedersehen! — war Napoleon schon nach Warschau aufgebrochen. Auch dahin wurde der Weg angetreten über Breslau, Petrikau und Rava, und endlich nach großen Schwierigkeiten bei dem Kaiser, der höfische Sitten und höfische Versprechungen auch im Feldlager um sich duldete, Audienz, theilweise Gewährung der Bitte und allgemeine Verheißung der Erleichterung des Kriegsdruckes erlangt. Dohm's den Franzosen selbst von Rastadt her bekannter Name, wie seine sachkundigen Rathschläge, entschieden viel zum theilweisen Gelingen der beschwerlichen Botschaft, die ihm aber schlecht gedankt wurde.

Mit der Heimkehr Dohm's nach Heiligenstadt traf auch der bisher in Erfurt seinen Sitz habende Intendant dort ein; eine Nähe die bald zur Erleichterung der Geschäfte beitrug, bald dazu diente, dem Verwaltungschef das Leben recht heiß zu machen. In dieser schwankenden Lage, die der Befestigung eines sehr reizbaren Gesundheitszustandes nicht vortheilhaft seyn konnte, erfolgte der tilsiter Friede und mit ihm die Entsagung des Königs von Preußen auf alle jenseits dem linken Elbufer gelegenen Staaten, ein Schlag welcher viele nicht erkannte, wenigstens nicht gewürdigte Opfer zur unabwendbaren Folge hatte. Dohm's Schmerz über eine Trennung vom preußischen Staate, durch fast dreißigjährige treue Dienste sein wahres Vaterland, unter diesen betrübten Umständen, war gewiß aufrichtig und innig; aber seine Handlungsweise war nicht die welche man von ihm nach frühern Beziehungen wohl erwartet hätte. Ein Staatsbeamter, der wie er, in vielen gesandtschaftlichen Verhältnissen bedeutende Stellung erreicht und des Cabinets unbegränztes Vertrauen zur Betreibung wichtiger Geschäfte genossen hat, kann bei einigem Zartgefühl nicht wohl in andere Dienste, am wenigsten aber in solche treten welche dem hartbedrängten Preußen so widerwärtig gegenüberstanden, als die des neuerrichteten Königreichs Westphalen. Für Dohm's

Rücktritt in den Privatstand redeten noch mehrere Umstände: seine Kränklichkeit war offenkundig und seine Absicht, den Staatsdienst zu verlassen, seit zwanzig Jahren öfter zur Sprache gebracht; dabei sein Privatvermögen, bei nicht großer Familie und angewöhnt wirthlicher Lebensweise, bedeutend genug, um ein anständiges Auskommen abzuwerfen; außerdem konnte ihm eine bedeutende Pension wahrscheinlich nicht verweigert werden. Mit Erwägung dieser Thatsachen in Beziehung auf Dohm soll aber auf keine Weise jene zuweilen so frech aufgestellte Behauptung vertreten werden: als sey es damals preiswürdig gewesen, des Ruhmes oder Lohnes werth, Theilnahme an der westphälischen Staatsverwaltung verweigert zu haben, uneingedenk der Abschiedsworte des Königs von Preußen. Wenn hier jemanden ein Tadel treffen kann, so sind es der Masse nach die vornehmen Standespersonen, welche von ihren Landsitzen nach Cassel flogen, sich auf die unwürdigste Art zu Hof- und Staatsämtern drängten und dann, als das politische Wetter umschlug, mit großer Schamlosigkeit sich als die eigentlichen Inhaber und Stammhalter proberechter Vaterlandsliebe prießen. Mit diesen Leuten wie auch mit dem Grafen von Schulenburg Kahnert (der sich als Minister und Generalcontroleur fast aller Verwaltungszweige in Preußen bemächtigt hatte, und nun verachtet und verabschiedet, in Westphalen den untergeordneten Posten eines Staatsraths erbat, besorgt für seine bei dem berüchtigten Organisationsgeschäfte im Hildesheimschen erhaltene reiche Klosterschenkung), darf und kann Dohm's Eintritt in westphälische Staatsdienste, wenn dieser Schritt tadelswerth erachtet wird, nie zusammengestellt werden. Fehlte er, so geschah es aus nicht unedlen Beweggründen; ihm mochte vielleicht der rechte Maßstab der sich zugetheilten Wirkungsfähigkeit abgehen, und so der oft täuschende Wunsch, Gutes zu stiften, ihn irre leiten.

Nach dem tilsiter Frieden wurden in den nun das Königreich Westphalen bildenden Ländern von den französischen Intendanten Abgeordnete auserseheen, welche die Weisung erhielten, den neuen Regenten in Paris zu becomplimentiren. Zu denselben gehörte Dohm, in der Gesellschaft ständischer Abgeordneter und des Kammerdirectors Borsche. Als sie in der Hauptstadt des Kai-

ſterreichs anlangten, war die Constitution für das neue Königreich ſchon gegeben. Dohm wurde mit Auszeichnung aufgenommen und veranlaßt zurückzubleiben, als die andern Deputirten mit ſchönen Verheißungen der Heimath wieder zugeſchickt wurden. Es hieß: Johannes Müller werde den ihm angetragenen Poſten des Miniſter-Staatsſecretairs und der auswärtigen Angelegenheiten nicht annehmen; für dieſen Fall ſey Dohm dazu auserſehen. Dieſe zweite Wahl würde beſſer geweſen ſeyn, als die erſte; doch gehalten hätte ſich auf die Dauer in der Stelle wahrſcheinlich Dohm ſo wenig als Müller, der, mit Verleugnung ſeines beſſern Selbſt, mit der Uebernahme jener Functionen ſein äußeres Leben mit dem innern in einen Widerſpruch ſtellte deſſen Opfer er wurde. Müller nahm willfährig gegen aller Erwartung die Miniſterſtelle an, um ſie noch willfähriger bald wieder aufzugeben. Dohm traf, ohne daß über ſeine Anſtellung etwas entſchieden, für dieſelbe aber große Verſprechung gemacht war, über Brüſſel, Lüttich, Aachen, Cöln und Caſſel, nach achtwöchentlichem Aufenthalt in Paris, der benutzt wurde zu mannichfach erſprießlichem Sehen und Hören, wieder in Heiligenſtadt ein. In den letzten Monaten des Jahres 1807 ging er wieder nach Caſſel in Geſchäften ſeiner Provinz, um die Ankunft des Königs Hieronymus und mit ihr ſeine neue Anſtellung zu erwarten, voll willfähriger Erwartungen, die man bei ſolchen Umwälzungen zum Heile der Völker ſo leicht zu hegen geneigt iſt. — Am 11. December erfolgte ſeine Ernennung als Staatsrath, und bald genug trat der Zeitpunct mit reifer Erkenntniß der Gegenwart ein, wo das Bleiben im Amte größere Opfer nothwendig machte, als das Zurücktreten in den Privatſtand zu rechter Stunde nie gefordert haben würde. Dohm hatte ſich die Generaldirection der geiſtlichen und Schulangelegenheiten als Wirkungskreis auserſehen; dieſer fiel aber Müller'n anheim, als dieſer halb freiwillig, halb gezwungen ſeinen Miniſterpoſten aufgab. Nun kam es zu neuen Berathungen, welchen der König ein Ende machte, indem er ihm, der in Caſſel auf keine ſeinen Wünſchen entſprechende Lage rechnen durfte, den Geſandtſchaftspoſten in Dresden antrug. Man war von Seiten des Cabinets froh, als Dohm, über deſſen ihn zufriedenſtellende Anſtellung man in Verlegenheit war, dieſen Poſten, nach-

dem er erst einige Schwierigkeiten gemacht, am 11. Febr. 1808 annahm.

Der neue Gesandte des neuen Königreichs ging im März ab nach Dresden, wo er angenehmen Aufenthalt, wenig Geschäfte, persönliche Anerkennung seiner Verdienste und freundschaftliche Berührungen genug fand, um im Genusse vieler Ruhe, in erheiternder Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft, das ihm beschiedene Loos zu preisen. Je weniger er sich zu der Ausspürung von Kleinigkeiten die mit wichtiger Miene betrieben werden, oder zum nähern Eingreifen in die weiten Verzweigungen geheimpolizeilicher Anstalten gebrauchen ließ, um so weniger abhängig war er von seinem Amte und konnte schöne, freie Tage in Dresden und auf Ausflügen in die Umgebung, die bis weit ins Erzgebirge und nach Böhmen bis gen Prag ausgedehnt wurden, verleben. Der neue ausgebrochene Krieg zwischen Oestreich und Frankreich 1809 machte hierin Störung. Wie der sächsische Königshof flüchtete, folgte ihm auch Dohm nach Leipzig, und ging später über Pustleben nach Cassel, wo er alles in banger Spannung, die geheime Polizei in voller Thätigkeit und die aus der Entfernung länger bewahrten Hoffnungen einer volkbeglückenden Regierung völlig gescheitert fand. Erst gegen den Herbst traf der König von Sachsen wieder in Dresden ein und auch Dohm als westphälischer Gesandter; letzterer sehr niedergedrückt, ward von einer gefährlichen Lungenentzündung aufs Krankenlager geworfen und genas zwar, doch ohne die verlorne Kraft wieder zu gewinnen. Um so näher trat ihm der zu spät in Ausführung gebrachte Vorsatz, sich von öffentlichen Geschäften zurückzuziehen. Unbedenklich ward ihm die in Cassel nachgesuchte Entlassung von seinem Gesandtschaftsposten verwilligt; doch wurde ihm der Charakter eines Staatsraths für den außerordentlichen Dienst und ein Ruhestandsgehalt belassen. Er bezog gegen das Ende des Jahres 1810 sein stilles Gut Pustleben bei Nordhausen, welches mit Unterbrechung mancher Reisen auch die letzten zehn Jahre hindurch sein Aufenthaltsort blieb. Die schöne Lage desselben, Muße und alle von ländlicher Zurückgezogenheit und Befreiung von Dienstgeschäften geträumte Freuden schienen einen glücklichen Lebensabend zu verheißen; doch ergab sich bald, daß Dohm für längeres, gleichförmiges Landleben kei-

nen eigentlichen Sinn hatte. Die Reizbarkeit womit er für alle Eindrücke empfänglich war, machte, daß er aus solcher Lage mehr Unannehmlichkeiten als Erheiterungen ärntete: bald waren es nicht sogleich zu erfüllende Bedürfnisse, öfter geistige als körperliche, bald der Mangel aufregenden Umganges, oder ungern bemerkte Beschränkung des Wohnungsraums, bald belästigende Einwirkung unerwünschter Witterung u. s. f. was ihn verstimmte. Es trieb ihn bei aller Hinfälligkeit, obgleich die Zeit seines Wirkens und mancher gewünschte Ertrag seines öffentlichen Lebens dahin waren, nach außen, wo sich in der fortschreitenden Entwickelung des napoleonischen Kaiserdespotismus nur traurige Erscheinungen darboten. Die alte Liebe für Preußen fand in des Staates weiser Leitung unter Hardenberg neue Hoffnungen. Die Entwickelung der großen Begebenheiten kam schneller, als jedermann erwartete: erst der Vernichtungskrieg gegen Rußland, des französischen Heeres Vernichtung, die Hülfs- und Haltungslosigkeit der französischen Filialstaaten, besonders Westphalens, beim kühnen Vorschreiten und Entwickeln der gegentheiligen Kräfte. Befreiung Deutschlands von fremdem Joche, Wiedergeburt Preußens waren die stillgenährten, theuren Erwartungen, unter welchen er im Frühlinge 1813, um den Unannehmlichkeiten zu entgehen womit die Streifzüge der Kosacken die Umgegend bedrohten, nach Göttingen ging. Als sich der Entscheidungskrieg nach Frankreich zog und nach dem ersten pariser Frieden der wiener Congreß die Anordnung der deutschen Staatsverhältnisse bestimmen sollte, hatte er in mehreren brieflichen Aeußerungen an seine vielen in wichtigen Posten stehenden Bekannten den Wunsch nicht verschwiegen, als ein Veteran der deutschen Diplomatie seine berathende Stimme abgeben zu dürfen; doch wurde er schon 1804 übersehen und zurückgeschoben, so geschah solches acht Jahre später mit größerm Rechte; die sich im Purificationseifer überbietende öffentliche Stimmung war nicht geeignet zu vergessen, daß und wie Dohm dem Königreiche Westphalen sich zugewandt hatte. Eben so wenig fand er Gelegenheit nach dem zweiten pariser Frieden, seine Wünsche und Ansichten, die er für die innere Verfassung der deutschen Staaten, besonders der preußischen, hegte, abzugeben oder geltend zu machen. Hatte er, — wer könnte davon wohl freigesprochen wer-

den — in seinem Wirkungskreise zuweilen fehlgegriffen in der Wahl der Mittel, — sein Streben war immer auf ein löbliches Ziel gerichtet; — so bleibt ihm der Ruhm, für seine Zurückgezogenheit die Aufgabe einer Beschäftigung gewählt zu haben, welche seiner würdig, für Mit- und Nachwelt lehrreich ist: wir reden von der Ausarbeitung und Herausgabe der Denkwürdigkeiten seiner Zeit, oder der Beiträge zur Geschichte vom letzten Viertel des achtzehnten und vom Anfange des neunzehnten Jahrhunderts 1778 bis 1806, dessen erste, fünf Bände ausmachende Abtheilung, welche mit dem Tode Friedrichs II. schließt, bereits im Drucke erschienen ist. Der Werth dieses Werks, nach Zweck und Ausführung, seine geschichtliche Bedeutsamkeit durch würdevolle Ruhe der Untersuchung und Wahrheitsliebe sind zu allgemein anerkannt, als daß der Tadel einiger Unverständigen, der Geifer eines Kotzebue und der redliche Verdruß eines Seidl hätten Berücksichtigung finden können. Dennoch fand sich Dohm, überreizbar, wo die Lauterkeit seines Strebens verdächtig gemacht wurde, dadurch verletzt; aber er folgte dem Rathe der Freunde und trat gegen solche Verunglimpfungen nicht in die Schranken. Was brauchte er sich zu vertheidigen, da in ihm auch als Geschichtschreiber kein Unparteiischer den Vertheidiger der Wahrheit, des Rechtes und der Tugend je verkannt hat; wogegen er den Vorwurf leicht ertragen mag, daß Redseligkeit und Breite des Vortrages, dem höhern Alter ohnehin eigenthümlich, auch bei ihm, der immer schon dazu hinneigte, vorwalten. — Die mühsame Arbeit der Fortsetzung der Denkwürdigkeiten, der er sich ungeachtet der sichtbaren Abnahme seiner Kräfte und besonders des Gedächtnisses, eifrig widmete, wurde ihm durch viele zugehende Zeugnisse von liebevoller Aufnahme die das Werk fand, erleichtert und erfreulich gemacht. Wie dadurch im erneuerten Briefwechsel mancher Faden früherer Bekanntschaft guter und böser Tage wieder angeknüpft wurde, so wußte Dohm es auch dankbar zu erkennen, als der König von Preußen ihm nach der Ueberreichung des ersten Bandes den rothen Adlerorden zweiter Classe, der König von Baiern hingegen das Commandeurkreuz seines Civilverdienstordens verlieh.

Unter manchen Planen für den Abend seines Lebens

lag ihm besonders der am Herzen, durch eine neue gute Ausgabe der sämmtlichen Werke Friedrich's II. dem großen Könige ein würdiges Denkmal zu setzen, wonach einst die Nachwelt vergeblich fragen und bei Ermangelung desselben von der Pietät und Verehrung für Friedrich in unsern Tagen die Vorstellung erhalten wird, daß man den wahren Geist seines Denkens und Wirkens zu erfassen nicht sonderlich beflissen gewesen: ein Vorwurf zu welchem noch andere Erscheinungen einen unverdächtigen Maßstab darbieten.

Die wohlthuenden Aufregungen welche Dohm bei zunehmender Abspannung sonst immer auf Reisen fand, wurden in den letzten Jahren mit wechselndem Erfolge versucht: dahin gehörten Besuche der Städte Leipzig, Göttingen, Braunschweig, Hannover u. s. f. Im Sommer 1817 ward eine größere Reise in das südliche Deutschland und einen Theil der Schweiz vorgenommen. Der Hinweg ging über Jena, Baireuth und Regensburg auf München, wo das Wiedersehen mehrerer vieljährigen Freunde, besonders des edlen Friedrich Jacobi, große, aber wehmüthige Freude darbot. Jeder Abschied, an welchen sich sonst die Hoffnung eines frohen Wiedersehns knüpfte, ward jetzt zum letzten Lebewohl für die irdische Laufbahn. Man braucht den Tod nicht unweise zu fürchten, um von solchen dem Greise so nahe stehenden Ahnungen ergriffen zu werden. — Der Rückweg ging von Schafhausen auf Stuttgart, Heidelberg, Mannheim, Darmstadt und Frankfurt. Manches war in dem zuvor genau berathenen Reiseplane aufgenommen was in der Ausführung übergangen wurde, weil Dohm's geistige und körperliche Hinfälligkeit den liebsten Vorsätzen ein enges Ziel anwies. Ueber Düsseldorf ging er nach Westphalen zu, nach Detmold und Lemgo, wo es sich bei der Erinnerung der Jugendjahre und dem Wiedersehen der Verwandten nur zu deutlich zeigte, daß der Zweck der Reise, insofern er auf Dohm's Stärkung berechnet war, nicht erfüllt werden konnte. Mehr aufgerieben und abgespannt, als hergestellt und erheitert, kam er auf seinem Ruhesitz, Pustleben, an. Nochmals wurde im folgenden Jahre versucht, durch den Gebrauch der Bäder zu Filsen bei Bückeburg die immer mehr schwindenden Lebenskräfte zu stärken; die Cur schien von erwünschterem Erfolge zu seyn, als die einige Jahre früher in dem Alexis-

bade auf dem Harze versuchte. Mag die Quelle des letztgenannten für manche körperliche Uebel heilend seyn, die Temperatur der Luft in dem enggeschlossenen Waldthale kann bei einiger Reizbarkeit, besonders des Hautsystems, leicht nachtheilig werden.

Dohm sah sich immer mehr auf die ihm unter allem Geräusch des frühern Geschäftslebens und des damit verknüpften vielen Umhertreibens nie fremdgewordene Häuslichkeit hingewiesen. An der Seite einer sorgsamen Gattin, umgeben von seinen beiden Kindern, einem Sohne und einer Tochter (welche an den auch in Pustleben wohnenden Kriegsrath Gronau verheirathet war), gern sich mit den aus dieser Ehe entsprossenen Enkeln beschäftigend, trug der Greis in frommer Ergebenheit die Beschwerden welche die Gesetze der Natur dem letzten Lebensabschnitte zugetheilt haben. Die Auflösung schritt erst langsam, dann, als Schlaflosigkeit und Nervenschläge dazu traten, schneller vor. Die körperliche Gestalt, ziemlich groß, mehr hager als wohlgenährt, selbst in den besten männlichen Jahren etwas ungelenk, sank zusammen; gebeugt ruhte der Kopf auf der Brust, das milde Licht der blauen, Menschenfreundlichkeit bekundenden Augen erlosch; bald verlor sich das Gedächtniß mehr und mehr, in Stunden der Entkräftung auch das Bewußtseyn. Wie aber Dohm besonnen und weise für kleinere irdische Fahrten immer mit sorgsamer Berechnung sich vorbereitete, so schritt er auch der letzten großen Reise entgegen, welche ihn dorthin führte wo jedes Verdienst seinen Lohn, jedes redliche Wollen seine Anerkennung, jeder Keim des Edlen seine ungestörte Entwickelung findet.

Dohm, ein Priester des Friedens im schönsten Wortsinne, starb zu Pustleben im noch nicht vollendeten neun und sechzigjährigen Lebensalter am 29. Mai 1820, an demselben Jahrestage, der, mehr als einer, ein blutiger Trauertag der gesammten Christenheit für ewige Zeiten seyn muß: denn an demselben erhielt durch die Erstürmung Konstantinopels der Türkengräuel in Europa legitimes Besitzthum — ein Rückblick, zu welchem Dohm, der edelsinnige Diplomat und der treue Geschichtsforscher, nicht sehr entfernte Veranlassung darbietet. —

Gabriel Honoré Riquetti, Graf von Mirabeau.

Gabriel Honoré Riquetti,

Graf von Mirabeau.

Bei großen Weltbegebenheiten, welche sich im Streite des Bestehenden mit dem entgegengesetzten Verlangen einer anders gestalteten Zukunft entwickeln, sind die Vorkämpfer, wie es die Natur der Sache mit sich bringt, immer mit seltenen Fähigkeiten ausgerüstet. Mag sich zuweilen auch die Mittelmäßigkeit in die erste Linie eindrängen, es sind nur die Stellvertreter des mächtig eingreifenden Genies, welches auch untergeordnete Kräfte für seine Zwecke zu benutzen weiß. Zu diesen Vorfechtern der französischen Revolution gehört Mirabeau, der von der Natur für jedes geistige Streben überreich ausgestattet, seine Jugend verlebte in allen Verirrungen des Sittenverfalles seiner Zeit und seines Vaterlandes, der sich im Bewußtseyn eines bessern Berufes aufschwang, um für Gegenwart und Zukunft Frankreichs Staatswohl neu zu gestalten, der dann auf dem Gipfel des Ruhms, ehe er zahllose Misgriffe sühnen konnte, abgerufen wurde aus dem Erdenleben, zur Lehre für alle Zeitalter, alle Länder, daß die Gottheit den Menschen die heiligsten Güter nicht zuführen läßt durch Schuldbeladne.

Die Revolution Frankreichs gab den Talenten vieler, die ohne jenen Hebel, solche geltend zu machen, in Dunkelheit geblieben wären, einen mächtigen Aufschwung; sie bot eine unbegrenzte Laufbahn dem Kühnen und Ehr-

süchtigen, dem Verdienste und dem Muthe dar. Menschen, die sich ohnedies in der Menge verloren hätten, erhielten Ruf: manche durch das ihrem Verbrechen beigesellte Schrecken; manche durch glänzende Thaten, kühne Handlungen und glühende Freiheitsliebe; ihr Leben ist wichtig für die Geschichte. In welche Classe Mirabeau zu setzen ist, wird sich aus folgender Darstellung ergeben. Er machte sich zuerst bekannt als Jüngling durch stürmische Wildheit und Verirrungen, dann durch kühnen, hohen Gedankenflug bei tadelnswerthen Ausschweifungen, bei beständiger Geldnoth, beständigem Zwiespalt mit jeglicher Autorität, verführerisch, im Besitz einer unerschütterlichen Geisteskraft wußte er Haß und Bewunderung, Beifall und Tadel auf sich zu ziehen. Auf der öffentlichen Laufbahn ist er zu einem glänzenden Rufe gelangt, welchen kein Vorwurf früherer Zeit schwächen konnte. — In der Nationalversammlung war er das vorwaltende Kraftprincip; unübertreffbar sind viele seiner dort gehaltenen Vorträge in Originalität des Gedankenfluges, in Stärke der Gründe, in bezaubernder Gewandtheit des Vortrages. — Der vorwaltende Zug seines Charakters war Eitelkeit; sie hob in ihm jegliche Fähigkeit, leitete deren Gebrauch und offenbarte deren Macht; je mehr die Verhältnisse sich steigerten und mit ihnen seine Selbständigkeit, um so mehr läuterte sich seine Moralität. Wenige Ereignisse, vielleicht keines von Wichtigkeit, gingen in den ersten Revolutionsjahren ohne seine Theilnahme vor; seine Erfolge, seine Unfälle, sein Leben wie sein Tod bilden Zeitabschnitte der Geschichte, wo Frankreich ein denkwürdiges Schauspiel darbot. So ist es nicht zu verwundern, daß er verschiedenartig beurtheilt, daß sein Charakter in Lob und Tadel entstellt ist. Ungeachtet er Anstand und Sitte oft verletzte, ist der Glanz seines herrlichen Strebens nicht zu verkennen. Er hat unsterblichen Namen erworben durch den muthvollen Ernst, mit welchem er die bösesten Feinde des gesellschaftlichen Lebens, den Despotismus und die Anarchie, ins Auge faßte, sie oft bekämpfte und für die Verfolgung dieses Zweckes ewig gültige Vorschriften aufstellte. — Seinen Widersachern und Nebenbuhlern lief er den Rang ab; er beherrschte sie, machte sich ihnen furchtbar; so galt er über Gebühr für ein fähiges Haupt des Aufstandes; die all=

mächtige Volksliebe, welche ihm zusagte, war ihm ein Werkzeug, seine Gegner zu schlagen, seine Plane durchzuführen. Man sagt, er habe zuletzt, empört von der Wendung, welche die Revolution nahm, indem sie mit Schandthaten besudelt ward, sich ihren Widersachern angeschlossen; diese Behauptung muß dahin berichtigt werden, daß Mirabeau keine gewaltsame Staatsumwälzung wollte, sondern nur eine Verbesserung der Staatsverfassung, welche der Nation bürgerliche Freiheit, dem Talente Wirksamkeit, ihm selbst Macht, Glücksgüter und Ehre zusicherte. — Vom Hofe zurückgestoßen, widerte ihn dessen Entartung und der Verfall seines Despotismus an; er sann darauf die höchste Staatsgewalt zu bedingen vom Gesetze, angemessen den Nationalbedürfnissen, zur Aufrechthaltung der Eintracht und einer liberalen Verfassung. Er konnte in der Wahl der Mittel fehlgreifen; doch indem er das Königthum auf solche Grundlagen gründen wollte, ward er nie ein Verschwörer wider die Freiheit; er lebte, wirkte und schied als Vertreter derselben. — Mirabeau mochte sich täuschen über das Wesen der ersten Revolutionsbewegungen, welche zu bändigen es ihm an ruhiger Erwägung und an Vorhersehungsvermögen fehlte; doch die verstockte Blindheit seiner Feinde ließ ihm bald keine vermittelnde Wahl: siegen oder fallen hieß die Loosung. — Der Läuterungsproceß, welchen mehrere Jahrzehnte nicht zu Ende bringen konnten, wäre vielleicht, wenn es nach seinen Wünschen ging, schneller und für das Menschenwohl ersprieslicher beendet, oder mit weniger Blutschuld fortgeführt.

Dieses sind die Ansichten, nach welchen Mirabeau's Leben gewürdigt werden muß. Die hier zusammengestellten Züge seines Lebens sind gesammelt aus vielen der Geschichte der Revolution zugehörigen Quellen, aus seinen eigenen Schriften, aus mehrern ihm gewidmeten Biographien und vorzüglich aus den

Mémoires sur Mirabeau et son époque, sa vie littéraire et privée, sa conduite à l'assemblée nationale, et ses rélations avec les principaux personnages de son temps,

welche im vorigen Jahre in vier Bänden, bei Bossange zu Paris erschienen, und die fünfte Lieferung der Mémoires des contemporains pour servir à l'histoire

de France, et principalement à celle de la république et de l'empire ausmachen. *)

Gabriel Honoré Riquetti, Graf von Mirabeau, erblickte den 9. März 1749 das Lebenslicht auf dem Schlosse Bignon an den Gestaden der romantischen Durance, sechs Stunden von Aix, drei von Pertuis. Seine Vorfahren väterlicher Seite waren im dreizehnten Jahrhunderte bürgerlicher Unruhen halber aus Florenz in die Provence geflüchtet, oder nach dem Berichte gründlicher Genealogen, von Robert von Anjou, Könige von Neapel und Grafen von Provence, nach Frankreich verpflanzt im vierzehnten Jahrhunderte; bald gelangte hier diese Familie durch Gunst der Fürsten und Lehnsherrn, durch guten Haushalt, Ankauf und Heirathen zu bedeutenden Besitzungen; die Mirabeau's galten für eines der bedeutendsten Häuser jener Gegenden. Der Vater unsers Helden war Victor Riquetti, mit seinem vollen Titel, Marquis von Mirabeau, Sauveboeuf und Biram, Graf von Beaumont, Vicomte von Saint-Matthieu, erster Baron von Limosin; seine Mutter war Maria Geneviève von Vassan, Gräfin von Saint Matthieu, eine Nachkomme des berühmten Ingenieurs Riquet, welcher den Bau des großen Languedockanals ausführte. Die jüngern Zweige der väterlichen Familie nannten sich Grafen von Caramon und Freiherrn von Bonrepas; mit diesen Stammvettern, welche auch von dem Familiennamen Riquetti Gebrauch machen wollten, gerieth Mirabeau einst in ernsten Streit, zum Merkmale, daß er den Vorurtheilen des Adelthums nicht unzugänglich war.

Mirabeau's Vater, geb. 1715, wählte den Waffenberuf, nachdem er beim Tode seines ältern Bruders aus dem Maltheserorden geschieden war, und diente bis 1743 mit Auszeichnung; dann verheirathete er sich mit der achtzehnjährigen Tochter des Grafen von Vassan, kaufte mit dem Ertrage einer reichen Aussteuer in der Nähe

---

*) Näher nachgewiesen sind die Quellen zur Lebensgeschichte Mirabeau's im literarischen Conversationsblatt. Nr. 104 vom 5. Mai 1825.

von Nemours zu Bignon ein Landgut, bewirthschaftete dieses und nahm bald darauf seinen Wohnort zu Paris, wo er in der Vorstadt Saint Germain, in der Seinestraße ein Haus als Eigenthum erwarb. Schon war der Blick des Zeitgeistes mehr als je auf Staatsverwaltung gerichtet; wissenschaftliche Untersuchungen hierhergehöriger Gegenstände leiteten auf das System der Oekonomisten, welches allen Reichthum auf den Ertrag des Bodens begründet wissen wollte, ohne zu erwägen, daß diese beschränkte Theorie des Nationalreichthums zuletzt auf den verhängnißvollesten Despotismus der Grundbesitzer und auf Verletzung der freien Betriebsamkeit der bürgerlichen Gesellschaft hinausläuft. Mirabeau, der Vater, hatte Geist und Talent genug, sich an die Spitze der Oekonomisten zu stellen und dieses System in Schriften zu verbreiten, welche seinem Namen die größte Celebrität gaben; besonders zwei derselben: Ami des hommes und Traité de la population, hatten großen Erfolg und wirkten bedeutend zur Vermehrung des Rufes ihres Verfassers, der, des ihm zuströmenden Beifalls nicht mächtig, sich in den Briefen an seine Gattin in vermessener Eitelkeit beklagt, daß alle Welt ihn aufsuche und daß er sich nicht öffentlich zeigen dürfe, ohne Auflauf zu verursachen. So arg war es nicht; er sah durch ein von Selbstliebe gefärbtes Glas. — Die Oekonomisten waren vom Hofe, den die Pompadour durch Allmacht schändete, begünstigt; bald hieß es, Mirabeau würde Sousgouverneur der Enfants de France werden; Mirabeau fand das Sous seinem Stolze unangemessen und die Wahl ging ihm vorbei. Dagegen rächte er sich durch bittere Aeußerungen über den Hof und durch eine das Ministerium angreifende Schrift: „Theorie der Abgaben." — Die Strafe blieb nicht aus: am 14. December 1760 ward Mirabeau der Vater verhaftet, ins Gefängniß zu Vincennes gebracht, dann entlassen, auf sein Landgut Bignon verwiesen, wo er aber bald die Erlaubniß zur Rückkehr in die Hauptstadt zu erlangen wußte. Er wäre in dem Glanze eines Märtyrers freier Mittheilung staatswissenschaftlicher Ansichten aufgetreten, hätte er nicht seinen Charakterwerth in Schatten gestellt durch die kriechendsten Gesuche um Begnadigung während der Zeit seiner Verhaftung. Selbst seine Gattin, gegen welche er bald darauf einen mit schändlichen Beschuldigungen durchwebten

Proceß erhob, mußte alle Wege der Protection einflußreicher Personen aufsuchen, um seine Freilassung und die Aufhebung des Exils zu bewirken, was ihr auch gelang. Uebrigens ward die Theorie der Abgaben verboten, ein Schicksal, welches diese Schrift mit vielen mittelmäßigen Geisteserzeugnissen theilt; bei einzelnen lichtvollen Ansichten, um die Stimme des Zeitgeistes buhlend durch harte Vorwürfe gegen die Staatsverwaltung, verwirrt sich der Verfasser in Widersprüche und stößt durch Anmaßung, wie durch verwirrten, rauhen Vortrag zurück. — M. war ein Mitglied des berühmten Kreises der Madame Geoffrin, welcher in geistiger Regsamkeit eine Schule neuer, in das gesellschaftliche wie in's Staatsleben übergehender Ideen wurde und talentvolle Männer des Aus- und Inlandes umschloß. Unter diesen nennen wir den Grafen Stanislaus August Poniatowsky, später König von Polen, mehr geeignet als liebenswürdiger Günstling am Hofe der nordischen Kaiserin Katharina II. zu glänzen, als berufen, der Wiederhersteller Polens zu werden; — und Gustav III. von Schweden; Beide gaben später dem Marquis von Mirabeau Beweise des wohlwollenden Andenkens. Er selbst schritt rasch vorwärts, in dem Wahne, der Reformator des Zeitalters und der Staatsverfassungen, der Vorkämpfer für Recht und Freiheit zu werden, indeß er selbst in seinem nächsten Berufe, als Gatte und Familienvater, als sittenloser Despot erscheint, dessen Lüste jeder Sittlichkeit Hohn sprechen. Ohne eine Spur des Anstandes bildete er aus den weiblichen Bedienten seines Hauses ein Serail, überließ sich den gröbsten Ausschweifungen, erzwang die Entfernung seiner Gattin, verschuldete die Verwahrlosung der mit ihr erzeugten Kinder, und erhielt in einer frechen Buhlerin eine Gebieterin, deren ruchlose Rathschläge den Ruin seiner Familienangelegenheiten vollendeten, wo dann die Proceßsucht des Marquis vollen Spielraum fand und in Darlegung eigner Schande wie fremder, Gefallen fand. Nicht ohne Empörung des Gefühls liest man, wie die Marquise mit der größten Resignation sich erbot ihres treulosen Gatten Schulden zu bezahlen, mit Aufopferung ihres Privatvermögens, welches bei der Verheirathung auf 40 bis 50 tausend Livres jährliches Einkommen abwarf, wenn Mirabeau sie nur sicher stellen wollte gegen den frechen Uebermuth der

Nebenbuhlerin; doch der Ehrlose verwarf den Antrag mit ungezügelter Härte; seine nichtswürdigen Ränke wußten sogar Mittel zu finden, daß seine Gemahlin verhaftet und in strenger Gewahrsam gehalten wurde; dann bemächtigte er sich ihres ganzen Vermögens und erzwang dessen völlige Abtretung gegen das Versprechen eines geringen Jahrgehalts, welches er der getrennten Gattin zu zahlen versprach.

Unter solchen Familienverhältnissen wuchs der Graf von Mirabeau heran; mit aller Macht kindlich unverdorbener Gefühle hing er an seiner Mutter; mit düsterer Abneigung betrachtete er den Vater, von welchem ihm späterhin (unter d. 19. November 1779) jene das grausenvolle Bekenntniß ablegte: „Dein Vater hat mir zweimal Gift beigebracht, um eine vorzeitige Niederkunft zu bewirken, indem er auf seinen leiblichen Bruder eifersüchtig war; dein Vater hat mich dreimal mit einer schändlichen Krankheit angesteckt; er hat mein Eigenthum vergeudet, mich seinen Buhlerinnen aus meiner Dienerschaft geopfert und ihrer Willkür preisgegeben; mich, die ihm 50,000 Livres jährliches Einkommen zubrachte, die Mutter von eilf Kindern, in Dürftigkeit gestürzt und mit schmachvollen Anschuldigungen überhäuft — dieses ist der Lohn einer treuen, zwölf Jahre hindurch ihm erhaltenen Liebe."

Solches Vaters Sohn war der berühmte Mann, welchem diese Darstellung gewidmet ist; bei dem harten Charakter des Familiendespoten, der nach seiner Schrift den glänzenden Namen des Menschenfreundes vorzugsweise in Anspruch nahm, ging dem Kinde wie dem Knaben das Glück einer heitern Jugend verloren; früh wurde der Keim der Sittlichkeit und des Zartgefühls erstickt unter schlechten Umgebungen und Vorbildern; wilde Leidenschaft und Starrsinn ließen kein Gefühl reiner kindlicher Liebe aufkommen. Früh erkannte der Vater, wie sein Sohn von ihm eine gar selbständige Willenskraft zum Erbtheile erhalten habe; wenig bekümmert, solche zur Festhaltung des Jugendlichen zu bilden, sann er nur darauf, seine väterliche Gewalt zu üben, damit der Sohn dem Joche der Unterwerfung unter seinen Willen nicht entwachsen möge; dagegen entwickelte sich von der Kindheit an in dem jungen Mirabeau Abneigung, Widerwille und Haß gegen die Befehle des Vaters; seiner Herrschaft sich zu entziehen, war der offenkundige

Zug seines Strebens. Der Knabe, als der Erstgeborne, wurde schon als Kind für den Waffendienst bestimmt; hierauf der ihm ertheilte Unterricht berechnet. Mirabeau zeigte früh für den Kriegerberuf entschiedene Anlagen. Er erzählt von sich: „Mein Hofmeister (Poisson) war ein verdienstvoller Mann, aber er wurde in seinem Erziehungsplane sehr beschränkt. Er entließ mich als einen schlechten Lateiner, der einige Classiker gelesen hatte, aber weder seine Gedanken frei entwickeln, noch durch die Wahl der Studien seiner Neigung fröhnen durfte. Unter dem Drucke düsterer Launen des Vaters, der Geldmittel beraubt, welche mir Unterricht verschaffen konnten, entfernt vom väterlichen Herde, wo sich mir eine zahlreiche, wenn auch ohne Kenntniß gesammelte Bibliothek darbot, ward ich in eine Pensionsanstalt gebracht, wo mir die Studien der Mathematik ertragreicher wurden, als die der Sprachen; auch sammelte ich dort manche Kenntnisse, aber plan- und ordnungslos."

Mirabeau war siebzehn Jahr alt, als er von der Schule abgerufen, als Unterlieutenant bei dem Regimente Royal-Comtois Anstellung erhielt; hier diente er ohne lautgewordenen Vorwurf, nur ein Liebesabenteuer machte sich bemerklich. Der für einen philosophischen Kopf gelten wollende Vater erfreute sich der Ehre des Sohnes, der als Glied der Familie Riquetti im Hofdienst zur Nähe des Königs zugelassen wurde. Ungeachtet dieser Nahrung legitimer Eitelkeit versagte der alte Marquis die Geldmittel, welche solche Verhältnisse nothwendig machten, und brachte den Sohn in Schulden. Außer den hieraus erwachsenden Vorwürfen wurde der Vater erzürnt von einem Liebesverständniß, welches der Sohn mit einer jungen Dame von gleichem Alter, Range und Vermögensverhältnissen angeknüpft hatte und eine feste Verbindung gerathen machte. Der alte Marquis trat diesem vorzeitigen Lebensplane feindselig entgegen; er erachtete ihn als vermessenen Ungehorsam, machte ihn zum Vorwande verdoppelter Strenge und reihete an seine Vorwürfe den barbarischen Plan, seinen Sohn in holländischen Diensten nach Surinam zu schikken; es schien ihm, unbeachtet der Fährlichkeit solcher Verbannung und der bekannten Ungesundheit des Klimas, nur darum zu thun, den Sohn los zu werden. Vermittelnde Freunde wußten die Ausführung der unvä-

terlichen Rachsucht zu hintertreiben. Doch wurde der Liebende nach der Insel Ré, im gasconischen Meere, Rochelles gegenüber, einst berühmt als Vertheidigungspunct der Hugenotten, in Gewahrsam geschickt. — Mit vollem Rechte klagt der Sohn: „Von meiner frühesten Kindheit an habe ich von Ihnen, mein Vater, wenige Beweise der Liebe erhalten; ehe ich solches verschulden konnte, haben Sie mich mit Härte behandelt; so ward mein angeborner Jähzorn aufgeregt, anstatt ihn zu mäßigen. Weit entfernt mich rechtfertigen zu wollen, erwähne ich nur, daß Sie, nachdem Sie mir verziehen haben, besage Ihres eigenen Briefes auf dem Punct standen, mich nach den holländischen Kolonien zu senden, kurz vor meiner Verhaftung auf der Insel Ré. Dieses Geständniß hat tiefen Eindruck auf mich gemacht und mächtigen Einfluß gehabt auf mein Betragen. Was verbrach ich, ein Achtzehnjähriger, daß Sie auf diesen Plan verfielen? — Ich liebte!“

Dürfen wir bei der Beobachtung des fernern Lebens des berühmten Revolutionshelden fragen: woher die wilde Glut gegen Beschränkung der menschlichen Freiheit, woher der ungezügelte Haß wider jeden Despotismus?

Der Vater wich endlich den Vorstellungen der Familienfreunde wegen Ungerechtigkeit und Nutzlosigkeit des über den Sohn verhängten Verhafts; nach einjähriger Strafe ward Mirabeau entlassen und beeilte sich als Freiwilliger den Feldzug gegen Korsika mitzumachen, wo Frankreich dem genuesischen Freistaate Hülfe leistete, um die wider Sklaverei kämpfenden Korsen zu unterjochen. Wahrscheinlich erlangte er nur durch diesen Schritt die Erlaubniß, aus der bisherigen Verbannung zu gehen: denn sonst möchte sich Mirabeau schwerlich entschlossen haben an Waffenthaten Theil zu nehmen, aus welchen den Siegern wenig Ruhm erwachsen konnte. Abgesehn von seinen politischen Ansichten löste Mirabeau seine Verpflichtungen als Officier und zeigte sich thätig, tapfer, in seltner Geistesgegenwart. Als der Feldzug beendet, verließ er die Soldatenreihen, misvergnügt über den Geiz seines Vaters, der ihm das Geld versagte zum Ankaufe seiner Dragonercompagnie; mehr noch über die ganze Stellung des Soldatenstandes, über welche er folgendes Bekenntniß ablegt: „Mein Glaube ist, daß die Menschen, mithin auch die Könige nur Rechte verleihen können, die sie

wirklich besitzen, das heißt, die Befugniß selbst gerecht zu handeln und durch Befehle dahin zu wirken, nach unabänderlichen Naturgesetzen; die Entscheidung der Rechtmäßigkeit des Kriegs und Friedens steht daher einzig dem gesunden Menschenverstande des tugendlichen Mannes zu. Diese Ansicht wird beständig die meinige seyn; sie ist mit der Uniform unverträglich. — Stehende Heere waren, sind und bleiben nur nützlich zur Bildung und Festhaltung absoluter Gewalt. Da ich nicht zu den Miethlingen gehöre, welche nicht wissen, daß sich ihre Soldherrn daran erinnern müssen, wie die von ihnen gegebene Löhnung von der Nation gezahlt wird, welche jedem Befehle ihrer Herrschaft blind Folge leisten, ohne zu erwägen, daß sie sich dadurch mehr dem Stande des Bedientenrockes als des Kriegerkleides anschließen, — so steht mir der Soldatendienst nicht an." — Korsika betreffend fügt er hinzu: „Nach beendetem Feldzuge durchreiste ich die Insel und sah die Denkmale der Verwüstung der Genuesen und ihre Verbrechen; bei den Wahrzeichen des Despotismus erkannte ich meinen Feind; alle Gefühle, alle Geisteskraft ward in mir aufgeregt; ich griff zur Feder, ich entwarf das Bild der Unglücksfälle Korsika's und der Schandthaten der Genuesen. Mein Vater unterdrückte diese Schrift; unbezweifelt war sie höchst incorrect geschrieben, aber sie war voll Wärme, voll Wahrheitsliebe, voll Ansichten und voll von richtig beobachteten Thatsachen über ein Land, welchem man keine richtige Ansicht abgewinnen konnte, weil man nur bestochene Berichterstatter und blinde Parteigänger darüber hörte."

Gegen Ende des Jahrs 1769 kam Mirabeau zurück nach Frankreich; sein Oheim, der Bailli von Mirabeau, hatte zwischen Vater und Sohn eine Vereinbarung eingeleitet, welche die Stelle der Aussöhnung ersetzen sollte — von beiden Seiten war es nur ein kurzer Streitesstillstand. Unverkennbar waltete in des Sohnes Wort und That ein reines kindliches Gefühl vor, welches mit sehnsuchtsvoller Innigkeit einen liebenden Vater sucht, sich als gehorsamer Sohn dessen zu erfreuen sehnt; aber der störrische Marquis beharrte in seiner widernatürlichen Feindschaft. Ersterer bat gegenwärtig: „Bewilligen Sie, mein Vater, Ihrem Sohne ein für unser beiderseitiges Wohl nothwendige Gunst: ich bin jung, habe tausend Fehler, welche jedoch vielleicht von den

guten Eigenschaften aufgewogen werden; ich bin sehr reizbar: Zeigen Sie sich mir finster, lassen Sie mir nie ein offenes Herz sehen, so verzweifle ich; aber ich schweige, nach Ihrem Beispiele; ich glaube mich ungehört verdammt. Misfällt Ihnen irgend etwas in meinem Betragen, so stellen Sie mich darüber offen zur Rede: ich werde mich rechtfertigen oder meinen Fehler eingestehen; Sie werden von Ihrem Irrthume zurückkommen, oder mir verzeihen. Ohne störende Aufregung wird mir nichts Ihre Zuneigung entreißen; unter beständiger gegenseitiger Offenheit werden Sie glücklich seyn: denn ich werde Ihrer Zärtlichkeit vertrauen dürfen."

Der einundzwanzigjährige Mirabeau ward vom Vater mit der Bewirthschaftung mehrerer Familiengüter beauftragt; er nahm sich der fremdartigen Geschäfte mit Lust und Eifer an, mit bestem Erfolge. Das neue Verhältniß war von geringer Dauer. Der Marquis trieb sein Wesen in Paris; hier suchte ihn der Sohn im Frühjahre 1771 auf und machte durch neue Vorstellungen seiner Unzufriedenheit mit der unwandelbaren Strenge des Vaters Lust. Beide gingen dann nach dem Landgute Bignon, wo der Verkündiger des physiokratischen Systems durch Verbesserung des Landbaues seine Lehren bewähren wollte. Der scharfsichtige, unbefangene Sohn durchblickte die schwachen Seiten der Unternehmungen; aber er schwieg, um den Vater nicht zu reizen. Er versuchte vielmehr dessen Gunst auf alle nur mögliche Weise zu erlangen, um sich eine unabhängig selbständige Lage zu verschaffen und sich zu verheirathen. Versuchte der Graf über seine Lebensplane, über häusliche Angelegenheiten, über die Bewirthschaftung der Familienbesitzungen zu reden, so beharrte der unheimliche Vater im düstern Schweigen; ihm schien nichts verhaßter, als seinen Sohn, ohne Geldverlegenheit, in freier Wirksamkeit glücklich zu sehen. Wer möchte bei so bewandten Umständen den Sohn anklagen, wenn er planlos umherirrte, nutzlos Zeit und Kraft vergeudete, für Gegenwart und Zukunft auf nichts bedacht war, als befreit zu werden von der strengen Zucht des unzugänglichen Vaters. Dieser hielt es für gerathen den Sohn zu entfernen und sandte ihn auf die Stammgüter in der Provence, mit deren Verwaltung er ihn beauftragte. Der junge Graf reiste ab; aber er beeilte sich nicht die Burgen seiner Ahnen zu erreichen; er verweilte zu Lyon,

in Genüssen und Ausschweifungen; auch wurden, wie bei solcher Lebensart natürlich, Schulden gemacht, des Vaters Zorn zu neuen Verfolgungen des Sohnes aufgereizt. Dieser wandte sich mit offenem Geständnisse seiner zu Lyon begangenen Ausschweifungen an seinen Oheim, den Bailli von Mirabeau, der zu Aix wohnte, und erhielt von diesem menschenfreundlichen Manne, welcher die Fehler der Jugend im milden Lichte sah, ernste Ermahnungen beim Versprechen, den väterlichen Zorn zu brechen. Der reuige Sünder hatte sich indeß auf die Güter in der Provence begeben und lebte dort so ganz den ihm vom Vater übertragenen Geschäften, daß er kaum in nächster Nachbarschaft die nöthigen Besuche des Anstandes machte. Des Marquis Unwille konnte nicht zufrieden gestellt werden; da klagt dann der Sohn: „Ich sehe mich aus dem Herzen meines Vaters vertrieben, giftige Pfeile werden feindlich auf mich abgeschossen. Alles was von mir kommt, verwirft mein Vater; das Geschehene tritt wieder vor meine Seele, und diese Erinnerung verdüstert die Ansicht der Gegenwart. Sorgenvolle Aufregungen erinnern mich an Sumatra (Surinam) und erfüllen mich mit namenlosem Kummer; ohne Zweck, ohne Vertrauen, ohne Kraft, verfalle ich in Besinnungslosigkeit, und diese wird die Vorläuferin neuer Vergehen." — Eine Verheirathung sollte der Noth ein Ende machen; der Oheim war damit einverstanden und leitete die Wahl auf das Fräulein von Marignana, zu Aix wohnhaft, siebzehn Jahr alt, einer der ersten Familien der Provence zugehörig, reich und liebenswürdig, ohne gerade schön zu seyn; auch der alte Marquis schien anfänglich sehr für diese Verbindung zu stimmen; doch zeigte er sich bei dieser Veranlassung, wie immer, launenhaft, widerspruchssüchtig; der Graf betrieb seine Bewerbung um so feuriger, da sein reges Selbstgefühl dabei ins Spiel kam; denn höhnisch hatte ihm der Vater geschrieben: „Du bist viel zu übel berüchtigt, als daß man Dir Gehör geben sollte." — Die Erkorene hatte unter den zahlreichen Bewerbern sich schon entschieden; für Mirabeau gab es keine Schwierigkeit, binnen kurzem war der Nebenbuhler verdrängt; zwar erklärte des Mädchens Vater der Tochter: „Du willst den Herrn de la Valette nicht zum Manne, dein Wille soll geschehen; doch den Grafen von Mirabeau sollst du auch nicht haben, weil ich

es nicht will!" — Der Störenfried, der alte Marquis, unterließ nicht seinen Aerger über manche glückliche Fortschritte des Sohnes laut werden zu lassen; er verdarb muthwillig alles: er befahl dem Sohne auf der Stelle Aix zu verlassen, widrigen Falls er ihn verhaften und nach St. Margaretha, einer westindischen Insel, bringen lassen würde. Der Graf gehorchte nicht, blieb in Aix, betrieb seine Verbindung mit dem Fräulein von Marignana und führte es zum Traualtare im Juni 1772, unter Besiegung zahlloser Schwierigkeiten, unter Familienzwistigkeiten, welche nicht einmal die Zusicherung eines anständigen Auskommens des neuen Ehepaares ins Reine bringen ließen. In Leidenschaft und Unfrieden war das Band geknüpft; bald mußten die ärgerlichen Händel desselben durch richterliche Hülfe geschlichtet werden; Mirabeau wird angeklagt, der sittenlose Verführer eines unerfahrenen Mädchens gewesen zu seyn; hatte er die Gelegenheit nicht versäumt, um die Ansprüche auf ihre Hand durchzusetzen, so muß man sich über die Kurzsichtigkeit der Aeltern wundern, oder eine versteckte Begünstigung der Bewerbung vermuthen, da Mirabeau Monate lang zu Aix der tägliche Haus- und Tischgenosse der Geliebten war und schon von deren Aeltern als ein wirkliches Familienmitglied behandelt wurde. — Durch baldige Geburt eines Sohnes, er trat am 6. October 1773 ins Leben, schien die Eintracht des Ehepaars einen festen Charakter zu gewinnen; wenigstens zeigte der Gatte für sein Kind immer die innigste Zuneigung und ein väterliches Zartgefühl, welches unter allen Lebensstürmen sich in unveränderter Lauterkeit erhielt. Lange Zeit nachher, als er durch den Tod den geliebten fünfjährigen Sohn verloren hatte, konnte er dessen nie gedenken, ohne daß seinen Augen Thränen entquollen. — An Ursachen des häuslichen Unfriedens mangelte es nicht: er verfiel in Schulden und wurde creditlos gemacht; sein ungestümer Charakter wurde nicht durch ein abgemessenes, tadelfreies Betragen der Gemahlin in Schranken gehalten; und des alten Marquis feindselige Gesinnung vollendete das Unglück, welches für Mirabeau's Leben sich fortspann bis zu dem Augenblicke, wo der Tod seinen Verirrungen Stillstand, nicht aber seinen Feinden Frieden gebot.

Mit dem zweiten Jahre seines Ehestandes hatte Mi-

rabeau eine Schuldenlast von 160,000 Franken, zu deren Entschuldigung er eigentlich nichts beizubringen wußte, als die oft bestätigte Erfahrung, daß engherziger Geiz der Väter die Söhne zu unsinnigen Verschwendern macht; Juden und Wucherer erhalten freies Spiel. Immer mehr gedrängt, legte der Graf seinem Vater das Geständniß seiner Verirrungen und des Verfalles seines Hauswesens ab und suchte ihn zu gewinnen für einen recht vernünftigen Plan, vermittelst welches ohne Aufopferungen des Vaters das Schuldenwesen regulirt werden konnte; doch der Alte hatte mit Schadenfreude das Umsichgreifen des pecuniären Krebsschadens beobachtet; er verweigerte jetzt jede Hülfleistung unter dem Vorgeben, daß solche nur dazu dienen würde, dem Trotze des Sohnes besseren Rückhalt und fernerem Schuldenmachen neuen Credit zu geben. Die Aeltern der Gattin, anfänglich etwas zu thun erbötig, traten zurück, als der Marquis jeden vermittelnden Vorschlag von sich wies und der Rachsucht freien Lauf ließ. Bei schwerverschuldetem Hauswesen kann kein eheliches Glück gedeihn; Mirabeau's Gattin, in Wohlleben erzogen, verfiel in kalte Gleichgültigkeit und Abneigung wider den Gatten. Diese Spannung ward gesteigert durch die Maßregeln, zu welchen der alte Marquis schritt. Rechtshändel waren sein Element; er leitete sie auch jetzt ein, er ließ den Sohn nach Paris kommen, ihn gerichtlich vernehmen und mit allen Rechtsformen für einen Verschwender erklären, unter Entsagung aller Verwaltung seines gegenwärtigen und zukünftigen Eigenthumes; ihm ward ein Jahrgeld von tausend Thalern verwilligt. Auf der einen Seite verletzte den ehrsüchtigen Jüngling, welcher mit großen Planen in die Welt zu treten gedachte, diese öffentliche Entehrung; auf der andern ward er dadurch augenblicklich befreit von den Plackereien der Gläubiger. Diesen ward er aus den Augen gebracht, als der Vater einen königlichen Befehl bewirkte, vermittelst welches der Sohn angewiesen ward sich auf die Familienbesitzung Mirabeau zugegeben. Resignirt leistete er Folge, traf dort mit seiner Gattin zusammen, lebte still und fand Freunde, durch deren thätige Hülfleistung er zur Ausführung eines mit Sachkunde entworfenen Planes schritt, wovon er erzählt: „Dieses Unternehmen bezweckte innerhalb zehn Jahren meine sämmtlichen Schulden zu bezahlen und zugleich

das Einkommen meines Vaters und die Einwohnerzahl seiner Insassen auf diesen Gütern zu verdoppeln. Ich war einzig mit diesem, nur von mir herrührenden Projecte beschäftigt. Eine ruhmvolle Laufbahn war mir längst verschlossen durch die Versagungen meines Vaters; eigene Fehler hatten mir eine solche noch unzugänglicher gemacht. So wandte ich mich zu Beschäftigungen, die bekanntlich meines Vaters Neigung und seinem ökonomistischen Systeme entsprachen; ich wollte seine Liebe wiedererlangen; aber man ließ mir dazu keine Zeit." — Bei allem regsamen Eifer, welchen Mirabeau zum Verfolg seiner Absichten aufwendete, lassen Unbeständigkeit, angewohnte Verschwendungssucht und die wilde Leidenschaftlichkeit seines Charakters bezweifeln, ob er das vorgezeichnete Ziel binnen zehnjähriger Frist würde erreicht haben. Bald verlautete, daß er, ungeachtet der von beiden Familien getroffenen Vorkehrungen, zum heimlichen Schuldenmachen neue Gelegenheit zu finden wußte. Nun mußte er die väterlichen Besitzungen räumen und, auf königlichen Befehl, unter strengem Verbot sich von dort zu entfernen, nach Manosque, einer kleinen Grenzstadt im heutigen Departement der untern Alpen an der Durance, gehen. Auch hier wurden zum Schuldenmachen bald Mittel und Wege gefunden; Mangel an standesmäßigem Unterhalte und Neigung zu Ausschweifungen führten nothwendig dahin; dennoch versichert Mirabeau, dessen Frau ihm hierher gefolgt war: „Hier lebten wir einträchtig und friedlich; unsere beschränkte Lage störte unser zärtliches, auf höherem Werth beruhendes Verhältniß nicht. — Erst im Mai 1774 ward unser häusliches Glück unterbrochen; ein Vergehen der Frau von M i r a b e a u ward für mich die unerschöpfliche Quelle von Unglücksfällen. Frau von M i r a b e a u führte einen Briefwechsel, dessen Gefahr sie in jugendlicher Unerfahrenheit nicht erwog. Ich entdeckte es, entschuldigte und verzieh. Ich fuhr fort dem Gegenstande ihrer Zuneigung Freundesdienste zu erweisen, wodurch ich den guten Ruf meiner Gattin schonen wollte. Dieses Betragen gab mir unbezweifelt verdoppeltes Recht auf ihre Zärtlichkeit, auf ihre Dankbarkeit und auf häusliches Glück; doch wurde es ein Hauptgrund meiner folgenden Leiden." —

Diese Andeutungen sind nicht geeignet das Dunkel zu erhellen, welches auf dieser Katastrophe M i r a b e a u's

liegt; so offen er sonst auch gewöhnlich im Guten wie im Bösen erscheint; er bleibt räthselhaft, wenn man nicht annehmen will, daß er durch den über ihn waltenden Unglücksstern, in ein verworfenes Spiel böser Ränke versunken, allem Ehrgefühle abwendig geworden sey. Hier in der Kürze die Thatsachen, welche den abenteuerlichen Lebenslauf bezeichnen:

Mirabeau entdeckte ein Liebesverständniß seiner Gattin mit einem jungen Edelmanne de Gassaud, mit welchem er ferner in so genauer Verbindung blieb, daß er dessen Verheirathung mit der Tochter des reichen Marquis de Villeneuve-Tourette zu vermitteln sich unterzog. Er verließ gegen des Königs Befehl, gegen sein gegebenes Ehrenwort Monosque und ging nach dem Schlosse des Brautvaters Tourette, beim Städtchen Grasse in der Languedoc, wo in den ersten Tagen des Augustmonats 1774 die Bewerbungen des jungen de Gassaud durch die Ueberredungskunst des Unterhändlers angenommen, und die Verlobungsfeier mit Familienfesten, Lustgelagen und Bällen begangen wurde. Je höher die Familie des Marquis de Villeneuve stand, um so zahlreicher eilten aus weiter Umgegend Verwandte und Bekannte herbei. Solche Zusammenkünfte auf den Landsitzen waren der Tummelplatz zahlloser Liebesabenteuer, wo junge schöne Frauen ihres Sieges gewiß seyn konnten. Als die reizendste Zierde der Gesellschaften zu Tourette glänzte Mirabeau's Schwester, die schöne galante Marquise von Cabris, welche sich mit ihrem Gemahle auch eingefunden hatte und gar nicht abgeneigt schien die Gelegenheit zu Eroberungen wohl zu nutzen. Der Gemahl legte wenig Hindernisse in den Weg, denn er störte, stolz auf die Triumphe seiner Gattin, deren lustiges Leben nicht, in der wohlgefälligen Zuversicht, daß es niemand wagen würde etwas seiner Ehre Nachtheiliges im Schilde zu führen. Diese Sicherheit des Marquis von Cabris soll sich niemand besser zu Nutze gemacht haben als Mirabeau, der, nach vielen einstimmigen Zeugnissen, der Geliebte seiner leiblichen Schwester zu seyn kein Bedenken trug. Da es nicht an eifersüchtigen Nebenbuhlern fehlte, blieb dieses ärgerliche Verhältniß auch nicht lange auf dem Schlosse zu Tourette unbemerkt; besonders hatte ein Vetter des Hauses, Herr von Villeneuve-Moans, es auf die schöne Dame

abgesehen und gedachte seines Sieges gewiß zu seyn, indem er gegen die Frau von Cabris Rechte des Vertrauens geltend machen wollte, welche er aus dem Mitwissen des blutschänderischen Umganges herleitete. Der Graf von Mirabeau ward von seiner Schwester sogleich hiervon benachrichtiget, foderte den Herrn von Villeneuve zum Zweikampfe und sah, da der Beleidiger sich nicht stellte, die Gelegenheit ab, um ihn persönlich zu mißhandeln und durchzuprügeln. Villeneuve machte die erlittene Schmach selbst bekannt, indem er gegen Mirabeau vor dem Gerichtshofe von Grasse Klage erhob, den Gegner eines meuchelmörderischen Ueberfalls beschuldigte und seine Verhaftung und Verurtheilung in eine Entschädigungsstrafe von 3000 Franken bewirkte. — Natürlich machte in allen Zirkeln dieser Vorfall damals vieles Aufsehn und wurde bei mehreren Veranlassungen mit Anspielungen, die Mirabeau nicht gefallen konnten, von seinen Feinden, welche er nie schonte und die volles Vergeltungsrecht übten, ins Gedächtniß zurückgerufen. Jemehr Mirabeau beständig seinen Leidenschaften und Lüsten alles zu opfern sich fähig zeigte, um so mehr erinnerte man sich der lüsternen Beschreibung, welche er von der reizenden Liebenswürdigkeit seiner Schwester entwarf. Sein offenkundiger Hang zur Wollust macht es wenig zweifelhaft, ob die Beschuldigung, daß er die Stellung des Bruders mit der eines genußsüchtigen Anbeters zu vertauschen keine sittliche Scheu trug, gegründet sey; die weibliche Tugend der Frau von Cabris leistet für die hieraus entstehenden Verirrungen keine Bürgschaft; Marquis von Mirabeau hielt, nach öffentlichem Geständniß, das begangene Verbrechen für eine ausgemachte Sache.

Diese Vorfälle auf dem Schlosse zu Tourette blieben für Mirabeau nicht ohne schlimme Folgen. Er hatte durch seine Entfernung von Monosque den königlichen Befehl übertreten und vielfache Beschuldigungen auf sich gehäuft. Dem aufgebrachten Vater blieb nichts verschwiegen; seine Maßregeln, deren Durchführung ihm genaue Verbindung mit dem Minister Maurepas erleichterte, waren entschieden; gegenwärtig brauchte er nicht einmal den oft gehörten Vorwurf zu großer Strenge fürchten: er trug beim Könige darauf an, daß sein Sohn in engen Verhaft gebracht würde, um ihn wider die Ver-

folgungen von Grasse aus zu verwahren und seinem unaufhörlichen Schuldenmachen ein Ziel zu setzen; so erheischte es, nach seiner Versicherung, das Wohl des entarteten Sohnes, der Schwiegertochter und der ganzen Familie. Mirabeau kannte das ihm drohende Ungewitter; er, nie um Rath verlegen, gedachte es zu zerstreuen; er bestimmte seine Gemahlin, wie unzufrieden sie auch mit ihm seyn mochte, nach der Hauptstadt zu gehn und dort zu seiner Begnadigung Bekannte, Gönner und Freunde in Bewegung zu setzen. Die Gräfin von Mirabeau reiste scheinbar willfährig am 3. August 1774 nach Paris ab, doch ohne etwas auszurichten; ihre Unterhandlungen scheiterten vielleicht am Mangel des Eifers für den ausschweifenden Gatten, oder am mächtigen Einflusse des Schwiegervaters. Sie blieb noch einige Zeit in der Hauptstadt, ging dann zu ihrem Vater und sah ihren Gatten nicht wieder, ob er gleich wiederholt sie aufforderte zu ihm zu kommen; seine Lebensweise machte dies von ihrer Seite nicht rathsam; sie setzte, seines Widerstrebens ohngeachtet, bald nachher eine bürgerliche Trennung der Ehe durch, da, nach der römischen Kirchenverfassung, eine kirchliche nicht erlangt werden konnte.

Schon in den ersten Tagen des Septembers 1774 erging der königliche Befehl, welcher dem Grafen von Mirabeau gefängliche Haft auf dem befestigten Schlosse If, an den Küsten der Provence, dem Hafen von Marseille gegenüber, auferlegte. Der Gefangene traf hier den 23. des erwähnten Monats ein. Er fand dort als Commandant einen verdienstvollen, verständigen, tüchtigen Mann, Godefroi d'Alègre. Er hatte streng lautende Vorschriften für die Behandlung des Grafen; er wußte diese zu erfüllen, ohne Härte zu üben gegen den Grafen, dessen Herzen — durch Nachricht von dem Tode seines Sohnes eine empfindliche Wunde geschlagen wurde. Mit seiner Schwester hatte er jeden Briefwechsel abgebrochen; der seiner Gattin erkaltete. Mirabeau war ohne Widerstand, ohne von dargebotenen Mitteln zur Flucht Gebrauch zu machen, in die neue Gefangenschaft gegangen. Wenn man will, wußte er für den Verlust der Freiheit dort auf der Citadelle von If bald Entschädigung zu finden in den Armen einer niedlichen Weinschenkenfrau, deren Gatte durch brutale Lebensweise, an

der Seite einer Buhlerin, bei beständiger Kränklichkeit, dem Verständnisse der Liebenden die Hand bot. Der Weinschenke ging zur Wiederherstellung seiner Gesundheit, auf das Arztes Rath, nach Marseille; Mirabeau trieb indeß sein Wesen mit der Strohwitwe, welche vor des Mannes Rückkehr, auf des gefangenen Liebhabers Rath, mit Empfehlungsschreiben desselben versehen, nach Grasse flüchtete. Daraus entstand bald ein weitläufiger Proceß, den der Ehemann, Mouret mit Namen, wider den Grafen Mirabeau als Verführer seiner Frau erhob und ihn beschuldigte, 4000 Franken, welche ihm entwendet, bei Seite gebracht zu haben. Mit dem ersten Theile der Anklage hatte es seine Richtigkeit; der zweite war erlogen; es ergab sich später, daß Mouret's Maitresse dieses Geld gestohlen hatte. Uebrigens war Mouret ein gemeinschlechter Mensch, welcher nur in Verfolgung boshafter, rachsüchtiger Plane eine gewisse List zeigte; so machte er auch die Untreue seiner Gattin zur Veranlassung, sich mit Mirabeau's Gemahlin in Briefwechsel zu setzen und dessen Lebensweise mit den schändlichsten Zügen zu schildern. Diese Rache blieb nicht ohne Wirkung, wie die andern schriftlichen Klagen wider den Verhafteten, welche der Weinschenke an den Marquis von Mirabeau sandte. Dagegen nimmt sich der wackere Commandant des angeschuldigten Gefangenen an in einem Briefe an den erzürnten Vater: „Man hat mich benachrichtiget, sagt er, daß ein niederträchtiger Weinschenke Ihnen vom Herrn Grafen Schandthaten berichtet hat; Ihre Briefe an mich und an ihn bestätigen dieses. Hätte ich ahnen können, daß ein Ehrloser frech genug wäre, durch lügenhafte Zuschriften den Herrn Grafen zu verleumden, so würde ich den falschen Beschuldigungen des Unflätigen die überzeugendsten Beweise entgegengesetzt haben. — Ich verfehle daher nicht Ihnen anzuzeigen, daß der elende Mouret, dessen Beschwerden Sie zuviel Glauben schenkten, ein schändlicher Mensch ist, den seine Frau, um von ihm nicht todt geschlagen zu werden, schon dreimal verließ; daß die arme Frau, welche allgemeines Mitleid genießt, täglich gemißhandelt wird von einer Nebenbuhlerin und von ihrem unwürdigen Ehemanne. Der Herr Graf, mit dem besten Herzen, interessirt sich lebhaft für das Schicksal der jungen Frau. — Als ich inne wurde, daß diese Zuneigung die Gren-

zen überschritt und ruchbar wurde, entfernte ich die Frau aus dem Platze, unter genauer Durchsicht der mitgenommenen Sachen, damit ihr Mann sie keiner Entwendungen beschuldigen könne. — Dieses, Herr Marquis, ist der ganze Vorfall. Wenn man sechsundzwanzig Jahr alt ist, übernimmt man willfährig den Beruf, eine niedliche unglückliche Frau zu trösten; ich hätte in diesem Alter dasselbe gethan. Nach dem erstatteten Berichte glaube ich, kann eine jugendliche Aufwallung dem Herrn Grafen nicht das gute Zeugniß vorenthalten, welches ich Ihnen darzureichen die Ehre habe." —

In einem zweiten Briefe vom 24. Mai 1775 schreibt Herr von Alègre dem Vater: „Auf das gewissenhafteste bezeuge ich, daß der Herr Graf von Mirabeau in den sechs Monaten, welche er bisher auf königlichen Befehl hier gefangen gesessen, nie die geringste Ursach zu Beschwerden gab, daß er sich immer gut betrug, daß er bei mehreren Proben seinen Jähzorn möglichst gemäßigt hat, daß ich ihm auf sein Ehrenwort Freiheit verstattete, die er nie gemißbraucht." — Hiermit verbindet der Commandant seine Anträge zu baldiger Befreiung des Gefangenen. — Dennoch wurde Mirabeau's Betragen auf der Insel If zehn Jahre später nochmals in Anklage gestellt, als seine Frau wider ihn in die Gerichtsschranken trat.

Mirabeau glaubte der Befreiung nahe zu seyn, während seine und seiner Gattin Familie es rathsam fand, seine Versetzung in ein anderes Staatsgefängniß zu bewirken. Er hoffte noch immer durch die Gemahlin selbst seinen Vater zu gewinnen; er verlangte, sie solle zum Schwiegervater gehen und ihm erklären, die Trennung von ihrem Gatten sey ihr unerträglich, selbst ihr guter Ruf leide dadurch, sie werde nächsten Tages zu ihm abreisen. — Er beschwor seine Frau, daß, wenn sie zu Neujahr 1775 noch in Paris sey, nie ein Obdach sie wieder vereinigen würde. — Dagegen machte die Gräfin von Mirabeau Ausflüchte: wie die Umstände nicht verstatteten, daß sie zu ihm komme; daß, sie für die kurze Zeit seiner Verhaftung nicht die weite Reise von hundert Meilen zu unternehmen rathsam hielte, und daß sie seinen Rath zu hören wünschte, ob es nicht gut sey, wenn sie, anstatt nach der Provence zurückzugehen, einige Zeit ihren Aufenthalt in einem Kloster zu Paris nehme.

Ohne gerade Untreue in Anschlag zu bringen, hatte die Gräfin im Betragen ihres Gemahls, in seiner Lage und seinem Rufe genügende Ursach, eine Vereinigung mit ihm zu vermeiden. Sie wurde aber von ihrem Vater, gegen ihre Neigung, genöthigt die Hauptstadt zu verlassen und in die heimathliche Provence zu ziehen; man fürchtete abseiten der Familie, dieser Zwang möchte eine Vereinigung des gespannten Ehepaares herbeiführen, und beschleunigte deshalb die vom Könige bewilligte Versetzung des gefangenen Grafen von der Insel If, deren Commandant zu nachsichtig befunden war, nach der Citadelle Joux, nahe bei Pontarlier, in der Franche-Comté, dem jetzigen Departement des Doubs, an der schweizer Grenze, wo man ihn in strengerem Gewahrsam zu halten dachte. Mirabeau folgte ruhig seinem Begleiter zur Stätte der neuen Gefangenschaft, wo er den 25. August 1775 eintraf; er meint, der Vater habe bei der Wahl dieses Verhaftsortes die böse Absicht gehabt, ihn durch die Nähe des Landes der Freiheit zur Flucht zu reizen und dann seine Verbannung aus Frankreich für immer zu erlangen; ein Verdacht, den das unnatürliche Verhältniß zwischen Vater und Sohn wahrscheinlich machte. Von der Veränderung seines Aufenthaltsortes gab Mirabeau unverzüglich der Marquise von Cabris Nachricht; die Anhänglichkeit an diese Schwester, welche schon zu so bösem Gerüchte Veranlassung gab, wurde noch verdächtiger dadurch, daß sie sich von ihrem Gemahle getrennt hatte und wie der Bruder in Verirrungen, Verschwendung und Wollust lebte; sie glich ihm auch darin, daß sie in immer feindseliger Spannung zu ihrem Vater stand, dagegen an ihrer Mutter mit kindlicher Liebe hing. Bei den Abenteuern Mirabeau's zu Pontarlier spielte sie die Rolle der Vertrauten, opferte sich ganz auf für seine Liebschaften, wie ihr guter Ruf durch seine Unsittlichkeit den härtesten Stoß erhalten hatte; sie wendete aber ihre Anhänglichkeit dem undankbarsten Manne zu, welcher bei nachher folgender Verwickelung der Umstände die Schande seiner Schwester recht laut machte, sie in die Reihe der Messalinen setzte und mit den schwärzesten Farben sie malte.

Die Ruhe, in welche sich der Gefangene zu Joux versetzt sah, war von kurzer Dauer, wie auch das gute Verhältniß zum dortigen Gouverneur, dem Herrn von

Saint-Mauris. Den Ort seiner Haft nennt M. ein von einigen Invaliden bewohntes Eulennest, den Gouverneur einen Schöngeist, der durch seiner Ankunft den angemaaßten Ruhm, der einzige geistvolle Mann der Gegend zu seyn, zu verlieren fürchte. Die dem Grafen nicht ohne Hindernisse verstattete Erlaubniß, im nahegelegenen Pontarlier Umgang zu suchen, brachte ihn in das Haus des Marquis von Monnier, der als Sechzigjähriger, im Aerger über eine ihm widerwärtige Verheirathung seiner Tochter, zur zweiten Ehe mit dem blutjungen, schönen, geistvollen Fräulein Sophie Ruffey geschritten war. — Sie sehen und um sie buhlen, war für Mirabeau eins; Saint-Mauris war sein zurückgesetzter Nebenbuhler; bescheiden bemerkt ersterer, daß beide Liebesritter im Spiegel gleich häßlich erschienen; den über den Mitbewerber errungenen Sieg setzt er weniger auf Rechnung etliche zwanzig Jahre jünger gewesen zu seyn, als auf das Verdienst als Ehrenmann (plus honnête homme) sich geltend gemacht zu haben. „Ich brauche mich wohl nicht zu entschuldigen," berichtet M., „eine Liebenswürdige geliebt zu haben; welcher Mensch wird streng urtheilen über eine mehr oder minder starke Leidenschaft, die menschlicher ist als irgend eine? — Ich muß bekennen, daß ich schon beim ersten Entstehen der Leidenschaft für mich selbst besorgt war; meine Lage war sehr unglücklich und Unglück verdoppelt die Reizbarkeit. Mir wurde Theilnahme bezeigt; mir entfalteten sich alle verführerische Reize einer schönen Seele, eines gefühlvollen Herzens. Gibt es eine reizendere Trösterin, als die Liebe? — Bis dahin wußte ich nur von Galanterie, der täuschenden Stellvertreterin der Liebe; kalte Zuneigung im Vergleiche des Feuers, welches mich ergriff. Ich habe Mängel, Temperamentsfehler: ich bin lebhaft, selbst jähzornig; doch mein Herz bewahrt den Stoff zur grenzenlosen Zärtlichkeit. — Ich habe ein weibliches Wesen gefunden, das, von mir völlig verschieden, meinem Temperamente entspricht, ohne dessen Flecken zu haben: es ist sanft ohne Schüchternheit oder Vernachlässigung, ohne Schwäche voll Empfindung, mildthätig mit Vorsicht und Festigkeit. — Diese angebetete, vielgeliebte Frau fand ich; sie vereinigte alle sich durchkreuzenden Strahlen meiner gluthvollen Empfindungen; mit unwiderstehlicher Macht ward für immer mein Herz gefesselt.

Tausend Frauen sind schöner, glänzender als sie; keine geistvoller und bescheidener, so daß man sie kennen muß, um nur halb zu errathen, welchen Werth sie verbirgt. In allen Lagen beobachtete ich, prüfte ich sie mit aller Aufmerksamkeit: ich erkannte ein Wesen, das aus den Händen der Natur in den Augenblicken der Freigebigkeit hervorging. Ist es ein Verbrechen so mächtiger Lokkung nicht widerstanden zu haben, so verschuldete solches mein freier Wille nicht. Ich sah mit Schrecken vorher, welche beunruhigende Folgen daraus erwachsen mußten; ich sann darauf, dem Pflichtgefühle einen sicheren Schild zu verleihen. Ich Unsinniger! kann man einer solchen Leidenschaft gebieten? — Ich rief Frau von Mirabeau (seine Gattin) zu mir, in der Zuversicht, auf diese Weise durch Achtung für menschlich heilige Verhältnisse gezügelt zu werden; gewiß würde Frau von Monnier, ganz verschieden von anderen ihres Geschlechtes, nie die Ruhe einer Gattin gestört haben. — Ich muß es gestehen, muß mich anklagen: sie war es, die am längsten bei Vernunft blieb und zwischen uns eine Scheidewand stellen wollte; sie vertheidigte meine Frau, empfahl mir gegen sie Nachsicht und Zartgefühl, zeigte, wie wir beide gefehlt, beide sich Vorwürfe zu machen hätten; aus ihren Händen sollte Frau von Mirabeau mein Herz wiedererhalten, sie wollte unsere vertrautste Freundin bleiben. Himmlische Frau! Deinem Rathe bin ich schlecht nachgekommen; Du hast die Gefahr nicht beachtet. — Mein Vater versagte mir meine Ehefrau; ich ergab mich der Liebe mit Schadenfreude; abschlägliche Antworten gereichten mir heimlich zum Wohlgefallen: Liebe ist eine gefährliche Sophistin. — Bis dahin hatte ich nichts verbrochen (???); ich hatte das Recht, über mein Herz frei zu schalten, theuer erkauft. — Frau von Monnier war dem Manne, dessen Namen und Glücksgüter sie theilte, Dankbarkeit schuldig; doch diese muß nach den gegenseitigen Aufopferungen abgewogen werden. Glich sie sich nicht mit ihm aus, indem sie sein Alter erheiterte und erfreute, für seine Gesundheit Sorge trug, ihn bei der Verwaltung seines Vermögens unterstützte? — Welche Anforderungen, welches Recht konnte er machen auf ihre Vergnügungen außerhalb seinem Zimmer? — Diese Fragen erhob die unwiderstehliche Stimme der Liebe; sie mögen den Grundsätzen eines Gewissensrathes

zuwider seyn, gegen die Moral sind sie zuverlässig nicht. — Ich liebte also und ward wiedergeliebt ohne Gewissensbisse.“ —

Man erkennt leicht, welch ein bequemes Moralsystem Mirabeau zu dem seinigen gemacht hatte, wenn es darauf ankam seinen Lüsten das Wort zu reden; dagegen beharrte er auf den Forderungen der strengsten Sittlichkeit, wo kein Vergehen ungestraft bleibt, bei der Beurtheilung anderer. — Selbst die zur Schau gestellte Großmuth, womit er alle Schuld sich beimißt, um die Geliebte völlig makellos erscheinen zu lassen, hat kaum einigen rednerischen Werth.

Herr von Saint-Mauris, der die Marquise mit nichts weniger als gleichgültigen Augen betrachtete, kam bald hinter das Einverständniß der beiden Liebenden. Mirabeau kannte bei Verfolgung seiner glühenden Leidenschaften keine Vorsicht. Die Familie Monnier mochte auf einem nahen Landsitze oder in der Stadt Pontarlier seyn, er überlief ihr Haus; ohne Achtung für den Ruf der Geliebten schlug er allen Anstand in den Wind und machte seine Liebschaft zum ärgerlichen Stadtgespräche: Klätschereien der Weiber, Eifer der Pfaffen, anonyme Briefe voll Verrath und Schmähungen, wie Pasquille verfehlten ihre Wirkung nicht; die Eifersucht des Gouverneurs konnte in Schadenfreude sichere Rache vorbereiten. Die Freiheit, mit welcher der Verhaftete seine Liebschaft betreiben konnte, beweist die geringe Strenge, womit er behandelt wurde. Wahrscheinlich durch den Betrieb geheimer Freunde ward für seine Zerstreuung vermittelst nützlicher Beschäftigung gesorgt. Mirabeau machte in der Umgegend mehrere Reisen, selbst in das angrenzende Schweizergebiet; er erhielt vom Gouverneur auf ministerielle Veranlassung den Auftrag, eine Denkschrift über die Salinen der Franche-Comté auszuarbeiten, zu welchem Behufe ihm deren Bereisung verstattet wurde. Hieraus ging Gelegenheit, oder wie Mirabeau anführt, die Nothwendigkeit hervor, neue Schulden zu machen. Von seinem Vater erhielt er nur ein Jahrgeld von 1200 Franken. Er hatte von einem Kaufmanne 1500 Franken geborgt; der darüber ausgestellte Schuldschein kam dem Herrn von Saint-Mauris zu Gesichte, welcher, dadurch aufgebracht, seine Verpflichtung zu genauer Aufsicht über den Lebenswandel des Gefan-

genen compromittirt glaubte. Er beschwerte sich über ihn in einem feindseligen Briefe an den Marquis von Mirabeau, dessen Sohn, davon benachrichtigt, mit bitteren Vorwürfen dem Gouverneur entgegentrat. Es kam zu einer stürmischen Zwiesprache, wo der Gouverneur äußerte: Mirabeau's Betragen sey abscheulich, ganz Pontarlier nehme Aergerniß an der Liebschaft, welche er mit einer Coquette habe und wodurch er sich ins Verderben stürzen würde. — Angegriffen im Bereiche seiner heißen Liebe, entgegnete der Graf beißend: er sey über solch nichtswürdiges Geklätsch weit erhaben; der Gouverneur sey dabei zu sehr betheiligt, als daß seine Stimme parteilos seyn könne; übrigens erstrecke sich die vom König angeordnete Aufsicht wohl nicht auf Angelegenheiten, denen er den Namen von Liebschaften beizulegen beliebte. — Doch mäßigte Mirabeau im Fortgange des Gespräches seine Hitze, in Erwägung, daß der Gouverneur die Gewalt der königlichen Macht über ihn zu üben berechtigt war. Leicht konnte Saint-Mauris ihm jede Gelegenheit, die Frau von Monnier zu sehen, abschneiden, ihn in die Citadelle einschließen und solchen Maßregeln eine beiden Liebenden gleich nachtheilige Oeffentlichkeit geben. — Die bittern Beschuldigungen M's. gegen den Gouverneur, das Vorgeben der Eifersucht, durch welche veranlaßt dieser gegen den seiner Obhut Anvertrauten feindselig soll gehandelt haben, verliert sehr an Glaubwürdigkeit, wenn man das gegenseitige Verhältniß ins Auge faßt: Herr von Saint-Mauris bewährte viele Nachsicht und Schonung gegen einen Mann, welcher im Gewirre sich unaufhörlich aneinander reihender Leidenschaften Billigkeitssinn und Dankbarkeit nie festzuhalten wußte. —

Mirabeau faßte nun den Gedanken, ins Ausland zu fliehen; zur Theilnahme an demselben verführte er die Marquise von Monnier um so leichter, da sie nach sechsmonatlichem Widerstande im December 1775 ihm jede Gunst gewährte. Frau von Cabris war die Vertraute des Liebeshandels; von ihrem Bruder von allen Vorfällen benachrichtigt, kam sie nach Grasse und hielt sich dort fortwährend auf. Die unbedingte Hingebung in seine Plane, welche hier eine Schwester beweist, die zu dem Bruder in strafbarem Verhältniß zu stehen angeschuldigt wird, dort eine Geliebte, welche aus den

glücklichsten Verhältnissen zu scheiden bereit ist, früher eine vielfach verletzte, nur in äußerster Noth berücksichtigte Gattin, bekunden die überwiegende Macht, welche Mirabeau allen Verflechtungen des selbstherbeigezogenen Schicksals entgegenzusetzen wußte. Wie glücklich konnte er im Besitze dieser ertragreichen Ausstattung seine Lebensplane ordnen, wenn eine sittlich lautere Grundlage seinen Charakter gebildet hätte! —

Nie verlegen in der Kunst, seinen Verirrungen eine günstige Seite abzugewinnen, erzählt Mirabeau: „Der Zeitpunct meiner Flucht ist der der entschiedensten Fehler meines Lebens; ich will solche nicht beschönigen, doch ihre Veranlassungen und meine Ansichten will ich darlegen. Ehe ich mich entschied, bestand ich den schrecklichsten, von keinem Menschen geahneten Kampf. Ich schrieb mit aller Stärke der Beredsamkeit und des Eifers an Frau von Mirabeau, daß sie sich, wie göttliche und menschliche Gesetze es mit sich bringen, zu mir begeben, ihr Schicksal mit dem meinigen vereinen möchte. Ich trug ihr an mit mir nach der Schweiz zu gehn, um dort von unsern Einkünsten (doch wohl nur von dem Vermögen der Gattin?) oder von dem Ertrage meiner literarischen Arbeiten friedlich zu leben. Hätte sie eingewilligt, so bezeuge ich auf meine Ehre, daß ich alle Verbindungen abgebrochen hätte, und hätte ich vor Schmerz vergehen sollen. Alles hätte ich daran gegeben, nur die Banden nicht, welche mich an Frau von Mirabeau knüpften; fleißig hätte ich für unseren Unterhalt gearbeitet, ohne von der Dummheit der Buchhändler beleidigt zu werden. Nie hätte Freiheitsliebe und ehliche Freundschaft einen schönern Sieg davontragen können, und dieser Sieg war möglich. Vielleicht wäre so meine Leidenschaft für Frau von Monnier nicht bis zum Wahnsinn ausgeartet; wenigstens hätte Dankbarkeit mich verhindert das heiligste aller Bündnisse zu brechen. Doch meine Anträge waren zu hoch für die Seele der Frau von Mirabeau; ich hatte unrecht, von einem Baume Früchte zu verlangen, der nur Blüthen trug. Ich erhielt einige Antwortszeilen, in welchen man mir auf die mildeste Weise zu erkennen gab: ich sey ein Narr. — Zu auffallende Gegenbilder haben mich ins Verderben gestürzt: von der einen Seite, welcher Muth, welche Hingebung, welche Liebe! von der andern? — — Unfähig

mich von ihr loszusagen, gab ich mich ganz der Zärtlichkeit hin. Meine Freundin war zur Verzweiflung gebracht, zu allem bereit — nur nicht mich zu verlassen. Einzige Frau! Alle meine Unglücksfälle maß sie sich bei, während ich die Ursach ihrer Leiden war. Ach! wie ist solcher Rausch so angreifend, so ansteckend! Ich behielt besser, als sie, Vernunft, aber leider in geringem Grade bei. Zerrissen von ihren Thränen und von meinem Kummer, zur Wahl unter gleich großen Leiden verpflichtet, faßte ich den Entschluß, welcher den meisten Ersatz verhieß. Tausendfache Täuschung umgab, Leidenschaft verblendete mich; ich folgte der Liebe; ich entschied mich, in Pontarlier mich zu verstecken, um in der Nähe der Frau von Monnier zu bleiben, unbesorgt wegen der Gefahr, der ich mich aussetzte." —

Mirabeau widersetzte sich dem Befehle des Königs und brach sein gegebenes Ehrenwort, indem er ohnehin schon übel genug berüchtigt, als charakterloser Abenteurer und Störenfried aus dem Verhafte ging. Unmittelbar nach diesem Schritte schrieb er an den Gouverneur, angeblich von Pontarlier, den 16. Januar 1776. — „Mißfällt Ihrer Eitelkeit mein Aufenthalt im hiesigen Lande, geben Sie mir den übeln Ruf einer achtungswerthen Frau schuld, die Sie mit Haß verfolgten, weil sie sich von Ihnen nicht wollte verführen lassen, so können Sie sich gegen mich auf eine ehrenvolle Weise lösen, indem Sie mich mit meinem Vater versöhnen, was Ihre Schuldigkeit ist. Zwar können Sie das verursachte Böse nie ausgleichen; doch werden Sie dessen Folgen wenigstens nicht vergrößern, wenn Sie dem Minister keine Unwahrheiten berichten. Indeß thun Sie, was Ihnen gut dünkt; in Ihrem Gewissen sind Sie durch meine Freimüthigkeit beunruhigt und beängstigt; aber ich bezahle die Befugniß Ihnen so zu schreiben theuer genug; Sie und Ihre Anstiftungen sollen mich derselben nicht berauben. — Leben Sie wohl." — Zwei Tage darauf erließ der Sohn auch eine Zuschrift an seinen Vater, worin er ganz unbefangen, wie von einer folgerechten That, von dem Schritte, sich den Befehlen eines ihm verhaßten feindseligen Mannes und den lange dauernden Verhaftsbefehlen zu entziehen, redet, und auch jämmerliche Waffen nicht verschmäht, um sich zu entschuldigen; so erwähnt er: „Gegen den Herrn von Saint-Mauris habe ich

keine Verpflichtung; innerhalb acht Monaten hat er mich nicht zehnmal zu seiner Tafel gezogen; also auch nicht in der Eigenschaft eines Tischgastes können Sie mich ihm verpflichtet nennen. Gegen niemanden habe ich Verbindlichkeit; im Gegentheile, als das Unglück wollte, daß ich unter seine Befehle gestellt wurde, habe ich ihm mein Ehrenwort nicht gegeben, dagegen wiederholt auf's bestimmteste vor vielen Zeugen ausgesprochen, daß ich den Winter hindurch nicht im Schlosse von Joux bleiben würde. Unter haltlosen Vorwänden wollte er mich hier einschließen; er that noch mehr, er brachte Sie gegen mich auf und dieses alles, weil ich das Mißgeschick hatte einer seiner alten Maitressen, deren Schandthaten er beschützt, zu mißfallen, und weil ich mit Wohlwollen in einem achtungswerthen Hause, dessen Frau er zu verführen vergebliche Anschläge machte, aufgenommen wurde. Seit meinem hiesigen Aufenthalte wiederholte er die Klage, daß ich nur schlechte Gesellschaft suche, welche ich aber nie sah, obgleich das einzige Haus, das zu besuchen mir verstattet war, wirklich keine sechzehn ebenbürtige Ahnen nachweisen kann." — Er schließt dann mit dem Geständnisse: „Will man mich durchaus ins Verderben stürzen, so muß ich auf Rettung bedacht seyn." —

Nach seiner Entfernung von Joux trieb sich Mirabeau als Flüchtling in der Umgegend umher, bald in Pontarlier, selbst im Hause der Frau von Monnier, deren Gemahl mit auffallender Geneigtheit ihm geheimen Aufenthalt unter seinem Obdache verstattete; bald zu Dijon, wo er mit einem hülfreichen Freunde, dem Ritter Mâcon, zusammentraf, immer in genauer Verbindung mit seiner Schwester, der Frau von Cabris, deren Sinnesart an den Liebesabenteuern, selbst wenn sie nur die Rolle der Unterhändlerin spielen sollte, Gefallen fand. Verhaftsbefehle wider den flüchtigen Grafen ergingen von verschiedenen Seiten; doch entweder die List des Verfolgten, oder geringer Diensteifer der Behörden verhinderte deren Vollziehung. An erstere ist bei der Verblendung der Leidenschaft zur Geliebten nicht zu glauben, also muß der zweite Fall als wirksam erachtet werden. Die Bemühungen des Marquis, der nach seinem Charakter nicht auf halbem Wege stehen blieb, waren vergeblich; zwar wurde der Graf Mirabeau, nach manchem nutzlosen Berichtwechsel, den 21. März 1776 zu Dijon arretirt,

doch nicht in gefängliche Haft gebracht, sondern nur, mit Belassung halber Freiheit, in leichten Gewahrsam genommen. Der Ritter Mâcon, Herzensfreund der Frau von Cabris und Vertrauter der Frau von Monnier, tritt wiederholt als Vermittler der sich schnell an einander reihenden Abenteuer auf. In seiner Begleitung ward der Graf in der Nacht vom 24. auf den 25. Mai unsichtbar, schlug den Weg der Schweiz zu ein und erreichte den Boden der Freiheit, Verrières, ein Pfarrdorf an der südöstlichen Grenze des Fürstenthumes Neufchatel. Nicht dort, wo er sich nicht sicher glaubte, sondern zu Thonon am Genfersee, zu Savoyen gehörig, traf er mit seiner Schwester zusammen, ging mit derselben zurück nach Frankreich und hielt sich bei ihr zu Lyon versteckt. Indeß war auch Frau von Monnier verschwunden; nur eine Stimme sprach sich hierüber dahin aus, daß Mirabeau sie entführt, gewiß zur Flucht verführt habe. Frau von Cabris hatte sich zu Lyon, um Verfolgungen zu entgehen, in ein Kloster begeben; hier mit vielem Ernst von den Polizeibeamten zur Rede gestellt über Mitwissenschaft an den Abenteuern des Bruders, wies sie dessen Aufenthalt zu Lorgues, einem Städtchen in der Provence, nach; aber der Flüchtige erhielt Winke, auf seine Sicherheit bedacht zu seyn, ehe die Verfolger dort anlangten, und entfloh glücklich wieder auf das savoysche Gebiet. Endlich nach vielem Umherirren, dessen Zweck in Dunkel gehüllt ist, sah er sich zu Verrières mit der Geliebten vereinigt in der Nacht des 24. Aug. 1776. In den Armen des Liebesgenusses wurden alle überstandene Gefahren vergessen und die Zukunft mit den heitersten Farben gemalt. Geldmittel für den Augenblick fehlten auch nicht; sie waren indeß nicht bedeutend, etwa 150 Louisd'or baar und vielleicht eben soviel in Kostbarkeiten, welche die geliebte Sophie mitbrachte. Das haltlose Gebäude glänzender Plane für die folgenden Tage zeigte sich in lockender Beleuchtung. Mirabeau verkaufte zu Neufchatel an einen Buchhändler recht gut eine Handschrift, zu deren Ausarbeitung ihm bisher gemachte Erfahrungen Gelegenheit und Muße genug verliehen — es war seine bekannte Abhandlung über den Despotismus. — Im schwelgerischen Genusse lang entbehrter und schwer erkaufter Unabhängigkeit verflogen die Tage wie Augenblicke, in der Umgebung der reizendsten

Schweizergegend, welche das Liebespaar nur verließ, weil es von Frankreich aus von der Gefahr der Verfolgung benachrichtiget wurde. Immer bedenklicher wurden die Warnungen, da entschlossen sich die Flüchtlinge abzureisen am 15. September, gelangten ungefährdet nach Holland, wo sie zu Amsterdam in dem Hause eines Schneiders verstecktes Unterkommen fanden und unter dem angenommenen Namen, Herr und Frau von Saint-Matthieu, lebten. Während daheim die Verwandten der Entführten (welche von der Seite eines achtungswerthen, reichen, sie selbst bei offenbar gewordenen Verirrungen sehr schonend behandelnden Gatten leichtsinnig floh, wilder Leidenschaft sich und ihr Schicksal preisgab) jedes Mittel polizeilicher Hülfe aufboten, den Aufenthalt der Frau von Monnier zu entdecken, um sie dem Verführer zu entreißen, ließ der Marquis von Mirabeau es nicht an Aufbietung der französischen Gesandten im Auslande mangeln, um des Sohnes habhaft zu werden, um in finsterer Rachsucht wider ihn harte Strafen zur Ausführung zu bringen. Hiervon benachrichtigt, forderte die gewöhnlichste Lebensklugheit vom flüchtigen Grafen, daß er jede Vorsicht verdoppelte; doch nein, sein Leichtsinn führte zum Gegentheil. Er schrieb häufig nach Frankreich, besonders an seine theilnehmende Schwester zu Lyon, die er zur Ueberkunft nach Amsterdam zu bereden suchte; er bildete sich ein das nothwendige Incognito vollständig beachtet zu haben, wenn er seine Briefe mit dem angenommenen Namen unterzeichnete. Schnelle Verminderung der vorhandenen Baarschaft nöthigte auf neuen Erwerb bedacht zu seyn. Durch literarische Arbeiten sollten von Buchhändlern, welche sich indeß sehr unwillfährig zeigten, Erhaltungsmittel gewonnen werden. Um Interesse zu wecken, vertraute Mirabeau seinen wahren Namen und sein Schicksal, dieses machte bald viel Gerede; Gluth der Leidenschaft konnte sein Daseyn nicht umschaffen, beschränkte Häuslichkeit wurde ihm bald unerträglich; er suchte und fand anderweitige Gesellschaft und Zerstreuung. Dennoch ist die Kraft, welche er über sich selbst übte, zum literarischen Fleiße bewunderungswürdig. Er erzählt: „Längst schon hatte ich bei dem Gedanken der Flucht meinen Plan darauf gerichtet, mir in Holland das Leben zu erhalten; ich führte ihn jetzt aus. Unsere Baarschaft war für anständige Kleidung

der Frau von Monnier und zum Ankauf nothwendiger Bücher ausgegeben. Ich betrug mich vorsichtig, um mir in dieser neuen völlig unbekannten Welt, wo man als Fremdling, ohne Empfehlungen gering geachtet, nur nach seiner Brauchbarkeit geschätzt wird, Credit zu verschaffen. Ich machte Schulden, wie es in dem Lande der Theurung nicht anders seyn konnte. Wohnung und Lebensmittel, ohne die übrigen Bedürfnisse, kosteten täglich eine Pistole. Durch Uebersetzungen aus dem Englischen und durch andere Arbeiten mußte ich täglich mehr als einen Louisdor gewinnen. Von zehn Uhr Morgens bis neun Uhr Abends war ich arbeitsam. Eine Stunde der Tonkunst gewidmet heiterte mich auf, und meine angebetete Gefährtin, an volle Wohlhabenheit gewöhnt, war nie heiterer, muthvoller, gleichförmiger und zärtlicher, als jetzt in der Armuth, wo sie mein Daseyn verschönerte. Sie machte mir Auszüge, arbeitete, las, malte, sah die Correcturen nach; ihre unwandelbare, sinnige Zärtlichkeit bewährte sich im ganzen Umfange." — In einem Briefe späterer Zeit an seine Sophie fährt er fort dieses Gemälde weiter auszuführen, ohne den bösen Dämon mit Stillschweigen zu übergehen, welcher im Hinterhalte lauerte: „Du ertrugst es, angebetete Freundin, Deinen Freund als Söldling eines Buchhändlers zu sehen. Dennoch war ich damals wirklich unthätig und stand Morgens erst spät auf. Wir fanden in unserm Bette viel Freude. Dort war, wenn es auch einigen Streit gegeben hatte, nie langer Zwiespalt. Gedenke dessen, meine süße Freundin, wie ein Kuß von Dir den Ernst von meinem Gesichte verscheuchen und Frieden meinem Herzen verleihen konnte. Wer hätte Deinen reizenden und gelehrigen Liebkosungen widerstehen können! Dennoch ist es entschieden, daß ich oft ungerecht, wenigstens zu reizbar war. Vorzüglich in den ersten Monaten, wo die Furie Bellin (eine Frau, mit der in Amsterdam Bekanntschaft gemacht war, welche dem eifersüchtigen Grafen unaufhörlich damit die Ohren rieb, daß Sophie der Beweggrund manches empfangenen Besuches sey —) sich an mich drängte; sie ging so weit, mir zu berichten, daß Drawman Dich auf der Treppe habe umarmen wollen; wenn sie nicht sagte, daß es geschehen sey, so schien dieses Stillschweigen nur aus Schonung für mich beobachtet zu seyn. — Ich gestehe meine grenzenlose Eifersucht." —

Jedes Liebesverhältniß, ohne sittliche Stütze, entbehrt der Haltung des gegenseitigen Vertrauens, welches zur Dauer erforderlich ist. So folgte auch zwischen Mirabeau und seiner Sophie dem reichen Genusse der Liebe mancher Augenblick der Zwietracht und des Argwohnes. — Bald hatte er sie in Verdacht mit den Buchhändlern seiner Bekanntschaft, bald mit einem angenommenen italienischen Sprachmeister; dagegen gab er der Geliebten hinreichende Veranlassung seines zur Untreue ihn verleitenden Leichtsinnes, bei welchen Umständen in dem Kreise seiner Bekanntschaft es nicht zweifelhaft blieb, daß er ein Abenteurer, sie nicht seine Gattin, sondern Geliebte sey, woraus eine achtungslose, mithin verletzende Behandlung erwuchs. — Während dieser Zeit wird Mirabeau beschuldigt den tollkühnen Plan gehegt zu haben, seine so schuldvoll verlassene Gattin in Frankreich entführen und zu ihm nach Amsterdam bringen zu lassen; ein zwischen zweiseitiger Treulosigkeit schwebendes Unternehmen, welches, wenn es wirklich von ihm beabsichtigt wurde, darauf berechnet war, mit dem Wiederbesitze seiner Gattin deren Familie in sein Interesse zu ziehen und dadurch einen Rückhalt gegen die drohenden Verfolgungen seines Vaters wie gegen die Bedrängniß der Geldverlegenheit zu finden. Selbst bei Nichtausführung des Planes gewann durch dessen Ruchbarwerdung sein Ruf in Frankreich wenigstens insofern, daß die ihm angeschuldigte Absicht, sich von seiner Gattin zu scheiden und ganz seiner Sophie anzugehören, als unwahr erschien. Während Mirabeau in sich durchkreuzenden Projecten, in Liebesgenuß und Eifersucht, im Schuldenmachen und Buchhändlerfrohn sich umhertrieb, klagte die Familie Ruffey, aus welcher seine Sophie stammte, ihn als Frauenentführer an und bewirkte, da er auf ergangene Vorladung nicht erschien, seine Verurtheilung zum Blutgerüste und zu einer Geldstrafe von 40,000 Franken. Durch ein sonderbares Zusammentreffen der Umstände blieb die Nachsuchung der Polizei zur Auffindung des Liebespaares sechs Monate hindurch vergeblich; endlich kundschaftete man die Flüchtlinge in Amsterdam aus, worauf unmittelbare Einleitungen getroffen wurden, sich der Frau von Monnier zu vergewissern und sie nach Frankreich zurückzuführen. Noch jetzt wurden die Liebenden von mehreren Seiten her gewarnt; hülfreiche

Freunde erboten sich Mirabeau's Schulden in Amsterdam zu übernehmen und ihn zur Weiterreise nach London zu unterstützen. Die Mutter des Grafen, auf dessen Person man es weniger absah, als darauf, ihm seine Begleiterin zu entreißen, machte ihrem Sohne schriftlich die dringendsten Vorstellungen, von Sophien sich zu trennen und so Beendung des öffentlichen Aergernisses, Beruhigung der betheiligten Familien und Aussöhnung mit dem Vater möglich zu machen; Mirabeau erwiedert: „Meine Mutter konnte mein Leben von mir fordern; aber meine Ehre und meine Freundin galten mir mehr." — Diese Anhänglichkeit an Sophien war in diesem Zeitpuncte um so natürlicher, da sie so eben zu der Ueberzeugung gelangte schwanger zu seyn.

Die äußeren Bedrängnisse verhinderten den Grafen nicht seine Geisteskraft auf literarische Gegenstände zu verwenden; mehrere Flugschriften politischen Inhalts gingen aus seiner Feder hervor; besonderes Aufsehen erregte durch die kühne Sprache sein Sendschreiben an die Hessen (Lettre aux Hessois), auf Veranlassung des Subsidientractates, vermittelst welches sich der Langraf Friedrich II. von Hessencassel verbindlich machte, sechstausend hessische Kriegsvölker zur Bekriegung der im Aufstande begriffenen nordamerikanischen Kolonien in britischen Sold zu geben. „Ihr unerschrockenen Deutschen!„ sagt er hier, „welches Brandmahl laßt Ihr auf Eure edle Stirn drücken! Wie? An der Neige des achtzehnten Jahrhunderts bieten sich Völkerschaften aus der Mitte Europa's dar als käufliche Henkersknechte eines hassenswerthen Despotismus? Sind das die tapfern Deutschen, die vor Zeiten mit solcher Erbitterung ihre Freiheit behaupteten wider die Weltunterjocher und den römischen Heeren Trotz boten? Sie lassen sich in ihrer Mitte den Menschenhandel gefallen. Werdet Ihr noch lange die Blindheit Eurer Herren theilen? Ihr, achtungswerthe Krieger, der treue und furchtbare Rückhalt jener, denen Macht nur überantwortet ward, ihre Unterthanen zu beschützen — Ihr laßt Euch verhandeln und — gerechter Gott! in welcher Absicht? — Eingeschichtet wie eine Heerde werdet Ihr die Fluten durchsegeln, um nach bestandenen Ungewittern und Klippenfahrt Völker anzugreifen, welche Euch nie beleidigten, Völker, welche Euch in Vertheidigung das Heiligsten das edelmüthigste Bei-

spiel darbieten. Warum folgt Ihr nicht diesem Vorbilde, anstatt für deren Verderben zu wirken? Sie brechen ihre Ketten, sie kämpfen zur Vertheidigung der Naturrechte, zur Gewährleistung ihrer Freiheit; sie reichen Euch die Hand, sie sind Eure Brüder in zweifacher Beziehung; mehr als die Hälfte jener Völkerschaften sind Eure Landsleute, Eure Freunde, Eure Verwandte. Sie flohen an das Weltende vor der Tyrannei; auch dort verfolgt sie die Tyrannei. Unterdrücker voll Geiz und Undank schmieden wider sie das Eisen, und die Amerikaner wußten dieses Eisen zur Vertreibung dieser Unterdrücker zu schärfen."

In so kecken Aeußerungen ergießt sich Mirabeau, was bei der später immer muthiger hervortretenden Gesinnung nicht zu verwundern steht; wohl aber mag es unerwartet seyn, daß das französische Cabinet, in der Spannung mit dem brittischen, damals noch geheim den nordamericanischen Freiheitshelden die Hand bietend, der Mirabeau'schen Schrift, unbesorgt um den darin waltenden mächtigen Freiheitssinn, Beifall schenkte und deren leidenschaftliche Declamationen als eine Empfehlung des Talents des Verfassers erachtete.

Während Mirabeau in ungewöhnlicher Unentschlossenheit und Langsamkeit die auf Sophiens Verhaftung gerichteten Vorkehrungen seiner Feinde zur Reife kommen ließ, konnte der entscheidende Schlag nicht lange ausbleiben: auf der heimischen Familien Betrieb war von dem französischen Gesandten im Haag, dem Herzoge von La Vauguyon, zur Verhaftung und Auslieferung der Frau von Monnier alles vorbereitet. Mirabeau, nie verlegen, selbstverschuldete Fehler im günstigen Lichte darzustellen, erzählt: „Diese Heldin in der Liebe (Sophie) war im Augenblicke der Gefahr ernst und still; durchaus wollte sie nicht ohne mich abreisen; wäre man, um sie zu verhaften, einen Augenblick später gekommen, so war sie gerettet; schon hatte ich das Haus verlassen, ein Freund wollte sie auf einem andern Wege entfernen. Schnell erfuhr ich ihre Gefangennehmung; nun blieb mir keine Wahl; Neigung und Grundsatz entschieden mich Glück und Unglück mit ihr zu theilen."

Ein Polizeiagent aus Paris, welcher bei den Verfolgungen Mirabeau's schon früher nach Dijon und nach Lyon auf Sendung gegangen war, de Beuguières, vollzog seine Aufträge zu Amsterdam am 14. Mai 1777

und verhaftete die angebliche Frau von Saint-Matthieu, worauf sich der angebliche Gatte derselben zur Haft stellte. Beide wurden unter polizeilicher Aufsicht nach Paris geführt. Bei der schonendsten Behandlung, welche die Verhältnisse erlaubten, sogar das nächtliche Lager zu theilen, wurde ihnen verstattet; durch welche Nachsicht Sophie von der Vollführung des oft gedrohten Selbstmordes allein abgehalten werden konnte; halb mit Gewalt mußte ihr ein Opiumpulver, welches sie bei sich trug, entrissen werden. — Bei der Ankunft in der Hauptstadt wurde Frau von Monnier nicht, wie anfänglich beschlossen war, in das entehrende Gefängniß der Sainte-Pelagie gebracht, sondern untergebracht bei einer mit der Polizei in Verbindung stehenden Demoiselle Douay, um dort ihre Schwangerschaft abzuwarten, ihr Wochenbett zu halten und dann in ein Kloster, das der Stiftsdamen der heiligen Clara zu Gien an der Loire, im Departement des Loiret, geschickt zu werden. Mirabeau hingegen ward zu Paris von seiner Geliebten, um deren willen er so folgsam in Verhaft ging, gerissen und am 8. Junius 1777 zu seinem neuen Gefängniß nach Vincennes abgeführt. Aller Liebesgenuß, geträumte Freiheit von den Fesseln väterlicher Strenge waren dahin, sein Ruf war gebrandmarkt, Zahl und Macht seiner Widersacher vermehrt, der Ertrag großer Anstrengungen verloren, — er den schmerzlichsten Betrachtungen preisgegeben. Er stand an dem Abgrund der Verzweiflung; aber der Muth verließ ihn nicht; nie bewies ein Mann im größten Unglücke mehr Geistesreichthum. Durch Fleiß, Gewandtheit und Festigkeit wußte er seine Gefangenschaft sich erträglich zu machen, Rettungsmittel vorzubereiten und seiner von ihm gerissenen Freundin den Trost des liebevollesten Andenkens zu geben, während literarische Beschäftigungen seine Bildung beförderten und ihm zur Erheiterung dienten. Der Geliebten gab er von dieser Thätigkeit eine höchst interessante Rechenschaft in dem Briefwechsel mit ihr, in welchem man auf jedem Blatte mit Bewunderung für den Verfasser erfüllt wird und allen Widerwillen gegen ihn vergißt, bei den Bekenntnissen eines reichen, in Scharfsinn, zarter Empfindung und unwiderstehlicher Beredtsamkeit sich aussprechenden, von vielfachem Mißgeschicke verfolgten Mannes. Diese Briefsammlung, eine Reihe mit den lebendigsten

Farben dargestellter Selbstbekenntnisse, eine unsterbliche Zierde der französischen Literatur, gab unmittelbar nach Mirabeau's Tode, Manuel, der berüchtigte Revolutionsmann, (geb. zu Montargis 1751, hingerichtet den 14. Nov. 1793) heraus *); ihre Authenticität ist nie in Anspruch genommen, dagegen wurde der Herausgeber von den Verwandten des Mirabeauschen Ehepaares, welche sich durch diese Bekanntmachung compromittirt sahen, öffentlich zur Rede gestellt. Schon waren Befehle zur Beschlagnahme der ersten Druckbogen ertheilt, als Manuel, damals allmächtiger Gemeindeprocurator der Hauptstadt, seinen Einfluß auf alle Zweige der Civilverwaltung geltend machte und die Erscheinung des Werkes durchsetzte. Wie er zu der Handschrift kam, wie er sich zu deren Bekanntmachung berechtigt hielt, erzählt er: „Viele von Mirabeau's Briefen sind unter den Trümmern der Bastille, einige im Hause des Maire aufgefunden; viele erhielt ich von den Freunden Sophiens und Mirabeau's geliehen, oder zum Kaufe, oder als Geschenk. Er selbst begab sich aller Rechte darauf. Ihre Sammlung, Entzifferung und Anordnung beschäftigte mich ein Jahr. Ich sprach einmal mit Mirabeau von meiner Arbeit; ich erhielt zur Antwort: „Machen Sie solche erst nach meinem Tode bekannt; jetzt will man mich noch nicht kennen. Meine Familie würde, ich bin davon überzeugt, viel Geld darum geben, um den Druck ganz zu hintertreiben; Ihnen wird man zu diesem Behufe keine Anerbietungen zu machen wagen." — Bei dieser Veranlassung theilt Manuel die Nachricht mit, daß sich nach dem Tode des Vaters Mirabeau's in dessen Nachlasse der vollständige Briefwechsel zwischen Vater und Sohn vorfand, welcher als ein Vermächtniß dem Parlamentsgliede Saint-Vincent übergeben werden sollte; doch aus Schonung für den Verfasser des Menschenfreundes wurden

*) Der vollständige Titel ist: ‚Lettres originales de Mirabeau, écrites du donjon de Vincennes pendant les années 1777, 78, 79 et 80. Contenant tous les détails sur sa vie privée, ses malheurs, ses amours avec Sophie Ruffei, marquise de Monnier; recueillies par P. Manuel. Paris. Chez Garnery. 8. 4 Vol. Von der deutschen Uebersetzung (Frankf. und Leipzig 1792), deren Verfasser Ph. W. Hausleutner war, erschien nur der erste Band.

diese Handschriften in Gegenwart polizeilicher und obrigkeitlicher Personen verbrannt. —

Dort in Vincennes verfolgte der Gefangene mit allen Hülfsquellen seines überwiegenden Talentes seine Plane: sich vor den Behörden wegen seines Betragens zu rechtfertigen, die Anschuldigung verübter Entführung der Frau von Monnier zu beseitigen, durch ruhige Folgsamkeit die Geneigtheit seiner Wächter und der Polizei, an deren Spitze der ihm gütiggesinnte Le Noir stand, zu gewinnen und die Sehnsucht seines Herzens rücksichtlich Sophien zu befriedigen, ihr von seinem Schicksale Nachricht zu geben, von ihr Briefe zu erhalten und durch gegenseitige schriftliche Mittheilungen die Schmerzen gewaltsamer Trennung zu mildern. Der letzte Theil dieser Wünsche war um so schwieriger, da beiden die Geldmittel abgingen, vermittelst welcher die untergeordneten Wächter zur Besorgung der Briefe gewonnen werden konnten. Ungeachtet glücklicher Beseitigung vieler Schwierigkeiten, fehlte es nicht an belästigenden Beschränkungen; die Zuschriften mußten durch die Hände der Aufsichtsbehörden gehen, nur die Briefe zu lesen wurde den beiden Empfängern verstattet, dann die Briefe wieder zurückgenommen; eine harte Maßregel, welcher indeß die Nachwelt Erhaltung des größten Theils der vorliegenden Manuel'schen Sammlung verdankt. Ungewißheit über die Dauer der errungenen Gelegenheit gegenseitiger Mittheilung erregte Besorgnisse, welche den Zwang des Augenblicks vergessen machten. Nach sieben Monaten, als Sophie, nach überstandenem Wochenbette (ihre Entbindung von einer Tochter erfolgte den 7. Januar 1778), von Gien in das St. Claren-Kloster gebracht wurde, war Le Noir schon so weit gewonnen, daß für den Briefwechsel keine weitere Störung zu fürchten stand. Vom Anfange her verleugnete sich Mirabeau, bei aller erzwungenen Mäßigung, nicht so weit, daß er seinen Klagen nicht das Kennzeichen rastlos waltender Unzufriedenheit beigesellt hätte. So schreibt er an Le Noir: „Man hat keinen Begriff von dem hiesigen Leben, aus welchem man bei längerer Dauer nur närrisch treten kann. Diese schreckliche Lage würde, träfe sie Schuldige, grausam genannt werden müssen; doch sie lastet auch auf Unschuldigen." — (Vom 17. September 1779.) — „Ich muß vergehen, wenn ich lange Zeit diesem strengen Hausregimente

— ich hätte beinahe diesem grausam harten gesagt — überantwortet bleibe. Keine Gesellschaft, das Verbot an den Thürschließer, nicht länger, als der Dienst erfordert, bei uns zu bleiben, mit uns über sonst nichts zu reden, in vierundzwanzig Stunden nur Eine zum Umhergehen, seinem Kummer gegenüber, ohne literarische Hülfsmittel, wenige schlechte Bücher, bei unaufhörlicher Verzögerung in Erfüllung der unschuldigsten Wünsche, keine Nachrichten irgend einer Art, mit einem Worte — ich bin aller Zerstreuungen, alles Trostes auf eine grausam scharfsinnige Weise beraubt." — (Vom November 1778.) Seiner Sophie sagt er: „Mein Geist, obgleich immer von gleicher Treue erfüllt, ist der Spielball von tausend sich rastlos durchkreuzenden Gedanken. Zuweilen ergötze ich mich an Träumereien jeglicher Art; ich sinne, mache Plane, stelle zusammen, überrede mich auf Hülfsmittel hoffen zu können, welche nur in meiner Einbildung vorhanden sind. Kaum ist das Kartenhaus meines Glückes aufgebaut, so reicht ein Gedanke hin es zu vernichten. Ich überzeuge mich, mehr Ursach zu haben an mir zu verzweifeln, als mich zu schmeicheln. So verbringe ich meine Tage; was ich auch beginne, zu welcher Lecture ich mich der Zerstreuung wegen zwinge, keiner Sache kann ich Aufmerksamkeit widmen. Keine Unterhaltung kann mich, der von Liebe verzehrt wird, fesseln; die schönen Wissenschaften, sonst für mich so einladend, langweilen, ermüden mich; Politik, deren Studium ich sonst ernsthaft betrieb, finde ich abgeschmackt; ich ärgere mich darüber, daß die Menschen zahllose Verbrechen begehen konnten, für einen Gewinn, der mir so kleinlich erscheint." — Die erste und wichtigste Vergünstigung, der er sich im Gefängnisse erfreute, war der Gebrauch wissenschaftlicher Bücher; mit Fleiß und Beharrlichkeit benutzte diese Mirabeau, um seiner mangelhaften wissenschaftlichen Bildung nachzuhelfen, besonders durch tieferes Geschichtsstudium den Kreis seiner Ansichten über Staaten und deren Regierung zu erweitern. Die Mémoires de l'Académie des inscriptions et belles lettres las er zweimal durch. Mit der Tagesgeschichte blieb er nur in Verbindung durch die endlich erlangte Erlaubniß, den Mercure de France und den Esprit des journeaux zu lesen. Unter den körperlichen Bedürfnissen war das zahlreicher und guter Wäsche das nothwendigste, da seine unerschütterliche Kör=

perkraft unter den vielseitigen Seelenleiden zu erliegen drohte, und bedeutende Unpäßlichkeiten ihn heimsuchten. Oft wiederkehrende Hämorrhoidalübel verursachten einen fistulösen Schaden. Nach langen vergeblichen Bitten erhielt er endlich seine in Holland mit seiner Person verhaftete fahrende Habe; in dem Danksagungsschreiben dafür an Le Noir vom 25. März 1778 macht er aber bemerklich, daß in dem Gepäck die Wäsche nicht wieder vorgefunden sey: „unbezweifelt," fügt er hinzu, „weil die mit der Durchsicht Beauftragten (Polizei- und Gränz-Steuerbeamte) davon bessern Gebrauch machen konnten, als von den Büchern die sie deshalb nicht bei Seite brachten."

Bei der milden Behandlung des Gefangenen, für welche Le Noir sorgte, bei der Beruhigung seines Herzens durch die ununterbrochenen schriftlichen Nachrichten, die er von seiner Sophie erhielt, gewann er nun die Ruhe, auf Verbesserung seines Schicksals Bedacht zu nehmen: er setzte sich mit den Ministern, mit einigen Freunden und Verwandten in Briefwechsel und arbeitete jene beredte, auch durch den Druck bekannt gewordene Denkschrift an seinen Vater (Mémoire à son père) aus, von deren kraftvoller Beredtsamkeit man sich hingerissen fühlt, während man unter der Hülle muthiger Selbstrechtfertigung vielfaches Verschulden nicht übersehen darf. Er bietet alle Mittel der Ueberredungskunst auf, den unversöhnlichen Vater, als die Hauptursach seiner Leiden, zu gewinnen: „Ich flehe Sie an," sagt er, „sich, nach strenger Pflicht, in der Tiefe des Gewissens zu fragen: Haben Sie Recht, mich zu strafen, mich allein zu verdammen? sich zu meinem Verderben über Gesetz und Rechtsformen wegzusetzen? Sie, mein Vater, der beredte Vertheidiger des Eigenthumes, machen eigenwillige Angriffe auf meine persönlichen Rechte! Sie, der Menschenfreund, behandeln mit solchem Despotismus Ihren eigenen Sohn! Ueber Freiheit, Ehre und Leben des geringsten Ihrer Dienerschaft kann man ohne Rechtsspruch von wenigstens sieben Richtern nichts verfügen, und Sie bestimmen in Willkür mein Schicksal!" — Dieses Sendschreiben, wodurch er Versöhnung mit dem Vater und seine Befreiung aus dem Gefängniß bewirken wollte, am liebsten mit der Erlaubniß, nach Amerika zu gehen, auch erbötig, an jedem Orte Frankreichs in Stadtarrest zu bleiben,

blieb völlig erfolglos, wurde keiner Antwort gewürdigt, wie dieses den Grafen tief demüthigende Loos auch die Eingaben erfuhren, welche er an die Minister und selbst an den König richtete. Man weiß, daß Mirabeau's Bittschrift gar nicht in Ludwigs XVI. Hände gelangte, welches auch wenig Vortheil gebracht haben würde, da der mächtige Minister Maurepas durch den alten Marquis einmal gegen den Klagenden eingenommen war, und dem Könige, bei allen guten Eigenschaften, nicht nachgerühmt werden kann, was die Geschichte von mehrern seiner gleichnamigen Vorfahren preist, daß sie nämlich in jeder Woche Einen Tag dazu widmeten, die Klagen der Gefangenen und Unglücklichen zu vernehmen und ihnen abzuhelfen. In so mannigfacher Bedrängniß kam dem Gefangenen oft der Gedanke, sich zu entleiben; er sprach solchen schon gegen seinen Vater aus: „Schlägt mir alles fehl, verläßt mich alles, so werde ich dem Winke der Natur, welcher uns Befreiung vom Unglücke anräth, folgen. Ich werde zu der Freistatt flüchten, wo man sich muthig vom Schmerze lossagt, wo der Aberglaube sein Schrecknis verliert, wo Gott, gerechter und nachsichtsvoller als die Menschen, unsere Schwächen vergibt, wo im ewigen Schlafe Unglückliche aufhören zu klagen, Bösewichte Unterdrückung zu üben, Liebende Thränen zu vergießen und in nutzlosem Jammer sich zu verzehren.“ — Nur der Gedanke an Sophien, von der er überzeugt war, daß sie seinen Tod nicht überleben könne, verscheuchte die schwarzen Bilder des Selbstmordes aus seiner Seele; auch hatte Mirabeau, bei aller moralischen Haltungslosigkeit, zu viel Geistesgröße, als daß er zur Ausführung eines so feigen, ehrlosen Entschlusses hätte schreiten können. Selbst dort, wo er dem Vater mit Entleibung drohet, stellt er die Maxime fest, daß im Leben niemand seinen Posten verlassen müsse, bis alle Mittel zur Vertheidigung versucht wären. Die Vaterfreuden, welche ihm die glückliche Entbindung Sophiens von einer Sophie Gabriele getauften Tochter verlieh, wurde ein neues Band, welches ihn an seine Sophie und ans Leben fesselte, frühzeitig aber eine Quelle ununterbrochener Besorgniß um Mutter und Kind, im schmerzlichen Gefühle der Gefangenschaft. Jene für die Liebenden bis zur Verzweiflung langsamen und spärlichen brieflichen Mittheilungen enthalten die zartesten Züge inniger Liebe

und sorgsamer Sehnsucht. Sophie meinte, der Geliebte habe gewünscht sie von einem Sohn entbunden zu sehen; darauf erwiedert er: „Du allein wünschtest Dir einen Sohn; ich wollte immer gern eine Tochter, denn mein Herz sagte mir, sie müsse das Bild der Mutter seyn. Ein Knabe würde meine Fehler haben; zu meinem Geschlechte zu gehören, ist weit gefährlicher, weil es heftiger ist und ich wohl vorher sehe, daß ich mit Deinem Kinde nie werde schelten können. — Möchte ich doch recht oft Lebenszeichen von Dir erhalten! Der größte Theil meines Daseyns ist darauf gerichtet, Deinen Seelenzustand zu erfahren. Unser Schicksal ist Nebensache, über die wir uns Schweigen auferlegen müssen. Deinen letzten Brief hat man in meiner Gegenwart verbrannt, diesen zweiten wird man mir auch nehmen; eine Abschrift davon ist nicht nöthig; was in dem Herzen verzeichnet ist, entflieht dem Gedächtnisse nicht. — Ich habe heftige Krankheitsanfälle gehabt; doch, noch nicht achtundzwanzig Jahre alt, habe ich eine treffliche Constitution; ich liebe das Leben, wenn ich glücklich bin; ich bin es, wenn ich Deine Briefe lese. — Sieh Dein Kind an und küsse es, wie ich es gern thäte. Süße Freundin, es ist Deine Tochter, es ist die meinige. Ach! wann werde ich für ihr Glück Sorge tragen können? Glaube es zuverlässig, sie ist der zweite unschätzbare Gegenstand meiner Sorgfalt. Für den Augenblick muß ich mich auf Wünsche beschränken; doch sie theilt mit Dir das Innerste meines Herzens."

Bei der Seltenheit der ihm von der Geliebten und deren Tochter zugehenden Nachrichten, bei der Erfolglosigkeit der vielseitigen Bemühungen, in Freiheit gesetzt zu werden, verfiel er in tiefe Schwermuth, in der er sein Lebensende nahe glaubte. So übergab er im November 1778 an Le Noir's Secretair, Boucher, ein verschlossenes Paquet, mit der Aufschrift: „Nach meinem Tode zu öffnen." — Darin waren Briefe enthalten an Sophien, an Vater und Mutter, an Noir; die Zuschrift an die Geliebte beginnt: „Der Augenblick ewiger Trennung, meine zärtlich geliebte Sophie, ist gekommen; das Blendwerk des Liebesglücks hat uns lange genug getäuscht; die Natur behauptet ihre Rechte. Das Gift des Kummers hat Deinen Freund aufgezehrt; er geht dem Tode zu. — O Du unglückselige Hälfte meines Daseyns, wer wird Dich bei der Todesbotschaft trösten? Das Herz, in dem Du immer-

bar waltetest bis zu diesem Augenblicke, schlägt dann nicht mehr in Kummer, nicht mehr in Liebe; Du bleibst zurück, um lange Deinen Gabriel (Mirabeaus Vorname) zu beweinen. Ach Sophie! ich bejammere Dich; ich bin weniger unglücklich als Du, denn ich darf dich nicht überleben. Doch glaube Dich von mir nicht verlassen. Nein, Sophie, nein! Das Kind Deiner Liebe lebt; es lebt, um Dir meinen Verlust zu versüßen, um Dich dafür nach Möglichkeit zu entschädigen. Es hat nur Dich; Du bist ihm Mutter und Vater, Du bist ihm die Liebe zweier Herzen schuldig. Welche Verpflichtungen, meine Sophie, hast Du zu erfüllen, welche Tröstungen sind Dir mit ihnen vorbehalten. Vielgeliebte, Auserwählte meines Herzens, hüte Dich durch ein Verbrechen der Verzweiflung Liebe und Natur zu beschimpfen. Oft schwurst Du mir im Taumel der Zärtlichkeit, Du würdest mich nicht überleben; doch bist Du jetzt nicht Mutter, meine Geliebte? — Du wärst es nicht, wenn Du Dich jetzt an jenen strafbaren, ruchlosen Schwur gebunden hieltest; Du wärest wankelmüthig in der Liebe, eine unnatürliche Mutter. Ja, meine angebetete Sophie, meiner Tochter mache ich zum Vermächtniß alle meine vererbbaren Rechte, Deine ganze Sorgfalt, Deine volle Zärtlichkeit; konnte ich Mistrauen setzen in den Muth meiner Geliebten, in die Folgsamkeit für meine heißen, letzten Bitten, Verzweiflung möchte mich erfüllen, einem Wesen das Daseyn gegeben zu haben, für welches ich nichts thun konnte. Sophie, Sophie! wolltest Du, daß eine so zarte, so reine, so treue Liebe beim letzten Lebenshauche die Quelle grausamer nagender Gewissensbisse würde? Erhalte Dein Leben, Geliebte! Gieb mir diesen Beweis Deiner Zärtlichkeit; erhalte es, um Deine Tochter zu umarmen, ihr von ihrem Vater zu erzählen, ihr zu sagen, wie er Dich liebte, wie er sie selbst liebte und dieses bethätigt haben würde. — Ja, wenn im Schooße der Erde, welche mich umschließt, ich den Himmelsfunken erhalte, diesen Geist voll Empfindung und Liebe, der die Deinige gleicht in Stärke und Muth, werden meine Geliebte und mein Kind sich einst mit mir vereinigen. Zweifel über Zweifel, meine Sophie! doch glaube ich, daß, solange irgend ein Bestandtheil meines Daseyns vorhanden ist, meine Liebe nicht untergehen kann. Täuschung oder Wahrheit! Gabriels und Sophiens Seelen, deren beispiellose Zärtlich-

keit sind keiner Zerstörung unterworfen. Welcher trostreiche Gedanke! Er verheißt uns einen Zeugen, der unsere Herzen richtet, der weiß, ob wir so harte Züchtigungen verschuldeten, der, nachsichtiger als die Menschen, unserer Schwachheit Verzeihung angedeihen lassen, unsere nie der Tugend abwendige Gesinnung läutern wird. Wenn in einem Wohnorte ewiger Glückseligkeit, in der Zufluchtstätte wider Eiferer, Verleumder und Tyrannen, wir in ewiger Liebe vereinigt würden — Gott! Allmächtiger! gieb mir meine Geliebte wieder und verzeih mir um ihrer Tugend willen! — Sey dessen eingedenk, daß der Sterbende bei Anrufung Deines Namens, mit der zärtlichsten, treuesten, selbst im Gedanken heilige Eidschwüre nie verletzenden Liebe, Deine Zärtlichkeit in Anspruch nimmt, und, er wagt es zu sagen, Deine Dankbarkeit, auf daß Du für Deine und seine Tochter Dein Leben erhalten mögest."

Wahrscheinlich mit Wiederherstellung seiner Gesundheit unter gleichzeitiger Verbesserung seiner Gefangenschaft traten die Todesgedanken in den Hintergrund, und der Keim heiterer Lebensansichten durchbrach die düstere Verzweiflung; aufheiternde Geistesbeschäftigung wirkte gleichfalls wohlthätig. Römische, italienische, brittische und französische Schriftsteller, besonders Dichter, verliehen ihm reiche Unterhaltung; er versuchte sich fleißig an der Uebersetzung in besonders ansprechender Stellen; mit entschiedenem Glücke vollbrachte er eine Bearbeitung der Küsse des Johannes Secundus. Mit unablässiger Sorgfalt bemühte sich Mirabeau diese Geistesblüten an seine Sophie gelangen zu lassen, welche für solche Erzeugnisse bei seltner Bildung empfänglichen Sinn hatte. Alle Zeugnisse stimmen darin überein, daß sie viele weibliche Vollkommenheiten in sich vereinigte, nur die höchste Weihe derselben, innige Religiosität, ging ihr ab. Auf Fortbildung bedacht, berührte sie die Gegenstände ihrer Beschäftigung in den Briefen an den Geliebten, welcher auch aus der Entfernung ihrem Streben liebend die Hand bot, unter wohlgegründeter Besorgniß, daß die Bemühungen seines Fleißes durch die Strenge der Polizei nicht an die Geliebte gelangen möchten; er arbeitete für sie einen Abriß der französischen Sprache, der Mythologie, der alten und neuen Literatur aus, und handelte in seinen Zuschriften die wichtigsten Gegenstände der Moral und Po-

litik ab. Letztere besonders bezeichnet er nach dem Scharfsinn und der Freimüthigkeit seiner Urtheile als das eigenthümliche Feld seines Talentes. Ueberall welch ein Reichthum der Gedanken, welche Vielseitigkeit der Auffassungsgabe, welche Neuheit in der Anwendung! Weniger Gewicht hat der Vorwurf, daß Mirabeau mit seinen staatswissenschaftlichen Untersuchungen und Abhandlungen die entfernte unglückliche Geliebte möchte gelangweilt haben, als der gerechtere Tadel, daß der Gefangene seiner Sophie, wie er sagt „zu zerstreuender Aufheiterung," ausschweifend unsittliche Erzeugnisse der üppigsten Phantasie zuschickte. Daß er diese Entwürdigung seiner Feder und seines Talentes nöthig hatte, um durch den Verkauf der Handschriften, unter Boucher's Vermittlung, Geld zu verdienen, mag kaum als Entschuldigung erwähnt werden. Außer einer Uebersetzung des Tibulls, der Bearbeitung der Küsse des Johannes Secundus und der eben berührten lasciven Erzählungen, knüpfte Mirabeau auch noch Buchhändlerverbindungen zu einer Uebersetzung des Boccaccio an, wovon er sich bedeutenden Geldertrag verhieß. — An immer neuen Planen fehlte es einem so fruchtbaren Geiste nie; auch die Geschichte seiner Liebe wollte er schreiben und zwar in der für solche Darstellung undankbaren Form der Gespräche. Alles Strebens ungeachtet mußte sich Sophie bequemen ihre Schicksale aufzuzeichnen zum Behufe jenes Unternehmens; dafür ist Mirabeau dankbar: „Du kannst Dir von dem Vergnügen keine Vorstellung machen," schreibt er an sie, „welches mir der Gedanke gewährt, von Deiner Feder rührend und naiv unsere Liebesgeschichte, unsere Freuden, unsere Leiden aufgezeichnet zu lesen, in Deinen ungekünstelt zärtlichen Geständnissen zu lesen von meinen Fortschritten in Deinem Herzen, von den mir nie gestandenen Kämpfen, von der noch verschleierten Zärtlichkeit, von den durch Deine Strenge, von den durch mein Flehen geweckten Thränen, und so dem zögernden, aber reizenden, zartsinnigen Gange deiner Herzensstimmung bis zur Seligkeit des Sieges zu folgen. Deine Zärtlichkeit ist so köstlich, Dein Edelmuth so bescheiden, Dein Thun so einzig, Deine Sitten so einfach, der Erguß Deiner Empfindungen so süß, doch so hinreißend, Deine Liebe so hingebend und so decent, so gluthvoll, doch immer zurückhaltend, so schonungsvoll für Herz und Geist Deines

Gabriels." — Dieser fand, es ist nicht zu verkennen, in der Einsamkeit keinen geringen Genuß darin, sich die üppigen Scenen der Wollust, deren vollen Becher er mit gierigen Zügen geleert hatte, im Gedächtnisse zu erneuern; gleichzeitig sollten die Liebesgespräche seine und seiner Geliebten Rechtfertigung enthalten. Die Handschriften, dieser Arbeit zugehörig, sind verloren gegangen, wahrscheinlich von Mirabeau selbst vernichtet; sein Ruhm, wie die Literatur, mögen dadurch nichts eingebüßt haben.

Die schöne Bedeutsamkeit, welche das Leben an sich für den Menschen von wahrer geistiger Freiheit durch Religiosität gewinnt, war für Mirabeau verloren; sie ist der einzige, durch seine ganze Pilgerfahrt gehende Mangel, immer mit gleicher Bedeutsamkeit sichtbar. So schreibt er an Sophien: „Traurig gestimmt hörte ich heute die Messe. Während der Ceremonie beim Ableiern der Gebete sagte ich mir: ach! könnte ich den Glauben der Gläubigen an jene Träume erringen, ich würde meine Sophie zur Beschleunigung des Todesloofes zu bewegen suchen; unsere Trennung wäre beendet, für ewig verbunden dauerten wir fort, in der ewigen Glückseligkeit durch keine Verfolgung, kein Zerreißen, kein Unglück weiter gestört. Solches Daseyns gewiß, verdammt oder erlöst, wären wir verbunden; welche Hölle würde mir nicht zum Himmel in Vereinigung mit meiner Vielgeliebten! — Doch, Du süße Freundin! Wir sind nicht so glücklich, uns solcher Täuschung erfreuen zu können. In dem Augenblicke des Todes ist alles mit uns aus; wir bedürfen jenes Wahnes nicht, um das Leben zu ertragen; nur die Furcht vor der Vernichtung unserer Liebe kann demselben einen Werth verleihen." — In voller Ueberzeugung, daß Mirabeau hier mit ungefärbter Wahrheit von seinen Ansichten Rechenschaft gibt, wollen wir das Verdammungsurtheil nicht auf den Unglücklichen werfen, welcher seine über die Geliebte gewonnene Herrschaft gebrauchte, um die letzte Stütze, den Glauben an ein ewiges Daseyn im Gebiete einer zur Vollkommenheit fortschreitenden Weltordnung, an eine allmächtige, allweise, allbarmherzige Gottheit, über den Haufen zu stoßen. Wenn Mirabeau an allem verzweifelte in den Stunden des Unmuthes, so verschonte er mit den Ausbrüchen des nie beschwichtigten innern Zwiespaltes

auch seine Sophie nicht mit Vorwürfen des Kaltsinnes. „Wie wäre es mir so süß," ruft er ihr zu, „von Dir übertroffen zu werden, wenigstens einmal, in der Liebe! Mein Herz verstattet das nie, meine Sophie. Glaubst Du, daß ich mich dessen rühmen, dieses Gedankens erfreuen könnte, wenn der Sieg nicht immer auf meiner Seite wäre? — Glaubst Du, daß ohne Deine Theilnahme es für mich Freude gibt? Bedenkst Du Undankbare, Kalte nicht, wie bitter es mir seyn würde, selbst in der Fülle des Glückes vereinzelt dazustehen?" — (Brief vom 19. Mai 1779.) Diese Unzufriedenheit mit der Geliebten waren nur schnell vorüberziehende Wolken: ihr ungetheilter Besitz, die Liebe zu ihr und ihrem Kinde waren das einzige Band, für welches er jeden Blick auf das Leben berechnete. Ungeachtet der Trennung von der rechtmäßigen Gattin hing er auch mit Vaterzärtlichkeit an dem mit ihr erzeugten Sohn, den er nur als Säugling gesehen hatte und einst als tüchtigen Knaben wieder zu umarmen gedachte. Auch zu seiner Erziehung entwarf er Plane und verhieß diesem Sohne ein glückliches Leben, das von keinem hartherzigen, despotischen Vater in der Blüte zerstört werden sollte. Solche süße, menschlich schöne Träume wurden ihm Ursache neues Schmerzes: im November 1778 starb dieser Sohn, ein fünfjähriger Knabe, und stimmte ihn zur Klage über einen Verlust, den er wehmüthig der Geliebten meldet. Es ließ sich vermuthen, daß mit diesem Todesfalle der letzte Faden der Verbindung mit der Gattin für immer würde getrennt werden; doch wie Mirabeau's Schicksale oft das Unerwartete herbeiführen, so hier: in diesem Zeitraume näherte sich Mirabeau der Verstoßenen. — Unablässige Gesuche hatten nach und nach manche Milderung der Gefangenschaft unter Fürsprache der Freunde herbeigeführt; zuletzt war Mirabeau aus dem eigentlichen Gefängnisse entlassen und auf das feste Schloß von Vincennes gebracht, wo dem Staatsgefangenen bessere Behandlung zu Theil wurde; einige Geldhülfe bot der Ertrag der literarischen Arbeiten dar. Völlige Freistellung Mirabeau's war, aller Bemühungen von seiner und der Freunde Seite ungeachtet, nicht zu erlangen ohne Einwilligung des unversöhnlichen Vaters der Gattin, welche fürchtete, der freigelassene Graf möchte ihr neuen Verdruß bereiten und der beider-

seitigen Familien. Selbst der Minister Maurepas äußerte dem alten Marquis, daß die Haft des Gefangenen nachgerade zu lange daure, um entschuldigt werden zu können; doch der Hartherzige blieb unerschütterlich: er nannte sich, wie öfter erwähnt ist, den Menschenfreund, aber von rachsüchtiger Feindschaft gegen den leiblichen Sohn wollte er sich nicht lossagen. Man ging daran, die Befreiung auf einem andern Wege zu versuchen: die verstoßene Gattin sollte gewonnen werden; die ersten Schritte dazu mußte Mirabeau selbst thun; dieses kostete vielfache Ueberredung. Welche Untreue er ihr bewiesen, welche Kränkungen er ihr zugefügt: sie dagegen hatte es auch nicht an empfindlichen Erwiderungen fehlen lassen. Eine bedeutende Hälfte der erlittenen Unglücksfälle, der erduldeten Kränkungen maß er ihr und ihren auf sie Einfluß übenden Verwandten bei; er hatte sie öffentlich beschuldigt, die ehliche Treue während der Trennung so weit verletzt zu haben, daß sie schwanger aber durch vorzeitige Entbindung den weitern Folgen solcher Mutterschaft entzogen wurde. Selbst die ausschweifendsten Männer gestehen bei solchen Vorfällen den Frauen keine Ausgleichung gegenseitiger Fehler zu und beharren auf ihrem Gattenrechte als einem Ehrenpunct. Mirabeau's Gesinnung, seine Gewandtheit, eigenes Verschulden in das günstigste Licht zu setzen, war ganz geeignet hiervon nicht abzugehen; jede Selbstverleugnung in Beziehung zur Gemahlin wurde ihm erschwert durch seine in der Gefangenschaft fortwährend gesteigerte Leidenschaft für Sophien; doch das Schwierigste wurde ihm möglich; mit einer wunderbaren Sophistik zeichnete er sich einen Lebensplan, dessen erste Grundlage Versöhnung mit der Gräfin und dadurch bewirkte Freiheit war; er berechnete schon, welcher Vortheil für seine Verhältnisse daraus erwachsen müßte, wenn sie ihn wieder zum Vater eines ehlichen Kindes machte; dadurch aber sollte seine ungetheilte Liebe zu Sophien nie gestört, das Zusammenleben mit ihr nie unterbrochen werden. Um der Geliebten jeden Gedanken, daß sie ein Opfer der Vereinbarung mit der Gemahlin werden könne, zu entfernen, wußte er, vielleicht in willfähriger Selbsttäuschung, seine Gewalt über ihr Herz so weit geltend zu machen, daß Sophie einwilligte, ihn selbst aufforderte das Ziel gemeinschaftlicher Wünsche, Befreiung aus

der Gefangenschaft, durch Versöhnung mit der Verstoßenen einzuleiten.

Mirabeau schrieb wiederholt an seine Frau und rief deren Theilnahme an seinem Schicksale an. Der ersten Zuschrift folgte eine kalte Zurückweisung; doch der Freunde Rath leitete bald die Fortsetzung des angeknüpften Briefwechsels ein; Mirabeau schrieb an seine Gattin unterm 28. Mai: „Nie, Madame, habe ich an Sie mit größerm Vertrauen geschrieben, als heute. Ich bin überzeugt, daß Verbesserung meines Schicksals und Erleichterung meiner Leiden nur von Ihrer Gesinnung für mich und von Ihren Anträgen abhängig sind. Ihre Familie will unsere Vereinigung nicht; Sie sind Achtung und Gehorsam dem Haupte Ihrer Familie schuldig. Ich vor allem bin in meiner Lage genöthigt zu meinen Gunsten Abänderung dieser Rathschläge zu bewirken zu suchen und nicht dagegen anzukämpfen. Sie und Ihre Familie werden diesen Unterschied bemerken. Wird es nicht besser seyn, wenn ich unter Ihren Befehlen, als in der Gefangenschaft bin? Wie wenig wird es mir kosten, dem Willen einer liebenswürdigen Frau, der ich jede kleine mir gewährte Freiheit, die Erhaltung meiner Augen, vielleicht meines Lebens verdanke, zu genügen!" — Dieser Ton fand gütige Aufnahme; Mirabeau fährt fort, unterm 16. Jul. 1780: „Mit der lebhaftesten Dankbarkeit empfing ich Ihre Zuschrift, durch welche Sie meine kummervolle Lage versüßen, in welcher ich Ihr Herz erkenne. Für mich ist es ein großer Trost, zu hoffen, daß ich Ihnen nicht verhaßt bin. Sie wünschen mein Wohl; seyn Sie überzeugt, daß es meiner Bekümmernisse größtes ist, das Ihrige gestört zu haben. Nie vergaß ich, daß ich meinen Schwur, Sie glücklich zu machen, mit der reinsten Ueberzeugung, mit dem sehnsuchtsvollesten Verlangen, ihm nachzukommen, ablegte. Jugendliche Heftigkeit, Verstimmung, erzeugt vom Unglücke, welches Sie mit veranlaßten, Reizbarkeit, Kühnheit, die meine Sinnlichkeit auf Irrwege leitete, verhängnißvolle Verkettung der Umstände häuften mein wider Sie begangenes Unrecht, welches ich nie nach völlig freier Wahl verübte. Meine an Sie verschuldete Verirrungen wurden mir bitter verleibet und durch das Andenken an Sie gerächt. Ich erkenne die Rechte, welche Ihr Wohlwollen Ihnen verleiht; glauben Sie nicht,

daß ich dieses je misbrauchen werde. Ich ehre Ihre Herrschaft. Bestimmen Sie die Entfernung, in welcher ich bleiben soll; zwar werden diese Nachwehen mir sehr empfindlich seyn, nur beim ungestörten Zusammenleben werde ich die süße Genugthuung haben, alle Augenblicke meines Lebens zur Bethätigung meines Dankes verwenden zu können; doch werde ich mir nicht erlauben zu murren; das heiße Verlangen, alle Spuren Ihrer gerechten Unzufriedenheit vertilgt zu wissen, wird mich anspornen Ihre Verzeihung zu verdienen."

Bei dieser, wenn auch gewiß nicht ohne gegenseitigen Betrug, unterhandelten Versöhnung bewies sich in unermüdeter Theilnahme ein Freund thätig, der als Parteigänger der Oekonomisten mit dem alten Marquis von Mirabeau im besten Verhältnisse stand und aus reiner Freundschaft für den Sohn, aus Mitleid über das bejammernswerthe Loos des talentvollen, eingekerkerten jungen Mannes, wie es oft den Vermittlern geht, von allen Seiten Undank ärntete, ohne sich deshalb in der Durchführung seines Plans irren zu lassen: es war Pierre Samuel Dupont (de Nemours), der in dem ersten Abschnitte der Revolutionsgeschichte als Mitglied der ersten Nationalversammlung sich einen achtungswerthen Namen machte, wie er denn überall in den verschiedenen Lagen seines wechselreichen Lebens den Ruhm eines talentvollen, kenntnißreichen, das Gute thätig fördernden Mannes erwarb. *)

*) Diese Bezeichnung des Charakters Dupont's ist hier um so nöthiger erachtet, da der Verfasser der Mémoires sur Mirabeau es sich, ohne nachgewiesenen Grund, angelegen seyn läßt, auf hämische Weise das Andenken dieses achtungswerthen Gelehrten und Staatsmanns, von trefflichen Kenntnissen und tadellosem Leben, zu verunglimpfen. — Weil er sich lateinisch Pontius Nemoracensis schrieb, soll er die Eitelkeit gehabt haben, der Welt vorspiegeln zu wollen, er sey ein Abkömmling der alten Herzoge von Nemours. Er trat in die Nationalversammlung als Abgeordneter des Bezirkes Nemours, worin er mit Grundeigenthum angesessen war, und fügte dem Familiennamen den Ort der Heimath bei, wie in Frankreich nicht selten geschieht, um bei einem häufig vorkommenden Familiennamen Verwechselung zu vermeiden. — Ferner heißt es: er sey ohne Geist, ohne vorzügliches Talent, im Besitz verschiedenartiger, oberflächlicher Kenntnisse, schwatzhaft und von häß-

Noch ein Todesfall, für den Augenblick für die beiden Aeltern äußerst schmerzhaft, erleichterte von einer andern Seite die Ausgleichung der ärgerlichen Streitigkeiten, deren Urheber und Opfer Mirabeau war: seine mit Sophien erzeugte Tochter starb zwei Jahre alt, beim Durchbruch der Zähne gegen Ende des Mais 1780. Durch den Tod dieses Kindes wurde die Familie des Marquis von Monnier, welcher zwar offenkundig von Sophien getrennt lebte, aber doch noch ihr gesetzlicher Gatte, mithin nach dem Gesetze Vater der von ihr gebornen Tochter war, sehr beruhiget und zur Versöhnung geneigt, da sie nun von Seiten des Kindes keine Schmälerung der Erbschaft zu fürchten hatte. Monnier selbst war gesonnen, des vergangenen Aergernisses nicht weiter zu gedenken er ließ seiner Gattin Anträge zur Rückkehr in sein Haus unter den freundlichsten Zusicherungen machen, wovon aber die unglückliche Frau nichts wissen wollte; sie quälte sich mit trüben Vorstellungen, ohne je die duldende Hingebung in Mirabeau's Willen zu überschreiten. Durch Verleugnung jeder eigenen Bestimmung, jedes Selbstentschlusses wollte sie die stillen Vorwürfe der innern Stimme beschwichtigen, dem Zufalle die Entscheidung ihres ferneren Schicksals überlassen und dem Geliebten in allem blindlings folgen, um desto unauflöslicher an ihn gekettet zu seyn. So verschwisterte sich in dem Herzen des sonst leichtsinnigen Verführers mit dem flüchtigen Genusse das dauernde Gefühl des Mitleids und der Ehre. In den Unterhandlungen zur Versöhnung mit seiner Gattin sollte ausdrücklich die Verwilligung

lichem Aeußern gewesen, der gut habe plaudern, um so schlechter aber schreiben können. — Zur Widerlegung dieser Schmähungen verweisen wir auf das kurze, geschichtlich vollkommen begründete Urtheil über Dupont in der Real- Encyklopädie (6te Auflage) 3ter Band, Seite 367 und auf die ausführlichere biographische Würdigung des verdienstvollen Mannes in der Biographie nouvelle des contemporains. Tom. VI. S. 221 fg. — Bei dieser Veranlassung thut es Noth zu erwähnen, daß der Verfasser jener Mémoires sur Mirabeau, bei nicht zu verkennendem Fleiße zur Zusammenbringung aller seinem Plane zugehöriger Materialien, oft den Vorwurf nutzloser Weitschweifigkeit und geflissentlicher, einem unlauteren Ultrasysteme zugehöriger Verunglimpfung verdienstvoller Menschen verschuldet. — d. H.

vorangesetzt werden, daß es ihm frei stehe, ohne je deshalb Vorwürfe fürchten zu müssen, mit Sophien unausgesetzt zu correspondiren. Umsichtige Freunde riethen davon zu schweigen, da die Forderung nur Verneinung zur Folge haben müßte; dagegen würde, wenn nicht darauf ausdrücklich bestanden sey, dieser billige Wunsch stillschweigend gewährt werden. Frau von Mirabeau beeilte sich gar nicht ihren Gemahl auf freien Fuß gestellt zu sehn, sie ließ sich durch die schmeichlerischen Zuschriften nicht täuschen; sie kannte ihn zu gut, um nicht von seiner stürmischen Sinnesart, waren die Fesseln der Gefangenschaft einmal abgeworfen, alles zu fürchten. Neue Sorge über das Gelingen des Versöhnungsgeschäftes machte dem Gefangenen der durch Beleidigungen der Undankbarkeit aufgeregte Zorn seiner ihm früher so vertrauten Schwester, der Frau von Cabris, welche gegen öffentliche Beleidigungen sich öffentlich vertheidigen, die Theilnahme an der Entführung Sophiens von sich ablehnen und ihre ärgerlichen Ausschweifungen vergessen machen wollte, indem sie sich bemühte darzuthun, daß sie dem Bruder und seiner Geliebten immer mit verständigen Rathschlägen und Ermahnungen zur Seite gestanden habe. In der Familie Mirabeau, deren Glieder jedes in seiner Art Aergerniß gab, war es gewöhnlich, daß bei der geringsten Veranlassung, ohne alle Schonung der nächsten Verwandtschaftsverhältnisse, ohne alle Scheu bei Aufdeckung solcher Dinge, die man sonst gern unter dem Schleier ruhen läßt, Vater, Mutter, Bruder, Schwester u. s. f. sich in öffentlichen Denkschriften Schimpf und Schande jeglicher Art zuriefen; welches für den Grafen höchstnachtheilige Aufsehen hätte deshalb, gerade in diesem Zeitpuncte, eine mit Beschuldigung wider ihn erfüllte Vertheidigungsschrift der schamlosrachsüchtigen Schwester machen müssen! Doch die Besorgniß ging dieses Mal ohne schädlichen Erfolg glücklich vorüber.

Endlich gediehen die mühsam geleiteten Unterhandlungen der Freunde zur Reife. Zwar bestand der alte Marquis fest darauf, an keine ernstliche Besserung des Sohnes, nach seinem Sinne, zu glauben. Volle Freiheit, ungebundene Rückkehr in das Leben wollte er ihm durchaus nicht gestatten. Man machte Vorschläge: Mirabeau sollte seinen Aufenthalt in der Provence oder Limosin, oder in der Nähe von Nemours, auf Dupont's

Landgute Bois des Fossés, angewiesen erhalten; wogegen aber der Gefangene ablehnende Erinnerungen machte; er wollte sich nicht so weit von Paris verwiesen sehen. Einen anderen Vorschlag, auf dem Schlosse von Vincennes wohnen zu bleiben, ohne weitere Haft, nur verpflichtet den Wohnort nicht zu verändern, fand er anfangs recht annehmlich, bald aber machte er auch hiergegen Vorstellungen: „Dort werde ich," sagt er, „in große Gefahr gerathen: zehn Frauenzimmer, mehr oder weniger eifersüchtig, mehr oder weniger kokett, welche vielleicht neugierig sind einen jungen, seit drei Jahren um der Liebe willen gefangen gehaltenen Mann kennen zu lernen, werden mich einen Eiergang machen lassen, wobei ich kein Ei zertreten soll. Gewiß werde ich mich mit Keiner einlassen dürfen, ohne nachtheiliges Gerede über mich zu veranlassen, durch Klagen der Nebenbuhler, der Ehemänner, der Liebhaber. Wenn ich diese Probe aushalte, bestehe ich gewiß die allerstärkste; ich werde einem Wechselfeuer preisgestellt." —

Diese Besorgnisse, welche nur Lächeln verursachen konnten, indem sie Mirabeau vorbrachte, aber von dem Leichtsinne seines Charakters neuen Beweis ablegen, würden nicht beachtet. Die ersehnte Begnadigungsordre des Königs erfolgte und der Halberlöste machte sich am 13. December 1780 schriftlich verbindlich, unter dankbarer Anerkennung der königlichen Gnade, in allen Stücken gehorsam, sich den vorgezeichneten Bedingungen zu unterwerfen; diese gaben ihm auf, seinen Wohnort nach den Befehlen seines Vaters zu nehmen. Der Marquis spricht sich hierüber in einem Briefe an le Noir aus: „Ich will, daß mein Sohn anfänglich in halber Freiheit unter Ihrer Obhut bleibe, auf dem Schlosse von Vincennes, daß er dort unbekannt und so zurückgezogen als möglich unter dem Namen Honoré lebe. Ihre Gefälligkeit, welche ihm schon so nützlich war, ist ihm jetzt nothwendiger als je; haben Sie die Güte ihm diese zu erhalten und zweifeln Sie nie an meiner Dankbarkeit." —

So war endlich nach so vielfachen Verzögerungen der erste wichtige Schritt zur Befreiung gethan: dem Worte nach war dem Grafen halbe Freiheit zugestanden, in der Wirklichkeit, außer der Bestimmung seines Wohnortes, ganze, vollkommene; er konnte nach Gefallen

die nur eine Meile entfernte Hauptstadt besuchen, wenn er nur zum Nachtlager sich wieder einfand, konnte seine Freunde bei sich sehen, jede Lebensfreude genießen und ungehindert die nochmalige Durchsicht des wider ihn erhobenen Entführungsprocesses und Umänderung des zu Pontarlier wider ihn ausgesprochenen Verdammungsurtheils betreiben; eine Maßregel, welche für sein ferneres Schicksal von Bedeutsamkeit seyn mußte. Von allen Vorgängen seine Sophie, die zu Gien im St. Clarenkloster von ihrer Mutter streng bewacht wurde, ununterbrochen zu benachrichtigen unterließ Mirabeau nicht, ungeachtet der Nähe der zehn Damen des Schlosses von Vincennes, welche, nach seinen eigenen Worten, seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Sophiens düstere Stimmung konnte durch die günstigere Wendung des Schicksals ihres Geliebten wenig erheitert werden; der Trübsinn fand überall Zugang; Ruhe und Seelenfrieden erfreuten sich keines ungestörten Gedeihens; sie schwankte zwischen Liebesträumen und Besorgnissen, zwischen Vertrauen und Zweifel. Als Mirabeau ihr die günstige Aenderung seines Looses meldete, antwortete sie: „Das Ereigniß, meinen Gabriel in Freiheit zu wissen, während ich hier festgehalten werde, macht mir gar nicht zu beseitigende Unruhe; doch das Glück Deiner Befreiung verscheucht alle andere Betrachtungen; ich hatte ja nie ein anderes Verlangen, als Dich glücklich zu wissen.“ —

An demselben Tage wo sich der Graf der Verfügung seines Vaters unterwarf, wandte er sich, immer eine nähere Vereinigung mit seiner Gemahlin im Gesichte behaltend, an seinen Schwiegervater, den Marquis von Marignane, um als wiederkehrender Gatte der Tochter bei ihm Aufnahme zu suchen. Dies wollte nicht glücken. — Kaum waren ihm die gebundenen Flügel der Selbständigkeit etwas gelüftet, als er mit den Freunden, welchen er diese Vergünstigung besonders dankte, offen brach und mit auffallendem Undanke sich von ihnen trennte. Den Anfang hierin machte er mit dem obengenannten Secretair le Noir's, Boucher, den er kurz zuvor oft „seinen guten Engel“ nannte.

Nach der väterlichen Bestimmung blieb er nicht lange mehr auf dem Schlosse von Vincennes, von wo er sich vorgeschriebenermaßen auf das Familiengut Bignon begab; hier war sein erstes Geschäft, wider das vom Ge-

richtshofe zu Pontarlier ihm zuerkannte Verdammungs- und Todesurtheil aufzutreten, nicht ohne besorgnißvolles Abrathen der Freunde, welche bei den zahllosen mächtigen Widersachern, welche Mirabeau zu Pontarlies hatte, die Anregung der Entführungsgeschichte gefährlich, ein vorsichtiges Stillschweigen rathsam hielten; doch Mirabeau war seiner guten Sache und seines Talentes, sie zu verfechten, zu gewiß, als daß er sich hätte zurückbringen lassen; auch war eine Freisprechung unumgänglich nothwendig für ihn, um seine Gattenrechte zur Gemahlin verfolgen zu können. Bei allen zartsinnigen, gefühlverrathenden Wendungen, unter welchen Mirabeau seiner Sophie von seinem Streben Nachricht gibt, konnte sie wohl nicht verkennen, daß ihre Ansprüche an den Geliebten, ihr Daseyn in dem beiderseitigen Familienkreisen störend auf die endliche Ausgleichung so vielseitiges Verdrusses wirkten. Mit dem unerbittlichen Vater, den der Sohn in sechs unter Verfolgung und Haß verflogegenen Jahren nicht gesehen hatte, versöhnte er sich durch Unterwürfigkeit; beide sahen sich wieder und verständigten sich besser, dauerhafter, erfolgreicher, als noch je geschehen war. Zehntäge Feste zu Bignon, vom Grafen selbst angeordnet, bezeichneten die Wiederherstellung der vielgefährdeten Familieneintracht. Während derselben ward der Marquis krank und des Sohnes Briefe athmen kindlich fromme Besorgniß um die Wiederherstellung des wiedergefundenen Vaters, dessen Obhut sehr nöthig zu haben er gesteht. Die Festlichkeiten waren auf so große Vorkehrungen berechnet, daß sie nicht alle zur Ausführung kommen konnten; der Weihrauch der Schmeichelei war nicht gespart: so sollte ein Tempel der Wahrheit errichtet werden; die Statue der Wahrheit sollte das Bildniß der Mutter des Marquis, also der Großmutter des Anordners seyn; umgeben von Baco, Sokrates, Galiläi u. a. sollte die Bildsäule des Marquis, wie er der Wahrheit seine Werke weiht, angebracht und umher die Medaillons der vorzüglichsten Familienglieder aufgestellt werden. — Gleich aufmerksam war der Graf, der stolzen Eitelkeit des Vaters zu fröhnen und die endliche Versöhnung mit ihm recht Aufsehen erregend zu machen. Unter solchen Zerstreuungen, im ungewohnten Familienleben, bei Jagd und andern ländlichen Beschäftigungen vergaß er seine liebe Freundin nicht; doch verlor unter den Be-

günstigungen des heiteren Daseyns seine Liebe zu ihr den stürmischen Charakter; er nahm bei seinem Rechtfertigungsprocesse auf ihr Bestes sorgsam Rücksicht, um ihre persönliche Freiheit, welche durch die strenge Mutter sehr verletzt wurde, ihr Heirathsgut und ihr Witthum gegen Anfechtungen sicher zu stellen; er bethätigte hier eine sorgfältige Umsicht, die er selten beim Verfolge seiner Absichten festzuhalten verstand. —

Mit der Ausgleichung der Zwistigkeiten zwischen Vater und Sohn opferte jener nicht die Kargheit auf, wodurch dieser in beständiger Geldnoth erhalten wurde. Der Graf suchte sich durch Herausgabe mehrerer literarischer Arbeiten zu helfen. Unter diesen betrachtete er mit vorzüglicher Vorliebe sein Werk über Verhaftsbefehle und über Staatsgefängnisse (Sur les lettres de cachet et les prisons d'état); einem Freunde schreibt er darüber: „Unverzüglich wird das Ihnen angekündigte Buch erscheinen; es wird viel Lärm machen; so lieb Ihnen Ihr Kopf ist, hüten Sie sich den Verfasser zu nennen: er kann durch das Werk hoch steigen, doch sich auch dadurch eine Menge Feinde machen." — In der That fehlt es der Behandlung der Aufgabe nicht an kühnen Gedanken, in hinreißender Beredsamkeit vorgetragen; das überwiegende Talent kann aber nicht den Mangel an Reife, an Ueberlegung und Ordnung verdecken. Um über den Manuscriptenverkauf ins Reine zu kommen, ging Mirabeau zu seinem Verleger in Neufchatel auf kurze Zeit. —

Mit des Vaters Einwilligung und Zuordnung eines Rechtsbeistandes reiste er im Anfange des Jahres 1782 nach Dijon, um seinen Reinigungsproceß zu betreiben; am 12. Februar stellte er sich im Gefängnisse zu Pontarlier. Er theilte nicht des alten Marquis Meinung, daß er nach der ersten Anregung und Vernehmung sich zurückziehen sollte, worauf man durch den Großsiegelbewahrer Cassation des Verdammungsurtheils zu bewirken gedachte. Mit allen Formalitäten des Rechtsganges wollte der Graf seine Rechtfertigung einem gerichtlichen Rechtsspruche, nicht einem ministeriellen Machtworte verdanken. So begann er das mit vielen Hindernissen und Verzögerungen durchkreuzte Unternehmen und genügte der bisher nicht befolgten Vorladung zur gefänglichen Haft, im Vertrauen auf sein Recht, auf sein Talent es geltend

zu machen. Bei allen Verhören zeigte er unerschütterliche Geistesgegenwart und eine dialektische Gewandtheit, welche die instruirenden Richter oft in Verlegenheit setzte; er löste die schwierige Aufgabe, sich zu vertheidigen, ohne die Sophien schuldige Schonung und Mitvertheidigung zu vernachlässigen. Alles Uebrige behandelte er wegwerfend: so bleibt es unverzeihlich, mit welchem frechen Undanke er den würdigen alten Marquis von Monnier, den Gatten Sophiens, abfertigte, der ihm mit liebevoller Gastfreundschaft sein Haus geöffnet, ihm tausendfache Gefälligkeiten erzeigt hatte und dafür den Lohn empfing, indem Mirabeau den häuslichen Frieden zerstörte, die Ehre des Marquis tödlich beleidigte, über die Familie viele Unglücksfälle brachte, ja nun noch vor Gerichte den Schlimmbeleidigten spielte und sich für berechtigt hielt, durch unedle Schmähungen an dem schuldloseren Gegner Rache zu nehmen. Mirabeau's Casuistik gerieth bei solchen Vorfällen nicht ins Gedränge, sein Charakterwerth wurde aber unwiederbringlich höchst verdächtig. Ein Meisterstück der Ueberzeugungskunst, der günstigsten Darstellung der Thatsachen und der Rechtspuncte ist seine Vertheidigungsschrift vom 17. Februar 1782. An demselben Tage, wo sie den Richtern eingereicht wurde, willigten sie in die erbetene Entlassung aus der gefänglichen Haft; doch verhinderte der Stellvertreter des königlichen Procurators, Sombarda, sein Widersacher, die Vollziehung dieses provisorischen Beschlusses. Die Freunde und Mitglieder der betheiligten Familien versuchten fortwährend eine gütliche Beilegung der Streitigkeiten, die den Proceß von neuem anfachten, einzuleiten; ein vergebliches Bemühen, da böser Wille, Rachsucht, Eigennutz und Ränkesucht von mehreren Seiten wirkten. Auch in dem Verhältniß zum Vater sah Mirabeau neue Wolken aufsteigen, besonders durch Aufreizungen der Frau von Pailly, der unumschränkten Gebieterin des Marquis. Ungeachtet der feindlichen Stimmung dieser Frau wider ihn wußte Mirabeau es über sich zu gewinnen und behandelte sie mit ungewöhnlicher Schonung. Die Entscheidung des revidirten Processes ging an das Parlament zu Besançon, bei welchem er eine neue, die erste noch übertreffende Vertheidigungsschrift im April 1782 einreichte und die beabsichtigte günstige Stimmung der Richter durch besondere Empfehlungen

von Seiten des Prinzen von Beaufremont und seiner Schwester der Fürstin von Listenois zu verstärken Gelegenheit fand. — Wie schlecht ist die Rechtspflege in einem Lande bestellt, in welchem Empfehlungen der Großen auf die Rechtssprüche Einfluß haben! — Wenn solche Fürsprachen ihm zum Nachtheil angewendet wurden, verdammte sie der Graf; wenn es ihm nützlich dünkte, verschmähte er ihre Hülfe nicht. Consequenter, als in dieser Beziehung, bewies er sich bei den Anträgen die ihm gemacht wurden, alle seine Schuldner zu befriedigen, wenn er die Rechtfertigung der Frau von Monnier wollte auf sich beruhen lassen. Solches Abkommen wurde als ehrenrührig zurückgewiesen. Je mehr Mirabeau thätig war eine vollkommen seine bürgerliche Ehre rechtfertigende gerichtliche Entscheidung zu erhalten, die Richter zu gewinnen und mit der Stimme des Publicums Anerkennung seiner großen Geistesfähigkeiten zu erhalten, um so mehr erkaltete des Vaters Geneigtheit. Vor dem Parlamente zu Besançon gewann sein Rechtsstreit unter dem mächtigen Einflusse seiner Gegner keine günstige Wendung, wodurch veranlaßt, Mirabeau noch immer in Haft, seine dritte Vertheidigungsschrift ans Licht treten ließ; er nannte sie selbst seine Philippika, indem er nicht gar bescheiden sich neben Demosthenes stellte. „Trifft man hier in unserm entarteten Jahrhundert," sagt er, „keine Beredsamkeit, so weiß ich nicht was man sonst trifft, als eine hinreißende, seltene Himmelsgabe." — Hemmung seiner Zwecke schlägt ihn nicht nieder, widerwärtige Ereignisse stählen seinen Muth, beflügeln seine Kühnheit, schärfen seinen Scharfsinn. Seinen durch fortwährenden Aufschub seiner Entlassung aus dem Gefängnisse muthig gewordenen Gegnern ruft er zu: „Welches sind Eure Triumphe, die mich in Verwirrung bringen sollen? Welches Eure Hülfsquellen, vor welchen ich erbeben soll? Mit welchen neuen Beweismitteln wollt Ihr mich zu Boden schlagen? — Ich habe meine vorläufige Gefängnißentlassung nicht durchgesetzt. Nun gut! Meine Richter waren berechtiget mir dieses zu bewilligen oder abzuschlagen, ganz unabhängig von meinem Rechtsstreite. — Ich bin an andre Richter gewiesen, weshalb der Criminalhof nicht genug gepriesen werden kann. — Ich kam zu Krieg oder Frieden; das machte man mir zum Vorwurfe; hätte man mir die Wahl über-

lassen, so würde ich, wie Fabius, den Frieden gewählt haben. Zahllose Beweggründe legten mir Mäßigung auf; eine Tugend, die ich um so mehr verehre, als sie meiner angebornen Sinnesart nicht verliehen ist. Doch nach so vielen Beleidigungen und Mißhandlungen, nach dreimonatlicher widerrechtlicher und grausamer Gefangenschaft, fordere ich vertrauensvoll mein mir vorenthaltenes Recht bis zum Augenblicke rächender Gewährung und zeige seinen Widersachern unbeugbaren Stolz. Herrn von Monnier, seinen Parteigängern, seinen Vertheidigern sage ich: Euer Geschwätz, Eure Unlauterkeit, Eure Sophismen, Eure Ränke, Eure Erfolge verlache ich; ich habe Euch in einen Kreis gebannt, aus welchem Ihr nicht könnt; Euch werden künftig Gesetze vorgeschrieben. — Leser! du findest vielleicht, von dem Geschrei meiner Feinde übertäubt, diese Sprache zu kühn! Aber lies und urtheile, entscheide, ob ich mich nicht bitter zu beklagen habe über unwürdige, mir völlig fremde Umtriebe, deren Opfer mein Ruf, mein Daseyn, mein Glück wurden." Bei aller Kunst der Darstellung erfährt man selbst aus dieser Vertheidigungsschrift, aus dieser Widerlegung der Beschuldigungen der Gegner, daß Mirabeau und Sophie im ersten Taumel des Liebesgenusses Ausschweifungen sich hingaben und in Gesellschaften keine Rücksicht des Anstandes und der Sittlichkeit zur Vermeidung des Aergernisses beachteten. Beschuldigungen, wie sie hier von Zeugen bestätigt werden, mögen auch halb erlogen seyn; die unwiderlegt bleibende zweite Hälfte ist hinreichend, unbesiegbaren, wenn auch nicht juridisch zu beweisenden Verdacht zu begründen. Daß dadurch seine Sache im Urtheile des Unbefangenen verlieren könne, will Mirabeau nicht glauben; zuversichtlich sagte er: „Wenn man sich in einer Kampfbahn stellt, geschieht es, um mit gleichen Waffen zu fechten; mein Angriff geschieht vor den Augen der ganzen Nation; hier mag sich mein Gegner vertheidigen; wir halten die Autoritäten in Ehren; doch wir wissen, daß selbst die Minister oft hintergangen werden und daß die Wahrheit eine Tochter der Zeit, nicht des äußern Ansehens ist." —

Hatten die beiden ersten Vertheidigungsschriften manchen ärgerlichen Angriff enthalten, so warf erst die dritte Philippika Feuer und Flammen um sich; jener beiden Verbreitung war schon durch einen Beschluß des

Parlaments zu Besançon verhindert; doch kam diese hemmende Maßregel theils zu spät — schon waren viele Exemplare selbst in Paris davon ausgegeben — theils hatte der Großsiegelbewahrer, Hue de Miroménil, für Mirabeau gewonnen, nach veranstalteter Censur der Schriften ihre Unterdrückung verhindert. Um gleicher Hemmung seiner Vertheidigungsmaßregeln zu begegnen, wandte sich mit Bitten um Schutz für sich und seine dritte Schrift Mirabeau an jenen Minister, während sein Proceß vor dem Criminalhofe des Parlaments der Franche Comté zu Besançon fortschlich. Die gefürchtete Beschlagnahme der Philippika erfolgte dennoch; Miroménil äußerte sich darüber: daß er die Beweggründe des Parlamentes zu diesem Befehle nicht kenne, da es Grundsatz sey, niemanden in seiner Vertheidigung durch öffentliche Bekanntmachung von Denkschriften, behufs des Proceßganges, zu stören; ihm scheint die Theilnahme Monnier's bei jenem Unterdrückungsbefehle ein günstiges Vorzeichen, daß Mirabeau seinen Proceß gewinnen müsse. Das Vertrauen hierauf verließ den Grafen keinen Augenblick; doch scheint Verzögerung der Entscheidung und das Unerträgliche der Gefangenschaft seine früher wiederholt ausgesprochene Abneigung gegen einen Vergleich gemindert zu haben. Eine solche Ausgleichung war möglich, da Monnier, obgleich beleidigter Ehemann, die Klage wegen Ehebruch nicht angestellt und Mirabeau sich wegen des Entführungspunctes gerechtfertigt hatte; so konnte letzterer, ohne seiner Ehre etwas zu vergeben, den Freund Vitry, unterm 11. April 1782, bitten: „Ich ersuche Sie, die Beendung meines teuflischen Processes durch eine ehrenvolle Beilegung zu bewirken; früher unterließ ich Ihnen zu sagen, was Sie nun wissen müssen, daß ich das Gesetz für mich habe, gemeinschaftlich mit meiner Mitangeklagten." — Endlich am 13. August wurde seine Gefangenschaft, in welche er sich sechs Monate zuvor freiwillig gestellt hatte, durch förmlichen Rechtsspruch aufgehoben. Aber der Entlassene sollte sich keines ungestörten Seyns erfreuen; wahrscheinlich auf Anregung der im Hinterhalte lauernden Feinde drangen nun von allen Seiten seine Gläubiger auf ihn ein mit Schuldforderungen. Dieses Bedrängniß ward noch vermehrt durch die Sorge, womit ihn das Schicksal der unglücklichen Sophie erfüllte. Sie unterwarf sich den

zur Beilegung alles Haders ihr gemachten Anträgen insoweit, daß sie einwilligte, so lange ihr Ehegemahl lebte und selbst noch ein Jahr nach seinem Tode, im bisherigen Verhältnisse im St. Clarenkloster zu Gien zu verbleiben. Der Abschluß des Vergleiches kam nun zu Stande, indeß Mirabeau, ohne den Betrieb dieses wichtigen Gegenstandes aus den Augen zu verlieren, von Gläubigern beunruhigt, schnell nach der Schweiz reiste, wo er von seinen Verlegern noch Geld beizutreiben hatte. Der nach vielen Behinderungen unter den gegenseitigen Bevollmächtigten abgeschlossene Vergleich, unterzeichnet am 14. August 1782, war, wie es gewöhnlich nach langweiligen Verzögerungen und vielfacher Verwickelung der Interessen zu gehen pflegt, übereilt und nicht geeignet fernerem Aergernisse Endschaft zu machen, mehr ein Waffenstillstand als ein Friede. Nach der Grundlage der von Sophien ausgestellten Verpflichtung wurde deren Familiengut geordnet, ihre Trennung von Tisch und Bett des Gatten, dessen Zahlung eines Jahrgelds von 1200 Franken u. s. f. ausgesprochen. Erst im fünften Artikel der Vergleichsurkunde wird Mirabeau's gedacht folgendermaßen: „Im Verfolg des vorstehenden Abkommens begibt sich der Herr Graf von Mirabeau der gegen das Verfahren des Criminalgerichtshofes zu Pontarlier unterm 8. Mai 1782 angebrachten Appellation. Alle aus jenen Verhandlungen entstehen könnende oder bereits entstandene Folgen, sowohl von Seiten der vom Herrn von Monnier erhobenen Klage, als des im Verfolg dieser erhaltenen Urthels, sollen aufhören und vernichtet seyn, so daß kein Theil, unter welchem Vorwande es auch seyn mag, darauf weiter Bezug nehmen darf. Namentlich tritt Herr von Monnier dieser Bestimmung bei und willigt ein, jenen Urthelsspruch als nicht vorhanden in allen seinen Theilen zu erachten." — Liest man dieses, so glaubt man, die Friedenspalme habe alles Aergerniß überschattet; aber schon der folgende Artikel läßt solche Vorstellung nicht aufkommen; dort wird gesagt: „Wenn indeß eine der vorstehenden Bestimmungen nicht erfüllt wird, auf welcher Seite auch die Schuld seyn mag, so treten alle Theile in ihre ursprünglichen Rechte; dann kann der Marquis von Monnier oder seine Erben den Proceß wieder anfangen. — Herr von Mirabeau behält sich für diesen Fall die Befugniß vor, die durch gegenwär-

tige Verhandlung unterbrochene Appellation zu verfolgen, neue Klagen beizubringen und alle ihm dienliche Maßregeln zu nehmen, um die Nullitätsgesuche geltend zu machen; gleichmäßig dem Vertheidigungsverfahren des Herrn von Monnier soll alles ungefährdet bleiben." —

Was hatte nun Mirabeau durch alle Kraftanstrengung gewonnen? Denn konnte es seinen Feinden an Vorwand fehlen, ihn von neuem anzugreifen, ihm durch Hinweisung auf diese nur unterdrückte, nicht vollkommen geschlichtete ärgerliche Geschichte wehe zu thun? — War nicht, völlig getrennt von ihm, Sophie der Willkür ihrer sie bewachenden Familie preisgegeben? — Sie als Gattin Monnier's wurde des Ehebruchs schuldig behandelt, und Mirabeau für den Augenblick zwar nicht als Verführer verfolgt, aber was schlimmer war, jedem Angriffe für die Zukunft freigestellt. Der Graf erlangte für den Augenblick Entlassung aus dem Gefängnisse und Stillstand des Rechtshandels, während er als Störer der Familienruhe, als Beleidiger der Zucht und Sitte selbst den Bewunderern seiner Talente erschien; er blieb der theilnehmende besorgte Freund der verlassenen Geliebten, indeß er alle Vortheile berechnete, die ihm aus der Wiedervereinigung mit der verlassenen Gattin erwachsen mußten. So glaubte er sein bürgerliches Daseyn am besten zu sichern, so in der Rolle eines Haus- und Familienvaters den bitteren Prüfungen bestandener Abenteuer für die Zukunft zu entgehen. Gern wäre er zu seinem Schwiegervater hingeeilt zur gütlichen Vereinbarung; aber der bösen Gläubiger Nähe verhinderte ihn in die Provence zu gehen; der karge Vater versagte ihm sogar die erforderlichen Reisegelder. So klagt er von Neufchatel aus: „Es ist offenbare Erdichtung, wenn man mich für einen freien Mann, der ungezwungen verfügen kann, ausgibt. Man muß für mich bezahlen, oder gut sagen, aber mich nicht anklagen, daß ich das Unmögliche nicht verwirklichen kann. Meine Gläubiger alle gehen mich an; nur einer will noch einige Zeit warten; ein anderer hat sich für mich verbürgt und ist zu Grunde gerichtet, wenn ich nicht zahle. Mein unglücklicher Anwalt zu Pontarlier verlangt funfzig Louisdor von mir, während jedermann glaubt, daß er mit funfzehn bezahlt sey; meine Rechtsbeistände halten mich unbezweifelt für höchst undankbar, ich erscheine in nachtheiligem Lichte, weil ich

gegen die, welche mir in der Noth beistanden, meiner Verpflichtung nicht nachkomme. Für meine Plane, die Vereinbarung mit der Frau von Mirabeau, ist dieses keine sonderliche Empfehlung. Was soll ich in der Provence machen? dort als zweifacher Bankerutirer auftreten, Demüthigungen und Bekümmerniß erdulden? — Man will mich zur Verzweiflung bringen; ich wehre mich so lange ich kann; ich biete alles auf, meine Freunde zu befriedigen, damit sie für ihre Dienstleistungen nicht zu klagen gezwungen werden. Habe ich mich bei ihnen gelöst, so falle ich niemandem weiter zur Last: ich werde meinen Lebensunterhalt mir zu erwerben wissen, oder verhungern." —

Wie es mit diesen Andeutungen seiner Lage und den daraus hervorgegangenen Vorsätzen auch beschaffen seyn mochte, seine in der Schweiz herausgegebenen Schriften zeugten von keiner Vorsicht, keiner Friedensliebe; bei dem Werke über Verhaftsbefehle und Staatsgefängnisse konnte man es ihm verzeihen, daß er, ein vieljähriges Opfer schreiender Mißbräuche, solche mit mehr Eifer für die Sache der Menschheit, als mit Berechnung der Vorsicht angriff; härterer Tadel trifft ihn wegen einer anonymen Flugschrift (L'Espion dévalisé), in welcher er viele Personen seiner Bekanntschaft mit dem Anfangsbuchstaben bezeichnet, durch ärgerliche Anekdoten und mit Zügen aus dem Privatleben zur Schau stellt. Er verschuldete von neuem den Vorwurf schamloser Undankbarkeit, wovon er sich zu befreien hoffte, indem er dem Gerüchte, welches ihn einstimmig als Verfasser nannte, widersprach. Doch wer ihn kannte, ließ sich dadurch nicht irre machen; zu dieser Zahl gehörte auch der Großsiegelbewahrer Hue de Miroménil, der, wie erwähnt ist, dem Grafen erst ganz vor kurzem die thätigsten Beweise des Wohlwollens gegeben hatte, und dem hier arg genug mitgespielt ward.

Durch den Honorarertrag und durch neugemachte Schulden hatte Mirabeau die dringendsten alten beschwichtigt und konnte endlich in der Mitte des Octobers 1782 nach der Provence reisen, wohin ihn der Wunsch, seine Frau wieder mit sich zu verbinden, zog. Bei seiner Ankunft in dortigen Gegenden und auf den Familienbesitzungen rühmt Mirabeau die Liebe, womit er von seines Vaters Bruder, dem Boilly von Mirabeau,

empfangen sey, unter Aufzählung der Feste, Freudenfeuer und Bewillkommungsreden, welche ihm zu Ehren veranstaltet wurden. Der Graf verweilt bei diesen ihm gewordenen Huldigungen mit Wohlgefallen: „Diese Ehrenbezeigungen," sagt er, „diese Freude der Landleute bei meinem Anblick war nicht völlig grundlos: ich hatte ihnen in der That nie Böses zugefügt, und meine Ahnen hatten ihnen seit dreihundert Jahren Gutes gethan." — Man weiß eigentlich nicht, was man von dieser mit einem Mal aus den Wolken fallenden Zärtlichkeit des Oheims und seinen lärmvollen Empfangsfesten denken soll, da beide zu dem Schicksale, zu der nirgend dauerhaft beseitigten Noth des Neffen schlecht paßten.

Mirabeau betrieb unter Fürwort des Oheims die Wiedervereinigung mit seiner Frau und sparte in den Zuschriften an sie und an den Schwiegervater keinen Aufwand süßer Worte, Schmeicheleien und Wahrzeichen versöhnungsbeflissener Sanftmuth; doch die Lockungen waren vergeblich: bald ergab sich, daß es Verstellungskünste waren, wodurch nur seinen Vortheil berechnend, der Graf wieder in den Besitz einer Gattin, die er weder liebte noch achtete, zu kommen gedachte. Als er von ihr und ihrem Vater, dem Marquis von Marignana, höflich, aber kalt zurückgewiesen wurde, nahm er die Miene an, als sey ihm die Gattin entschieden geneigt und werde nur von ihrem Vater zurückgehalten; er will seine Gattenrechte auf processualischem Wege geltend machen; alle Welt soll erfahren, daß ihm der Himmel eine liebenswürdige, nachsichtsvolle, zärtliche Gemahlin verlieh, deren er nicht würdig war, deren Werth ihm aber den Muth gab, die Jugendverirrungen zu bessern und das Glück des ehlichen Lebens dauerhaft zu begründen. Schmeicheleien, Entschuldigungen, Anerkenntniß der Unauflöslichkeit der ehlichen Verbindung, Verheißungen werden aufgeboten, leise im Hintergrunde Drohungen bemerklich gemacht (Briefe vom 6. November). Der auffallende Kontrast zwischen der geheuchelten Demuth und den Andeutungen, daß er die allerdings großen Vergehen der Gemahlin nicht vergessen habe, bestärkte diese in dem Vorsatze, seine Anträge nie zu erfüllen. Selbst der angedrohete Proceß, welcher beider Gatten Schande von neuem ins Gerede bringen mußte, schreckte nicht. Bei den durch Mittelspersonen geführten Unterhandlungen

suchte ihm der Schwiegervater das Versprechen zu entlocken, daß er vor Ablauf von achtzehn Monaten seine Zuflucht nicht zur Rechtshülfe nehmen wollte; eine schlau berechnete Maßregel: denn wie hätte der rastlose Mirabeau anderthalb Jahre verleben können, ohne in neue Verirrungen, neue Beweise der Untreue zu gerathen, ohne aus der mühsam angenommenen Rolle zu fallen? — So schwieriger Probe stellte sich der Graf nicht blos; er verneinte diesen Antrag mit entschiedener Festigkeit; dabei beharrend, daß die Gemahlin nur der Macht des Vaters nachgäbe, daß sie den Regungen ihres Herzens zu folgen verhindert werde, sonst so gern in die offenen Arme des versöhnten Gatten fliegen würde. Nur eine Frist bis zum 17. Januar 1783 gestand Mirabeau zu; da diese erfolglos abgelaufen war, ging er nach Aix, um vor dem Gerichtshofe die Rückkehr seiner Gattin zu betreiben, woraus der Proceß erwuchs, in welchem das ausschweifende Leben beider Theile bis zum juridischen Beweise gebracht, die rednerischen Vorzüge des Klägers aber mit neuem Glanze verherrlicht wurden, indeß derselbe von den ungestümen Angriffen der Gläubiger sich unaufhörlich beunruhigt sah. In Aix hatte die Familie der Frau schon Vorkehrungen getroffen, seine Einleitungen schwierig, jeden Erfolg weitaussehend zu machen, auch beim ausdauernden Ernste jedem Angriffe gewachsen zu erscheinen. Hierdurch wurde Mirabeau's Eifer nur beflügelt, das Vertrauen auf die Gerechtigkeit seiner Klage, auf die Geschicklichkeit seiner Sachführung gehoben und seine Sicherheit zu Falle gebracht; er verhieß sich den gewünschten Erfolg von den Beweismitteln, welche er wider seine Frau und zur Vernichtung ihrer Frauenehre hatte; als aber diese aus dem Versteck öffentlich gemacht werden mußten, brandmarkte er sich selbst; jedermann urtheilte, daß nach solchen Vorgängen keine Frau von dem geringsten sittlichen Gefühle wieder zum Gatten zurückkehren könne, und daß der Gatte, der dieses verlangte, in die ehrloseste Verworfenheit verfallen sey. So kehrte er die Waffen gegen sich selbst unter Erzeugnissen der Beredsamkeit, welche, durch nichts übertroffen, ewig den Anwälten Musterbilder gescheidter Durchführung einer Anklage seyn werden. Nachdem alle denkbare Vereinigungsversuche des Grafen vom Gegentheile zurückgewiesen, Zusammenkünfte verweigert, Zu-

schriften unbeantwortet, zuletzt die Briefe sogar unerbrochen zurückgeschickt waren, machte er seine Drohungen wahr und trug unterm 8. Februar 1783 bei der Landvogtei (Sénéchaussée) zu Aix darauf an, daß die Gräfin von Mirabeau angehalten würde, binnen drei Tagen zu ihrem Gatten zurückzukehren und bei ihm zu bleiben. Wie vorherzusehen, erfolgte von Seiten der Angeklagten hierauf formelle Weigerung, dem Antrage sich zu fügen, jedoch unter den schonendsten Aeußerungen; die fortwährende Trennung wird als eine unter Garantie der beiderseitigen Familien gemachte Uebereinkunft dargestellt, wogegen denn Mirabeau ohne Verzögerung zeigt, daß das gesetzlich und kirchlich geheiligte Zusammenleben eines Ehepaares nicht von den Wünschen und dem Abkommen der beiderseitigen Familien abhängig seyn könne, daß aber selbst jenes Vorgeben an sich unwahr sey, indem des Klägers Vater und Oheim im Laufe der letzten Monate alles aufgeboten hätten, die bisherige Trennung beendet zu sehen. Nun ließen die Anwälte der Frau von Mirabeau eine Vertheidigungsschrift folgen, deren Inhalt den Kläger auf das empfindlichste angriff, seine skandalösen Liebesabenteuer von der Geschichte mit der Weinschenkenfrau zu If an bis zur Entführung Sophiens hervorzog, daran erinnerte, welche Aeußerungen über seine Gattin er sich erlaubt hatte, und zu zeigen suchte, daß Frau von Mirabeau verbrecherisch handeln würde, wenn sie den Anforderungen des Klägers sich fügte. Da schlug in des Grafen Seele der lang verdeckt gehaltene Zorn in lichte Flammen auf, er fußte auf seine Beredsamkeit, seine Ueberredungskunst, sein Gattenrecht; er forderte und erhielt vom Gerichtshofe eine öffentliche Audienz, in welcher er am 23. Mai in fünfstündiger Vertheidigungsrede sich, sein Leben, seine Unglücksfälle und sein Recht ins Licht setzte. Unmittelbar nachher ließ er diesen Vortrag drucken (Plaidoyer prononcé par le comte de Mirabeau à l'audience de M. le lieutenant-général de la sénéchaussée d'Aix le 23. Mai 1783), wo denn einstimmig das Talent des Redners Bewunderung fand. Seine Liebe zu Sophien entwürdigt er in dieser Rede, nur auf seine Entschuldigung bedacht, indem er deutlich zu verstehen gibt: da seine Frau verweigert habe ihm, dem jungen, hitzigen Manne nach Pontarlier zu folgen, habe er sich an die

Frau von Monnier, welche seiner gluthvollen Leidenschaft nicht habe widerstehen können, gemacht; dagegen erwähnt er seiner Frau in allen Beziehungen mit ungewöhnlicher Schonung, wodurch er sich vielleicht die Entschuldigung seiner Vergehen zu erleichtern gedachte. Mirabeau fand an dem Anwalte seiner Frau, Delacroix *) einen tüchtigen Gegner, dessen Erwiderung dem günstigen Eindrucke, welchen sein Vortrag hervorbrachte, die Wage hielt; nicht vertheidigungsweise ward hier zu Werke gegangen; der Kläger ward mit gehaltvollen Beschuldigungen angegriffen, sein Leben mußte nochmals die Revue passiren, und es wurde durch beigebrachte Thatsachen zu erweisen gesucht: er sey ein schlechter Sohn, schlechter Gatte, schlechter Vater, schlechter Staatsbürger, ein gefährlicher Mensch. Hier wenigstens sich consequent, beharrte er bei der Behauptung, seine Gattin habe an diesen Verunglimpfungen keinen Theil; er trug sich mit neuen Versöhnungsversuchen, zu deren Beförderung der Marquis von Mirabeau an des Sohnes Schwiegervater schreiben mußte, und suchte die gerichtlich ausgesprochene Erlaubniß, seine Frau sehen und sprechen zu können, in Vollziehung zu bringen. Alles vergeblich. Unter dem Schriftwechsel und bei der die Geduld endlich erschöpfenden Langsamkeit des Proceßganges wurde dem schrittweise härter angegriffenen Grafen endlich, unter gegenseitiger Erhitzung der Gemüther, jene mühsam erhaltene Mäßigung — ein Beweis, daß er jede

---

*) Jacques-Vincent Delacroix, geboren zu Paris den 10. Mai 1743, erzogen zu Troyes, wo sein Vater als königlicher Rath und Forstinspecteur stand, hat in allen Verhältnissen seines Lebens Ruhm erworben; zu jener Zeit glänzte er als ausgezeichneter Rechtsanwalt; schon Voltaire bezeigte ihm in dieser Eigenschaft Bewunderung; in der Revolution hielt er fest an Billigkeit und Recht; als akademischer Lehrer (am Lyceum) hielt er treffliche Vorträge, welche unter dem Titel: Tableau des constitutions de l'Europe im Drucke erschienen, und er erwarb sich außerdem als Schriftsteller einen bedeutenden Namen durch Herausgabe des Spectateur françois, der réflexions morales sur la civilisation (gegen Gefängnißunfug und Tortur gerichtet), des Danger des Souvenirs, des tableau moral et politique de l'histoire de France depuis Clovis jusqu'au au siècle de Louis XIV. III Tom. u. s. f.

Rolle zu spielen geschickt war — entrissen. Frühere Briefe des Vaters an die Schwiegertochter, voller Klagen über den Sohn, waren zu den Acten gebracht; Mirabeau ward hierdurch empört. Er bewies, daß dieser Gebrauch vertrauter Familienbriefe die Rechte gesetzmäßiger Vertheidigung überschritte und in treulose Verleumdung ausartend dem Frieden der Familien tiefe Wunden zufügte. Noch einmal bauete er scheinbar auf die Zuneigung seiner Frau und behauptete: mit ihrer Zustimmung habe die Hervorziehung dieser Briefe nicht geschehen können, es sey unmöglich, daß sie die Entehrung ihres Gatten betriebe; ja er nahm aus dieser Bekanntmachung vertrauter Familienäußerungen einen Beweis her, in welcher willenlosen Bedrückung seine unglückliche Gemahlin von ihrer feindseligen Familie gehalten werde. So vertheidigte er schriftlich und in einer öffentlichen Audienz am 17. Juni mündlich in einer langen herzengewinnenden Rede, unter ihn begeisterndem Beifalle unzähliger Zuhörer sein Recht. Er blieb indeß hierbei nicht stehen: er wähnte für seine Zwecke zu gewinnen, wenn er Schande gegen Schande austauschte; er trug die Geschichte der vorhin erwähnten Liebschaft seiner Frau (1774) vor und machte einen Brief derselben, worin sie ein reuiges Geständniß des begangenen Fehlers ablegte, bekannt; dann suchte er diesen Schritt zu entschuldigen: „Wie nützlich„ sagt er, „der hier mitgetheilte Brief auch hätte für meine Vertheidigung früher seyn können, ich habe die Schonung gehabt, von demselben im ganzen Laufe des Processes zu schweigen; aber nach den letzten Eingaben meiner Gegner verstatten die Durchführung meiner Sache, meine Ehre und die unbestrittenen Rechte der Vertheidigung keine weitere Aufopferung irgend eines Rechtfertigungsmittels." — Indem er das Verschulden der Gattin kund machte, bewies er, daß das Vorgeben wechselseitiger Zuneigung gehaltlos, an eine dauerhafte Ausgleichung der ehlichen Streitigkeiten nicht zu denken sey. War das Betragen der Gegner von Mirabeau als ehrlos gebrandmarkt, so konnte nichts seine willfährige Nachfolge auf dem Wege der Ehrlosigkeit entschuldigen; war sein Ruf ohnehin schon sehr zweideutig, so drückte er nun dem Vorwurfe offenbar das Siegel der Bestätigung auf. Die gerechte Strafe blieb nicht aus: das Parlament der Provence zu Aix sprach am 5. Juli 1783

die Scheidung des Mirabeau'schen Ehepaares von Tisch und Bette aus; der geistvolle, beredte, seines Rechtes so vollkommen gewisse Mirabeau verlor unter Verurtheilung in die Halbschied der Gerichtskosten seinen Proceß, ohne daß ihm ein weiteres Rechtsmittel überblieb, als ein Cassationsgesuch beim königlichen Staatsrathe, welches zurückgewiesen wurde. So endete ein von ihm freiwillig angefangener Rechtsstreit, auf dessen glücklichen Ausgang er seinen ferneren Lebensplan berechnet hatte, mit seiner Niederlage; viel Aergerniß war gegeben und genommen, Mirabeau's Ruf, nicht sein Ruhm war bedeutend gewachsen, aber seine Talente wurden bewundert; sein Wille hatte erlegen, aber sein Muth war eher gesteigert als niedergedrückt. Er mochte sich damit trösten, daß sein Name wenigstens an gefürchteter Celebrität gewonnen hatte.

Gleich nach diesem Schlage ging er, um jene Cassation und Uebertragung der Revision des Processes an einen andern Gerichtshof nachzusuchen, auch um Hülfe zu suchen gegen die aus neuerdings gemachten wie aus alten Schulden erwachsende Bedrängniß. Er benachrichtigte hiervon seinen Vater, der ihm die Erlaubniß nicht vorenthielt, gleichgültig aber nicht sonderliches Wohlgefallen an dem Sohn bethätigte. Der störrische alte Marquis schrieb an Amelot, den Minister des königlichen Hauses am 19. September 1783: „Ich bin weit entfernt die Minister des Königs belästigen zu wollen; die unsinnigen Menschen, welche meinen Namen führen, haben schon genug ihre Nachsicht gemißbraucht: doch in Ihre Hände, mein Herr! bin ich verpflichtet den Befehl des Königs zurückzugeben, vermittelst welches ich den Aufenthaltsort meines Sohnes, nach seiner Entlassung aus dem Gefängnisse zu Vincennes, zu bestimmen habe. Ich machte davon folgenden Gebrauch: ich stellte meinen Sohn fünf Monate hindurch unter die Aufsicht des Agenten der geheimen Polizei, Boucher, nach dessen guten Zeugnissen ich jenen auf meine Landgüter kommen ließ und dort neun Monate lang behielt; dann schickte ich ihn nach Pontarlier, um seine wunderlichen Geschichten ins reine zu bringen; von dort ließ ich ihn auf mein Landgut Mirabeau, das ihm vermacht ist, gehen, um die Achtung seiner Landsleute wieder zu gewinnen, durch ein Betragen, welches die Jugendverirrungen vergessen machte und

für die Wiedervereinigung mit seiner Gattin seinen Schwiegervater gewinnen sollte. Vergeblich habe ich immer für die Eintracht und gute Zucht in meiner Familie gearbeitet, den geringen Erfolg dieser Sorgfalt haben die ärgerlichsten Vorfälle offenkundig gemacht; gleich schuldvoll und unklug sind die Urheber des Aergernisses der Lügen und Ränke. — Mein Sohn ist, wider meinen Willen, gegen seine Frau vor die Schranken getreten; er hat seinen Proceß verloren; im Verfolg dieses hat er Plane gemacht, denen ich meine Zustimmung, wie die Einwilligung nach Paris zu kommen, versagte, unter Anführung meiner Beweggründe. Seine Ansichten sind nicht die meinen; er findet sich hier ein, wie er vorgibt, um meinen Befehlen recht nahe zu seyn. Ueber diesen Ungehorsam beklage ich mich nicht; doch entsage ich fortan ihm nach meiner Weise behülflich zu seyn und begebe mich jeder Autorität über ihn. Er ist vierunddreißig Jahr alt; er war verheirathet, ich stattete ihn nach meinen Vermögensumständen aus; ich bestrafte ihn, wenn ich glaubte, daß er Strafe verschuldet habe; ich ließ ihm Verzeihung angedeihen, wenn ich an seine Rückkehr zur Pflicht hoffte; ich half ihm aus unglücklichen Lagen; ich unterstützte seine Wiedervereinigung mit der Gemahlin und die Wiedererlangung der Achtung einer Provinz, wo er einst Besitzungen haben wird; ich bewirkte seine Versöhnung mit allen lauteren Mitgliedern der Familie. Mein Streben ist vollzogen, ist vollbracht; er mag in der Folgezeit nach eigener Einsicht thun, was ihm vortheilhaft dünkt; ich kann ihm keine ferneren Dienste leisten, ihn nicht leiten und für ihn einstehen. — Daher gebe ich jenen Befehl hier zurück, lege ihn zu des Königs Füßen nieder mit dem unterthänigsten Danke für die mir verliehene Gnade, indem mir verstattet wurde unter seiner geheiligten Obhut über meinen Sohn zu verfügen. — Ich glaubte Ihnen Darlegung des davon gemachten Gebrauches schuldig zu seyn." u. s. f. —

Diese Erklärung des Vaters war mehr ein Aufgeben des Sohnes, als ein Zeugniß seiner Besserung, wie denn sein Benehmen bei jetzt erreichter persönlicher Unabhängigkeit jede gegen ihn vorher in Anwendung gebrachte Strenge entschuldigte. Mit dem Betriebe der Cassation des ihm nachtheiligen Urthelsspruches verwickelte er sich bald wieder in Zwistigkeiten mit den Behörden; eine Schrift, ein

Gutachten mehrerer pariser Advocaten für sein Cassationsgesuch, wurde confiscirt; Mirabeau suchte die Freigebung erst bei der Polizeibehörde, dann beim Großsiegelbewahrer nach, und da er hier nicht durchdringen kann, drohet er seine Unterredung mit diesem Minister, nebst einem Nachdrucke der confiscirten Schrift, im Auslande bekannt zu machen. Soviel es gewöhnlich selbst verursachter Verdruß und die ewige Qual der Schulden zuließen, lebte er lustig in Aufwand und Geselligkeit; es konnte ihm in keiner Beziehung zu arg getrieben werden; in Muthwillen jeder Art, besonders aber in Liebesabenteuern und in ärgerlichen Anekdötchen, womit er geachtete Personen namentlich angriff, war er unübertreffbar. Man lachte über Mirabeau, bewunderte seinen Geist, seine Regsamkeit, sein Feuer; aber man suchte sich ihn so fern als möglich zu halten.

Die wider seinen frühern Gönner den Großsiegelbewahrer Miroménil verbreitete Drohung wegen des Wiederdruckes der confiscirten Schrift sann er unverzüglich in Vollzug zu setzen, als das Cassationsgesuch von einem königlichen Staatsrathe zurückgewiesen war. Um die Mittel zu einer Reise ins Ausland war der Graf nicht verlegen: so eben stand er im vertrauten Verhältnisse zu einer jungen, schönen Frau, bald Van Haren, bald Gräfin von Nehra genannt, angeblich die Witwe eines holländischen Officiers; Mirabeau gebot bald über ihr Herz und ihre Börse und reiste an ihrer Seite unter dem Namen ihres Geheimschreibers nach Brüssel, von da nach Mastrich, wo er seiner Rache genügte durch Herausgabe der „Denkschrift des Grafen von Mirabeau, welche in dem Augenblick der Bekanntwerdung unterdrückt wurde auf Befehl des Herrn Großsiegelbewahrers und wiedergedruckt ist aus Ehrfurcht für den König und für Gerechtigkeit; nebst einer Zwiesprache zwischen dem Herrn Großsiegelbewahrer und dem Grafen von Mirabeau." 1784. Wie der Druck beendet war, beeilte er sich wieder in Paris zu erscheinen; die ganze 1500 Exemplare starke Auflage legte er in der Wohnung eines Freundes von der Barrière Saint Denis nieder und wußte täglich von dort aus so viele Exemplare einzuschwärzen, als verbreitet werden konnten; Vorsichtsmaßregeln, um eine neue Be-

schlagnahme zu verhindern. Als der edelsinnige Miroménil von der Schmähungen wider ihn enthaltenden Schrift Anzeige erhielt (er hatte auch ein Exemplar derselben zugesandt erhalten), schrieb er an den Polizeilieutenant Le Noir: „Das Unangenehmste was mir begegnen könnte, wäre, wenn man den Herrn von Mirabeau wegen des in Rede stehenden elenden Schriftleins bestrafen wollte. — Sie wissen ohnehin, daß es mich sehr unglücklich machen würde, wenn um meinetwillen irgend jemand Strafe erhielte. Erinnern Sie sich nur, was ich Ihnen im vorigen Jahre bei Veranlassung der wöchentlich erscheinenden, wider mich gerichteten Schmähschriften schrieb. Ich wünschte die Verfasser zu wissen, nicht um sie zu bestrafen, sondern um unschuldige Verdächtige von der Schande des Verdachts befreit zu sehen; dies war meine einzige Absicht. Im gegenwärtigen Falle hat sich der Verfasser genannt, mithin sind die Umstände ganz verschieden." — Schon früher hatte Mirabeau, in der Hoffnung ihn zu schrecken, dafür gesorgt, daß seine Drohungen eines öffentlichen, schriftlichen Angriffes des Ministers demselben zugebracht wurden; Miroménil erwiderte darauf: „In Betreff des angedrohten Angriffes, so steht dieser in Mirabeau's Belieben. Wenn er mich zu schlecht macht, wird ihm niemand glauben und seine Schrift wird Verachtung ärnten, die gewöhnliche Strafe, welche solche Schriftsteller trifft.— Dem Publicum muß man es überlassen, diese Art der Gerechtigkeit zu üben." — Mit inniger Verehrung erkennt man die hochherzige Gesinnung des edlen Ministers.

Die Börse der Dame von Nehra war bald geleert; die Summen, welche sie aus Holland erwartete, gingen nicht so schnell ein, als des Liebespaares Bedürfniß wünschen ließ; der Buchhändlerverdienst strömte auch nicht so reichlich, als Mirabeau solchen Zuschuß nöthig hatte, so daß Schulden und Geldnoth ihn in Verdrüßlichkeiten verwickelten. Sie brachten Plane über Plane zu Wege, wie der Autordienst ertragreicher zu machen sey; da die französischen Buchhändler mehrere Verlagsanträge ablehnten, so richtete er seine speculativen Blicke auf das reiche England, besonders auf den Buchhändler Panckoucke; aber selbst die Mittel, um zu der ertragverheißenden Insel hinüber zu gelangen, gingen ab; so klagt der Graf am 17. Juli 1784 einem Freunde: „In

Wahrheit habe ich nicht mehr als funfzehn Livres paar. Ich und Frau von Nehra besitzen keinen Flicken mehr, um ihn versetzen zu können; ohne Geld ist meine Abreise unmöglich. Laviren kann ich nicht mehr. Kannst Du, willst Du mich nicht aus der Bedrängniß reißen? Entscheide Dich schnell. Ich nehme nur die Rechte der Freundschaft in Anspruch; ich thue den Schritt in der Mitte der grausamsten Krisis. Was Du täglich für Mahlzeiten an ein Drittel oder Viertel Narren ausgibst, die dir weniger am Herzen liegen als ich, würde mich der Noth entreißen. — Guten Tag, lieber Freund! bei der dringenden Bitte um entscheidende Antwort: denn ich bin sehr unglücklich." — Solche Zuschriften mit Geldgesuchen an Freunde gab es unaufhörlich. Noch auf andere Weise suchte er sie heranzuziehen, besonders den bekannten Champfort*), der in Wohlhabenheit auf dem Schlosse zu Rosny lebte; bald sollte dieser der Noth durch Vorschuß abhelfen, bald Verleger verschaffen, bald literarische Erzeugnisse durchsehen und ihnen die Feile geben; dieser feine, scharfsichtige Weltmann behandelte den Zudringlichen mit vieler Vorsicht. Auch zu Dupont's Börse nahm Mirabeau oft seine Zuflucht; wenn er selbst deshalb keine Bitten wiederholen wollte, mußte Frau von Nehra ins Mittel treten, woraus das Verhältniß erwuchs, daß der herangezogene Freund in die Rolle eines Liebhabers der reizenden Frau überging, worüber der Graf in eifer-

---

*) Sebastian Rochus Nicolaus Champfort 1741 auf dem Lande bei Clermont in Auvergne geboren, erlangte früh einen Namen als geistreicher, witziger Schriftsteller, und trat 1781 in die Académie française, als Saint Palaye's Nachfolger. Er fand unter den Großen Gönner, welche seinen Umgang suchten; Choisseul, der Prinz Condé und andere unterstützten ihn; später ward er Secretair und Vorleser der Prinzessin Elisabeth, Schwester Ludwigs XVI. Seine Verbindung mit Mirabeau verflocht ihn in die Revolutionsumtriebe, bald begünstigt von dem Augenblick, bald durch freie Aeußerungen der Verfolgung der Parteien ausgesetzt, und starb den 13. April 1794 in Schwermuth, nachdem er kurz vorher von einem Versuche, sich das Leben zu nehmen, durch der Freunde Hülfe gerettet war. Seine Schriften werden unter die classischen der französischen Literatur gezählt; an mehrern Erzeugnissen der fruchtbaren Feder Mirabeau's, besonders an der Schrift, über den Cincinnatusorden hat er bedeutenden Antheil; sein Charakter war liebenswürdig.

süchtigen Zorn verfiel. Champfort vermittelte besänftigend den Zwiespalt, der von dem beleidigten Mirabeau, welche Wendung er auch nehmen mochte, der nicht gewährten Geldhülfe wenigstens eben so galt, als der aufgeregten Eifersucht. Ohne sich im Hinblicke auf den nächsten Tag irgend einen Aufwand versagen zu können, quälte Mirabeau Bekannte und Unbekannte mit der zum größten Theil muthwillig verschuldeten Geldnoth.

Unter diesen Bedrängnissen entging dem geistvollen Manne die Bedeutsamkeit nicht, welche der nordamerikanische Freiheitskampf auf das civilisirte europäische Staatensystem haben müsse. Dort war nach dem Vorbilde der Mutterstaaten das Gewicht erkannt, vermittelst welches die Institutionen der diesseitigen Monarchien, im Schutze sogenannter Legitimität, auf den Zeitgeist wirkten. Dagegen wollte man nicht zurückbleiben; man brachte die Stiftung eines Ritterordens in Vorschlag, zur Belohnung des Verdienstes für den Freiheitskampf. Mirabeau griff dieses auf und bestritt, unter Champfort's Beihülfe, den Plan einer Stiftung des Cincinnatusordens, welcher eine schmeichelhafte, nicht republicanische Hindeutung auf Washington's unsterbliche Verdienste in seiner Benennung enthielt. Schon war das Ordenszeichen bewilligt, mehrere ausgezeichnete Krieger, die auf amerikanischem Boden des Vaterlandes Ruhm verherrlicht und die Freiheit der amerikanischen Völker miterkämpft hatten, trugen dasselbe; der diese unhaltbare Stiftung angreifende Schriftsteller ließ sich dadurch nicht irre machen; im August 1784 war die Arbeit fertig und Mirabeau, in Erwartung dort den besten Gewinn zu ziehen, wußte sich in Paris loszumachen, eilte nach London, wo er mit Franklin Bekanntschaft knüpfte, und verkaufte seine Handschrift, welche unverzüglich unter seinem Namen erschien, während im Vaterlande der Rechtsgang angestellter Schuldklagen seine Verhaftung aussprach. Er gedachte sich zu helfen, indem er wiederholt den ihm vom Vater und der Familie versprochenen Jahrgehalt von dreitausend Franken einforderte; aber gerade der Schulden halber war dieser vom Vater einbehalten. An vernünftigen Haushalt war nicht zu denken, die hierzu erforderliche Fertigkeit ist gewöhnlich die Frucht einer guten Erziehung, wo nicht Wohlleben und Kargheit in Widerspruch treten. Er hatte die Geisteskraft, von der Noth

nicht völlig niedergeschlagen zu werden, nicht die höhere Macht, sich durch Vorsicht sicher zu stellen, sich zu hüten vor dem Reiz augenblicklicher Genüsse, welche nur mit Verschwendung erkauft werden konnten; nicht das reine Ehrgefühl, sich die Erniedrigungen zu ersparen, welche besonders im höhern Stande unerläßlich an der Seite der Geldverlegenheit hervortreten. Diese Schattenseite seines Charakters überbot er noch durch seine schroffe Selbstsucht, wonach er auf alles, was seinen Aufwallungen entgegenstand, rachsüchtige Blitze schleuderte und bei unaufhörlichen Liebesabenteuern mit der Zahl seiner Siege prahlte, während seine Wollust immer neue Befriedigung suchte.

Die Gräfin von Nehra war mit nach London gegangen und hier die Theilnehmerin der Noth des Geliebten, die sie noch vermehrte, indem Armuth und Sorge sie langwierig unpäßlich machten. Was sie von Geldhülfsmitteln und Familienvermögen aufbringen konnte, hatte sie ihm geopfert; so fesselte gegenseitige Noth das Paar an einander. Mirabeau's Rastlosigkeit suchte bald neue Abenteuer. Die brittische Freigebigkeit, welche er als Schriftsteller erwartete, blieb aus; er jammert gegen Champfort: „Ich meldete Ihnen von mehrern Unternehmungen, welche mir Unterhalt verschaffen sollten; aber man irrt sich in den Vorstellungen von der Freigebigkeit der Engländer. Gewohnt alles zu berechnen, berechnen sie auch Geistesfähigkeit und Freundschaft; die Mehrzahl ihrer einheimischen großen Schriftsteller ist im eigentlichen Wortsinne verhungert; was hat ein Ausländer zu erwarten!“ — Eine in Paris wider den Vater erhobene Klage, um denselben zur Auszahlung des vorenthaltenen Jahrgeldes zu bewegen, war verloren gegangen, obgleich Mirabeau seinen geschickten Advocaten Target dadurch zu gewinnen suchte, daß er des Freundes Champfort Hülfe aufrief, um jenen in die Académie française zu bringen, was auch glückte. Im Februar 1785 schickte Mirabeau die Geliebte nach Paris, daß sie Hülfe zu schaffen suchte; er selbst durfte sich dort, aus Besorgniß von den Gläubigern verhaftet zu werden, nicht blicken lassen. Die Unterhändlerin verstand es trefflich sich Herzen geneigt zu machen; entsprach die Vollziehung des Auftrages nicht ganz den vorschnellen Erwartungen, so lag das Hinderniß nur in dem Geschäfte selbst,

gewiß nicht in der Geschicklichkeit der reizenden Botschafterin. Der Graf verfiel während der Zeit in London in immer größere Noth: er hatte eine Art von Secretair, Namens Hardy, der ihm Kleidungsstücke, Wäsche und andere Darlehn verschaffte; dieser wollte bezahlt seyn. Beide überwarfen sich, Hardy verklagte seinen Principal beim Friedensrichter; Mirabeau kam mit einer Gegenklage ein, worin er dem Secretair Veruntreuungen Schuld gab; da aber dieses nicht bewiesen, der Empfang der in Klage gestellten Gegenstände hingegen nicht geleugnet werden konnte, verlor Mirabeau den Proceß und damit einen bedeutenden Theil der Achtung im dortigen Kreise seiner Bekannten. Solche Vorfälle blieben auch in Frankreich nicht verschwiegen: das Vertrauen auf seine Rechtlichkeit wurde bei Freund und Feind wankend.

Uebrigens war er von Britanniens Staatsverfassung, von der dort gerühmten bürgerlichen Freiheit und von der oft gepriesenen brittischen Großmuth nicht sonderlich erbaut, aber er studirte Einrichtungen und Sitten des Landes mit großem Fleiße.

Zwei Todesfälle, welche sich in dieser Zeit ereigneten, mußten in Mirabeau's Seele, wenn sie bleibender moralischer Empfindungen fähig war, tiefe Wunden verursachen: die schöne junge Gräfin von Nehra büßte das Zusammenleben und die Verbindung mit Mirabeau mit dem Verluste ihres Wohlstandes; sie sah sich in drückende Sorgen erregende Armuth versetzt und verfiel unter Bedrängniß und Noth in eine Krankheit, welche binnen kurzem ihrem qualvollen Daseyn ein Ende machte, der Tod befreite sie wahrscheinlich von grausamen Täuschungen. — Ein noch schmachvolleres Ende war der verlassenen Sophie aufbehalten. Sie war in den Schoos ihrer Familie zurückgekehrt, nachdem der Tod ihres Gatten ihr in jeder Hinsicht Freiheit zurückgegeben hatte. Die Nachrichten, welche sie von dem entfernten ungetreuen Grafen, von seinen Umtrieben und Liebschaften erhielt, vernichteten ihr Daseyn: sie war ganz mit sich selbst zerfallen und schwankte hülflos zwischen unbesiegbarer Liebe zu dem Ungetreuen und zwischen dem Vorsatze, sich von der Leidenschaft für ihn loszumachen. Sie suchte herzliche Theilnahme; in dem Familienkreise fand sie solche nicht, wohl aber bei einem jungen, achtungswerthen Manne, dem sie ihre Hand verhieß; sie wurde von einer unheimlichen Gemüthsbe-

wegung betrieben; schon war der Zeitpunct der Wiederverheirathung nahe, als sie dem Lebensüberdrusse nicht länger gewachsen war. Sie suchte den Tod und fand ihn, indem sie sich erstickte. So endete sie, kaum sechsundzwanzig Jahre alt, allgemein gepriesen wegen ihrer Schönheit, Herzensgüte, Sanftmuth, wurde sie das Opfer eines Verführers, dem durch unglückliche Verflechtung des Schicksals die Achtung für weibliche Tugend verloren ging, der so in den Armen der Frauen nur faunische Befriedigung der Wollust suchte und fand. — Mehrere Schriftsteller haben das Verzeichniß seiner Liebesverbindungen und der von ihm Verführten weit vollständiger aufgeführt, als hier geschieht; ist Mirabeau jemals für eine höhere Liebe empfänglich gewesen, so hat er sie gewiß für niemand anders empfunden als für seine Sophie; nächst ihr hat Frau von Nehra den bedeutendsten Einfluß auf ihn gehabt: also gerade die beiden Frauen, welche ihm alles opferten, wurden durch ihn am unglücklichsten.

Mirabeau's unstäte Rastlosigkeit ließ ihn nicht zu dem Entschlusse kommen, durch eine tüchtige literarische Arbeit den von seinem Schriftstellertalente geweckten Erwartungen zu entsprechen und auf Erwerb wahres Ruhmes bedacht zu seyn. Er begnügte sich in Flugschriften leichten, aber dringend nothwendigen Erwerb zu finden; die Politik gab dazu Veranlassung. Das politische System der europäischen Kabinette hatte eine Krisis zu bestehen, aus deren Aufsehen erregenden Erscheinungen Mirabeau den vom Kaiser Joseph II. wider die Holländer angefangenen Scheldestreit aufgriff*). Durch viele bestimmt ausgesprochene, oder schweigend anerkannte Tractaten hatte das Haus Oestreich, mit dem Besitze der ehemals spanischen Niederlande, der Republik Holland Hoheitsrechte eingeräumt, welche theils dem Begriffe der

---

*) Den geschichtlichen Theil dieser Forderungen Joseph's II. an die Republik Holland findet man gut zusammengestellt in Dohm's Denkwürdigkeiten. Band 2. Capitel 13; weniger empfehlenswerth erscheint die Würdigung jener Streitigkeiten, bei der der Verfasser weniger unverjährbare Natur- und Volksrechte berücksichtigt, als sich leiten läßt von seiner Abneigung gegen die Politik Oestreichs und deren hochmüthigem Sachführer Kaunitz.

Staatsunabhängigkeit zuwiderliefen, theils nach ihrer Veranlassung, sich und Holland gegen Frankreichs Angriffe zu sichern, nicht mehr statt fanden, theils auf gegenseitige, nicht mehr in Wirksamkeit seyende Verpflichtungen beruheten; außerdem, was von keiner Seite übersehen werden durfte, den naürlichen Menschen- Völker- und Staatenrechten entgegen waren, mithin von keinem Regenten, wenn ihm auch in der Noth solche Versprechungen abgedrungen waren, für die Dauer beachtet werden durften. — So war Oestreich in frühern Zeiten gezwungen sich für seine brabantischen und flandrischen Unterthanen, zu Gunsten Hollands, des Rechts zu begeben, die ins Meer sich ergießenden Flüsse, besonders die Schelde zu befahren, durch welche Entsagung die mercantilische Thätigkeit der Belgier widernatürlich gelähmt wurde. Joseph II. hatte diese Länder seiner Herrschaft besucht, sich an Ort und Stelle überzeugt von dem unnatürlichen Zwange, den, unter nun veränderten Verhältnissen, seine Vorfahren duldeten. Er nahm für sich und seine Völker die unverjährlichen Rechte der Natur in Anspruch, indem er freie Befahrung der Schelde für die umwohnenden Belgier durchzusetzen sich bemühte. Dies konnte nicht geschehen ohne Widerspruch der mit dieser Beschränkung publicistisch privilegirten Holländer und ohne Einmischung vieler Ministerien, welche in der Aufrechterhaltung alter Tractaten sich wichtig zu machen suchten. Je kraftloser Holland in Vertheidigung des längst veralteten Besitzstandes, je mehr dessen politische Macht verfallen und sein kaufmännisches Leben in Beziehung zum Welthandel in Bedrängniß war, um so mehr fand sich Frankreichs Kabinet aufgeregt seine politische Wichtigkeit in Aufrechterhaltung verjährter Rechte zu suchen.

Mirabeau empfahl sich also dem nach Maurepas Tode neu gestalteten Cabinette von Versailles, indem er für die Holländer das Wort nahm und die vom Kaiser beabsichtigte freie Befahrung der Schelde als bundesbrüchigen Gewaltstreich darstellte. Bei aller Gewandtheit seiner Sachentwicklung verfällt er in schwankende Unsicherheit: denn der eifrige Vertheidiger der Volksfreiheit, der Menschenrechte, der Verfolger veralteter Vorurtheile tritt hier als unberufener Advocat einer unlautern Sache aus seiner Rolle. Am Schlusse seiner Schrift erscheint der Verfasser von dieser Inconsequenz überwältigt und

sucht die daraus erwachsende Verlegenheit zu beseitigen, indem er Rathschläge gibt, wie die Freiheit der Befahrung der Schelde zu bewilligen sey, ohne Hollands und Europas politische Sicherheit in Gefahr zu bringen. Der Zeitgeist ist aber, wo er hervortritt, so vielen Verlockungen ausgesetzt, daß sich auch damals seine Stimme im Allgemeinen wider des Kaisers Absicht erklärte, also wider die gesunde Vernunft und wider das Menschenrecht, und beider Ansprüche nicht durchgesetzt werden konnten. Dieses Mislingen hat man dem zu vorschnellen Umsichgreifen des Kaisers beigemessen; nur mit halber Wahrheit: im Allgemeinen machte Joseph II. sein Zeitalter besorgt, indem er seine Regentenmacht daransetzte, sehr eigenwillig das für Recht Erkannte keck durchzuführen; im vorliegenden Falle scheiterten seine Plane, weil der Erfolg rascher Wagnisse durch das Schwerfällige vorgegangener diplomatischer Verhandlungen gehemmt wurde; gerade die Art, wie die beabsichtigte Befreiung der Schelde vom holländischen Verschlusse publicistisch zuerst verfochten wurde, beweist entschiedene Unbeholfenheit.

Unmittelbar nach der Herausgabe der Schrift: Doutes sur la liberté de l'Escaut, erschien Mirabeau wieder in Paris, wo die Maßregeln verschiedener Minister zur Abhelfung des verwirrten Staatshaushaltes die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Finanzoperationen und ihre Folgen richteten. Er trat in Verbindung mit mehreren hierbei betheiligten Personen, benutzte deren Sachkenntniß, bewährte seine unübertreffliche Auffassungsgabe und ließ schnell drei Schriften ans Licht treten: „Sur la caisse d'escompte, sur la Barque de Saint Charles und sur la Compagnie des eaux de Paris, wodurch er sich an die Spitze einer kräftigen Opposition stellte, aber den Minister Calonne mit ungewöhnlicher Schonung behandelte, und daher von diesem Anerkennung und Berücksichtigung seiner hervorstrahlenden Talente erwarb. — Ohne in die Einzelnheiten seiner Darstellungen hier einzugehen, lassen wir ihn mit den Worten der Vorrede der erstgenannten Schrift selbst reden: „Man wird unbezweifelt die Frage an mich richten, wie ich zur Abfassung dieser Schrift komme: ich entwarf sie, wenigstens machte ich mir in London diese Vorstellung, um den Nationalcharakter gegen die Anschuldigung des Leichtsinnes und der Sorglosigkeit zu rächen; hiermit traten

andere Beweggründe in Verbindung. Ermüdet von den Stürmen des Lebens, überzeugt, daß Ruhe und Friede die einzigen, ungemischten, reinen Güter sind, welche der Himmel dem Menschen verwilligt, verließ ich das stolze Albion, das Land, welches vor allen andern mehr Aufmerksamkeit und Achtung als Besorgniß verdient, wo ich die wahrhaftesten, treuesten Freunde fand, und ging in die Gegenden, wo mir das Schicksal allein noch Rechte belassen hat (in die Provence). Auf meiner Durchreise durch Paris hörte ich, daß man sich mit einem neuen Reglement für die Caisse d'escompte beschäftige; bei dieser Veranlassung hielt ich ein Werk, welches zu diesem Behufe sachdienliche Grundsätze aufstellte, für nothwendig, um so mehr da dieser Bank eine neue, für den Nationalkredit so wichtige Veränderung bevorzustehen scheint. Ich übergebe meine Arbeit der Presse, ohne mich durch die innere Stimme, welche mir nicht verstattet auf meine Stimme Gewicht zu legen, abhalten zu lassen. Vielleicht wäre hier eine kurze Geschichte des Law'schen Systems und seiner Folgen zweckdienlich gewesen; doch fehlt es nicht an Schriftstellern, welche dieser Darstellung gewachsener sind; ich für meine Person sehne mich nur nach Ruhe; eine glänzende Laufbahn überlasse ich glücklichern, weniger abhängigen Menschen, letzteres nicht sowohl nach Neigung und Muth, als nach ihrer Stellung. Noch sey es mir verstattet hier ein Wort beizubringen, welches mir nicht der Stolz, sondern Gerechtigkeits- und Wahrheitssinn entreißt. Innerhalb vier Jahren, während ich gerichtlich stritt für meinen Kopf, für Brod, Freiheit und Ehre, ohne Stütze, schrieb ich ein Werk über die Verhaftungsbefehle, Bemerkungen über den Cincinnatusorden, ein Buch über Staatsverhältnisse Europa's (so hoch veranschlagt der Verfasser die Doutes sur la liberté de l'Escaut) und gegenwärtige Bemerkungen. So viel kann man mit mittelmäßigen Fähigkeiten oder Willensfestigkeit und natürlicher Vorliebe zur Erforschung des Wahren und Nützlichen. Möchten Alle, welche mir gleich das Unglück hatten wegen Jugendverirrungen die Verläumdung zu bewaffnen, sich mir gleich rächen! — Sein Hauptzweck war, das Nachtheilige und Gefährliche des Papierhandels zu zeigen, vermittelst welches die Actien der Caisse d'escompte von einem Nominalwerth von 3500 Franken auf einen

Cours von 8000 Franken gebracht wären. Ohne Beifall zu ärnten, wie es kaum möglich war bei Behandlung eines verlustdrohenden Gegenstandes, welcher so Vieler Interessen berührte, weckte Mirabeau dringende Besorgniß, welche bei widernatürlicher Anspannung kaufmännischer Speculationen den Unbefangenen am leichtesten ergreift. — Bei dem Werke über die St. Karlsbank zu Madrid fand und benutzte er die Gelegenheit, sich dem Finanzminister geneigt zu machen: die Papiere jenes königlich spanischen Kreditinstitutes waren in Paris sehr beliebt und standen dort fortwährend höher, als auf den spanischen Handelsplätzen, welches den königlich französischen Schuldpapieren, wie den bei den heimischen Staatsfonds besonders betheiligten Banquiers zum großen Nachtheil gereichte und eine dem Kredite des Finanzministeriums schädliche Handelsmachination offenbarte. Gleiche Bewandtniß hatte es mit den plötzlich durch Schwindeleien hinaufgetriebenen Actien einer pariser Gesellschaft, welche durch Maschinen Paris mit Trinkwasser zu versehen unternahm; ein an sich gemeinnütziges, mit bestem Erfolge begonnenes Unternehmen. — Der Ertrag dieser literarischen Productionen für Mirabeau's Kasse war nicht dem vielen Lärmen angemessen, welchen seine Angriffe beliebter Schwindeleien mit Schuldpapieren und seine desfallsigen Warnungen verursachten. Bald wurden Vertheidigungen entgegengesetzt, bei welchen des Schriftstellers früheres Leben ärgerliche Hindeutungen erfahren mußte; auch war es ihm unangenehm, die Früchte des Wohlwollens Calonne's nicht schnell und reichlich genug reifen zu sehen. In sich selbst trug Mirabeau die Kraft, sich durch widerwärtige Angriffe, durch getäuschte Erwartungen nicht niederschlagen zu lassen; bedurfte er hierzu äußerer Hülfsleistungen, so fand er sie gegenwärtig in der thätigen Theilnahme der Finanzmänner und Banquiers, deren Vortheil mit den gewagten Angriffen in unmittelbarer Verbindung stand. — Uebrigens hatte sich der Graf nicht zu beklagen, wenn er als Schriftsteller auftretend den Erfolg seiner literarischen Arbeiten geschwächt sah durch die feindseligen Seitenblicke auf seine früheren Verirrungen; er sorgte selbst dafür, daß solche nicht ausblieben: unaufhörlich trieb ihn die Selbstsucht, seine Persönlichkeit in's Spiel zu bringen und sich darzustellen als einen Märtyrer ju-

gendlich unvorsichtiger Verirrungen, des heimtückischen Misgeschickes, der despotischen väterlichen Gewalt und des Einflusses mächtiger Feinde. Zu den Freunden, mit welchen Mirabeau in dieser Zeit, auf diese Veranlassung, in nähere, in der Revolutionsgeschichte nicht ohne Wirkung gebliebene Verbindung trat, gehört vorzüglich der Banquier Etienne Claviere, 1735 zu Genf geboren, 1780 gezwungen seine Vaterstadt zu verlassen, seitdem in Paris etablirt und seit Calonne's Eintritt in das Ministerium ein von der Staatsverwaltung begünstigter, vielgebrauchter Banquier. Charakterähnlichkeit mit Mirabeau war unverkennbar. Doch hatte der Genfer, bei gleichem Feuereifer, gleicher Ehrsucht und lichtvoller Behandlungsgabe jegliches Gegenstandes, nicht die dialektische Gewandtheit des Grafen. Claviere trat zweimal in das Ministerium, zuerst in das sogenannte Jacobinische Ludwigs XVI. (in März 1789 bis zum Junius), dann nach dem Falle des Königs im August 1792, wo er mit Dumouriez in engem Verhältnisse stand; bald wurde er gestürzt, als Theilnehmer der Girondefaction, und entging dem Tode durch Henkershand durch Selbstentleibung.

Mirabeau hatte mit dem Angriffe auf die Operationen der St. Karlsbank zugleich dieses Institut selbst, seinen Gründer und Director Cabarrus*) persönlich angefeindet, indem er ihn ein Gegenbild Law's nennt. Das spanische Cabinet konnte nicht dazu schweigen, daß öffentlich seine Finanzoperationen als Betrug im Hinterhalte führend bezeichnet, daß ein Mann, dem der König Vertrauen schenkte, als Schwindler gebrandmarkt wurde; wenn französischer Seits auch der Angriff auf den er-

*) François Graf von Cabarrus, geboren zu Bayonne 1752, ward im Kloster erzogen, zur Erlernung der Handlung nach Sarragossa geschickt, wo er sich geheim verheirathete, dann in Madrid eine Seifenfabrik anlegte und bei der Geldverlegenheit des dortigen Cabinets seine Plane geltend zu machen wußte, vermittelst welcher durch Anlegung der St. Karlsbank mancher dringenden Noth abgeholfen wurde. Unter vielfachem Wechsel des Schicksals, im Verfolg welches er auch zwei Jahre (1790 bis 1792) im Gefängnisse zubringen mußte, erhielt er sich den Ruf eines einsichtsvollen Finanzmannes, eines geschickten Bankdirectors. Er starb den 27. August 1820.

zwungen hohen Stand der St. Karls-Obligationen gern gesehen wurde, so war doch das Cabinet von Versailles weit entfernt desfallsige Klagen unberücksichtigt zu lassen; weshalb am 17. Julius 1785 ein königlicher Befehl erschien, wodurch die Schrift des Grafen von Mirabeau über die spanische Bank, wegen darin enthaltener Unwahrheiten und weil der Verfasser vielfältig rechtsverletzende Personalitäten eingemischt, für immer unterdrückt und verboten wurde. Fand Cabarrus in dieser von ihm veranlaßten Maßregel eine Genugthuung, so konnte sie auch Mirabeau sich daraus entnehmen: denn das Gewicht seines Angriffes ward dadurch eingestanden und seine Arbeit erhielt um so mehr eine Celebrität, die durch fortwährenden Schriftwechsel unterhalten wurde. Zur Verfechtung und Bestreitung der Behauptungen beider Parteien wurden, da einmal die Berücksichtigung des Anstandes nicht geachtet war, auch schlechte Waffen, Personalitäten, Spott, Anfeindungen, Beschuldigung des niedrigen Eigennutzes u. s. f. gebraucht. Auch Beaumarchais brach eine Lanze mit Mirabeau auf Veranlassung des Angriffes auf die Wasserleitungsunternehmung, die Mirabeau ihrer Nützlichkeit nach anerkannte, deren Actien er nur als unsicher bezeichnete, jemehr dieselben durch künstliche Einleitungen für den Augenblick weit über den Nominalwerth hinaufgetrieben waren. Beaumarchais hatte nahen Beruf gegen den Widersacher in die Schranken zu treten: er war einer der Directoren der Unternehmung und ganz der Mann, welcher durch seine Behandlung und Witz den Angriff zurückzuschlagen verstand; grobe Personalitäten waren ihm fremd; Mirabeau ward von der treffenden Ironie dieses Schriftstellers mehr verwundet, als es durch ihm schon gewöhnlich gewordene harte Schmähungen hätte geschehen können. Beaumarchais's bürgerliche Stellung war, nachdem er manche Abenteuer bestanden und sich als freimüthiger Gegner vieler Misbräuche einen Namen gemacht hatte, sehr verschieden von der des Grafen: sein Reichthum setzte ihn in Besitz einer ausgebreiteten Gönnerschaft, während Mirabeau sich rastlos um Gönner bewarb, um dem Bedrängnisse der Armuth entrissen zu werden. Diesen Unterschied schmerzlich fühlend, durch die gegen ihn beobachtete Mäßigung mehr verwundet, als für gleiches Betragen gewonnen, ließ Mirabeau

nicht lange auf eine Antwort voll zügelloser Ausfälle warten; er wurde mit seinem wilden Eifer verlacht und Beaumarchais würdigte ihn keiner Erwiederung. Selbst der Ruhm, als Verfechter des Gemeinwohls zu gelten, wollte nirgend recht Wurzel schlagen; noch weniger glückte der Versuch, den vorsichtigen Beaumarchais, welcher, obgleich anonym geblieben, sich als Mitglied der Unternehmungsdirection und als Sachführer derselben bezeichnet hatte, mit den übrigen Theilhabern der Verwaltung in Zwiespalt zu bringen. Unter zahllosen Witzeleien bot der Streit zwischen Mirabeau und Beaumarchais der pariser Welt jener Zeit Gelegenheit zur Kurzweil; die Nachwehen der erhaltenen Wunden trug der Graf hinüber in das Vorspiel der großen Staatsrevolution, wo er seinen Haß gegen Beaumarchais geltend zu machen nicht versäumte.

Aller Lärm, welchen Mirabeau's literarische Erzeugnisse verursachten, konnte ihm keine Geldquelle, seinen Bedürfnissen angemessen, eröffnen; sein Daseyn war beschränkt, unruhvoll, beständigen Anmahnungen ausgesetzt, sein Ruf, sehr nachsichtig beurtheilt, zweifelhaft. Er stand in einiger Beziehung zu den Ministern Calonne und Vergennes; hierauf gründeten er und seine Freunde die Hoffnung einer Anstellung. Fähigkeiten zu einem Staatsbeamten machte ihm niemand streitig; doch das Vertrauen auf eine zuverlässige Haltung wollte nirgend Reife gewinnen. Je schlechter, das wußte er wohl, sein Ruf in Frankreich beschaffen war, um so mehr richtete er seinen Blick aufs Ausland, um auf der diplomatischen Laufbahn Meister der bisher erlebten Unglücksfälle zu werden. Seine Bekanntschaft mit dem Auslande — er hatte ja in der Schweiz, in den Niederlanden, in England gelebt, war einen Strich Deutschlands durchreist und verstand zu beobachten — und die glückliche Gabe, sich in fremden Verhältnissen zu orientiren und durch kecke Combinationen zu ersetzen, was er nicht wußte, machten ihn für diese Berufswahl ganz geeignet, und der Minister der auswärtigen Angelegenheiten glaubte von seinem Scharfblicke Nutzen ziehen zu können, während für die Zweckmäßigkeit der Entfernung des Grafen aus Frankreich sich alle Stimmen vereinigten. Durch welche Geldvorschüsse, mit welchen Aufträgen, welchem Erfolge Mirabeau zu Anfang des Jahres 1786 seine erste Reise

nach Deutschland, namentlich nach Berlin machte, ist ungewiß, da die französischen Berichterstatter von derselben ganz schweigen, oder sie mit der zweiten Reise verwechseln. Wir bringen die hierher gehörige Nachricht mit den Worten eines deutschen Gewährsmannes bei, dessen Genauigkeit in der Erzählung mit der vollkommensten Sachkenntniß gleichen Schritt hält: Dohm (in den Denkwürdigkeiten seiner Zeit, Band 5. Seite 399 ff.) erzählt: „Mirabeau kam zu Anfang des Jahres 1786 nach Berlin. Er war dem Minister von Herzberg empfohlen, und bei diesem machte auch Schreiber dieses bald nach Mirabeau's Ankunft dessen Bekanntschaft und kann daher bezeugen, daß derselbe die gänzliche Unwissenheit über Deutschland und die sehr verworrenen falschen Begriffe über unsere politischen und literarischen Verhältnisse mitbrachte, die damals den meisten Reisenden von jenseit des Rheins her eigen waren. — Aber mit Bewunderung haben wir auch gesehen, mit welcher Kraft und wirklich unglaublichen Thätigkeit Mirabeau diese Unwissenheit zu überwinden und seine mitgebrachten Vorurtheile abzulegen wußte. Er nahm Unterricht in unserer Sprache und gelangte bald dahin, daß er deutsche Schriften ziemlich fertig lesen und deutsche Rede verstehen konnte. Nun brachte er alles zusammen, was in älterer und neuerer Zeit über Deutschland und besonders über Preußen geschrieben worden, machte sich den Inhalt durch eine flüchtige Durchsicht bekannt, und ließ dann alles, was ihm für seine Zwecke irgend erheblich schien, extrahiren und übersetzen. Aber so eifrig er auch gedruckte Bücher benutzte, war diese Quelle des Unterrichts doch diejenige, welche er nicht am meisten schätzte. Ungleich belehrender war ihm der Umgang mit Menschen aller Klassen. Er suchte Staatsmänner, Militairs, Gelehrte, Künstler, Kaufleute und Fabrikanten, sogar Handwerker auf. Die Kunst zu fragen verstand er in einem Grade, von dem es schwer ist dem einen Begriff zu geben, der seinen Unterredungen nicht beigewohnt hat. Auch dem scheinbar unbedeutendsten Gegenstande wußte er eine interessante Seite abzugewinnen; auch von den stumpfesten, unwissendsten Menschen wußte er zu lernen. Noch merkwürdiger war die ihm eigne Gabe, Männer von höherer Bildung, die entweder gar nichts mittheilen oder gar irre leiten wollten, zum Reden der Wahrheit zu bringen. Es war ganz

unmöglich, seinen Fragen, die oft gar nicht das Ansehn von Fragen hatten, auszuweichen. Die Lebendigkeit seiner Unterhaltung, das Interesse, das er den eigenen Bemerkungen gab, selbst die Lust zum Widerspruche, die er weckte, brachte aus jedem, mit dem er sprach, alles heraus, was in ihm war, und oft setzte er durch die Schlüsse, die er auf der Stelle aus dem Vernommenen zog, selbst diejenigen in Erstaunen, welche die Vordersätze dazu so eben geliefert hatten. Die von Verschiednen erhaltenen Antworten verglich er unter einander, und wußte durch immer erneuerte Fragen die Widersprüche zu berichtigen. So erwarb er binnen einer Zeit von etwas über vier Monaten, die er in Berlin war, und während welcher Schreiber dieses, zu dem er bald anfangs Zutrauen faßte, ihn meist täglich gesehen hat, eine solche Menge richtiger und genau bestimmter Kenntnisse über Preußens Staatseinrichtungen so wie auch über andere deutsche Lande zusammen, wie sie mancher vieljährige Staatsdiener im eigenen Fache nicht hat. Ob Mirabeau bei diesen so genauen Forschungen noch andere Absichten als die der Erweiterung seiner Kenntniß gehabt habe, ist uns unbekannt; doch haben wir Ursache zu glauben, daß er während dieses ersten berliner Aufenthalts vom französischen Hofe gar nicht beauftragt war. Im Mai 1786 verließ er Berlin, nachdem er vorher noch die Genugthuung gehabt, daß Friedrich II., der damals schon sehr krank war und in der Regel keine Fremden sah, ihm die erbetene Audienz in Potsdam bewilligte, welche vielen vornehmen französischen und andern Militairs, die mit äußerm Glanze zum Besuche der Revue gekommen waren, abgeschlagen wurde. Der König hatte eine lange Unterredung mit Mirabeau und äußerte über denselben viele Zufriedenheit. Auf dem Rückwege nach Frankreich machte Mirabeau (auf Dohm's Empfehlung) in Braunschweig Bekanntschaft mit Mauvillon *) und fand an demselben einen mit ihm in politischen Ansichten sehr übereinstimmenden Mann."

Erworbene Schätze geltend zu machen, ohne lange

*) Ueber Mauvillon s. Schlichtegroll's Nekrolog auf das Jahr 1794. Erster Band, Seite 163 ff. Hierher gehörig ist besonders Seite 184 ff.

Zögerung, gehörte zu den hervorstechenden Zügen des Mirabeau'schen Charakters: kaum wieder in Paris angelangt, überreichte er den Ministern Calonne und Vergennes eine mit dem 2. Juni 1786 bezeichnete Darstellung des politischen Zustandes Europa's, wodurch er seine Tüchtigkeit für das Feld der Diplomatie bewähren wollte. In gedrängter Kürze zeichnet er hier charakteristische Züge, besonders Frankreich nicht schmeichelnd; er spricht offen aus, was so früh vielleicht nirgend mit dieser Bestimmtheit gesagt ist, wie der Finanzzustand seines Vaterlandes so verfallen sey, daß bei vorweggenommener Einnahme eine Summe von 240 Millionen Franken der jährliche Ausgabebetrag den der Einnahme um 60 Millionen übersteige; von der französischen Diplomatie gesteht er unverhohlen, sie finde überall Mistrauen, lebe in tiefster Unwissenheit hinsichtlich der Anschläge der Feinde, sie sey die unthätigste in ganz Europa, aber die am besten bezahlte; mit einem Worte, Frankreichs Zustand sey gleich unfähig den Frieden zu erhalten und den Krieg zu führen. Mirabeau empfiehlt dann, um aus dieser bejammernswerthen Lage zu kommen, vor allem schlaue Kundschafter, Annäherung an England und Schutz- und Trutzbündniß mit Preußen unter gegenseitiger Gewährleistung der dermaligen Besitzungen. — Wie geneigt Ministerien auch oft seyn mögen zur Aufrechterhaltung einer stumpfen Gewohnheit, die man politisches System zu nennen beliebt, der Stimme der Wahrheit das Ohr zu verschließen, im gegenwärtigen Falle wies man des Grafen Rathschläge, wenn auch nur um ihn zum Schweigen zu bringen, nicht unbedingt zurück. Man erkannte, welche politische Wichtigkeit für Frankreich eine nähere Beachtung des preußischen Kabinets, des Kronprinzen, welcher in den nächsten Tagen dem den Naturgesetzen erliegenden großen Könige folgen mußte, und seiner nächsten Umgebung hatte; man hielt zum Einschleichen in das Vertrauen des Thronfolgers, zur Erspähung der dortigen Geheimnisse einen ohne officiellen Charakter auftretenden gescheuten, thätigen Mann mehr geeignet, als einen außerordentlichen Gesandten, der durch erregtes Aufsehen der Absicht schadete. Mirabeau hatte die zu spielende Rolle vorgezeichnet, sie wurde ihm jetzt angetragen und er nahm sie als Mittel weiter zu gelangen fröhlich an. Im Monat Juli 1786 kehrte er nach

Berlin zurück. Dohm, indem er von den geheimen Aufträgen, die der Graf von seinem Hofe erhalten haben mochte, redet, erzählt weiter: „Es läßt sich denken, daß diese Aufträge vorzüglich genaue Beobachtung alles dessen, was bei dem bevorstehenden Wechsel geschehen werde, und dann möglichste Einwirkung auf den neuen Monarchen, dem Mirabeau schon während des ersten Aufenthalts bekannt geworden war, bezielen mochten, um besonders zu hindern, daß Friedrich Wilhelm II. sich nicht zu England neige und, wie man in Paris besorgte, die oranische Partei in Holland gegen die von Frankreich begünstigte sogenannte patriotische unterstütze. Auch ist ziemlich wahrscheinlich, daß Mirabeau beauftragt war eine Anleihe für den französischen Hof zu erhalten, welches ihm aber nicht gelang. Ohne Zweifel waren seine Hauptberichte über die Ausrichtung dieser Aufträge an den damaligen Minister der auswärtigen Geschäfte, Grafen von Vergennes, gerichtet; aber außerdem unterhielt Mirabeau auch noch mit dem Herrn von Calonne, Generalcontroleur der Finanzen, eine vertraute Correspondenz, welche von den wichtigsten Ereignissen der Zeit Nachrichten gab und das Benehmen der bedeutendsten Personen des berliner Hofes frei beurtheilte. Diese Briefe sollen auch von der Königin gelesen seyn. Während dieses zweiten Aufenthalts setzte Mirabeau seine Forschungen über Preußen und Deutschland überhaupt fort, und faßte den Entschluß mit Hülfe eines der Sache gewachsenen deutschen Gelehrten ein Werk auszuarbeiten, das die Staatsverwaltung Friedrichs in allen Rücksichten vollständig und genau beschreiben und den politischen Werth derselben unparteiisch und freimüthig beurtheilen sollte.“

Mirabeau's Rolle war sehr schwankend, durchaus von der Geschicklichkeit abhängig, welche er geltend machte; dieses selbst fühlend, bot er alle ihm zu Gebote stehende Thätigkeit auf. Seine nach Paris gesandten Berichte enthalten hiervon unverkennbare Beweise: nichts sollte seiner Spähelust entgehen; die tiefsten Geheimnisse der Regierungsmaßregeln bemühete er sich zu erforschen, während er die Persönlichkeit wichtiger Personen bis ins stille Privatleben verfolgte und das Einsammeln von Anekdoten, selbst Klätschereien, nicht verschmähte. Es ist nicht zu verkennen, daß er bei letzteren mit augenscheinlicher Vorliebe verweilt, vielleicht in aufmerksamer Berechnung dessen,

was seine Correspondenten gern vernehmen wollten, nicht ohne inneren Antrieb, selbst einmal ärgerliche Seiten des Privatlebens anderer aufdecken zu können, nachdem ihm auf dieser verwundbaren Stelle so mancher Aerger verursacht war. Wo sich im Gange seiner Schicksale nur Gelegenheit darbot Rache nehmen zu können für solche erlittene Schmach, folgte er willfährig. — Noch ein anderer Charakterzug Mirabeau's tritt in dem Briefwechsel, welchen er von Berlin aus nach Paris führte, unverkennbar hervor: es war die Sucht sich selbst geltend zu machen; zu zeigen, wie berühmte Männer des Auslandes ihn mit großer Auszeichnung behandelten, und wie, wo es nicht geschah, die Veranlassung zu solchen Vernachlässigungen ihren alleinigen Grund in den Zurücksetzungen habe, welche er von dem französischen Ministerium erleiden müsse. Von dorther, klagt er, lasse man es an gehörigen Geldunterstützungen, an der Beilegung eines ehregebenden officiellen Charakters, kurz an allem fehlen, wonach Mirabeau so sehnsuchtsvoll geizte. An Vorschlägen, diesem Uebelstande abzuhelfen, läßt er es nicht mangeln: er wünscht in Deutschland hier oder dort, oder in Rußland als Gesandter angestellt zu werden, oder eine Botschaft zu erhalten an den Tartarchan in der Krimm. Die Minister Ludwigs XVI. scheinen zufrieden gewesen zu seyn mit des Grafen Leistungen, ohne besondere Geneigtheit den seine Person betreffenden Anträgen Aufmerksamkeit zu schenken. Bei fortwährender Verzögerung wurde der Graf, der das Unwürdige seiner Spionrolle immer deutlicher erkannte, ungeduldig; der französische Gesandte zu Berlin, Graf von Esterno, vermehrte noch seinen Verdruß; er schildert den accreditirten Diplomaten als beschränkt von Einsichten, leichtgläubig, seinem Posten nicht gewachsen, zur Beförderung des Ansehns Frankreichs völlig unbrauchbar; dagegen hebt er eigene Verdienste heraus und deutet auf wichtige Zwecke, welche mit ihm die Minister im Schilde führten; doch diese hatten für die ihnen beigemessenen Absichten kein Ohr. In resignirter Ruhe eine ihn persönlich betreffende Angelegenheit zur Reife kommen zu lassen, war seine Sache nicht; er hatte sich auf seinem Standpuncte gut orientirt, fühlte sich durch das Schweigen Vergennes auf seine Anträge beleidigt und beschleunigte seine Zurückberufung, welche im Anfange des Januars 1787

erfolgte. Von dem schriftstellerischen Ertrage dieser Sendung wird an seiner Stelle die Rede seyn; in literarischer Beziehung bleibt noch wichtig zu erwähnen, daß Mirabeau, auf alles aufmerksam, durch seine dringenden Empfehlungen Veranlassung wurde, daß ein Mann, den er kennen lernte, nach Paris berufen ward, welcher als großer Mathematiker oft Newton an die Seite gesetzt, als ein Stern erster Größe unter den Gelehrten Frankreichs, bis zu seinem am 10. April 1813 erfolgten Tode glänzte; dieses war Joseph Louis Lagrange *), durch Friedrich II. aus seiner Vaterstadt Turin als Director der königlichen Akademie der Wissenschaften nach Berlin berufen; nach des Einzigen Tode unzufrieden mit seiner Lage in Berlin, beklagte er sich besonders über Herzberg's harte Behandlung. —

Während seiner Anwesenheit zu Berlin ließ Mirabeau unter seinem Namen ein Sendschreiben an den König von Preußen Fr. Wilhelm II. am Tage seiner Thronbesteigung drucken, worin er unter weisen Rathschlägen für die Zukunft, nicht von Friedrich's II. Größe geblendet, dessen Fehlgriffe streng rügt und dafür den Vorwurf erleiden mußte: er habe auf den großen König Satyren geschrieben. Hiergegen rechtfertigt er sich: „Friedrich," sagt er, „ist für eine Lobschrift zu groß; über eine solche ist ein großer König erhaben; sie setzt unzuverlässige Uebertreibungen voraus, thut den Thatsachen Gewalt an, stellt alles ins vortheilhafteste Licht, lobt alles und verletzt so die Wahrheit. — In der That ich habe weder eine Lobrede, noch eine Satyre geschrieben. Ich überreichte Friedrich Wilhelmen bei seiner Thronbesteigung eine Denkschrift, welche mit der Regierung des großen Königs nichts zu thun hat; sie legt dem neuen Regenten die Hoffnungen solcher Ehrenmänner dar, welche wissen, wie große, wenn auch nicht glänzende Verdienste sich in Preußen eine neue Regierung

*) Eine Anmerkung zu den Mémoires sur Mirabeau Tom. III. p. 44 sagt: Il était membre de l'académie de Berlin, si peu distinguée par les talens et les productions de ses membres. — Ein offenbar ungerechter Vorwurf, da Lagrange's Mitgliedschaft in die glorreichen Zeiten Friedrichs II. fällt. —

unter einem Regenten in der Blüthe des Lebensalters und der Thätigkeit erwerben kann." — Richtig zeigt der Schriftsteller, welche Verdienste der neue Regent vermittelst einer weisen, liberalen Staatsverwaltung erlangen kann, wie er den Einfluß der Günstlinge und Hofschranzen fliehen muß und spricht aus die verhängnißvolle Warnung über den Misbrauch des zuviel und überall Regierens, wo vor überfließender Regiersucht keiner in seiner Sphäre zum vernünftigen Regieren kommen kann; Freiheit und Friede sind die ewigen Forderungen aller einer sittlichen Bildung empfänglichen Völker. Die Natur des Gegenstandes brachte es mit sich, daß Mirabeau von der Freiheit der Presse, von Reform des fehlerhaften Abgabesystems, von Aufrechterhaltung der Freiheit jedes religiösen Glaubensbekenntnisses, jedes kirchlichen Ritus, im Gegensatz halberzwungener Uniformirung des Kirchenwesens, u. s. f. redete. — Immer verdient diese Flugschrift, gewiß unter vielen Zerstreuungen das Erzeugniß weniger Stunden, als ein gediegener Regentenspiegel nachgelesen zu werden, besonders da die neueste Zeit darauf Bedacht genommen hat, solche vorlaute Ermahnungsschreiben nicht in Umlauf kommen zu lassen.

Auch nach Paris zurückgekehrt, verlor Mirabeau das berliner Cabinet nicht aus den Augen. Friedrich Wilhelms rasche Handlungsweise zur Dämpfung der Unruhen in den vereinigten Niederlanden zu Gunsten des Erbstatthalters und seiner Partei rief den Grafen auf; er erließ an die erliegende patriotische Partei, welche vom französischen Ministerium mit leeren Versprechungen aufgeregt und hingehalten war, seine Zuschrift: „An die Bataver über das Erbstatthalterthum," wodurch er der antioranischen Partei Muth, Selbstvertrauen bei der gerechten Sache und Einigkeit empfiehlt, eine Stimmung, welche das Cabinet von Versailles aufrecht erhalten wollte, aber nichts entscheidendes dafür zu thun im Stande war. Man versagte der Mirabeauschen Schrift den Beifall nicht und noch neuerlich ward geäußert, nie habe Mirabeau seine Feder zur Vertheidigung einer besseren Sache gebraucht, nie mit mehr Feuer, Stärke und Haß der Tyrannei seinen Gegenstand durchgeführt. Nicht getäuscht durch die rhetorische Kunst des geistvollen Sachwalters der sogenannten batavischen Volksfreiheit, braucht man die unleugbarsten Thatsachen der damaligen Unruhen

in den Niederlanden nur zu beachten, um zu erkennen, daß die Patrioten die politische Lage ihres Vaterlandes schlecht zu würdigen verstanden, daß ihr Vorgeben, Mißbräuche abzustellen, aus selbstsüchtigen, höchst unpatriotischen Absichten hervorging, ohne Verstand, ohne Kraft, ohne Selbstvertrauen, ohne Einheit betrieben wurde, und daß die Unantastbarkeit früherer Verträge, auf deren Grund sie ihre Rechte gegen die Angriffe Josephs II. vertheidigten, im gegenwärtigen Falle das oranische Haus, im Besitz der Erbstatthalter vor allen Beeinträchtigungen schützen mußte. Das preußische Cabinet hat zwar oft den Verwurf hören müssen, daß seine Einmischung und Entscheidung jener Streitigkeiten ein Gewaltstreich gewesen sey; gewiß mit Unrecht: die vorangegangenen Unterhandlungen, wie die mit Hülfe der herbeigeführten bewaffneten Macht durchgesetzte Unterdrükkung der Unruhen, beweist eine würdevolle Mäßigung, welche zu den schönsten Charakterzügen eines großen Regenten gehört. Mirabeau scheint keine Ahnung davon gehabt zu haben, daß das gegenwärtige Princip der Vertheidigung der Bataver, neue Gestaltung der Staatsverträge bei veränderter Lage, gerade der Gesichtspunct war, nach welchem die kurz vorher bestrittene Scheldefreiheit dem Kaiser Joseph II. gewährt werden mußte; seine Angriffe auf den Erbstatthalter und seine herkömmlichen Rechte blieben wirkungslos; aber seine großartigen Ansichten von bürgerlicher Freiheit, Staatsglück und Staatsehre fanden reichlichen Zündstoff in Frankreich, wo der Verfall des Staatsregiments wie gewöhnlich in der Zerrüttung des Staatshaushaltes zuerst an den Tag kam. Leichtsinnig in der Vermehrung der Staatsschuld war der Finanzminister Calonne, leichtsinnig in der Wahl der Mittel dem Uebel abzuhelfen; er suchte Hülfe in der Zusammenberufung der Notabeln und erfuhr zu spät, daß, wenn der verhängnißvolle Wurf einmal geschehen ist, keine Macht der Willkür den Flug desselben hemmen kann. Die Zusammenberufung der Abgeordneten erfolgte am Jahresschlusse 1786; im nächsten Monate waren die Notabeln in Versailles versammelt und fanden das Ministerium über ihre Ankunft in Verlegenheit, unvorbereitet die Berathungen anzufangen, nicht gewollt solche für das Nationalelend ersprießlich zu machen, unfähig ohne dieselben Hülfe zu schaffen. Mirabeau war in diesem

Augenblicke aus Deutschland noch nicht zurückgekehrt; die Begebenheiten in der Heimath beschleunigten seine Reise; Calonne war sein geheimer Gönner; ihn glaubte er über den Umfang seiner Talente gehörig ins Licht gesetzt zu haben; gewiß freute sich der Graf im Stillen über die augenscheinliche Verlegenheit des Finanzministers, darauf rechnend, daß er es gerathen finden müßte, von den Talenten des bis dahin immer Zurückgesetzten Gebrauch zu machen. Doch ehe solches Sieges Mirabeau sich erfreuen konnte, fiel Calonne, und der andere Beschützer, Vergennes, Minister der auswärtigen Geschäfte, war wenige Monate vorher aus dem Bereiche des Erdenlebens geschieden. Solche Unglücksfälle dienten Mirabeau's reiche innere Hülfsquellen zu beleben; bei jedem Anscheine des Glücks verfiel er in Eitelkeit, Unvorsichtigkeit, Schwelgerei; er bewährte sich immer als kühner Streiter im Unglücke. War des Schicksals Gang ihm feindselig, so bot er demselben Hohn, indem er den Handschuh auswarf und kecken Ausruf erließ: wer noch ferner Lust habe wider ihn in die Schranken zu treten? Nach dieser Weise erließ er unterm 20. Februar 1787, wo ihm Calonne's baldige Verabschiedung nicht mehr zweifelhaft seyn konnte, jenen Angriff gegen einen höchst schädlichen Mißbrauch des Reichthums, bei welchem viele Personen ausgezeichneten Ranges in den wichtigsten Staatsämtern, viele Banquiers und fast alle Capitalisten des Reiches betheiligt waren; es war die Anklage des Wuchers, welcher mit den Kreditpapieren getrieben wurde (Denonciation de l'agiotage au roi et à l'assemblée des notables, unterzeichnet am 20. Februar 1787), in welcher Flugschrift er das geheime betrügerische Spiel gewisser Capitalinhaber aufdeckt, vermittelst welches sie ein gefahrvolles Actienspiel auf Kosten Unkundiger, zum Nachtheile des Handelskredites und der Industrie unterhalten. Er griff so einen schon früher aufgefaßten Faden seiner Rügen wieder auf und gab ihm bedeutsame Ausdehnung. Die Notabelnversammlung schien ihm der rechte Zeitpunct, wo er sich zurief: „Bei dieser feierlichen Veranlassung kannst du deinem Vaterlande und deinem Könige den Tribut schwacher Talente bezahlen." — Er findet sich durch die Lage der Dinge, durch die Weisheit des Königs, durch die heilsamen Absichten der Minister berufen die Mißbräuche des Wechselwuchers aufzudecken

und so seinen Mitbürgern nützlich sich zu bezeigen, unter eidlichem Gelübde, rücksichtslos die Wahrheit zu verkündigen. Er widmet seine Schrift dem Könige ziemlich pomphaft, im Wechsel des Hochmuths mit der Bescheidenheit: „Wenn, Sire!" sagt er, „das Werk, welches ich zu den Füßen Ihrer Majestät niederlege, nicht entspricht der Wichtigkeit des Gegenstandes, der feierlichen Veranlassung, so trägt meine Einsicht, nicht meine Gesinnung davon die Schuld. Gern brächte ich mein Leben dar, um würdig Ihren hochsinnigen Zwecken und dem öffentlichen Wohle zu dienen in dem Augenblicke, wo Sie den Kern der Nation zur Berathschlagung über ihr Heil berufen. — Wenigstens glaube ich große Wahrheiten gesagt zu haben, wenn auch meine Geistesfähigkeit meine Willensneigung nicht genugsam unterstützte. Den furchtbarsten Feind Ihres Reiches, den Wechselwucher stelle ich vor Eurer Majestät in Anklage: er verschlingt Ihr Einkommen, erschwert die öffentlichen Lasten, verderbt Ihre Unterthanen, lähmt Ihre Macht und macht bei längerer Fortdauer seiner Verheerungen das Gedeihen Ihrer Wohlthaten unmöglich. Wir dürfen uns nicht verschweigen, Sire! daß er bis zu Ihrem Throne hin Beschützer findet: diese suchen Sie vielleicht zu überreden, daß die Agiotage bisher ein nothwendiges Linderungsmittel war und daß die von mir aufgestellten Behauptungen und Thatsachen auf Irrthum beruhten." — Dann macht er den Antrag: „Ihre zahllosen Geschäfte und die Höhe Ihres Standpunctes, welche keine Untersuchung der Einzelnheiten zuläßt, wird vielleicht Eure Majestät bestimmen, nicht selbst mein Werk zu beurtheilen; aber würdigen Sie dasselbe, der Prüfung tugendlicher Staatsbürger (der Notabeln), denen die öffentliche Stimme Einsicht und Unparteilichkeit beimißt, zu übergeben. Ihre Entscheidung erwarte ich mit Ungeduld und mit dem Bewußtseyn löblicher That." —

Diese Zuschrift war schlecht berechnet und ärntete nach verschiedenen Gesichtspuncten wenig Beifall; mit Recht schrieb man es der blinden Eitelkeit des Schriftstellers zu, den König mit einem solchen Antrage angegangen zu seyn in einem Zeitpuncte, wo den Notabeln, wenn sie tüchtig beschäftigt werden sollten, zahllose Arbeiten anheimfielen, die zuvörderst berathen und abgemacht werden mußten, ehe folgerecht zu einer Unter-

suchung des Wechselwuchers geschritten werden durfte; dieses richtig erkannte, freimüthig beleuchtete Uebel war ja die Folge eines tieferliegenden, in seinem ursprünglichen Sitze aufzusuchenden Schadens. — Es war der Zeitpunct gekommen, wo ein Mann von Mirabeau's Geiste seine herrlichen Ansichten über bürgerliche Freiheit, Unverletzlichkeit des Gesetzes und Kräftigung des Staatsmechanismus hätte geltend machen können; er begnügte sich aus den sich ihm aufdringenden Gegenständen die Materie der Agiotage herauszuheben, wodurch er sich dem dem Falle nahestehenden Minister Calonne dienstbar, dessen Gegner, dem eitlen Necker aber, als gewinnsüchtigem Banquier, der der Staatsverwaltung nur Unglück bringen konnte, als ein Gegenbild zu Law verhaßten Andenkens zeigen wollte; ihn vorzüglich griff er unter Nennung des Namens an; gelegentlich auch einen Abbé d'Espagnac, der mit Kreditpapieren viel Geschäfte machte; letzteres, zum erneuerten Vorwurfe muthwilliger Undankbarkeit, ohne Noth, wo es nur die Sache galt: die Familie d'Espagnac wie der Abbé selbst hatte dem Grafen während seiner unglücklichen Lage zu Pontarlier die thätigsten Beweise der Theilnahme gegeben. — Rulhière, am meisten bekannt als Verfasser der Geschichte Polens, trat mit einer Gegenschrift auf, worin er, wie es gewöhnliche Unsitte mit sich brachte, Mirabeau's ärgerliches Leben von neuem zur Schau stellte. Angriffe der Art waren dem Grafen nachgerade etwas so gewöhnliches, daß er davon nicht mehr berührt wurde; er hatte den Vortheil, daß selbst das Publicum nur wenig darauf mehr achtete, da die ewige Wiederholung derselben Beschuldigung endlich langweilte, wenn auch neue Beweise der Unlauterkeit Mirabeau's beigebracht wurden; dahin gehörte gegenwärtig die Anklage, daß er unredlich von dem ihm handschriftlich mitgetheilten Briefwechsel Voltaire's und d'Alembert's heimlich Abschrift genommen und so das von seinem Freunde Champfort bewiesene Vertrauen gemißbraucht habe, um davon Geldgewinn zu ziehen. Wo es auf Abhelfung dringender Geldnoth Mirabeau's ankam, war ihm nicht zu trauen.

Die Schrift über Agiotage wurde von dem Unsterne verfolgt, der über ihren Verfasser waltete: ein königlicher Befehl vom 17. März 1787 befahl deren Unterdrückung,

weil sie verleumderisch und nachtheilig dem Staatsinteresse sey; ihr Verfasser wurde zu gefänglicher Haft auf dem festen Schlosse Ham, an der Somme in der Picardie, verurtheilt; Mirabeau mußte sich unsichtbar zu machen suchen, und Calonne die Autorität seiner wankenden Ministerialmacht aufbieten, um die Vollziehung des Verhaftsbefehles zu hintertreiben. Unter Vortritt des Motto's: de salute publica nil desperandum, ließ Mirabeau auf eine Vertheidigung seiner ersten Schrift über Agiotage nicht lange warten; sie hält einen würdevolleren Ton als diese; er faßt die Sache nur ins Auge und entsagt dem schlechtangebrachten Uebermuthe, ihm widerwärtige Personen anzugreifen. — Zum ersten Male spricht Mirabeau hier mit überzeugendem Uebergewichte die Wahrheit aus, daß die einzige Abhülfe aller Staatsgebrechen nur von einer festbegründeten, liberalen Staatsverfassung zu erwarten stehe. „Eine Staatsverfassung" sagt er, „ist die einzige unwandelbare Grundlage alles Staatshaushaltes, alles Vertrauens, aller Macht." — Zu diesen Forderungen war der rechte Zeitpunct: bei einheitsloser Verlegenheit im königlichen Cabinette stieß der Premierminister, jener berüchtigte Erzbischof von Toulouse, die öffentliche Meinung, den nie ungestraft verhöhnten Zeitgeist von sich und versuchte Meister zu werden an den letzten Stützen der legitimen Staatsverwaltungsmacht, an den Parlamenten. „Noch bleibt," sagt Mirabeau, „ungeachtet der begonnenen großen heilsamen Veränderung, viel Stoff zu gerechten Besorgnissen einer so oft betrogenen Nation, die so vielfältig von schändlichen Verwaltungsmaßregeln hintergangen ist. Meine Meinung hinsichtlich der Parlamente ist, daß nur mit ihrer Zustimmung die Franzosen eine feste Staatsverfassung erhalten können, wenn nicht die letzten Spuren unserer dahingeschiedenen Freiheit verschwinden sollen. Soll die Willkür eines Einzelnen künftig Gesetz für uns seyn, so haben wir uns nicht zu mischen in die Streitigkeiten zwischen dem Monarchen und den Beamten seiner Befugniß; was haben wir bei diesem Kriege zu verlieren, oder vielmehr, sind wir nicht geneigt den Widerstand jener Behörden zu benutzen, welche alleinig das Recht bei so furchtbarer Willkür ein Wort mitzureden sich erhalten haben?" — Unwiderersprechlich hatte diese zweite Schrift einen großartigern Charakter, weit mehr Mäßigung, Ernst

und Gediegenheit als die erste, deren Vertheidigung sie machte. Jemehr der Glücksstern der Ministerschaft Calonne's sich neigte, um so mehr erhielt dieser Schriftstreit über Agiotage den ausgedehnteren Charakter der Untersuchung über die Finanzoperationen des Staates und der erneuerten Angriffe auf Necker, der ausgerüstet mit den Kenntnissen eines ausgezeichneten Banquiers sich für einen großen Staatsmann und für einen Finanzminister hielt, der mit den hochberühmten Männern der Vorzeit, mit Sully und Colbert, wenigstens auf gleicher Verdienststufe zu stehen wähnte. Noch ehe Necker den ersten Triumph seiner Eitelkeit feierte, wußte er zu bewirken, daß eine von Mirabeau neuerlich wider ihn erlassene Flugschrift verboten wurde, wodurch die Neugier des Publicums erst rechte Aufregung erhielt; doch Necker war schon zufrieden, mit solchem Verbote das Gewicht seines Einflusses offenkundig zu machen. Der Haß, welchen Necker und Mirabeau wider einander hegten, ist im Gange der ersten Periode der Revolution für die Entwicklung der Ereignisse sehr bedeutsam geworden; ja man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß das Glücken oder vielmehr das Mißglücken der Revolution selbst in diesem Hasse und der ihm zum Grunde liegenden Persönlichkeit beider Männer eine vielfach sichtbarwerdende Mitwirkung fand.

Während nach der ersten Versammlung der Notabeln die Reichsversammlung vom Könige beschlossen und als das Mittel zur Abhelfung der Finanznoth — andere Staatsgebrechen kümmerten das Ministerium wie gewöhnlich wenig — betrachtet wurde, ward nach ergangener Aufforderung die Frage begutachtet: in welcher Anzahl der Abgeordneten auf diesem Reichstage die drei Stände vertreten werden, und wie, ob nach Köpfen, oder nach den drei Ständen, gestimmt werden sollte? — Wer viel fragt, erhält viele Antworten; hier durchsuchten Geschichtsforscher alte Urkunden, um daraus der Privilegirten Gerechtsame zu beweisen, indeß großartige Auffassung der Gegenwart einsichtsvolle Rathgeber auf andere Grundsätze bauen und die Forderungen des Adels und der Geistlichkeit zu Gunsten des Bürgerstandes bekämpfen ließ. Nochmals wurden zu Versailles Notabeln versammelt, um auch deren Meinung über diese Vorfrage zu vernehmen; diese feige Unschlüssigkeit des Ministeriums, welches den Hof, die

Geistlichkeit, den Adel und auf der andern Seite, wenn man jenen Forderungen nachgab, den Bürgerstand, wo eigentliche Hülfe, guter Wille und die meiste Einsicht zu finden war, zu beleidigen fürchtete, bewies genügend, daß auf keine geschickte Leitung der bevorstehenden Reichsversammlung zu hoffen war. Man muß sich wundern, in diesem Zeitpuncte unter den zahllosen Schriftstellern, welche ihr Scherflein zur Beurtheilung jener inneren Staatsangelegenheiten Frankreichs beitrugen, den Grafen Mirabeau nicht zu finden; für dieses ungewöhnliche Schweigen bietet sich als Vermuthung ein zweifacher Grund dar: Mirabeau war alter Edelmann, der zwar längst das veraltete Costume der Standesvorurtheile von sich geworfen hatte; doch stand es ihm nicht zu verargen, wenn er für den Augenblick darauf dachte, seine Standesgenossen sich nicht abwendig zu machen, um sich in der Perspective auf Mitgliedschaft der bevorstehenden Reichsversammlung die Gelegenheit, eine seinem Talente angemessene Rolle zu spielen, zu erhalten. Ohnehin war Necker entschieden dem Bürgerthume zugethan; Mirabeau hätte also, wenn er seiner Ueberzeugung nach für dasselbe schrieb, die Waffen für einen seiner Person abholden Minister ergriffen und seine bisherigen Freunde, seine geheimen Gönner, zum Theil die kaufmännischen Gegner Necker's, des Banquiers, unwiederbringlich von sich gestoßen. Er schwieg also mit ungewöhnlicher Vorsicht; aber ließ deshalb die Feder nicht ruhen und schrieb über das Bicêtre-Gefängniß (Observations d'un voyageur anglais sur la maison de force appellée Bicêtre, suivies de reflexions sur les effets de la sévérité et sur la législation criminelle de la Grande Bretagne; Paris 1788), wo er unter nicht zu verkennenden Wahrzeichen großer Flüchtigkeit neuen Ideenreichthum darlegt; hierdurch erhalten diese und andere Flugschriften Mirabeau's einen seltenen Werth, wenn man sich auch nicht geneigt findet ihm manchen sichtbaren Mangel an Sachkenntniß, Consequenz und Reife des Urtheils zu verzeihen. Im Allgemeinen gebührt ihm der Preis, die Aufmerksamkeit des vielbewegten Zeitalters auf die schaudererregenden Misbräuche gerichtet zu haben, welche im Bereiche der Verhaftungen und der Gefängnisse lagen, zu deren Abhülfe er Vernunft, Gerechtigkeit und Christenthum aufruft. Heut zu Tage hätte er

bei so löblichen Zwecken an die heilige Alliance appelliren können. — Eine durchgreifende Verbesserung der Criminaljustiz, für die er sich so lebhaft interessirt, ist als eines der wichtigsten Resultate der Revolution seitdem in Frankreich zur Ausführung gekommen; dort ist jede Criminaluntersuchung der gesetzlichen Regel nach gegenwärtig öffentlich, jeder Angeklagte hat einen Vertheidiger zum Rechtsbeistande, öffentlich ist die Zeugenvernehmung wie der Gang des Rechtsverfahrens, ein Geschwornengericht entscheidet über das angeschuldigte Verbrechen, der Gerichtshof über die sich danach ergebende Strafe. Diese ruhmwürdige Gesetzgebung kennt keine alle gesetzliche Rechtspflege vernichtenden Special-Untersuchungsbehörden; nur das freundliche Begnadigungsrecht ist dem Könige zur Verherrlichung seiner Krone vorbehalten. —

Gleichzeitig mit dieser flüchtigen Arbeit war Mirabeau mit dem größten literarischen Unternehmen beschäftigt, welches ihm das Daseyn verdankt: im August 1788 erschien zu Paris sein großes, bei allen Fehlern bewunderungswürdiges, von vielen Seiten nicht übertroffenes Werk über die preußische Monarchie unter Friedrich dem Großen, in acht Bänden, nebst einem Atlas. Es ist das, welches in Deutschland, besonders im Preußischen, so entschiedenes Aufsehen erregte und noch gegenwärtig von vorurtheilsfreien Politikern studirt wird. Es hat vielen Tadel erfahren, viele Berichtigungen veranlaßt; hier genügt es, ohne auf diesen Schriftwechsel näher einzugehen, das gediegene Urtheil Dohm's beizubringen, der nicht verschweigt, welchen thätigen Antheil der vorerwähnte Mauvillon an diesem Werke hat; dann fährt er fort *): „Das Werk über die preußische Monarchie, welches die geschilderten beiden Männer unternahmen, ist unstreitig wichtig und sehr lehrreich und würde es in einem noch höheren Grade seyn, hätten die Verfasser nicht durch einen sich vorgesetzten Hauptzweck ihren Untersuchungen eine parteiische Einseitigkeit gegeben. Dieser Hauptzweck war, zu beweisen, daß Friedrich II. bei allen ausgezeichneten Geisteskräften, bei der Größe, Festigkeit und Beharrlichkeit seines Charakters dennoch seinen Staat nicht weise re-

*) Siehe Dohm's Denkwürdigkeiten Band 5, Seite 415 fg.

giert, seine Unterthanen nicht glücklich gemacht habe. Die Ursachen hiervon fanden beide in den verkehrten Grundsätzen der Staatsverwaltung, nach welchen Friedrich ihrer Meinung nach die Ansicht gehabt haben soll: es komme alles darauf an, möglichst viel Geld zu sammeln und dasselbe immer zum Gebrauch bereit zu halten, deshalb alles fremde Geld in sein Land hereinzuziehen und möglichst wenig wieder herauszulassen. Beide Schriftsteller klagen den König an (— nicht grundlos —), er habe die Fabriken auf eine höchst unnatürliche Weise begünstigt, dagegen den Landbau, der doch allein die Quelle alles Wohlstandes sey, durch mannichfachen Druck zu Grunde gerichtet — (— dieses lag nie in Friedrich's Handlungsweise —) und allen Handel, zu dem sein Land eine so günstige Lage gehabt, zerstört (— richtig; durch ein unweises Steuersystem —). — Die unglücklichen Folgen eines so verkehrten Systems, behauptet das Werk, wären von den preußischen Schriftstellern entweder verkannt oder geflissentlich verborgen, und der König selbst sey über den Zustand der Bevölkerung und des Wohlstandes seiner Lande sehr getäuscht und dadurch in seinem falschen politischen Systeme immer bestärkt worden. Jene Folgen einer verkehrten Staatsverwaltung würden noch weit umgreifender und auffallender gewesen seyn, wenn dieser König nicht durch seine großen Eigenschaften, vorzüglich durch seine Sorge für unparteiische Gerechtigkeitspflege und durch den Schutz, welchen er den unteren Volksclassen gegen die Bedrückung der höheren und der Staatsdiener kräftigst angedeihen ließ, ferner durch die Ordnungsliebe, durch das Beispiel einer noch nie gesehenen Thätigkeit und weisen Sparsamkeit, wie durch die gestattete Denkfreiheit (— auch Sprech- und Preßfreiheit —) nebst der Consequenz seines ganzen Benehmens, viele Nachtheile wieder ausgeglichen und gut gemacht hätte. — Besonders interessant ist es aus Mirabeau's Darstellung zu ersehen, wie man damals, wo Friedrich's Sinn für kraftvolle Entscheidung sich verherrlichte, über die wichtigsten Gegenstände der Staatsverwaltung bestimmt sagen konnte: so ist es, so bleibt es; Gesetze und Einrichtungen haben einen gediegenen dauernden Charakter, nach welchem der Unterthan seine Berechnung machen kann. — Man kannte weder Gesetze, die nicht zur Ausführung kommen, noch solche, die

täglich neue Durchlöcherungen erhalten, noch ewigen Behördenstreit, noch den Ueberfluß des Gesetzesnachwuchses. — Ein in diesem Geiste geschriebenes Werk mußte nothwendig in und außer Preußen großes Aufsehen machen. Es verdient dieses wirklich, wenn man es mit Aufmerksamkeit und Unparteilichkeit liest: — wenn gleich die ganze Art des Einsammelns und der Verarbeitung der Materialien viele Uebereilungen und Unrichtigkeiten herbeiführen mußte. Mirabeau's Werk verdiente in dem Tempel der Staatsweisheit als ein unsterbliches Denkmal aufgestellt zu werden, wenn er auch nur die so oft verkannten Wahrheiten durchgeführt hätte: daß der Völker Wohlseyn und der Regenten Glück nur möglich wird, wenn der menschlichen Thätigkeit der möglichst weite wohlbefriedigte Spielraum gelassen, von dem Staatsbeamten die gefährliche Klippe des Zuvielregierens vermieden wird, und daß es bei dem Staatshaushalte weniger darauf ankommt, wie viel der Regent von seinen Unterthanen verlangt und nimmt, als wie er es ohne schändliche Lähmung des Gewerbes zu nehmen versteht. — Zur Bestreitung des unglückseligen Zuvielregierens, welches einmal angefangen immer weiter um sich greift und dahin führt, daß die Staatsverwaltung zuletzt nirgend mehr auszukommen weiß, nicht mit dem Officiantenpersonale, nicht mit deren Zeit, am wenigsten mit den Verwaltungskosten, daß selbst beim Erkennen des Uebels, ohne mächtig durchgreifendes Aufgeben mühsam erlangter Actenmassen, an keine Abhülfe zu denken ist — zur Bestreitung dieses Jammers glaubte Mirabeau keinen erfolgreichern Weg wählen zu können, als indem er die ganze Staatsverwaltung des Königreichs beleuchtet, „„in welchem die Behörden in raschfortschreitender Steigerung beflissen sind, alles zu sehen, alles zu beachten, alles zu ordnen, und wo dann, bei der Vielseitigkeit der ohne Umsicht vergrößerten Verpflichtung, kein Zweig der Staatsverwaltung gesundes Tragholz zur Reife bringen kann."" — Mirabeau hätte wahrscheinlich für diesen heilsamen Zweck seiner schriftstellerischen Leistung mehr gewirkt, hätte er sein literarisches Unternehmen, in der Absicht Allen zu genügen, nicht mit zu vielem literarischen Ballaste befrachtet. Acht dicke Bände waren wenigstens der pariser Welt zu abschreckend, als daß sie sich hätte gedrungen fühlen sollen, manche scharfsinnige und

treffliche Ideen in diesem ausgedehnten Bereiche aufzusuchen; in Frankreich ärntete das Werk über die preußische Monarchie wenigen Beifall, noch weniger in Preußen, wo gerade die Ausführlichkeit vielfache Gelegenheit darbot, größtentheils statistische Unrichtigkeiten nachzuweisen, und damit glaubte man den, spießbürgerischen Patriotismus verwundenden, Tadel widerlegt und jeden Angriff auf die Vollkommenheit der preußischen Staatsverwaltung aus dem Felde geschlagen zu haben. Die meisten Stimmen vereinigten sich dahin, daß die große Ausdehnung des Werks von Seiten des Verfassers pecuniäre Veranlassung haben möchte, wie die Zueignung des ersten Bandes an den alten Marquis von Mirabeau, dem Verdienste kindlicher Nachgiebigkeit, unter dem Gesichtspuncte der Geldverlegenheit, die überall Hülfe sucht, bedeutend Eintrag thut. Dieser ewig quälenden Sorge, ungestüme Gläubiger zu beschwichtigen, wird auch die Herausgabe der Histoire secrète de la cour de Berlin, ou correspondance d'un voyageur français beigemessen, worin Mirabeau's Briefwechsel an seine Gönner in Frankreich während seines Aufenthalts in Deutschland mitgetheilt wird. Unter vielen des Verfassers schlechte Stellung als Spion bezeugenden Mittheilungen, unter Beibringung ärgerlicher Anekdoten und schlechter Klätschereien, wichtige Personen des preußischen Hofs betreffend, gibt in diesem Briefwechsel Mirabeau viele schwache Seiten, besonders fast lächerliche Eitelkeit kund, und verdarb sich die Aufnahme, welche das Werk über die preußische Monarchie hin und wieder fand. Die Minister (Calonne und Vergennes), an welche die hier bekannt gemachten Berichte eingeschickt waren, wenn gleich schon vom Schauplatze abgetreten, wurden sehr compromittirt und vererbten auf ihre Nachfolger die Warnung, wie gefahrvoll es sey sich mit Mirabeau auf irgend eine Weise einzulassen. Dieser Briefwechsel ward vom französischen Hofe sehr gemisbilligt, durch königlichen Befehl förmlich seine weitere Verbreitung durch den Buchhandel verboten. Es entging Mirabeau nicht, daß er, schon anrüchig genug, als Herausgeber seines Briefwechsels in der Stimme des Publicums nur verlieren mußte, gerade in einem Zeitpuncte, wo er diese für sich zu gewinnen nothwendig erachtete. Er erließ also im französischen Merkure eine Erklärung, unterzeichnet:

Aix, den 11. Februar 1789, wodurch er alle Theilnahme an der Herausgabe der Schrift von sich ablehnte, deren Inhalt als ihm nicht zugehörig missbilligte. Er schließt: „Der gesunde Menschenverstand räth schon, daß ich mich nicht gedrungen fühlen kann, durch scharfe Freimüthigkeit die Zahl meiner Feinde zu vermehren und ihnen neue Waffen darzubieten, besonders bei den gegenwärtigen Umständen, wo solches Verfahren wahnsinnig wäre. Ich hoffe zu beweisen, daß ich weder Narr, noch Bösewicht bin. Die von mir wirklich bekanntgemachten Schriften wie mein ganzes Leben beweisen, daß mein Streben nur auf Gemeinnützigkeit gerichtet ist." — Ob nach dieser Versicherung, wie Dohm willfährig thut, als entschieden anzunehmen ist, daß wider Mirabeau's Willen die Histoire secrète gedruckt wurde, wird um so zweifelhafter, da wir ihn schon einmal als Verfasser und Herausgeber einer Schrift (des Espion dévalisé) betroffen haben, wo er hinterher sein Geisteskind verleugnet; gewisser bleibt, daß das nachtheilige Aufsehn der neuen Schrift dem Verfasser sehr ungelegen kam: denn zuverlässig hätte er in diesem Augenblicke, wo die Vorbereitungen zur bevorstehenden Reichsversammlung schon bis zur Wahl der Abgeordneten gediehen waren, gern seinen ganzen Schriftstellerruf daran gegeben, hätte er in dem Gedächtnisse der Mitwelt nur das Andenken der vorgegangenen ärgerlichen Abenteuer verwischen können. Seine Feinde waren nicht müßig mit der vielgelesenen Histoire secrète darauf hinzuweisen, daß Mirabeau noch derselbe sey, welcher seit seinem ersten Hervortreten immer Aergerniß verursachte.

Gegenwärtig war sein Dichten und Trachten darauf gerichtet, als Abgeordneter für die Reichsversammlung gewählt zu werden. Als scharfsichtiger Augenzeuge der großen Aufregung, welche in Frankreich mächtige Geisteskräfte in Bewegung setzte, und auf der andern Seite des Verfalls der Staatsautorität, die sich bald auf die morschen Pfeiler verjährter Institutionen stützen, bald neue Kraft vom Zeitgeiste, ohne ihn zu verstehen, ziehen wollte, ließ Mirabeau begeistert für die Zukunft seinem kühnen Ideenfluge freien Lauf: alle Saiten seiner Kraft waren bei dem Gedanken der Wiedergeburt, der gesetzlichen Freiheit Frankreichs aufs höchste gespannt; nicht minder reizend war ihm die Aussicht, sich endlich aus dem auf

seinem bisherigen Umhertreiben lastenden Fluche der Noth und der Anrüchigkeit herauszuarbeiten. Er rechnete auf die Hülfe seiner Freunde, während die große Zahl der Feinde ihn als einen gefährlichen, aller Unsittlichkeit fähigen Mann, als feilen Schriftsteller, als einen unzuverlässigen Menschen, in jeglicher Beziehung mit wegwerfender Verachtung nannte; nur insofern hatte er die öffentliche Stimme für sich, als sein muth- und talentvoller Widerstand gegen Willkür und Bedrückung entschieden, als er ein Feind des Hofes und Opfer öfterer Verfolgung war. Hierauf bauete er seine Plane, indem er seine nächste Sorge auf Herbeischaffung einiges Geldes richten mußte. Der Augenblick der Wahlen behufs der Reichsversammlung rückte immer näher; nach seinen Familien- und Geburtsverhältnissen mußte er ungesäumt nach der Provence gehen, um in der Provinzialversammlung des Adels seine Stelle einzunehmen und sein Heil zu versuchen; sein dortiges Auftreten erforderte genaue Beobachtung des Anstandes, mithin standesmäßigen Aufwand; die pecuniären Bedürfnisse nöthigten ihn durch schriftstellerische Arbeiten wieder zur Hülfe der Buchhändler seine Zuflucht zu nehmen; was sich unter seinen Papieren irgend für die Presse eignen und einen Verleger finden wollte, wurde hervorgezogen. Hierunter war die wichtigste Schrift der Briefwechsel mit Cerutti (Correspondance entre M. de Cerutti et le comte de Mirabeau sur le rapport de M. Necker du 27 Decembre 1788 et sur l'arrêt du conseil du 29 Decembre de la même année, qui continue pour six mois force de papier-monnaie à celui de la caisse d'escompte. Paris 1789), gerichtet gegen die neuesten Finanzoperationen Necker's, welcher an Cerutti, dem Vertheidiger des Jesuiten-Ordens, mit Mirabeau dennoch in freundschaftlichen Verhältnissen, einen eifrigen Parteigänger hatte. Der hier niedergelegte Angriff gegen den im höchsten Puncte der Hofgunst stehenden Finanzminister ist mit Kühnheit vollführt; die unentschlossene Zaghaftigkeit des eitlen Mannes wird in armseliger Blöße gezeigt und sein unpolitisches Benehmen schonungslos gerügt. So hatte Necker in jenem officiell bekanntgemachten Berichte an den König gesagt: „Dieses, Sire! sind Ihre Ansichten, welche ich auszusprechen versuchte; sie sind ein neues Band zwischen Ihrer Majestät und der erlauchten Fürstin,

der Theilnehmerin Ihrer Sorge und Ihres Ruhmes; ich vergesse es nicht, wie Sie mir vor kurzem sagte: Dem König wird kein Opfer zu theuer seyn, welches das Staatswohl erfordert. Eben so werden unsere Kinder denken bei weiser Gesinnung, und mangelte ihnen diese, so hat der König pflichtmäßig gehandelt, indem er ihnen Machtbeschränkungen auferlegte." — Hiergegen erhebt Mirabeau seine Stimme: „In keiner Beziehung," sagt er, „durfte hier die Königin eingeführt werden. In unserm Königreiche gibt es nur eine einzige Majestät, und deshalb erachte ich für unehrerbietig, den Namen Königin in einer Monarchie zu nennen, wo sie nie zum Königsregimente gelangen kann. Unser König, achtungswerth nach seinen Absichten, durch seine Unglücksfälle ehrfurchtgebietend, persönlich im Besitz des öffentlichen Vertrauens, hat keine Gewährschaft, keine Bürgen nöthig; die Königin, seine erlauchte Gefährtin, hat den Beruf, die Sorgen des Thrones zu erheitern, nicht den, sich in Staatsangelegenheiten zu mischen. Will sie sich durch die schönen Künste dargestellt sehen in der Verklärung aller ihrer Reize, aller ihrer Rechte, so lasse sie sich in dem Kreise ihrer Kinder malen, nicht die Erdkugel in der Hand oder die Verfassungsurkunde des Reiches vor Augen." — Nicht geringe Bewunderung mußte bei allen Parteien diese furchtlose Freimüthigkeit erwecken; je größeres Aufsehen Mirabeau erregte, um so sorgfältiger dachten die Ministerien darauf, des muthigen Mannes Wahl zum Abgeordneten zu hintertreiben; Champfort schrieb an Mirabeau: „Meine Meinung, lieber Freund, geht dahin, daß Ihre Schrift mit Ihren Absichten schlecht übereinstimmt. Von sich reden machen, ist für unsere Zeitläufe ein geringes Verdienst; Sie besitzen ein besseres Talent, dessen Kraft Sie für den Augenblick des Kampfes aufsparen müssen, indem Sie für jetzt Ihre Laufbahn nicht durch Steine des Anstoßes hemmen." —

Solche Betrachtungen verfingen wenig bei Mirabeau; er schreibt an Cerutti, unterm 3. Januar 1789. „Vergeblich sucht man mich zu überzeugen, daß Necker und seine Freunde sich bemühen mich von der Nationalversammlung auszuschließen; ich glaube es nicht, — und wie es auch darum stehen mag, ich halte mich nicht für ausgeschlossen, weil Herr Necker es will." —

Außerdem ließ Mirabeau drucken eine Theorie

des Königthums nach der Lehre Milton's, des berühmten Dichters des verlornen Paradieses, mit welchem er sich früher in England und Holland wiederholt beschäftigte, wovon er in einer hier beigefügten Abhandlung über sein Leben und seine Werke Rechenschaft gibt. — Auch ließ er Briefe über Cagliostro und Lavater erscheinen, zwei an sich sehr verschiedene Männer, welche auf verschiedenen Wegen und zu verschiedenen Zwecken thaumaturgischen Schwärmereien ergeben waren, der erstere als listiger Betrüger, der andere mit wahrhaft religiosem Eifer bemüht die Regionen der Geisterwelt zu erforschen. Auf beide war Mirabeau durch die berüchtigte Halsbandgeschichte, und dann zu Berlin durch Nicolai und mehrere dortige Bekannte aufmerksam geworden.

Der Graf überließ seinen Freunden von Paris aus, ihn mit dem Ertrage seiner literarischen Betriebsamkeit zu unterstützen, während er in der Provence alle Mittel aufbot, die Schwierigkeiten alter Feindschaft zu bekämpfen. Weniger furchtbar war ihm der Haß Necker's, welche nur entfernt auf die Wahlen der Provinzialversammlungen wirken konnte; in der Mitte seiner Landsleute, seiner Standesgenossen hatte er die regsamsten Gegner. Frankreichs einzelne Provinzen, besonders Languedoc, Bourgogne, die Provence, Artois, hatten tief in die Staatsverwaltung eingreifende Bevorrechtungen, welche, veraltet oder doch nicht ganz verjährt, der Gegenstand der Eifersucht gegen die gesammte Staatsgewalt, gegen die anderen Provinzen und der Provinzialstände unter sich waren; in Mirabeau's Heimath behaupteten die Adelsprivilegien eine gewichtvolle Rolle; des Grafen Standesgenossen sahen ohne gar großen Scharfsinn den Angriff vorher, der ihren oft zweifelhaften Gerechtsamen drohete; sie kannten seine unnatürlichen Bevorrechtungen abholde Gesinnung. Die hieraus erwachsende Furcht überwog die vorsichtige Betrachtung, welche rieth von seinem entschiedenen Talente Gebrauch zu machen: die adliche Abtheilung der ständischen Versammlung zu Aix beschloß den Grafen von Mirabeau nicht zum Abgeordneten zu wählen. Die Art, wie diese Wahl auf königlichen Befehl gegenwärtig betrieben wurde, widersprach dem Herkommen und veranlaßte, daß der erste Act des Zusammentretens der Provinzialversammlung eine Protestation, eine Verwahrung der alten Formen war.

Mochte auch die neue Anordnung nicht **Mirabeau's** Ansichten vollkommen entsprechen, so sah er doch darin eine seinem ganzen Systeme zusagende Annäherung an gesetzliche Gleichstellung der Rechte aller Staatsbürger, und verweigerte als gebornes Mitglied der Adelsversammlung seinen Beitritt zu dieser Protestation; ein wichtiger Schritt, wodurch er sich zum Adel in förmliche Opposition setzte und an Popularität mächtig gewann; er gab demselben volle Oeffentlichkeit, indem er die Adresse de Mirabeau à la nation provençale, 11. Febrier 1789 erließ. (Siehe Collection des travaux de M. Mirabeau par Méjan. Paris, 1791. Tom. I. S. 84 ff. wo die wichtigsten Actenstücke der hierhergehörigen Arbeiten **Mirabeau's** vollständig gesammelt sind). Dieser auffallende Bruch mit seinen Standesgenossen war nothgedrungen: denn diese machten ihm, da sein Vater noch Eigenthümer der Familiengüter war, ob er gleich schon sechzehn Jahre zuvor dem Sohne kleine Lehnsbesitzungen abgetreten hatte, unter Vorbehalt des Ertrages, — selbst die Fähigkeit streitig, als adlicher Lehnsträger und Gutsbesitzer in ihrer Provinzialversammlung eine Stelle einzunehmen; darum beginnt er seine vorgenannte Zuschrift: „Habe ich das Recht, eine Stimme zu führen unter den Lehngutsbesitzern der Provence? Hat man das Recht, mir solches abzusprechen? Diese Frage ist an und für sich jämmerlich und, daß ich es zu gestehen wage, zu werthlos, um mich zu beschäftigen. Nicht nach der Eigenschaft eines Lehnsträgers habe ich das Recht, meinem Vaterlande nützlich zu seyn. Provenzale, Mensch, Bürger! Das sind meine Rechtstitel; ich nehme keine andern in Anspruch." — —

Denkwürdig, oft übersehen, ist die Thatsache, daß die Revolution mit der Zusammenberufung der Reichsstände sich zuerst entzündete und zum Ausbruch kam, weil der privilegirte Adel und die hohe Geistlichkeit den Anordnungen des Königs unaufhörliche Protestationen entgegen stellten, und daß **Mirabeau** in die Revolution ging, sie theilweise hervorrief, als Vertheidiger der königlichen Befehle, durch welche, mit einer zeitgemäß organisirten Reichsversammlung, das Gesammtwohl der französischen Staatsbürger eine gesetzlich heilsame Verfassung erhalten sollte.

Vergeblich hat der Verfasser dieser Geschichtserzäh-

lung die ihm zu Gebote stehenden Quellen befragt: welche Rolle der alte Marquis von Mirabeau bei diesen Ereignissen und bei der Vertheidigung der heimischen Adelsrechte spielte, wie er offen oder geheim dem immer feindselig verfolgten Sohne das Widerspiel hielt? —

Der provenzalische Adel versäumte die beste Kriegslist, welche ihm selbst viele Unglücksfälle, vielleicht ganz Frankreich die Schrecknisse folgender Katastrophen ersparen konnte: anstatt den furchtbaren Grafen in der Mitte der Korporation durch schmeichelhafte Behandlung zu gewinnen und ihn so zu lähmen, stieß man ihn höhnisch von sich und steigerte die Kühnheit seiner Plane. Vom Anfange des Januar bis zum 8. Februar wohnte Mirabeau den Sitzungen der Adelskammer bei; als die Verhandlungen über seine Ausstoßung begannen, schien er mit dem zahlreichen Adel, welcher wie er nicht zu den adlichen Lehnsträgern eigentlich gehörte, Partei machen zu wollen; bald überwarf er sich auch mit diesem, drang auf Zusammenberufung eines großen Landtages, auf welchem auch die beiden andern Abtheilungen der Stände, die Geistlichkeit und der dritte Stand, das Stimmrecht hatten, und trat als Wortführer des letztern auf, um zur Vergünstigung desselben im Verfolg der königlichen Entscheidung die Repräsentation desselben bei der Reichsversammlung durch eben so viele Abgeordnete, als Adel und Geistlichkeit zusammen absenden durften, zu bewirken. Nun war das Wahrzeichen zu Unruhen, Ränken, unabsehbarer Zwietracht gegeben. Durch einen förmlichen Beschluß stieß die Adelskammer den Grafen von Mirabeau als nicht wirklichen Lehenseigenthümer aus ihrer Mitte am 8. Februar 1789; der Hartbehandelte erließ die schon vorhin erwähnte Zuschrift an die Bewohner der Provence, worin er sich ein Opfer des Hochmuthes des Lehnsadels, ein Opfer seiner Liebe für den hartbedrückten dritten Stand, ein Opfer seiner Anhänglichkeit an die Vorschriften des Königs, an die weisen Maßregeln zur Abhülfe eingerissener Misbräuche nannte; dagegen verschrien ihn die Gegner als einen Ehrsüchtigen, der durch Verletzung des Herkommens Ansehn gewinnen, das Volk aufreizen, überall Unruhe und Verwirrung stiften wollte. Mirabeau sah den Standpunct vor sich, auf welchem er der wichtigsten Erfolge gewiß seyn konnte; er fühlte sich berufen zum Anwalte

der legitimen Königsmacht, der gesetzlichen Gerechtigkeit und der bürgerlichen Freiheit, im Gegensatze der Ansprüche der Adelskaste; ein Beruf, dem er sich vollkommen gewachsen zeigte, obgleich der Wahnsinn der Gegner die Nachwelt um den Ertrag des herrlichen Zieles betrog. — Von seinen Standesgenossen verstoßen, trat er zu den Fahnen des dritten Standes über und wurde des Volks Abgott; sein Ansehn wuchs stündlich in der vielseitig aufgeregten Nation, gegen welche die gewöhnlichen Zähmungsversuche, als da sind Hungersnoth und erfolglose Drohungen, nichts verfingen. Gegen den Grafen wurde kleinliche Rache geübt: so gedachte man seinem Rufe eine neue Wunde zu schlagen, indem das pariser Parlament sein schon erwähntes, nichts fruchtendes Verdammungsurthel über die Histoire secrète de la cour de Berlin aussprach. Man glaubte dadurch dem Grafen einen tüchtigen Schlag zu versetzen und harte Maßregeln des Ministeriums gegen ihn zu bewirken; solche Berechnung war aber irrig: denn dieses fand sich durch das von der Schrift gemachte Aufsehn gewissermaßen compromittirt, der anonyme Schriftsteller durfte nicht gerichtlich ausgemittelt, verfolgt, bestraft werden, da er als Spion des Cabinettes schonende Behandlung rathsam machte. Mirabeau eilte von Aix nach der Hauptstadt, um Besorgnisse von dort aus zu beseitigen, sich über den großen Gang der Staatsangelegenheiten mit seinen Freunden zu besprechen, mit ihnen vertraute briefliche Mittheilung der Ereignisse zu verabreden und mit Necker's Feinden (mit mehreren Banquiers, bei der Finanzpartei Angestellten und mit geistvollen Männern, die den engherzigen Minister durchblickten) näher zusammenzutreten.

In wie hohem Grade sich Mirabeau schon der Gemüther der provenzalischen Nation damals bemeistert hatte, bewies der Empfang bei seiner Rückkehr von Paris, im Anfange des Märzmonats 1789. Vom Eintritte in die heimathliche Provinz bis nach Aix beeiferten sich die städtischen Behörden, wie die Bewohner des Landes, ihm in festlichen Aufzügen Verehrung zu beweisen; unter feierlichen Anreden, Abfeuerung des Geschützes und Blumengaben erschallte tausendstimmig der Ruf: „Hoch lebe das Vaterland! Hoch Mirabeau!" — Das Volk wollte ihm die Pferde ausspannen, ihn selbst ziehn; das

wehrte er ab, mit den Worten: „Nicht für das Joch, liebe Freunde, ist der Mensch gemacht; Ihr habt ohnehin nur zuviel Last zu tragen.“ — So sein Festzug bis zur Stadt hin; nie betrat ein Regent unter mehr Huldigungsbezeigungen den Bereich seiner Herrschaft; während des veranstalteten Gastmahls wurde ihm die Danksagungsadresse für den bewiesenen Muth in Vertheidigung der Gerechtsame des dritten Standes durch Abgeordnete von neunundsechzig Gemeinden überreicht; gleichzeitig bewillkommte ihn eine zahlreiche Deputation der Bürgerschaft von Aix. Unverkennbar offenbart sich in diesen aufsehnerregenden Huldigungen der Haß des dritten Standes wider den Adel.

Sonderbar genug sandte bei dieser Veranlassung die Bürgerschaft von Aix, wo sich gleichzeitig Mirabeau's getrennte Gattin bei ihrem Vater aufhielt, eine Botschaft an dieselbe, mit dem bittenden Antrage, sich wieder mit ihrem Gemahle zu vereinigen; worauf zwar Frau von Mirabeau nicht einging, aber sonst keine Beweise gab, daß sie die feindseligen Gesinnungen ihrer Familie gegen den Grafen theile.

Mirabeau benahm sich bei diesen Beweisen großer Volksgunst vorsichtig und bescheiden: er wies den Andrang der Huldigungen, soviel er vermochte, als der Menschenwürde und der Freiheit zuwiderlaufend, zurück. Der Empfang zu Aix wurde noch übertroffen von dem, welcher ihm bei einer unmittelbar darauf unternommenen Reise zu Marseille bereitet war; sogar das Militair rührte die Trommel und machte ihm Ehrenbezeigungen; die im Hafen anwesenden Schiffe aller Nationen zogen die Flagge auf; von allen Seiten strömten Deputationen bürgerlicher Gemeinschaften auf ihn ein; bei der Rückreise wurde ihm der Reisewagen, mit Eichenlaub und Lorbeerkränzen geschmückt, vorgeführt — alles besorgnißerregende Vorzeichen von der Volksstimmung und von der zuversichtlichen Erwartung baldiger Veränderungen in der haltungslosen Staatsverfassung. — Der Commandant der Provence, Graf von Caraman, Mirabeau's Verwandter, befand sich als Augenzeuge in großer Verlegenheit; er durfte diese Vorfälle nicht übersehen, aber auch nicht durch beigemessenes Gewicht ihre Bedeutsamkeit anerkennen; die vom Hofe aus eingeschickte Berichte erhaltenen Weisungen deuteten auch hierauf; Caraman mußte

an Mirabeau ein freundschaftliches Ermahnungsschreiben erlassen, worin es heißt: „Die schmeichelhafte Aufnahme, welche Sie zu Marseille fanden, ist Ihnen ein Beweis des Vertrauens der Bewohner dieser großen Stadt. Sie sind ein zu entschiedener Freund der Ordnung, durch welche allein die Plane des Ministeriums gedeihen können, um nicht die Folgen zahlreicher Aufläufe in einem Zeitpuncte, wo ein mir unerklärliches trauriges Aufbrausen die Menschen fortreißt, einzusehen. Sie verstehen mich hinlänglich, ohne daß ich etwas hinzuzusetzen brauche. Zeichen der Freundschaft und Dankbarkeit dürfen den öffentlichen Frieden nicht stören; daher können Sie keinen größeren Beweis Ihrer Liebe für den König und für das Glück Frankreichs geben, als durch Beruhigung der Gemüther." — Mirabeau's Antwort hierauf, welche er öffentlich machte, war würde- und muthvoll, indem er mit einfacher Klarheit den Commandanten über die Ursachen des ihm unerwartet scheinenden „Aufbrausens des Volks" zurechtweist und dessen Ursachen angibt: nämlich Hungersnoth, Kornwucher, dessen die öffentlichen Beamten seit vierzig Jahren erfolglos angeklagt waren, Druck und Ungerechtigkeit der durch Privilegien Bevorrechteten. — Der Graf von Caraman nahm den herben Bescheid hin und verhielt sich bei der wachsenden Gährung so ruhig als möglich. — So hoch stand schon damals, durch den Geist des Volks gehoben, Mirabeau, der augenblicklich in der Provence, besonders in Aix und Marseille, herrschende Theurung und Getraidemangel benutzte, unter Verheißung dem Uebel abzuhelfen, das Volk an sich zu fesseln und demselben treues Zusammenhalten zu empfehlen: „Nur des Volks fester Sinn kann es retten," sagte er; „nur durch Schrecken kann die öffentliche Gewalt in Bewegung gesetzt werden, nur zitternd handeln ihre Behörden gerecht." — Diese Lehren gingen nicht verloren, um das Volk desto empfindlicher für jede Bedrückung, um den Adel desto eifersüchtiger auf seine bei der neuen Anordnung der Deputirtenwahlen gefährdeten Bevorrechtungen zu machen. — Der Getraidemangel beschleunigte den Ausbruch der Unruhen im volkreichen Marseille: durch das Anrücken der Soldaten angereizt, nicht abgeschreckt, wurden die Getraidemagazine erstürmt und die Beamten gemishandelt. Mirabeau erließ eine Bekanntmachung,

worin er unter Verheißung naher Hülfe zur Geduld ermahnt, das Vorhandenseyn gehöriger Vorräthe, um keine Hungersnoth fürchten zu dürfen, versichert, und dem Volke schmeichelnd fernern Stürmen zuvorzukommen sucht: „Liebe Freunde!“ sagt er, „hört mich, ich wünsche Euch nützlich zu werden; ich will Euch nicht betrügen. Jeder von Euch will das Gute, denn Ihr seyd Ehrenmänner; aber nicht Jeder übersieht den Erfolg seiner Handlungen; man täuscht sich oft über sein eigenes Interesse. — — Ja, liebe Freunde! überall wird man sagen: die Marseiller sind brave Leute. Der König weiß es, der gute König, den Ihr nicht betrüben dürft, dessen Hülfe Ihr unaufhörlich anruft, er wird Euch um so mehr lieben und ehren.“

Die Wirkung zur Beruhigung der Gemüther, welche diese Bekanntmachung hervorbrachte, wurde von den Feinden des Grafen übersehen über dem Vorwurf, daß er dem Volke die Ermahnungen zur Ruhe unter Schmeicheleien zugerufen habe; und doch erscheint in Wahrheit Mirabeau hier so lauter, das ihm Gehör gebende Volk so fügsam, bei aller Kraftfülle nichts erheischend als Lebensunterhalt, Brot und mäßige gesetzliche Freiheit für unveräußerliche Menschenrechte.

Neue Unruhen zu Marseille veranlaßten die Wahlversammlungen, unter Aufläufen um Abhülfe der Theurung, zur wachsenden Verlegenheit der Stadtbeamtem; ihr Vorstand, der Marquis de la Fare, Mirabeau's thätiger Widersacher bei seiner Ausschließung aus der Adelskammer, benahm sich übermüthig und dumm; den auf ihn einstürmenden Weibern, welche Brot verlangten, rief er zu: sie möchten den Mist seiner Pferde fressen. — Empörender Hohn, der nicht ungerächt blieb. — Caraman, der Provinzialcommandant, trat in der Noth persönlich mit Mirabeau zusammen und verabredete die Mittel zur Beendung des Aufstandes, indem er unserm Volksanwalte die Handhabung der Polizei vertraute. Dieser berief zu Marseille die Bürgergarde, stellte vermittelst derselben binnen wenigen Stunden die Ordnung her, verpflichtete die Officiere der Bürgergarde für den Vollzug der Befehle Caraman's zu haften und bewirkte durch Autorität seines Wortes, seiner Zusicherung, daß das Volk einen großen Theil der während des Aufstandes aus den bestürmten Magazinen genommenen Getraidevorräthe freiwillig zurücklieferte. Dieses

rühmlichen Benehmens ungeachtet entging er dem feindseligen Vorwurfe nicht, geheimer Aufwiegler der Meutereien zu seyn, die er angestiftet hätte, um sich als Beschwichtiger wichtig zu machen; genau erwogen, wären solche Ränke in damaligen Verhältnissen ein gefährliches Auskunftmittel gewesen, wie es ein lächerliches war, wenn der Graf beschuldigt wurde, in anonymen, den pariser Blättern einverleibten Briefen sein Lob verkündigt und den Ruhm seiner Thaten gepredigt zu haben.

Mirabeau verlor unter den Triumphen der Volksliebe, welche er in der Provence feierte, seinen persönlichen Hauptzweck, als Abgeordneter der Reichsversammlung gewählt zu werden, nicht aus den Augen; er, den die versailler Höflinge witzelnd den Comte plébéien nannten, hatte sich in Marseille eingebürgert, ein dortiger Tuchladen führte seine Firma, gewiß zum großen Aergernisse seiner argbeleidigten Standesgenossen. Man behauptet, diese hätten geheime Einleitungen getroffen, den furchtbaren Abtrünnigen verhaften und nach den Kolonien senden zu lassen. Mirabeau entging dieser Gefahr, vielleicht weil die Minister schon in ihrer Machtbefugniß so weit gesunken waren, daß sie die Folgen eines solchen Gewaltstreiches fürchten mußten. Die Wahlen gingen dann vor sich; die Provence hatte acht Abgeordnete zur Reichsversammlung zu senden: zwei von der geistlichen, zwei von der adlichen Kammer, vier vom Bürgerstande. Mirabeau war unter der Zahl der letztern der Ersterwählte und beeilte sich im Mai 1789 in der neuen Eigenschaft, für die sich ein Geist wie der seine so Großes verheißen mußte, in Paris aufzutreten. Mit diesem Auftreten beginnt Mirabeau's letzte, wichtigste und glänzendste Periode seines Lebens, welche auf's innigste mit der Geschichte des ersten Zeitabschnittes der Revolution verflochten ist; um den biographischen Gesichtspunct festzuhalten, werden wir uns auf Andeutung der wichtigsten Thatsachen hier beschränken.

Das Gemälde des entarteten Hofes, den ein gutmüthig schwacher König nicht zu reformiren verstand, bildet das Gegenstück zu dem Ministerium, welches aus so verschiedenartigen Personen zusammengesetzt, in jenem Augenblicke unter Necker's Fahnen zusammentrat, in der Hoffnung, daß gute Rechnungsführung des in der

Banquierstube aufgewachsenen Ministers die leeren Staatscassen füllen sollte; beiden, dem Hofe, welcher gewöhnlich geringe Staatseinsicht hat, und dem Ministerium, in welchem die Verdienste einzelner Mitglieder kein dem hohen Berufe entsprechendes Ganze bilden konnten, gereicht es zum Vorwurfe und zur Entschuldigung, daß sie von dem wahren Zustande der Nation, ihren Bedürfnissen, Mitteln und Zwecken keine richtige Ansicht hatten, sondern den Zeitgeist und seine Ergebnisse durch ein hell- oder dunkel gefärbtes Glas ansahen und, davon verleitet, in der Irre gingen; wer verstand davon bessern Gebrauch zu machen als Mirabeau?

Die Unweisheit der Minister ließ den versammelten Abgeordneten Zeit, anstatt sie sofort durch Berufsgeschäfte von der Bildung der Parteien abzulenken, sich unter Streitigkeiten über das Formelle der Reichsversammlung, über bestimmte Zwecke zu verständigen und den Parteiungen Spielraum zu geben. Mirabeau war hier in voller Thätigkeit, in der Mitte der Deputirten des Bürgerstandes, welche, der Zahl nach die meisten, das dringendste Bedürfniß der Staatsreform, die besten Ansichten und vorwaltende Kraft, sie geltend zu machen, hatten. Mirabeau gab sich keiner Partei als dienstwilliges Werkzeug hin; schnell wurde seine vielseitige Geistesfähigkeit, sein mächtiges Talent der Leitstern vieler Parteiungen, und so sein persönliches Gewicht bei der Entwicklung der Revolution entscheidend.

Mirabeau setzte in der Hauptstadt unverzüglich seine schriftstellerische Thätigkeit fort; er begann eine Zeitschrift der Reichsversammlung (Journal des états généraux rédigé par le comte de Mirabeau, Paris chez Lejay) herauszugeben, in welcher er treu berichtet, was er sah, beobachtete, wünschte oder zur Rüge sich darbot; dahin gehörte der Mangel würdevoller Feierlichkeit bei der ersten Versammlung am 5. Mai, der Unterschied, welchen das höfische Ceremoniel zwischen den Ständen machte; sogar die Predigt, welche bei dieser Veranlassung der Bischof von Nancy, de la Fare (gegenwärtig Cardinal, Erzbischof von Sens, Pair und Almosenier der Herzogin von Angoulême), hielt, entging einer strengen Kritik nicht; härter aber, als Verletzung würdiger Formen, wurden Verstöße gegen das Wesentliche behandelt, besonders die gehaltlose, verwirrte, dreistündige Rede

Necker's. Seine Ermahnungen tragen den Charakter seiner Plane: „Wir wollen hoffen," sagt er, „daß die Abgeordneten der Nation hinfort die Würde ihrer Sendung besser erkennen, daß sie sich nicht ohne Veranlassung als Enthusiasten zeigen werden; daß sie, anstatt dem ganzen Europa das Schauspiel der Zuchtruthe entlaufener Schuljugend darzubieten, anstatt der Freude über das Versprechen baldiger Entlassung, sich als Männer zeigen, als Männer, der Kern einer Nation, welche, um die erste der Welt zu seyn, nur einer Constitution bedarf."

Auch dieses neue literarische Unternehmen entging dem Schicksale, welches mehrere frühere des Grafen hatten, nicht; kaum war das erste Stück der Zeitschrift ausgegeben, so erschien ein königlicher Befehl, wonach alle Zeitschriften verboten wurden, welche nicht mit besonderer königlicher Verwilligung erschienen. So war die Unterdrückung des Mirabeau'schen Journals ausgesprochen, sehr zur Unzeit und erfolglos. Die Abgeordneten mußten in diesem Verbote einen von der Ministerialdespotie ausgehenden Gewaltstreich sehen; besonders die Stimmberechtigten der Hauptstadt nahmen sich der Sache an; sie erklärten: daß jener Unterdrückungsbefehl ein Angriff auf die natürliche Freiheit sey, der, den Nationalbedürfnissen entgegen, seinen Ursprung im Ministerium habe. Mirabeau benutzte den ihm hieraus erwachsenden Vortheil: ein neuer Gegenstand der Neugier, die Fehlschüsse der Minister, bot sich seiner Beleuchtung dar; triumphirend ergriff er diese Gelegenheit zu neuen Siegen und erließ die Briefe des Grafen von Mirabeau an seine Committenten, (Lettres du comte de Mirabeau à ses commettents), worin die Klagen über Gefährdung der Menschenrechte, über Despotismus, über Vernichtung der Preßfreiheit eine bedeutende, der öffentlichen Stimme entsprechende, des Verfassers Ruhm steigernde Stelle einnehmen; aber er ist vorsichtig genug, die Beschwerden nicht auf die Person des als getäuscht dargestellten Königs fallen zu lassen; dem Ministerialunfuge werden um so gewichtvollere Vorwürfe gemacht, mit den Worten: „Ich erachte es als wesentliche Verpflichtung, der ehrenvollen mir zu Theil gewordenen Sendung (als Abgeordneter), Sie, meine Herrn, vor diesen strafbaren Umtrieben (der Minister) zu verwarnen; man muß erfahren, daß deren

Herrschaft beendet und die Zeit einer neuen Ordnung der Dinge gekommen ist; oder ob die Nation nur zusammenberufen ward, zur leichtern Vollziehung tödlicher politischer Verbrechen, unter Vorspiegelung beabsichtigter Wiedergeburt. Mag sich doch die Tyrannei offen zeigen, wir wollen versuchen, ob wir ihr die Spitze bieten können oder den Kopf darbringen müssen."

Unter den von manchen Parteien absichtlich unterhaltenen Weiterungen über die Ordnung der Abstimmung in der Versammlung, über Art und Weise der Prüfung der Stimmberechtigung und Mitgliedschaft u. s. f. vergingen Wochen und Monate. Der Bürgerstand, den Vortheil der Kraft, der Geistesfähigkeit und des Angriffes für sich habend, war dem auf sorgliche Vertheidigung eines in sich haltungslosen Systems beschränkten Adel in jeder Beziehung überlegen; in der Geistlichkeit waltete die so oft für Klugheit geltende Unentschlossenheit; sie gedachte den zu verstärken, zu welchem sich der Sieg neigte, und darüber ging sie als politische Corporation völlig unter. — Schon der Schritt, bei welchem die Abgeordneten des dritten Standes fest beharrten, daß sie ihre Vollmachten unter sich prüfen wollten, in einem Local, wo sie freiwillig selbständig zusammengetreten waren, entschied viel; das Aergerniß der Streitigkeiten zwischen den drei Ständen wuchs täglich, der König mußte endlich durch Befehle dem Gewirre ein Ende zu machen suchen — zu spät. Mirabeau hatte während der Zeit versucht den Vermittler zu machen, indem er sein Gewicht als Deputirter zur Schau trug und im Hintergrunde errathen ließ, daß er ein Vertrauter des Ministeriums sey; um zu der letztern Rolle zu gelangen oder in ihr sich geltend zu machen, stand ihm nur Necker's bekannte Feindschaft entgegen; Versuche, diese zu schlichten, waren damals wie in einem spätern Zeitpuncte fruchtlos. Malouet, ein vernünftiger Royalist, war in einer vertrauten Unterredung mit Mirabeau von ihm und seinen Zwecken zur Begründung einer vernünftig constitutionellen Monarchie so gewonnen, daß er eifrig darauf bedacht war sich seiner zu vergewissern und eine Verbindung zwischen ihm und Necker einzuleiten; schon am folgenden Tage sprach der Minister den Grafen, aber er benahm sich so unzugänglich in der Haltung, als ob er einem Bittsteller gewöhnlicher Art huldvoll eine Audienz verstattete, daß

Mirabeau mit Recht erbittert von dannen schied *). — Malouet ärntete für seine löbliche Bemühung keinen Dank; der Graf sagte ihm unmittelbar nach gehaltener Zwiesprache mit Necker: „zu dem komme ich nicht wieder, aber Sie sollen von mir Neues hören." — Er hat Wort gehalten. Die Eingeweihten damaliger Hof- und Staatsgeheimnisse sahen in den nächsten Tagen mit Verwunderung und Bestürzung den Grafen, welchen sie gewonnen glaubten, leidenschaftlicher als je Angriffe auf die Vermittlungsversuche des Ministeriums machen; erfolglos blieben die väterlichen Bitten des Königs (vom 29. Mai 1789). Mirabeau bestritt die Fähigkeit des rathlosen Monarchen, Vereinbarung zwischen den drei Ständen zu stiften, weil man bei ihm im Hintergrunde immer die Absicht vermuthen müsse, die Machtvollkommenheit seines Willens geltend zu machen; er weckte Verdacht gegen des Königs Vorschläge, weil seine Vermittlung von Seiten der Abgeordneten des dritten Standes gar nicht verlangt war; der seines Einflusses immer gewisser werdende Redner bewirkte die Ablehnung des Vorschlags, die Prüfung der Vollmachten durch einen aus einigen Mitgliedern der drei Stände gebildeten Ausschuß vornehmen zu lassen. Ein fähiger Minister hätte vom Anfange her, ehe sich leidenschaftliche Forderungen beim Widerspruche entzündeten, solche Einrichtungen anbefohlen. Necker wünschte ein Constitutionsmachwerk, das der brittischen Staatsverfassung nachgemacht war, einzuführen, wenn erst der Verdruß aller Parteien um sich gegriffen hätte; dann, bildete sich der eitle Mann ein, wollte er, gestützt auf Gunst des Königs und der Popularität, die schöne Siegerkrone als Wiederhersteller Frankreichs wohlfeilen Kaufs davontragen. Blinde Vermessenheit, welche dem gewissen Falle entgegenwankt, und kühne rastlose Thatkraft standen einander gegenüber.

In der Mitte des Junius jenes verhängnißvollen Jahres war Mirabeau von einem hartnäckigen Fieber befallen, in einem Zeitpuncte, wo er nicht krank seyn durfte; des mächtigen Geistes Herrschaft siegte über die Gebrechlichkeit der irdischen Hülle. Am 15. Juni constituirten

*) Siehe Zeitgenossen, vierten Bandes dritte Abtheilung, Necker, der Staatsmann, S. 90.

sich die Abgeordneten des dritten Standes, nach seinem Antrage, als Nationalversammlung. Der Name that hier viel zur Sache: Sieyes wollte den langen Titel: Versammlung der von der französischen Nation anerkannten und bestätigten Stellvertreter; Mirabeau dagegen entschied für die kürzere bedeutungsvollere Benennung mit rednerischer Gewandtheit, keine Gelegenheit vorbeilassend, wo er die Minister angreifen konnte, aber Bescheidenheit und Achtung für die Heiligkeit des Königsthrones darlegend. Durch jenen Schritt wurden Adel und hohe Geistlichkeit aus selbstgefälliger Zuversicht geweckt, und alle weitverzweigten Triebfedern in Bewegung gesetzt, um endlich geahntes Ungewitter abzuleiten. Der Königsmacht, der man bisher stets widerstrebt, wurde eine Kraft beigemessen, die man unmittelbar zuvor zu untergraben kein Mittel unversucht ließ: die Nation, so wähnte man, sollte vor dem königlichen Worte zittern, indeß der Aristokratismus willkürlich demselben Gehorsam versagte. Der König wurde den Rathschlägen Necker's, der zwar Mirabeau haßte, aber es doch mit der Volkspartei nicht verderben wollte, entrissen; der Tod seines Sohnes (Louis Xavier Joseph François, geb. den 22. October 1781, gestorben den 4. Juni 1789) wurde benutzt, ihn von Versailles nach Marly zu führen, wo er dem Andrange der hohen Geistlichkeit und des Adels, der Königin, des Grafen von Artois und des Großsiegelbewahrers Barentin nachgab und sich für die Zusammenberufung der Abgeordneten aller drei Stände am 23. Juni entschied; hier sollte Ludwig XVI. durch sein Machtwort allen Zwiespalt zu Gunsten der Privilegirten schlichten. „Ich befehle," schloß der König seine Rede, „sofort auseinanderzugehen und morgen Jeder in dem seinem Stande bestimmten Saale sich einzufinden, um dort Sitzung zu halten." — Dieses Befehlen waren die letzten Worte des Despotismus, welche die Aristokraten den König auszusprechen verleiteten. Adel und Geistlichkeit, in deren Sinne der König befohlen hatte, begaben sich hinweg, nicht die Stellvertreter des Bürgerstandes, diese blieben im stummen Erstaunen; nach einer Viertelstunde erschien ein Ceremonienmeister, um den Vorsitzenden, — es war Bailly — an die Vollziehung des königlichen Willens zu mahnen. Bailly schien unschlüssig, die Mehrheit erwartete seine Entschei-

bung, um sich ihr anzuschließen — es war einer der entscheidendsten Wendepuncte der Revolution; Mirabeau bewährte Gegenwart des Geistes, entschied die Revolution und machte sich zum Meister des Augenblicks; mit stolzer, fester, Ehrfurcht gebietender Stimme hob er an: „Die Abgeordneten Frankreichs sind hier, sich zu berathen. Wir haben die dem Könige zugetragenen Rathschläge vernommen. — Sie, mein Herr (sich zu dem Ceremonienmeister wendend), sind nicht geeignet des Königs Stimmführer in der Nationalversammlung zu seyn; Sie haben hier weder Sitz, noch Stimme, noch Recht, zu sprechen; wie es Ihnen gar nicht zukommt, uns seinen Vortrag zu wiederholen. Berichten Sie Ihrem Herrn, daß wir hier nach dem Willen des Volkes versammelt sind, und daß uns nur die Gewalt der Bajonette vertreiben kann!" Mächtig wirkten diese entscheidenden Worte; einstimmiger Zuruf bestätigte: „dies ist die Meinung der Versammlung!"

So machte die Kühnheit eines Mannes, welchen wenige Tage zuvor ein aufgeblasener Minister mit kaltem Uebermuthe behandelte, das stolze Gebäude des königlichen Thrones zittern! — Wie wenig der König in der Sitzung nach seiner Ueberzeugung geredet, seiner Ueberzeugung gemäß befohlen hatte, bewies seine Aeußerung, als man ihm die Widersetzlichkeit meldete: „Recht gut," sagte er, ohne alle Empfindlichkeit; „wenn die Herrn vom dritten Stande den Saal nicht verlassen wollen, so mögen sie bleiben." Mirabeau ließ sich durch den errungenen Vortheil nicht täuschen über die Gefahr, in die er sich und seine Collegen gebracht hatte; er durfte nicht auf halbem Wege stehen bleiben; der augenblickliche Sieg mußte vorsichtig zu kühnen Fortschritten benutzt werden. Ließ man dem Hofe Zeit, sich vom ersten Erstaunen zu erholen, von seiner Fertigkeit im Ränkeschmieden Gebrauch zu machen, so hatte Mirabeau persönlich volle Rache zu erwarten; er trug daher, in rechter Benutzung des geweckten Eifers für die Nationalsache darauf an und setzte den Beschluß ohne Zögern durch, wodurch die Unverletzbarkeit jedes Abgeordneten festgestellt wurde: alle Individuen, Behörden oder Collegien, welche während der gegenwärtigen Versammlung oder nachher, auf den Grund des in derselben beobachteten Betragens ein Mitglied der Nationalversammlung zur Verantwortung zögen oder

verfolgten, sollten als Ehrlose, als Volksverräther und Verbrecher der Todesstrafe verfallen seyn. — Die Willfährigkeit, mit welcher seine Anträge angenommen wurden, machte ihn gegenseitig duldsam, anderer Vorschlägen sich nicht zu widersetzen, wenn sie nur die Hauptsache nicht gefährdeten. So ließ er es ohne Widerspruch geschehen, daß von der Nationalversammlung eine Deputation an Nekker geschickt wurde, um diesen Minister, von dessen Verabschiedung das Gerücht sprach, einzuladen Frankreich nicht zu verlassen. — Necker hatte der königlichen Sitzung nicht beigewohnt, woraus man ihm ein Verdienst machte; er war aber wortbrüchig gegen den König, indem er zurückblieb; er glich einem Krieger, dem der Zufall Ruhm bereitet aus dem Umstand, daß er bei einer schlecht angeordneten und verlorenen Schlacht nicht gegenwärtig war. — Am 30. Juni schreibt Mirabeau an Champfort: „Alle Thatkraft und Macht muß aufgeboten werden, um die Versammlung zusammenzuhalten; wenn das Volk uns nicht unterstützt, sind alle Hoffnungen vergeblich. — Necker's Entlassung suchen wir zu verhindern."

Bei seinen Einwirkungen auf die Volksstimmung gebrauchte der Graf Wort und Feder seiner Freunde; einer seiner thätigsten Agenten war Camille Desmoulins, welcher voll Haß des Adels in der Hauptstadt durch eine gewisse Beredtsamkeit den Feuerstoff der Revolution anschürte. Ein räthselhaftes Dunkel liegt auf der Frage: wie stand eigentlich Mirabeau zu der Schandsäule der Revolution, zu Philipp von Orleans? — Wahrscheinlich waren beide in ihren Absichten durchaus verschieden, beide gemeint sich gegenseitig für gewisse Zwecke zu benutzen und sich dann fallen zu lassen. Je mehr Mirabeau's Haß gegen den Hof — Königin, hohen Adel, hohe Geistlichkeit und das lange Gefolge der Hofschranzen — nicht gegen den König, wuchs, je gefahrvoller deren Drohungen in gewissen Augenblicken sich gestalteten, um so näher trat Mirabeau zu dem Herzoge von Orleans; hierher gehörige Aeußerungen wurden misverstanden und misgedeutet, wie die Worte des Grafen, welche Mounier auffaßte. Mirabeau soll nämlich erzählt haben: „Ich begegnete gestern dem Herzog von Orleans und sagte ihm: „Monseigneur! Sie können nicht verneinen, daß wir bald anstatt

Ludwig's XVI. Ludwig den XVII. haben können, und mag dieses auch nicht seyn, Sie müssen Generallieutenant des Königreichs werden — worauf mir der Herzog von Orleans freundliche Worte erwiderte." — Dieses waren allerdings hochverrätherische Reden, welche Mirabeau's ganzes politisches Leben brandmarken und kaum die Entschuldigung zulassen: er habe sie geführt, um den Herzog auszuhorchen, um ihn von der Seite seiner eitlen Plane zu fassen. Bedrängniß mancher Art, besonders die Besorgniß, es möchte den Privilegirten gelingen die Nationalversammlung mit Hülfe königlicher Befehle auseinanderzusprengen, hieß alle Triebfedern, solches zu hindern, anzuspannen. — Jene Aeußerung scheint dem Zeitpunct anzugehören, wo Truppenzusammenziehungen in der Nähe der Residenz auf entschiedene Maßregeln des Hofes deuteten. Das königliche Cabinet hatte geglaubt (was wird an so hohen Orten nicht geglaubt?) sich zum Meister der Nationalversammlung zu machen, indem es dem Adel und der Geistlichkeit anbefahl zu derselben zu treten, wodurch keine Eintracht, keine Besänftigung, sondern das Gegentheil bewirkt wurde, weil, wie oft, der Befehl nur halb zur Ausführung gelangte. Nun sollten herbeigerufene Regimenter, die aus Ausländern bestanden, die meuterische Hauptstadt schrecken oder nöthigenfalls bekämpfen. Mirabeau schrieb einem Freunde: „Die Minister spielen ein großes Spiel; sie compromittiren den König persönlich, indem sie Paris und die Nationalversammlung, das heißt, Frankreich bedrohen. Mit den Einwirkungen stehen die Gegenwirkungen im Gleichgewichte; je stärker der Druck, um so schrecklicher, ich sehe es voraus, wird die Gegenwirkung seyn. Paris wird sich nicht den Maulkorb anlegen lassen von einem Haufen Adeliger, welche eigne Thorheit zur Verzweiflung bringt. Das Volk hat nur ein Hülfsmittel in einer kraftvollen Revolution, sein Loos ist in seinen Händen: Freiheit oder harte Sklaverei, dies ist die ihm dargebotene Alternative." — In dieser Lage der Besorgniß brachte Mirabeau mit hinreißender Beredsamkeit jene Adresse der Zurückziehung der Truppen halber in Vorschlag. Das Feuer des Redners erweckt hier um so mehr Bewunderung, da es mit seltner Mäßigung gepaart ist. Man höre: „Nicht Ihren Schutz, Sire," sagte er, „erflehen wir: das hieße Ihren Ge-

rechtigkeitssinn beleidigen; wir hegen Besorgniß der reinsten Vaterlandsliebe, des Interesses unserer Committenten für die öffentliche Ruhe, für das Glück unseres geliebten Monarchen, der uns den Weg treuer Anhänglichkeit bahnt und so sehr verdient solchen ohne Hindernisse zu wandeln. Sire! das wahre Heil der Franzosen sind die Regungen Ihres Herzens. Wenn Truppen von allen Seiten einherziehen, unsere Gegend einnehmen, die Hauptstadt einschließen, so fragen wir erstaunt: Zweifelt der König an der Treue seiner Völker? Kann er nicht in unsern Busen seine väterlichen Besorgnisse ergießen? Was soll jene drohende Vorkehrung? Wo sind des Staats und des Königs Feinde, welche unterjocht werden müssen? — Einstimmig antworten Hauptstadt und das gesammte Reich: Wir lieben unsern König, wir segnen den Himmel für das Geschenk seiner Liebe!" Dieser zeitgemäßen Zuschrift ließ man den unglücklichen Ludwig XVI. anfänglich das Gehör versagen; erst gab es mehrtägige Verzögerung, ehe die Abgeordneten die Bittschrift in des Königs Hände niederlegen konnten, dann erfolgte durch den Großsiegelbewahrer eine Antwort, die mit haltungslosen Beruhigungsgründen den Antrag ablehnte und in der Ferne eine Verlegung der Nationalversammlung nach Noyon oder Soissons, des Königs Reise nach Compiegne sehen ließ — letzteres unbezweifelt eine gescheidte Maßregel, welche nur nicht angedroht, sondern schleunigst mit Kraft zur Ausführung gebracht werden mußte. — Mirabeau trat in der Versammlung zuerst auf, darauf dringend, daß man sich mit diesem Bescheide nicht beruhigen könne; er spricht Ehrfurcht für die Zusicherung des Königs aus; doch bezeichnet er solche als nicht genügende Bürgen für das Betragen der Minister. Für den Augenblick fand sein Vorschlag zur Wiederholung der Bitte nicht die erwartete Unterstützung.

Bei aufmerksamer Würdigung der immer bedeutsamer hervortretenden Rolle, welche Mirabeau auf der eröffneten Schaubühne der Revolution spielte, wird es klar, wie bestimmt der Plan seines Strebens war: Haß gegen Despotismus, gegen die mit dem Nationalglücke in Widerspruch stehenden Ansprüche der ihn persönlich als Abtrünnigen verfolgenden Adelskaste gegen Ministerialwillkür und höfischen Uebermuth. — Alles,

was er bei Gegnern als unlauter erkannte, fand an ihm einen leidenschaftlichen Ankläger, welcher, unter den in eigener Brust und in der Umgebung hausenden Stürmen, Verirrungen mancher Art preisgegeben war. Vom Anfange her trat er mit sich in einen geheimen Widerspruch, indem er die königlichen Befehle, welche nicht in seine Plane paßten, als Einflüsterungen des Hofes, der Minister und der Privilegirten bezeichnete, welche der nur auf das Nationalglück gerichteten Privatüberzeugung des Königs durch falsche Rathschläge abgedrungen seyen; so vernichtete er in der Nationalmeinung das Ansehen des Königs, welches er gerade ins höchste Licht stellen wollte, um es zur Wiedergeburt einer volksbeglückenden Staatsverfassung zu benutzen. Treue und Glauben fand er nirgend; er konnte sie niemandem darbieten, von niemandem erwarten. Viele Versuche, durch Täuschung zum Siege zu gelangen, misglückten, waren dann nicht zurückzunehmen und mußten ausgespielt werden, ohne Gewinn einer Art, immer mit Verlust, durch hemmende Verbindungen, durch Kraft und Zeitaufwand, durch Gefährdung seines Rufes, Verbündeten wie Widersachern gleich verdächtig. Sein bis zum Uebermuthe gehendes Selbstvertrauen verschmähte nicht die gefährlichsten Mittel, um sich zum Meister der Revolution zu machen; während er unter unerhörten Anstrengungen darauf hinarbeitete, das sociale Leben seines Zeitalters und der Nachwelt im Bereiche eines vernünftig geordneten Staates neu zu begründen. — Er, ein Reformator, welcher der aufwallenden Leidenschaft jedes sittliche Gebot aufzuopfern immer bereit war — mußte im Bedrängniß der Armuth Buchhändlern, der lesenden Menge und Parteien fröhnen, um der Noth des Augenblicks abzuhelfen. So ward er durch das Bedürfniß mächtiger noch durch den Sporn der Ehrsucht und des so oft gekränkten Selbstgefühls darauf hingeleitet, bei der Berechnung der Heilmittel wider die Staatskrankheiten sich selbst nicht unberücksichtigt zu lassen, sondern daran ernstlich zu denken, daß das Ziel seines Strebens, der Ertrag der Revolution, ihn zum mächtigen, angesehenen, dem bisherigen Misgeschicke entrissenen Manne machen möchte, der nach wohlbestandener Reformatorbahn endlich sich des erworbenen Reichthums erfreuen und den Genüssen des Lebens in Ruhe fröhnen könne.

Einen Ruhestand, um besonnen zu prüfen, zu erwä-

gen, zu berathen, zu beseitigen, verstattete die Lage der Umstände nicht; jeder folgende Augenblick bot neue Aufgaben dar; aber dieses Wogen, Strudeln und Stürmen war es gerade, worin ein Mirabeau seine Geisteshoheit bethätigte. Welche Bewunderung wird erweckt, welcher Probestein seiner Geistesgröße dargelegt bei den zahllosen Beweisen, daß jedes auch das unerwartetste Ereigniß ihn in keine Verlegenheit setzte, ihn nie rathlos fand! Ob der von ihm gewählte Weg häufig oder immer der erfolgreichste, der beste war, ob von ihm nicht zu erwarten stand, daß er dem drohenden Verhängniß sich entgegenstellte, daß er in das Getriebe schlechter Ränke tüchtiger eingriff und, ehe es zu spät war, Stillstand gebot, soll nicht behauptet, doch deshalb die auf ihm haftende Schuld nicht ungebührlich vergrößert werden.

Ein Mann von Mirabeau's Einsichten konnte wenig erfreut werden von den unter seinen Augen sich offenbarenden, täglich in neue Verirrungen verfallenden Hofcabalen, wenig beruhigt seyn über den Gang der Revolution nach den gewaltsamen Ausbrüchen der Verschwörungen in der Hauptstadt, dem Sitze aller Verworfenheit. Noch gingen die Verhandlungen über Entfernung der in der Nähe von Paris und Versailles zusammengezogenen Truppen fort: von Seiten der Nationalversammlung immer dringendere Bitten um Entfernung derselben, von Seiten des Königs und des Hofes ablehnende Antworten, wozu die Aufstände der Hauptstadt hinreichende Motive darboten; aber die Revolutionsfreunde meinten, daß gerade die Furcht vor dem Gebrauch militairischer Hülfe jene Zusammenrottungen hervorbrächten. Getraidemangel, Theurung, Furcht vor wirklicher Hungersnoth mußten den verrätherischen Absichten der Parteihäupter zum Vorwande schreckenerregender Vorspiegelungen dienen. Der König war nicht zu tadeln, daß er der Truppen Herbeiziehung verwilligte, wohl aber, daß er davon keinen raschen, entscheidenden Gebrauch machte, sondern die Maßregel nur eintreten ließ, um fürchterliche Besorgniße in Umlauf zu setzen. Einer neuen Botschaft an den König, zur Bewirkung der Truppenentfernung, gab Mirabeau folgenden Zuruf mit auf den Weg: „Benachrichtigen Sie den König, daß die fremden Haufen, welche uns umzingeln, gestern den Besuch der Prinzen, der Prinzessinnen, ihrer Günstlinge, erhielten,

und deren Liebkosungen, Ermahnungen und Geschenke empfingen; sagen Sie, wie die ganze Nacht hindurch jene fremden Söldlinge, mit Gold und Wein überladen, in frevelhaften Liedern die Unterjochung Frankreichs verkündigt haben, und daß ihre tollen Wünsche zur Zerstörung der Nationalversammlung aufriefen; sagen Sie ihm, daß in seinem eigenen Palaste Höflinge hiermit einstimmten, als ein Vorspiel der Sanct Bartholomäi Nacht. — Sagen Sie ihm, daß jener Heinrich, dessen Andenken das Weltall segnet, der seinen Ahnen, welche er sich zum Vorbilde wählte, in das aufrührerische, von ihm belagerte Paris Lebensmittel sandte, wogegen dessen grausame Rathgeber der ausgehungerten, treuen Hauptstadt das bereits auf Handelswegen dorthin gelangte Mehl wieder entzogen." — Ehe noch die Deputation zur Vorstellung gelangte, erschien Ludwig XVI. in der Nationalversammlung, wo die Anmeldung seiner Ankunft lebhafte Freudenausbrüche offenbarte; Mirabeau strafte diesen leichten Frohsinn in dem Augenblicke schwerer Nationalbedrängniß: „Wir müssen," fügte er hinzu, „dem Monarchen trübe Ehrfurcht bezeigen; im Augenblicke des Schmerzes ist des Volkes Schweigen die Lehrschule der Könige."

Die Truppen wurden zurückgezogen; ein neuer Triumph für Mirabeau, der nun unverzüglich den Vorschlag machte, die Nationalversammlung solle den König um Entfernung der der Nation verhaßten Minister Broglie, Barentin und Breteuil bitten; nach langer Berathung, wo Mirabeau wieder alles Rednertalent geltend machte, ward der Vorschlag, als die Kronprärogative verletzend, verworfen, doch bewirkte die lebhafte Verhandlung, daß jene Minister dem drohenden Schlage zuvorkamen und unverzüglich um ihre Entlassung baten. Schon am folgenden Tage kehrte Necker in das Ministerium zurück. Der gefahrvolle Geist des Aufstandes, welcher besonders in der Hauptstadt sich offenbarte, erschien Mirabeau eine erwünschte Kraftentwicklung. Von der Seite betrachtet war seine Ansicht der Aufruhrscenen unbezweifelt fehlerhaft, daß er glaubte unbedingt eine Volksgährung leiten zu können, welche mit ihrem Beginn seiner Gewalt längst entwachsen war. Am 13. Juli, zwei Tage nachdem La Fayette in der Nationalversammlung lächerlich genug auf Bekanntmachung der Menschen-

und Bürgerrechte gedrungen hatte, schreibt Mirabeau an einen Freund: „Ich sehe voraus, daß die Krisis gewaltsam seyn wird; Ihre Pariser, sind sie einmal aufgeregt, werden keine Rückschritte thun; ihre ganze Stimmung ist so vortheilhaft, daß der geringste Funke zur Feuersbrunst wird. Zunächst in Ihrer Versammlung (der der Wahlherrn der Hauptstadt) muß der Mittelpunct der vorläufigen Einrichtungen seyn; das Volk wird alles thun; ist der Rückmarsch der Truppen bewirkt, so ist die Gefahr vorüber und der Friede sogleich hergestellt." — Zehn Tage später als Foulon und Berthier von dem Volke ermordet waren, räth Mirabeau demselben Freunde: „Setzen Sie der Volksrache ein Ziel; der Hof glaubt, daß wir solchen befehligen; er übersieht, daß die, welche dieselbe auf sich zogen, sich höchst feindselig gegen das Volk betrugen; man muß sich glücklich schätzen, daß sie nicht weiter gingen." — Er billigte die Schreckensscenen der Hauptstadt nicht; aber er konnte sich auch mit dem Theile der Nationalversammlung nicht einigen, welcher um jeden Preis den Aufruhr gedämpft wissen wollte. Die Wahlversammlung der Hauptstadt hatte, ihre Befugniß völlig überschreitend, die Verwaltung der Polizei an sich gerissen, in löblicher Absicht, Sicherheit der Personen und des Eigenthums aufrecht zu erhalten, nicht ohne Widerspruch der Factionshäupter und der vorhandenen Behörden; Mirabeau drang auf Errichtung einer mit durchgreifender Macht versehenen Municipalität, der die Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe in Paris anvertraut werden sollte. — In den durch seine Feder verbreiteten Nachrichten (in den Lettres à ses commettants) über die blutigen Ereignisse der Hauptstadt bot er alle Künste eines geschickten Sachwalters auf, um die verübten Schandthaten im Lichte der Schuldlosigkeit zu zeigen. Sein Hauptkunstgriff ist darauf gerichtet, die Verbrechen des Despotismus mit den schwärzesten Farben zu malen und daran die Behauptung zu reihen, daß die endlich erschöpfte Langmuth des Volks wohl einige Acte blutiger Gerechtigkeit habe vollziehen dürfen. Besorgt um die Zukunft fügt er hinzu: „In einem Zeitpuncte, wo Humanität selbst den Gedanken irre leitet, beeilen wir uns zu gestehen, daß eine Fortsetzung der furchtbaren Volksgewalt der öffentlichen Freiheit eben so gefährlich wird, als die Verschwörungen ihrer Feinde.

Bald würde die bürgerliche Gesellschaft aufgelöst seyn, wenn der an Blut und Verwirrung gewöhnte große Hause sich über die Behörden stellt und der Autorität der Gesetze Hohn spricht. Anstatt zur Freiheit zu gelangen, wird die Nation in den Abgrund der Knechtschaft gestürzt; denn oft genug führt Gefahr zurück zur unbedingten Unterwerfung; in der Noth der Anarchie erscheint der Despot als Retter."

Wenn die Volkspartei Necker's Rückberufung in's Ministerium als einen Sieg feierte, so war der ihr zugehörige Mirabeau deshalb nicht persönlich mit dem Minister versöhnt, sondern lauerte im Hinterhalte, wo er ihm die verwundbare Seite abgewinnen könnte. Hierzu bot der 30. Juli, als Necker, der Heimgekehrte, von Versailles nach Paris kam, um sich in der Volksgunst zu sonnen, erwünschte Gelegenheit. Unter Beifalljauchzen zog der Minister nach dem Stadthause, wo zwei Versammlungen, die der Wahlherrn und die der Gemeindeabgeordneten, ihn glückwünschend empfingen. Necker hielt breite Reden voll Ermahnungen zur Versöhnung, zum Vergessen des Vergangenen und erbat, als eine Belohnung seiner geleisteten Dienste, die Freilassung des verhafteten Baron von Besenval, welcher auf einer Rückreise in sein Vaterland, die Schweiz, obgleich mit königlichen Pässen versehen, angehalten und nach Paris in's Gefängniß gebracht war. Augenblicklich wurde der Antrag verwilligt und zwei Gemeindeabgeordnete abgeschickt, den Baron auf freien Fuß zu setzen. Die Versammlung der Wahlherrn stimmte bei und überbot den gemachten Antrag noch durch den förmlichen Beschluß, daß sie allen ihren Feinden verzeihend jeden ächtete, der gegen jene Begnadigung Maßregeln ergriff, und daß sie künftig nur die öffentlichen Ruhestörer als Nationalfeinde erachten würde. — Kaum aber war in den Gemeindebezirken dieser Ausspruch bekannt geworden, als, wie man allgemein behauptet, auf Mirabeau's Einflüsterungen, dagegen sich laute Stimmen erhoben und mit Recht rügten, daß jene Wahlversammlung ganz aus ihrer Befugniß getreten sey und sich in Dinge mische, welche nur der Nationalversammlung und den Gerichtshöfen zuständig wären. Jene Versammlungen auf dem Stadthause zu Paris mußten ihre Aussprüche zurücknehmen, neue Verhaftsbefehle wurden gegen Besenval erlassen; am folgenden

Tage brachte Mirabeau die ärgerliche Geschichte in der Sitzung der Nationalversammlung zur Sprache, wo dann, ohne ihn zu nennen, aus Necker's Siegeskrone die besten Lorbeerzweige gerissen wurden.

Mirabeau lauerte beständig auf Veranlassung, wo er dem Minister Widerspruch zeigen konnte; es machte ihm wenig Sorge, wenn er auf diesem Wege auch mehr persönliche Feindschaft als gehaltvolles Gegenspiel offenbarte. Dies war der Fall, als Necker am 7. August die Bewilligung einer Anleihe von dreißig Millionen Franken in der Nationalversammlung in Antrag brachte. In den hierüber stattfindenden Verhandlungen bemeisterte sich Mirabeau immerwährend des Wortes; er hatte sich unter seinen Mitabgeordneten schon so weit hervorgedrängt, daß es etwas Ungewöhnliches gewesen wäre, wenn er bei einer wichtigern Berathung einmal geschwiegen hätte. Auch hier betrat er wiederholt die Rednerbühne und bestritt den Vorschlag bald als ein schädliches Hinhaltungsmittel; bald wollte er erst die Vollmachten der Nation einholen, ob die Abgeordneten zu solchen Verwilligungen berechtigt wären; bald sollten die Mitglieder der Nationalversammlung sich für dieses Anlehn vorläufig solidarisch verbinden: alle diese Weiterungen erregten bei den Banquiers, bei den Finanzmännern und bei den Agenten der Börse Besorgniß, da dringendes Bedürfniß augenblickliche Hülfe forderte. Die genannten hierbei so nahe betheiligten Männer wandten sich nun an Mirabeau, stellten ihm das Unrathsame seines Widerspruchs vor und gewannen ihn, daß er das Versprechen gab, sich nicht weiter in die Verhandlungen zu mischen. Daß Mirabeau's Feinde dieses schnell erfolgende Stillschweigen bemerklich machten und das Gerücht in Umlauf setzten: er sey mit seinem Widerspruche förmlich abgekauft, war seinem Rufe nicht zuträglich. Hiermit setzte man die später oft wiederholte Behauptung in Verbindung, daß die zahlreichen Vorträge Mirabeau's in der Nationalversammlung nur dem kleineren Theile nach sein Geisteserzeugniß gewesen, daß er sie theils von seinen Freunden habe ausarbeiten lassen, oder sonst gewonnen sey sie von der Rednerbühne zu halten. Es mag nicht bestritten werden, daß er es verstand anderer Hülfe, besonders wo es Beibringung von Thatsachen galt, sich geschickt zu bedienen; doch der Vorwurf, welchen man

eigentlich hierdurch geltend machen will, zerfällt in nichts, wenn man Mirabeau's Leistungen als Redner, seine unübertreffbare Gewandtheit in Staatsangelegenheiten den Scharfblick des gesunden Menschenverstandes gegen die Einsprüche des Vorurtheiles geltend zu machen, im Ganzen übersieht und den Personalcharakter seiner Vorträge aufzufassen im Stande ist. So ausgezeichnet steht er da in folgerechter, hinreißender Klarheit als Redner, wenn er räth, dem Verfalle der Staatsgewalt durch Sicherstellung der gesetzlichen Autorität und der Municipalbehörden abzuhelfen; wenn er die Gewalt des stehenden Heeres durch Errichtung der Nationalgarden beschränkt wissen will; wenn er für persönliche Freiheit, für Sicherheit des Eigenthums, für Heiligkeit des Briefverschlusses, für unbedingte Anerkennung der Reisepässe das Wort nimmt. Dieses Lob dem Redner; aber gleichzeitig dem Staatsmanne der gerechte Vorwurf, daß er von seinem Talente schlechten Gebrauch machte, indem er in der Mitte der Versammlung, welche die neue Staatsverfassung Frankreichs schaffen wollte, eine Menge Einzelnheiten zur Sprache brachte, vom Hauptwerke ablenkte, und mitwirkend zur Vernichtung der bestehenden Staatsverwaltung, die constituirende Nationalversammlung, als ob sie an dem Riesenkraft erfordernden Berufe nicht genug gehabt, mit der Last der Administration belud.

Wenn gleich jetzt schon auf einer hohen Stufe der Celebrität, wurde er doch unaufhörlich von den Nachwehen seines übelberüchtigten früheren Lebens angegriffen und seine Zuverlässigkeit in jeder Beziehung verdächtig gemacht; so, da er als Berichterstatter des Ausschusses zur Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte das Sonderbare und Unzeitige des ganzen Auftrages bemerklich machte. Sogleich verlautete der Vorwurf: er meine es mit der Freiheit nicht redlich. Mirabeau lenkte behutsam ein, denn die Revolution hatte ihn schon überflügelt; er mußte sich ihr fügen. Was die feindseligen Hindeutungen auf sein früheres Leben betraf, so entschuldigt er reuemüthig: „Wirklich," sagt er, „habe ich durch Anderer Fehler, mehr noch durch eigene, in einer stürmischen Jugend großes Verschulden auf mich geladen; wenige Menschen haben in ihrem Privatleben mehr Gelegenheit zur Verleumdung, mehr Veranlassung zu Anfeindungen gegeben; doch ich wage zugleich zu versichern,

kein öffentlich auftretender Mann, kein Schriftsteller hat mehr Anspruch als ich auf ehrenvolle Anerkennung muthvoller Gesinnung, uneigennütziger Absichten, hochherziger Unabhängigkeit und gleichmäßig unbeugsamer Grundsätze." —

Diesen sich selbst beigemessenen Preis, die selbständige Haltung unter dem Andrange der Parteien, legte Mirabeau von neuem dar bei den wichtigen Verhandlungen über die am 29. August der Berathung der Nationalversammlung vorgelegte Frage: inwiefern ist die Genehmigung des Königs nothwendig, den Beschlüssen der Nationalversammlung Gültigkeit zu geben und solche zu Reichsgesetzen zu erheben? — Für den Fall des Rechtes, die Genehmigung zu verweigern, sprach der König sein Veto aus; Mirabeau stellte sich hier an die Spitze der Thronvertheidiger, indem er wiederholt für das unbedingte Veto redete, bei schlechter Unterstützung der Hofpartei, welche diese Verhandlungen, in dem Wahne einer baldigen Gegenrevolution zur Unterdrückung aller Neuerungen, mit wegwerfendem Hochmuthe belächelte. Unter geringschätziger Kälte Neckers, der mit seiner Lieblingsidee, der Nachbildung der brittischen Constitution, beschäftigt, zu einem bedingten Veto rieth, eine Meinung, welche auch unter großen Stürmen im Innern der Versammlung und unter meuterischen Aufruhren der Hauptstadt die Stimmenmehrheit erhielt. Mirabeau's Rede, die er unverzüglich in seiner Zeitschrift, dem Courier de Provence, bekannt machte, erregte den Unwillen vieler berauschter Revolutionsmänner, die in Besorgniß geriethen, Mirabeau möchte es doch im Grunde mit der Krone auf Kosten der Nationalfreiheit halten. Bei diesen Verhandlungen trug Necker einen Sieg über Mirabeau davon und glaubte mit dem bedingten Veto des Volkes Gunst durch neue Banden an sich gefesselt zu haben, während er den Häuptern der revolutionairen Partei, die dem Könige gar kein Veto zugestehen wollten, es durchaus nicht recht machte; noch schlimmer ging es ihm mit dem Plane, durch Errichtung zweier Kammern, nach dem Vorbilde der englischen Parlamente, der Staatsverfassung als gesetzlich geordneter Monarchie eine feste Grundlage zu geben, vermittelst welcher der Adel in der Kammer der Pairs Entschädigung für die ihm bereits abgedrungenen Bevorrechtungen finden sollte. Kann

man jenen Anregungen nahestehender Berichterstatter glauben, so zeigte Mirabeau sich diesem Projecte abgeneigt, weil er fürchtete bei Verleihung der Mitgliedschaft der Pairkammer übergangen zu werden und weil er glaubte, der ihm feindliche Minister würde über diese Kammern, deren Errichtung sein Werk, — ein zu großes Uebergewicht behaupten können.

Auch bei der Bestimmung der Thronfolge in Frankreich, deren Festsetzung in der Nationalversammlung zur Sprache kam, fiel Mirabeau mit seinen Vorschlägen, welche für das Haus Orleans günstig waren, durch. Der Gesetzesvorschlag lautete: der Thron ist untheilbar, die Krone erblich in der männlichen Linie nach der Ordnung der Erstgeburt, mit immerwährender Ausschließung des weiblichen Geschlechts und seiner Nachkommen, ohne weitere Berücksichtigung der Verzichtleistungen. — So gestellt war die Verzichtleistung Philipps V. von Spanien bei seiner Thronbesteigung, als aufgehoben zu betrachten und die Thronfolge Frankreichs den spanischen Bourbons zugesichert, unter Zurücksetzung des Hauses Orleans, dem jetzt in Frankreich regierenden Zweige entfernter verwandt. Mirabeau trug daher darauf an, daß noch die wichtige Bestimmung eingeschaltet werde: aber zur Regierung könne niemand gelangen, der nicht in Frankreich geboren sey, wodurch mit einem Male allen etwanigen Ansprüchen des spanisch bourbonischen Königshauses ein Ende gemacht werden sollte. Doch der Widerwille in der Nationalversammlung gegen den Herzog von Orleans, der in der Hauptstadt schon den Pöbeldictator machte, war noch so groß, daß dieser billig vermittelnde Vorschlag wenig Beifall fand. Schon wollte der Präsident der Versammlung Clermont-Tonnere abstimmen lassen, als ihm Mirabeau folgende Zeilen hinreichen ließ: „Herr Präsident! Unserer sind hier vierhundert Ehrenmänner, bedrückt von der verbundenen Mehrheit einer Deputirtenzahl von achthundert; es ist Zeit, daß diese Tyrannei ihre Endschaft erreicht, sonst sind wir gezwungen zu deren Abstellung gewaltsame Maßregeln zu ergreifen." — Diese drohende Harlekinade, ihres Urhebers unwürdig und im Grunde nichts sagend, verfehlte doch der augenblicklichen Wirkung nicht: der erschreckte Präsident hob, ohne es zum Abstimmen kommen zu lassen, die Sitzung auf; aber am folgenden Tage wurde ge-

stimmt und der erste Gesetzesvorschlag, wonach die männliche Thronfolge nach der Erstgeburt, ohne Berücksichtigung früherer Verzichtleistungen, angenommen wurde, ging mit einer Stimmenzahl von 678 Votanten durch, während Mirabeau's Meinung nur 268 Votanten beitraten. Diese Niederlage, wie häufig glücklicher Erfolg der Gegner, rief seine glänzenden Fähigkeiten zur schönsten Entwicklung; den Faden dieser Verhandlung nahm Mirabeau als Schriftsteller unverzüglich im Courier de Provence auf, um nach dem Staats- und Kirchenrechte wie nach der Politik zu beweisen, daß die Verzichtleistung der spanischen Bourbons auf den Thron Frankreichs unumstößlich sey. —

Die Bedrängniß der Finanzen machte es unausbleiblich, daß der Finanzminister mit neuen Vorschlägen in der Nationalversammlung erscheinen mußte, ob er gleich mit seinen Anträgen bisher immer sehr ungünstige Aufnahme gefunden hatte. Am 23. und 24. September entwickelte Necker seine Pläne zur Herstellung der Ordnung in den Finanzen, und fand so fügsame Willfährigkeit bei den gefürchtetsten Widersachern, besonders bei Mirabeau, daß jeder etwanige Widerspruch nur unbedeutende Theilnahme erhielt. Dieses waren gerade Gegenstände der Verhandlung, welche dem Letztgenannten immer erwünscht kamen, ohne tiefeindringende Sachkenntniß, Ideenreichthum und rednerische Gewandtheit zu zeigen und dem gehaßten Minister das Leben sauer zu machen. Jetzt verlangte derselbe von der Nationalversammlung die Bestätigung einer Erhebung von dreißig Millionen Franken; mit den bisherigen Anleihen hatte es nicht glücken wollen, auch nicht mit den Anticipationen, vermittelst einer ein für alle Mal zu erhebenden Steuer des vierten Theiles der reinen Einkünfte jedes Einwohners des Reiches, wobei die Abschätzung ohne obrigkeitliche Hülfe dem Rechtsgefühle und Patriotismus eines Jeden überlassen seyn, auch verstattet bleiben sollte, anstatt des Geldes Gold- und Silbergeschirr zu hohem Werthe in Zahlung zu geben. Außerdem wurden zur Abhelfung der Finanznoth noch manche Vorschläge beigefügt, deren wichtigster der Antrag war: die Caisse d'Escompte, — ursprünglich zur Belebung des Handels, eine Zettelbank, welche kaufmännische Papiere realisiren sollte, aber durch Verflechtung mit dem königlichen Schatze und

diesem geleisteten Anleihen, ihren Verpflichtungen nicht mehr nachkommen konnte, — in eine Nationalbank zu verwandeln. So viele Puncte zum Angriffe dieser weitläufige Plan auch darbot *), Mirabeau erschien vor der Nationalversammlung als Berichterstatter des mit der Prüfung des Ministerialantrages beauftragten Ausschusses und stimmte unbedingt für dessen Bewilligung; „denn," sagte er, „eine Prüfung der Plane des Ministers ist völlig unthunlich. Allein die Bestätigung der Zahlenrichtigkeit würde Monate erfordern, und die gemachten Einwürfe würden in so verhängnißvollem, dringendem Zeitpuncte nur zu nutzlosen Weiterungen führen. Es ziemt, meine Herrn, daher Ihrer Klugheit nicht die Verantwortlichkeit dieses Gegenstandes zu übernehmen, sowohl durch Verwerfung, als durch vertretende Annahme. Das unbegrenzte Zutrauen, womit die Nation dem Finanzminister immer entgegengekommen ist, berechtigt uns genugsam, wie es mir scheint, ihm gleiche Zuversicht zu beweisen. Seine Vorschläge lassen Sie uns annehmen, ohne sie zu verbürgen, weil uns die Zeit mangelt sie beurtheilen zu können; lassen Sie uns dieselben annehmen im Vertrauen auf den Minister, und seyn Sie überzeugt, daß Sie, indem Sie ihm auf diese Weise eine Art von vorläufiger Dictatur zugestehen, die Verpflichtungen des Bürgers und des Nationalabgeordneten erfüllen. Wenn, was der Himmel verhüten möge, der Finanzminister mit seiner schwierigen Unternehmung scheitert, so erhält das Staatsschiff unbezweifelt einen gewaltsamen Stoß an der Klippe, gegen welche dasselbe der vielgeliebte Steuermann anlaufen ließ, doch diese Erschütterung wird Sie nicht entmuthigen; Sie werden zur Stelle seyn, meine Herrn. Ihr Kredit bleibt unberührt, die Staatsangelegenheit unverletzt." —

Dieser sonderbare, bei den bestehenden persönlichen Verhältnissen in der That räthselhafte Vortrag Mirabeau's hat zu manchen Vermuthungen Veranlassung gegeben: bald meinte man, der Redner habe, von den Ban-

---

*) Ausführlich mit ruhiger Ueberlegung ist dieser Antrag beleuchtet und gewürdigt in „von Struensees Abhandlungen über wichtige Gegenstände der Staatswirthschaft. Band 3, Seite 213 ff.

quiers gewonnen, einem Plane sich nicht widersetzt, welcher allerdings den bei den öffentlichen Fonds Betheiligten erwünscht seyn mußte; bald glaubte man, im Betragen des Redners den vom Hofe gewonnenen Parteigänger zu sehen; noch andere hatten Mirabeau in Verdacht, die dem Minister gezeigte Geneigtheit habe Rachsucht zum Grunde, um mit der größern Verantwortlichkeit dessen Spiel desto gefahrvoller zu machen. Diese verschiedenartigen Vermuthungen schließen einander nicht aus; wahrscheinlich trugen sie alle das Ihrige dazu bei, Mirabeau's damaliges Benehmen, das im Ganzen genommen übeln Eindruck machte, zu leiten; er wollte sich gegen geheime Anschuldigungen in öffentlicher Rede vertheidigen, doch die Entschuldigung wollte nirgend recht durchgreifen; die Sache selbst brachte es so mit sich. — Besseren Erfolg hatte der Redner, indem er gleichzeitig mit überzeugender Lebendigkeit die traurigen Folgen darstellte, welche daraus entstünden, wenn die Nationalversammlung anstatt schleuniger Hülfe langsames Berathen vorzöge und dem wirklichen, alles verwirrenden Ausbruche des schon vorhandenen Staatsbanquerouts nicht zuvorkäme; in diesem Sinne war auch Namens der Versammlung die Zuschrift an die Nation von ihm entworfen, welche in der Sitzung vom 2. October angenommen wurde und dringende Aufforderungen zur Darbringung patriotischer Opfer enthielt.

Unter solchen Verhandlungen in der Nationalversammlung rückten die fürchterlichen Tage der Revolution, der 5. und 6. October, heran, wo endlich die längst angeschürten Meutereien des raubsüchtigen Pöbels der Hauptstadt zum wüthigen Ausbruche kamen und die hülflose, von Höflingen getäuschte und verrathene Königsfamilie nach Paris geführt wurde. Das Gewirre jener Gräuelthaten ist die Verschwörung Orleans genannt und Mirabeau als deren Theilnehmer bezeichnet. Letzteres ist bei dieser Darstellung ein näher zu erwägender Gegenstand. Offen genug waren die Vorbereitungen zu dem Ausbruche des blutigen Aufstandes getroffen; drohende Gerüchte, hochverrätherische Volksredner und Schriftsteller, Besorgniß stündlich näher tretender Hungersnoth in der Hauptstadt, ließen die Nähe der Katastrophe keinen Augenblick zweifelhaft. Was that die Nationalversammlung, die das Heil Frankreichs zu bewahren sich beimaß, um

das fürchterliche Ungewitter zu beschwören, was that Mirabeau, um den Ruhm, Meister der Revolution zu seyn, zu bewähren? — Auf diese bedeutsamen Fragen vermag der Geschichtsforscher keine erfreuliche Antwort zu geben. Wo redlicher Wille und Einsicht vorhanden waren, fehlte es an muthvoller That, oder diese wurde gehemmt durch Besorgniß in die Schlingen der Gegenpartei zu fallen, durch Furcht vor den Drohungen der Privilegirten.

Mirabeau widersetzte sich, wenn auch erfolglos, der Heranziehung zuverlässiger Truppen, um welche selbst die Municipalität von Versailles den Kriegsminister gebeten hatte; er machte unter drohenden Vorhersagungen den Plan des Hofs, den König nach Metz zu begleiten, ruchtbar und warnte seine Freunde, z. B. den Buchhändler Blaizot zu Versailles, auf der Hut zu seyn, da in den nächsten Tagen blutige Angriffe auf das Hoflager von dem pariser Pöbel erfolgen würden; in dem Geheimnisse der Parteien hatte er sein besseres Selbst verloren; er war dessen im Gange der Revolution, gedrängt auf allen Seiten vom Verrathe, nie recht Meister. Er hatte die Revolution, sie ihn mächtig gehoben; beide waren nun einander entfrembet, in sich selbst zerfallen, und Schuld, welcher das rächende Verderben strafend auf dem Fuße folgte, war auf allen Seiten. — So zeigt sich Mirabeau auf der Rednerstelle in der Nationalversammlung am 5. October; die Unterhandlung drehte sich um die verdächtig gemachte Einwilligung, welche der König den ihm vorgelegten Beschlüssen, nach einigen Widersprüchen, jetzt in der Bedrängniß zu ertheilen sich genöthigt sah. „Ehe ich von der großen Frage über die Annahme der Nationalversammlungs-Beschlüsse des Monarchen rede," sagt er hier, „glaube ich ein Wort beibringen zu müssen über die Begebenheiten, die man vielleicht mit größerem Eifer als Vorsicht hervorhebt. Ich will nicht in einzelne Vorfälle eingehen, an deren Richtigkeit man als Privatmann, nicht als Mitglied der souverainen Versammlung glauben kann. Wir haben tumultuarische Tage verlebt, haben strafbare Handlungen gesehen; aber verstattet die Klugheit davon Aufhebens zu machen?" — Schon strömt unter dem Vortritte des schändlichen Weibertrosses der Pöbel der Hauptstadt auf Versailles an; Mirabeau will die Sitzung der Nationalversammlung

aufgehoben wissen. Mounier, der Präsident, antwortet würdevoll: „Nie beschränke ich die Berathungen; geschieht es doch ohnehin oft genug.“ — Petion tritt mit Anklagen wider die Gardes du Corps auf; Mirabeau: „Ich halte solche Anklagen für völlig unpolitisch; doch wenn man darauf beharrt, bin ich erbötig dazu die einzelnen Thatsachen zu liefern und sie zu bestätigen; doch zuvor fordere ich die Erklärung der Versammlung, daß nur der König unverletzlich, daß hingegen alle anderen Individuen dem Gesetze unterworfen, ihm verantwortlich sind.“ — Dann wendet er sich gegen die ihm zunächst Sitzenden: „Ich werde die Königin und den Herzog von Guiche denunciiren.“ Immer mehr Gesindel, Brot fordernd, füllt den Versammlungssaal; Mirabeau ruft: „Herr Präsident! sorgen Sie für die Würde unserer Berathungen, — nicht in der Mitte schändlichen Gewirres können die Abgeordneten der Nation mit Weisheit verhandeln; ich hoffe nicht, daß die Freunde der Freiheit hier erschienen sind, um diese Versammlung zu stören.“ — Der König bestätigt nothgedrungen, was man ihm vorlegt; die Weibermenge von der Galerie ruft der Nationalversammlung zu: „Davon bekommen die armen Leute in Paris kein Brot“ — und: „Brot! Brot! keine langen Reden!“ — Mirabeau ruft ihnen mit finsterem, strengem Ernste zu: „Ich möchte wohl wissen, wer unsere Sitzung zu beunruhigen beabsichtigen kann!“ — Die Weiber rufen: „Bravo! Bravo!“ klatschen in die Hände und die Ruhe ist hergestellt. Solche Macht ruhete noch in Mirabeau's Händen, so groß war noch der Ertrag seiner oft angefeindeten Popularität, bei der Benutzung des rechten Augenblickes. Mit dem Morgen des sechsten Octobers griff der pariser Pöbel zu Versailles im königlichen Schlosse die wachthabenden Garden an; es floß Blut, Lafayette's Ankunft setzte dem Gemetzel ein Ende, der König beschickte die Nationalversammlung, sie möge sich in das königliche Schloß begeben und dort ihre Sitzungen fortsetzen. Mirabeau spricht dagegen: „Es streitet wider unsere Würde und ist unweise, unsere Plätze zu verlassen in dem Augenblicke der Gefahr, mag sie wirklich oder eingebildet seyn.“ — Eine wohl zu entschuldigende Weigerung, da sich durch Verpflanzung in das königliche Schloß die Nationalversammlung mit der anströmenden Volksmasse offenbar ent-

zweit und in die verdächtige Hofluft versetzt hätte. — Mirabeau's Weigerung hatte die Stimmenmehrheit für sich, wie der bald von ihm gemachte Antrag, dem Könige, der mit seiner Familie seinen Wohnsitz nach Paris zu verlegen gezwungen ward, dahin zu folgen; der König und die Nationalversammlung sollten für die Dauer der gegenwärtigen Zusammenberufung einen Wohnsitz haben. — Am 7. entehrte sich Mirabeau, indem er Pöbelgeklätsch zu einer Anklage wider den ihm verhaßten Minister Saint-Priest, einen Freund Necker's, machte: St. Priest sollte, als die Weiber Brot forderten, ihren Abgeordneten gesagt haben: „Wenn Ihr nur Einen König habt, wird es Euch nicht an Brot fehlen; jetzt aber habt Ihr deren zwölfhundert, nun fordert es von ihnen." — Das Ehrlose dieser Anklage wird um so auffallender, da Mirabeau zu ihr nicht aus Pflichtgefühl oder unüberlegtem Eifer veranlaßt wurde, sondern er nahm zu ihr seine Zuflucht wie ein überwundener Fechter, der in hinterlistigen Dolchstößen Hülfe sucht, um durch diesen Seitensprung die Untersuchungen zu unterbrechen, durch welche, zu Frankreichs Ehre, die blutigen Gräuel der letzten Tage zur Bestrafung gebracht werden sollten. — Mirabeau konnte die angeschuldigte Thatsache nicht beweisen und fiel mit seiner Klage durch. Als Beschäftigung mit Geringfügigkeiten muß auch die Abänderung des Einganges der solennen Formel der Gesetze: „Ludwig, von Gottes Gnaden" u. s. w. betrachtet werden. Mirabeau bewirkte, daß hinzugefügt wurde „und durch die Reichsgrundgesetze" (par la loi constitutionnelle de l'état); als ob nicht nothwendigere Dinge die Wirksamkeit wahrer Vaterlandsfreunde in Anspruch genommen hätten! —

Gleichzeitig mit diesen Vorfällen und der Verlegung der Nationalversammlung von Versailles nach Paris griff die Empörung der Pöbelmasse der Hauptstadt immer gewaltsamer um sich; die Orleans'sche Verschwörung wurde ruchtbar und erfüllte die bezeichneten Opfer derselben mit Schrecken. Lafayette hatte das Vertrauen des Königs, nie der Königin gewonnen, und war rastlos thätig, obgleich seiner Neigung nach Republicaner, durch Wiederherstellung der bürgerlichen Ordnung größeren Unglücksfällen zuvorzukommen: er eröffnete dem Könige und dem Ministerium, daß ohne der Haupttriebfeder des Auf-

standes sich zu bemächtigen, an keine haltbare Abhülfe zu denken sey: er drang auf Verhaftung oder Entfernung des Herzogs von Orleans, und dieser feige Verräther versprach, fußfällig den König um Begnadigung bittend, dem Befehle unverzüglich Folge zu leisten, da ihm verheißen wurde, Aufdeckung und Bestrafung seiner Schändlichkeiten nicht weiter zu betreiben. Kaum aber hatte sich Orleans durch scheinbare Willfährigkeit und Reue von dem in sehr strengem Tone redenden Lafayette losgemacht, als er seine Vertrauten und Rathgeber versammelte und ihnen was zu thun anheim gab. Mirabeau warf sich zum Stimmführer auf: er bestritt die Entfernung des Herzogs, welche ohne Anklage und Verurtheilung dessen Schuld notorisch machen und die Unverletzbarkeit der Mitglieder der Nationalversammlung beleidigen würde; auch, meinte er, würde durch solche Folgsamkeit einem gehaßten Nebenbuhler der Volksgunst, dem mächtigen Befehlshaber der Nationalgarde, Lafayette, eine wirkliche Dictatur zugestanden: „Orleans, sagt Mirabeau, „muß bleiben, sonst übernehme ich seine Anklage als eines Verbrechers, der seine Stelle als Nationalabgeordneter verläßt; bleibt er, so klage ich die Behörden an, welche seine Vertreibung bewirken wollten." — Diesem fügte Mirabeau die Versicherung hinzu, daß jede Anklage wider den Herzog, wegen seiner am 5. und 6. October betriebenen Meutereien, der juridischen Beweise ermangle, daß eine Verurtheilung unmöglich sey, daß er solche Untersuchung selbst veranlassen und durch geheime Mittheilungen die Vertheidigung, für deren Erfolg er sich verbürge, übernehmen wolle. — So wurde entschieden, Orleans sollte nicht nach England gehen. Mirabeau arbeitete die Nacht durch, um am folgenden Tage in der Nationalversammlung auf die bezeichnete Weise des Herzogs Angelegenheit in der Nationalversammlung zur Sprache zu bringen. Schon war er zur Stelle; der Augenblick nahte, wo er die Rednerbühne zu besteigen gedachte: da erhielt er vom Herzoge ein Billet: „Mein Vorsatz hat sich verändert," schrieb er, „thun Sie nichts. Wir sprechen uns heute Abend." — Mirabeau empört reichte dem Herzoge von Biron, dem Vertrauten der Orleansschen Angelegenheit, die empfangenen Zeilen: „Da, lesen Sie! — Er ist

feigherzig wie ein Lohndiener; er ist ein Hundsfot, nicht werth der Mühe, die man sich um ihn gibt." —

Orleans, ohne den inneren Gehalt, welcher zur Rolle eines glücklichen Verbrechers erforderlich ist, sich großer Schuld bewußt, seine persönliche Sicherheit allen lockenden Erfolgen vorziehend, hatte die dargebotenen Pässe genommen zur zweifach ehrlosen Flucht nach England. — Von diesem Augenblicke an scheint der Schleier einer argen Täuschung hinweggeräumt zu seyn vor Mirabeau's Augen; von nun an waren Orleans Umtriebe geschieden von seinen Planen. Mehrere dringende Verhältnisse wirkten nun mit mächtigem Erfolge auf ihn ein; so kurzsichtig konnte er nicht seyn, daß er für die Zukunft von der unheimlichen Pöbelgewalt der Hauptstadt wahren Ertrag für sein politisches Streben erwartet hätte; Orleans war ein verworfener Feiger, seine Parteigänger feile, willenlose, nur raubgierige Söldlinge, Mirabeau selbst zerfallen mit dem Ministerium, mit dem Volksliebling Lafayette, mit den Privilegirten, mit den Friedlichdenkenden, übelberüchtigt durch sein früheres Leben und durch seine neueste Haltung, allein hingewiesen auf zweifelhafte Volksgunst, auf sein unbezweifeltes großes Talent, vielen Angriffen preisgestellt, nicht ohne Besorgniß für persönliche Sicherheit. In dieser Lage mag ihn kein Tadel treffen, wenn er zum politischen Einverständniß mit der Königin die Hand bot, um wo möglich zum Minister erhoben, in der zweifachen Eigenschaft, als höchster Staatsbeamter und als einflußreiches Mitglied der Nationalversammlung seinen nie aufgegebenen Plan durchzusetzen, Frankreich zu einer constitutionellen Monarchie zu machen und sich selbst auf ruhmvollen Posten bei unsterblichem Ruhme wohl zu betten. Doch im Buche des Schicksals war es anders beschieden. —

Die Aussicht, die Ministerialrolle mit der eines Mitgliedes der Nationalversammlung zu verbinden, worauf er selbst, mehr noch der Hof der Königin baute, wurde zu nichte gemacht durch den Beschluß der Nationalversammlung, welcher ungeachtet alles Widerstreites Mirabeau's gefaßt wurde, daß während jeder Sitzung der Nationalversammlung der König aus den Mitgliedern derselben nie einen Minister berufen dürfe; nun half es nichts, daß Mirabeau, schon mit Hoffnung erfülltem

Blicke in die Zukunft, den Ministern Sitz und berathende Stimme in der Nationalversammlung erstritten hatte, nichts, daß er bei der Berathung über die Kirchengüter der Staatsverwaltung für die drohende Finanzverlegenheit neue Hülfsquellen, welche nur eine geschickte Behandlung erforderten, eröffnet hatte, nichts daß er zur Einheit der Staatsverwaltung durch Einführung der Departementaleintheilung wirkte. Dem Marquis Lafayette zeigte er Annäherung, indem er ihm und Bailly, dem Maire von Paris, eine Danksagungszuschrift von Seiten der Nationalversammlung, für die zur Herstellung der Ruhe gezeigte Thätigkeit, bewirkte (am 9. October). Nie war vielleicht Mirabeau mit sich selbst, mit seinen Planen für Frankreichs politische Wiedergeburt mehr im Reinen als gegenwärtig, wo er sich persönlich unmittelbar gegen die Königin so bestimmt aussprach: „Alles," sagte er, „muß darauf gerichtet seyn, nicht das Volk in Fesseln zu schlagen, sondern auf Wiederherstellung des Thrones." —

Von gefahrvollen Irrthümern zurückgekommen erscheint unser Revolutionsheld beim Eintritt in das Jahr 1790, während sein Gewicht auf die öffentliche Meinung an Bedeutsamkeit gewann. Die Parteihäupter hielt er von sich entfernt; sie fürchteten seine Geisteskraft und behandelten ihn mit Schonung; nicht Parteisüchtige, von den Gewaltthaten des Pöbels Geschreckte gaben sich gern der Hoffnung hin, daß Mirabeau einlenken würde. In einem derzeitigen Aufsatze, von seiner Hand geschrieben, sagt er: „Die Gewaltthaten der Minister haben lange Zeit hindurch darauf hingearbeitet Frankreich zu entmonarchisiren; sie haben die königliche Machtvollkommenheit von der Person des Königs getrennt, das königliche Ansehen, die Monarchie und die Person des Monarchen in Gefahr gebracht. — Die Hauptstütze muß in der zahlreichen Classe der Staatsgesellschaft, der Verlust bevorsteht, der an Erhaltung gesetzlicher Ordnung gelegen ist, gesucht werden. Man trennt sich vom Könige, weil man glaubt, er gebe sich selbst auf, die königliche Macht sey zu schwach, um den Kampf mit der Anarchie zu bestehen. Der König zeigt guten Willen der Revolution beizutreten, das einzige Mittel solche zu lenken und zu mildern; er braucht sich nur der Selbstsucht seiner Minister zu widersetzen, um Vertrauen wieder zu gewinnen, um die Neigung für die Monarchie neu zu beleben und

um die Franzosen, welche fürchten müssen bei den Umtrieben untergeordneter Menschen und unsinniger Demagogen einer blutschuldigen Zukunft entgegenzugehen, am Königsthrone zu versammeln, wo ein Bourbon, als Rathgeber des Königs und als Vorstand der Freunde der königlichen Macht, der öffentlichen Meinung die rechte Richtung gibt und die Factionisten im Zaume hält. Die Wahl dieses Bourbons ergibt sich nach den natürlichen Verhältnissen und nach der Nothwendigkeit: denn alle übrigen Prinzen von Geblüt befinden sich in wirklichem oder angeschuldigtem Widerstreit, sind als Feinde der Nation bezeichnet, mit Ausnahme eines einzigen: es ist Monsieur." (später der ruhmvolle König Frankreichs, als Ludwig XVIII.) — So bezeichnet Mirabeau den ältesten Bruder des Königs als die Person, welche als Generallieutenant des Königreiches dem Throne zunächststehend, über den Einfluß aller Minister erhoben, eine nach liberalen Grundsätzen geformte Staatsverfassung ins Werk richten und dem Thron der Bourbons bei der Wiederherstellung zum Gewährsmanne dienen sollte. Solchem Plane nicht abgeneigt war der König: er bemerkte eigenhändig unter dem Entwurfe Mirabeau's, daß diesem in der Folge eine Gesandtschaftsstelle versprochen sey, wogegen er Einsicht, Hülfsmittel und Beredtsamkeit aufbieten sollte, die von Monsieur gebilligten Vorschläge zum Staatswohle und zum Besten des Königs durchzusetzen. — Aber höfische Ränke störten den Erfolg dieses Abkommens, und Mirabeau sah sich genöthigt mit verdoppeltem Eifer der Revolution seine Kräfte zu leihen, um durch kühne Haltung dem ruchtbar gemachten Verdachte seiner Hinneigung zur Königssache die Spitze zu bieten und seine Popularität zu retten, da er in den Umtrieben der Minister und Hofparteien unbesiegbare Hindernisse seiner Dienstbeflissenheit für den unglücklichen König fand. Es war das ewig ihn verfolgende Mißgeschick seines Lebens, daß das Schicksal ihm mehr Erfolg beschied bei der Durchführung tadelswerther Nothbeh.'fe, als wenn er seiner besseren Einsicht ungehindert seine Kräfte widmend vorgegangene Fehler auszugleichen trachtete; dieses wollte nie gedeihen; wollte das Schicksal vielleicht aus schuldbefleckten Händen dem entarteten Zeitalter nicht die Sühnopfer darbringen lassen? — Wer mit aufmerksamem Sinne das Schicksal der

Völker und Staaten begleitet, findet oft Veranlassung diese Frage zu wiederholen. Mirabeau's Laufbahn war um so gefährlicher, da die Nationalversammlung schon des Vertrauens des besseren Theiles der Nation verlustig gegangen war, als nach den Freveln des Octobermonats 1789 dreihundert der zuverlässigsten, einsichtsvollsten und tüchtigsten Mitglieder der Nationalversammlung aus derselben geschieden waren, um nicht länger Zeugen und Theilnehmer des Verrathes und der Nationalentehrung zu seyn. Unter täglichen Veranlassungen, welche ihn auf die Rednerbühne riefen, wuchsen die Leistungen seiner Beredtsamkeit mit der Schwierigkeit der zu lösenden Aufgabe. Nie zeigte sich dieses im glänzendern Lichte als im Mai 1790, als Montmorin, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Namens des Königs, unter dem Vorwande kriegerischer Rüstungen Großbritanniens, für den Minister des Seewesens bedeutende Geldmittel verlangte, um gegenseitige Rüstungen vornehmen zu können. Die Besorgniß, daß der Hof dieses nur zum Vorwande gebrauche, um Rüstungen anderes Zweckes vorzunehmen, lag nahe; Alexander Lameth brachte es dahin, daß zuvor die Frage zur Entscheidung gestellt wurde: hat die Nation oder der König das Recht, Krieg zu beginnen und Frieden zu schließen? — Trotz den großen Anstrengungen der Royalisten in der Nationalversammlung würde bei dieser Verhandlung die königliche Autorität eine neue Niederlage erlitten haben, hätte Mirabeau nicht den Thron vertreten; er trug einen vollständigen Sieg davon mit allem Glanze, aber auch mit aller Gefahr eines entschiedenen Triumphes. — Schon fünf Tage hindurch war die Streitfrage in der Nationalversammlung verhandelt, als er hervortrat und derselben durch seine Untersuchung einen ganz andern Charakter gab, indem er zeigte, daß der Gegenstand nicht als Alternative: soll dem König oder der Nation, der vollziehenden oder der gesetzgebenden Gewalt das Recht zustehen, über Krieg und Frieden zu entscheiden? erwogen werden müsse. Er ließ sich bei seiner Untersuchung nicht stören durch den Zuruf: „Verrath! Bestechung!" nicht durch feindseliges Murren; er beharrte muthvoll bei seiner Durchführung und schloß mit dem Antrage, der Beschluß sey dahin zu fassen: daß dem Könige die Kriegserklärung überlassen bleibe, daß aber zu deren Ausführung

die Einstimmung der gesetzgebenden Versammlung, wie auch deren Bestätigung erforderlich sey, für alle auswärtige Verhandlungen, Bündnisse, Friedensschlüsse u. s. f. welche das Beste des Staates erheische. — Doch war mit diesem Vorschlage den Royalisten nicht genügt, sie sahen darin nur Beschränkung der Thronrechte; der Gegentheil aber fürchtete neue Vorschritte der königlichen Gewalt. Mirabeau's Rednerkünste wurden beklatscht und gepriesen; geheim sein politischer Charakter ewiger Verrätherei angeklagt. — Bornave betrat, seinen Vorschlag bestreitend, die Rednerbühne am 21. Mai, wohlgerüstet durch Talent, folgerecht und überzeugend beim Angriffe der gegenseitigen, wie bei der Vertheidigung der eigenen Meinung, welche dahin ging, daß der König als ausübende Behörde alle Rüstungen, Krieg, Frieden und Bündnisse vollziehen, der gesetzgebenden Versammlung die Entscheidung über Krieg und Frieden, wie der Abschluß auswärtiger Staatsverhandlungen vorbehalten seyn müsse. Mirabeau selbst gestand das Gewicht dieser Widerlegung ein; kaum verhinderte er, daß nicht sogleich abgestimmt wurde; nur mühsam gelang es, die Entscheidung des Beschlusses auf den folgenden Tag zu verschieben. Bornave's Rede war schon gedruckt und wurde überall verbreitet; hieran noch nicht genug: gleichzeitig wurde auf allen Straßen eine Flugschrift ausgeboten, deren Titel: „Die entdeckte große Verschwörung Mirabeau's" Inhalt und Zweck hinreichend kund gab. Sie wurde auch Mirabeau dargereicht, als er aus dem Saale trat: „Ich weiß genug," sagte er; „man wird mich triumphirend oder zertrümmert aus der Versammlung tragen." — Der 22. Mai war der Tag der Entscheidung; Mirabeau nahm das Wort zur Bekämpfung Bornave's. Die hier gesprochene Rede ist ein Meisterwerk der politischen Beredtsamkeit und verdient als ein classisches Denkmal eines bewunderungswürdigen Talentes dem Trefflichsten zur Seite gesetzt zu werden, was das Alterthum von seinen unsterblichen Rednern den späteren Zeiten überliefert hat. Im Eingange rechtfertigt mit Zuversicht Mirabeau sein bisher bethätigtes politisches Glaubensbekenntniß; er thut dar, wie er als Vertheidiger des Rechtes und der Freiheit der Franzosen, unter zahllosen Schwierigkeiten und Verleumdungen bisher unerschütter-

lich seine Stelle behauptet habe; dann geht er zur Sache über, nicht zu neuer Beleuchtung im Allgemeinen, sondern allein mit Bornave's Angriffe beschäftigt. Er zeigt, wie nach der Constitution, welche dem Könige bei der Gesetzgebung das Veto zuerkenne, hierdurch eine Theilnahme desselben an der Gesetzgebung zugetheilt sey, daß keine gänzliche Scheidung der gesetzgebenden Gewalt von der vollziehenden bestehe, daß aber die ganze Verfassung gestört werde, wenn man dem König die Befugniß nehme, bei den wichtigsten Bestimmungen auswärtiger Verhältnisse, die Initiative mag von ihm oder von der Nationalversammlung ausgehen, jenes Veto geltend zu machen. Störung, Zwietracht und Gefährdung der Nationalwohlfahrt konnten nur die Folge seyn, wenn ohne Theilnahme des Königs, vielleicht selbst wider seinen Willen, der Kriegszustand, wo Aufbietung vereinter Kräfte nöthig ist, herbeigeführt werden konnte. Im Verfolg dieses Weges zeigt der Redner die dem Nationalwohle entsprechende Richtigkeit seiner Anträge. Er schließt: „Ich wünsche die Mitwirkung der vollziehenden Macht bei der Entscheidung über Krieg und Frieden, wie die Staatsverfassung dieses nach allen bereits entschiedenen Bestimmungen festsetzt. Meine Gegner wollen solches nicht. — Ich will Theilnahme der Volksvertreter bei den wichtigsten Berathungen der Politik; meine Gegner verlangen diese Entscheidung dem Volksvertreter unbedingt allein zu überantworten." — Mirabeau's hohe Geistesfähigkeit hatte den Sieg davongetragen; unter allgemeinen Beifallszeichen stieg er von der Rednerbühne; nach seinem Sinne wurde das Gesetz also gefaßt: „Das Recht des Kriegs und Friedens steht der Nation zu. Nur durch den Beschluß der Nationalversammlung kann eine Kriegserklärung, nach dem nothwendig erforderlichen, formellen Antrage und unter Bestätigung des Königs erfolgen. Die Verpflichtung für äußere Sicherheit des Reichs, für Aufrechterhaltung seiner Rechte und Besitzungen Sorge zu tragen, ist durch die Staatsverfassung dem Könige übertragen. Er allein steht mit dem Auslande in politischen Verhandlungen, leitet solche, ernennt die dazu Bevollmächtigten, trifft nach dem Vorbilde der Nachbarstaaten Vorkehrungen zum Kriege, vertheilt nach Gutbefinden Land- und Seemacht und führt deren Leitung im Kriegsfalle." —

So war dem Königthume gerettet was nur zu retten stand; Mirabeau hatte ein siegreiches Beispiel gegeben, wie höhere Einsicht und Staatsweisheit über Factionenspiel und Parteisturm, in folgerechter Beharrlichkeit, den Sieg davonträgt. Darf man gleichzeitigen Nachrichten glauben, so erhielt der Redner, als Erkenntlichkeitsgabe aus Montmorin's Händen, für den hier bewiesenen, durch glänzenden Erfolg gekrönten Eifer, vom Könige ein Geschenk von 200,000 Franken, wie denn auch schon durch Geldes Hülfe dafür Sorge getragen war, daß während der dem Beschluße sich nähernden Verhandlungen die Zuhörerbühne der Nationalversammlung voller Leute war, welche dem Beifallsgeklatsch der Gegner zu Mirabeau's Gunsten die Spitze boten. Jenes Geldgeschenk darf nicht erachtet werden wie eine käufliche Bestechlichkeit: das dringende Bedürfniß erheischte gerade zur Erhaltung der Selbständigkeit solche Darbietungen nicht von der Hand zu weisen; so ist Mirabeau nicht zu verurtheilen, daß er sie annahm, ob er gleich höher zu preisen wäre, wenn er sie hätte unberührt lassen können. Er hatte obgesiegt, aber im Publicum hatte seine Popularität einen Stoß bekommen; er traf Vorkehrungen, um sich auf dem wankenden Gipfel der Volksgunst zu erhalten: er ließ jene Reden mit einer rechtfertigenden Vorrede drucken, vielfach verbreiten und in die Departemente vertheilen; aber schon die durch solche Maßregel sichtbar werdende Besorgniß diente seinen Feinden zur Genugthuung.

Der Graf von Mirabeau und sein später geborner Bruder der Vicomte, Obrister des Regiments Touraine, waren sich sehr ungleich, besonders hinsichtlich des politischen Systems: letzterer, Mitglied der Nationalversammlung als Abgeordneter des Adels von Limosin, ein eifriger Aristokrat, war in dieser Zeit, als er im Aerger über die um sich greifende Zuchtlosigkeit seines Regimentes, mit den Regimentsfahnen im Koffer, heimlich sein Standquartier verlassen hatte, durch nachgesandte Boten auf dem Wege nach Paris verhaftet. Die Nationalversammlung erhielt davon Anzeige und ließ den König um Schutz bitten für den Vicomte v. Mirabeau; am folgenden Tage aber nahm sich der zuvor nicht gegenwärtige Graf seines Bruders an, nicht aus brüderlichem Interesse, er verlangte dessen Befreiung als eines Mit-

gliedes der Nationalversammlung, über welches sich niemand Gerichtsbarkeit anmaßen dürfe. Unverzüglich sollte der Vicomte v. Mirabeau auf freien Fuß gestellt werden und, um sein Betragen zu rechtfertigen, vor den Schranken der Nationalversammlung erscheinen. — Es geschah; aber der Entscheidung des Vorfalles wich der jüngere Mirabeau aus, indem er auswanderte und unter Condé's Armeecorps eine Donquichotte-Rolle spielte, bis er gegen das Ende des Jahrs 1792 zu Freiburg im Breisgau starb. Er war von kolossaler Gestalt, dem Trunke sehr ergeben; einst machte ihm der ältere Bruder darüber Vorwürfe; „von allen Familienlastern," erwiderte der Vicomte," ist dieses das einzige, das du mir überlassen hast."

Bei dieser Veranlassung sey erwähnt, daß die Familienangelegenheiten Mirabeau's, welche in seinem frühern Leben so oft zur Sprache kommen, unter der Bedeutsamkeit der Staatsbegebenheiten von den Berichterstattern nicht weiter berührt werden.

Die Verhandlungen der Nationalversammlung waren ein planloses Gewirre, welches die fähigen Mitglieder mühselig zur Bearbeitung der dem Staate wichtigern Gegenstände zu lenken versuchten, bald zu vergrößern trachteten, um entweder das Bereich der Revolution zu erweitern, oder sie zu Falle zu bringen. Immer wurden die Berathungen über die zu begründende neue Staatsverfassung von Einzelnheiten, Zänkereien, persönlichen Neckereien und Volksunruhen unterbrochen. In dem gefahrvollen Gedränge der Parteistürme, nirgend wahres Vertrauen verleihend, nirgend darauf rechnen könnend, tritt Mirabeau aus dem verworrenen Gemälde der Zeit hervor, ausgerüstet mit einem Ideenreichthum, welcher auf jegliche Untersuchung Schlaglichter des Scharfsinnes und der Geistesgegenwart fallen läßt. Bald beleuchtet er diplomatische Verhältnisse und den bekannten bourbonischen Familienvertrag bei Veranlassung der Streitigkeiten, welche zwischen Spanien und England zum Ausbruche zu kommen drohten; bald kämpft er für die Dauer der Abgeordnetenbefugniß der gegenwärtigen Mitglieder der Nationalversammlung und für ihre Wahlfähigkeit bei der bevorstehenden Erneuerung; bald entscheidet er die Maßregel, zu welcher die stündlich wachsende Finanznoth drängt. Hier traf er mit Necker zusammen,

dessen Vorschläge von ihm bestritten wurden. Das baare Geld fehlte überall, die Einnahmen erlitten beständig steigenden Ausfall; Necker's gewöhnliche Hinhaltungsmittel, Anticipationen und Anleihen wollten nicht mehr gelingen; sein Lieblingsinstitut die Caisse d'Escompte war aus seiner Sphäre gerückt, es sollte, wie schon erwähnt, zur Erleichterung des Handels der Hauptstadt kaufmännische Papiere discomptiren, hatte aber, gedrückt durch große dem Ministerium geleistete Vorschüsse und durch übernommene Zahlungsverbindlichkeiten, Schuldpapiere ausgegeben, welche einzulösen es nicht im Stande war. Dennoch gedachte Necker durch Vermehrung der Schuldscheine der Caisse d'Escompte der Noth abzuhelfen, den Mangel des baaren Geldes zu ersetzen. Mirabeau vertrat einen wirksamern Plan, dessen Annahme richtig berechnet, zugleich einer von ihm bezweckten Grundverbesserung des Staatshaushalts zur Bürgschaft diente und den Ertrag der Revolution sicherte: die durch schändliche Vervielfältigung so berüchtigt gewordenen Assignate wurden als Hülfsmittel gegen die Geldbedrängniß ins Leben gerufen; es waren Schuldverschreibungen, welche unter Bürgschaft der Nation, von dem Ertrage der zu verkaufenden geistlichen Güter und Staatsdomainen wieder eingelöst werden und unter Versicherung eines Zinsertrags von vier vom hundert, bis zur Vollziehung jenes Verkaufs als Papiergeld dienen sollten. Die ausführliche Geschichte der hierhergehörigen Verhandlungen, bei welchen Mirabeau's hinreißende Beredtsamkeit den Ausschlag gab, liegt mit ihren Actenstücken dem Wißbegierigen vor und kann den Sachführern der Staatsfinanzen aller Zeiten und Länder zum Unterrichte dienen, wobei dann Struensee's Beurtheilung dieser Angelegenheit (siehe den dritten Band seiner Abhandlungen über wichtige Gegenstände der Staatswirthschaft) nicht übersehen werden darf und den Beweis führt, wie vorurtheilsfreie Untersuchung im damaligen Preußenstaate selbst Staatsministern zustand. — Die hiergestellte biographische Aufgabe verstattet nicht in die vollständigere Entwicklung dieses weitverzweigten finanziellen Gegenstandes einzugehen.

Dem Grafen von Mirabeau war das nicht beneidenswerthe Loos beschieden, unaufhörlich als Staatsverbrecher und Verschwörer angeklagt zu werden, bald von der revolutionairen Volkspartei, bald von aristokratischen

Höflingen, welche auf eine geheime Verbindung mit ihm nichts bauen wollten, ja sie zu verhindern trachteten. Mit Recht und Zuversicht erklärte er bei einer schicklichen Veranlassung: „Seit längerer Zeit haben mich Fehler und Dienstleistungen, Unglücksfälle und Erfolge zum Sachwalter der Freiheit gemacht. Seit meiner Gefangenschaft zu Vincennes und andern Festungen des Königreichs kann man von mir keine Thatsache, keine Schrift, keine mündliche Aeußerung beibringen, welche nicht entschieden energische Freiheitsliebe bewiese. Ich habe in meiner Familie vierundfunfzig Verhaftsbefehle erlebt, von denen siebzehn auf mein Theil fielen. Hat mir jene Freiheitsliebe großen Genuß gewährt, so hat sie mir gegenseitig viel Noth und Unruhe verursacht. Auf alle Fälle ist meine Lage ganz einzig. Die nächste Woche bietet mir die Aussicht dar, nach dem Berichte einer Untersuchungscommission, in der Rolle eines parteisüchtigen Verschwörers aufgeführt zu werden; heute klagt man mich als Verschwörer wider die Revolution an. — Verschwörung um Verschwörung, Untersuchung um Untersuchung, Strafe um Strafe: so muß mir eingeräumt werden, daß ich ein Märtyrer der Revolution sey!"

Wahrlich, er war es. — Anschuldigungen von Verschwörungen hatten eben so oft ihre Veranlassung in dem bis zum Wahnsinn gesteigerten Eifer der verschiedenen Parteigänger, als in der Feigheit und der Verleumdungssucht; kein bedeutender Mann jener Zeit, der in Frankreichs Staatsangelegenheiten eingriff, blieb davon verschont. Auch St. Priest, der mit Necker befreundete, schon einmal von Mirabeau angegriffene Minister, wurde bei Gelegenheit der Anklage eines Herrn von Savardie von neuem wider die Nationalangelegenheit gerichteter Verschwörungstheilnahme angeklagt; er wußte des Königs Erlaubniß zu erhalten, gegen Mirabeau nun eben die Waffen zu gebrauchen, welche derselbe neulich wider ihn versucht hatte; das heißt: eine Beschuldigung der andern entgegenzustellen und die Feinde des Hofes in Furcht zu setzen, durch angedrohte Bestrafung der Verbrecher, welche nach der Untersuchung der blutigen Aufstände am 6. und 7. October des vorigen Jahres als schulderwiesen verurtheilt werden mußten. Unter diesen standen Orleans und Mirabeau's Namen an der Spitze. St. Priest beging einen großen Fehler, durch

dieses Manoeuvre der Pöbeljährung neue Aufregung und dem Grafen von Mirabeau dringende Veranlassung zu geben, die geheime Annäherung an die Sache des Königs, im Erfolge zweifelhaft, in ihrer Grundlage unzuverlässig, für seine Person noch gefahrvoller zu bezeichnen. Der Eindruck dieses vom Ministerium betriebenen Verfahrens war sehr verschieden bei den Mitgliedern der Nationalversammlung, nach der Verschiedenheit des politischen Systems, wozu sie geschworen hatten: die Royalisten glaubten endlich den Tag vergeltender Rache gekommen; die Gemäßigten, die Ränke nicht durchblickend, geriethen in Erstaunen und erkannten das Gefahrvolle, nach Jahresfrist jene Schreckensscenen wieder in neues Andenken zu bringen; und die Vertreter der Revolution erkannten, daß sie vom Hofe nie Schonung und Vergessen des Vorgefallenen zu erwarten hätten, daß sie mithin schonungslos zu verfahren genöthigt wären. In dem der Nationalversammlung abgestatteten Berichte der Untersuchungscommission vom 7. August 1790 waren Orleans und Mirabeau zwar nicht genannt, doch so bezeichnet, daß die Hindeutung keinen Zweifel zuließ. Unser Angeklagter ließ nicht auf sich warten: mit der siegreichen Gewandtheit eines fähigen Sachwalters suchte er zu beweisen, daß man fehlerhafte Ausbrüche des Freiheitstaumels zum Vorwande gebrauche, die Revolution als eine Verschwörung darzustellen; er ging auf die Beschuldigungen über, welche man ihm persönlich nachtrüge, beleuchtete seine Handlungsweise, seine mündlichen Aeußerungen und erlangte, daß Anklage und Untersuchung durch den Ausspruch beseitigt wurden, er sey keines Verbrechens schuldig, eine Verschwörung der angegebenen Art sey nicht vorhanden gewesen.

Der Hof erkannte den seiner Sache nachtheiligen Ausschlag, welchen die Untersuchung erhielt, er war in sich widerstreitende Parteien aufgelöst; einige derselben sahen die Zuversicht Mirabeau's auf seine Volksgunst nicht ungern bewährt: denn ihre Hoffnungen waren eng verknüpft mit den Beziehungen, in denen sie geheim zu Mirabeau standen. Gerade jetzt war der furchtbare Revolutionsheld in der vertrautesten Verbindung mit der Königin. Der Minister Montmorin leitete das Geheimniß. Hätte gegenseitiges Vertrauen gedeihen können, wo gegenseitiger Rückhalt verderblich wirkte, Frankreichs

Heil wäre vielleicht nicht so furchtbaren Prüfungen unterworfen worden.

Im Sommer 1790 war die Erwartung, welche Marie Antoinette von Mirabeau hegte, dahin gediehen, daß sie ihn zu einer geheimen Zusammenkunft beschied. Unter dem Vorwande, seinen Freund Clavière auf dem Lande zu besuchen, ritt Mirabeau bei Saint Cloud, wo sich die Königin befand, vorbei; er stieg in der Gegend vom Pferde und trat vor die ihn erwartende Königin, welche ihn mit der einstudirten Anrede empfing: „Vor einem gewöhnlichen Feinde, vor einem Menschen, der den Sturz der Monarchie beschworen hat, ohne das Heil eines großen Volks zu berechnen, thäte ich in diesem Augenblicke den fehlerhaftesten Schritt, aber ich rede zu einem Mirabeau." — Waren dieses wirklich die Worte der unglücklichen Königin, so fand sich der damit Angeredete dadurch gewiß sehr geschmeichelt. Man kennt die Anekdote, wie bei dieser Zusammenkunft Mirabeau soll um die Gnade des Handkusses gebeten, wie er sie soll erhalten und dann enthusiastisch ausgerufen haben: „Madam, die Monarchie ist gerettet!" — Aber sie ward nicht gerettet, zuviel Böses hatte Mirabeau, wie seine Feinde ins Werk gerichtet, um es bei veränderter Ansicht ausgleichen zu können. — Unter Montmorin's Einleitung fanden zu St. Cloud mehrere Zusammenkünfte statt, wo Mirabeau vor dem Könige und der Königin erschien; auch erhielt er auf diesem Wege bedeutende Geldsummen, deren genußlustige Durchbringung bei seiner weltkundigen Armuth verdachterweckend war. Jene Verschwörungsanklage machte in den Beziehungen Mirabeau's zum Königspaare im October des besagten Jahres neue Störung; bald erfolgte Ausgleichung konnte das Mistrauen und den Zeitverlust nicht ersetzen. Die beabsichtigte Wiederherstellung des Throns war nicht das Feld, wo Mirabeau Ruhm ärnten sollte; die Rednerbühne zur Vertheidigung der Nationalfreiheit, zur Bestreitung eingewurzelter Vorurtheile, zur Entwicklung neuer Ansichten für Gesetzgebung und Staatskunst war die Stätte, wo er sich Unsterblichkeit erwarb, während Ueberbietung seiner Geistes- und Körperkräfte zur Vorsicht mahnten. Unter immer erneuerten Anstrengungen, Arbeiten, sinnlichen Genüssen und Anregungen eines rastlosen, ehrsüchtigen Geistes wurde der Lebensstoff schnell aufgezehrt; Sorge für Ge-

sundheit, Bedachtnahme auf Selbsterhaltung und Pflege war nicht von ihm zu erlangen, wie dringend auch seine nähere Umgebung dazu rathen mochte. An ein Ausruhen, Sichzurückziehen war von seiner Seite nicht zu denken; eben so wenig war es ihm möglich sich fremden Planen resignirt hinzugeben; immer suchte und fand er neue Veranlassung darzuthun, daß seine in der Nationalversammlung errungene Macht ungefährdet sey, daß er die wüthende Volkspartei nicht zu fürchten brauche und daß er, des geheimen Verständnisses ungeachtet, das Königspaar sich zu unterwerfen dachte durch Uebermacht seiner geistigen Hülfsquellen und durch daraus erwachsende Furcht: so mußte er durch rastlose Regsamkeit den Betrag seiner Kraft erhöhen, seine Popularität in Besorgniß erregendem Lichte glänzen und doch wieder die Popularität fallen lassen, wenn der Strom zu gewaltsam um sich zu greifen drohte. Mirabeau erfuhr auch im Verhältnisse der Revolution, daß es ein leichteres Unternehmen sey, das Feuer anzuschüren und wach zu erhalten, als Herr zu bleiben der Flammen und der Feuersbrunst Ziel zu setzen. Wahrscheinlich glaubte Mirabeau der Meisterschaft der Revolution gewisser zu seyn, wenn er sich den Jacobinern anschlösse, um sie nicht zu Gegnern zu haben: denn das Ziel seines Willens wurde dort am heftigsten bestritten, wie am Hofe, wo hieraus allein Hülfe zu erwarten war. Lenkte Mirabeau als Redner zu stark sich auf die Seite der Hofwünsche, wie bei Berathung der künftigen Verfassung der Geistlichkeit, so verloren seine Anträge die Stimmenmehrheit in der Versammlung, und bei jeder Veranlassung, wo solche halbe Zeichen der Machtverringerung seinen Feinden Freude verursachten, wurden absichtliche Verzögerungen von Seiten der Vermittler seines Verständnisses mit dem Königspaare ihm fühlbar. Daß der sonst so leicht verletzbare, immer rasche Mirabeau dadurch nicht zum völligen Bruche gebracht wurde, läßt sich nur aus der entschiedensten Ueberzeugung von der Zweckmäßigkeit des einmal gefaßten Plans erklären. — Daß übrigens unter solchen Umständen seine öffentlichen Vorträge und Reden eines Theils ihres charakteristisch bleibenden Glanzes, der Gedankenfülle und des hinreißenden Feuers verlustig gingen, darf nicht unerwähnt bleiben; nicht daß andere Redner, die ihm gegenüber auftraten, ihm den demosthenischen Kranz hätten streitig ma-

chen können, er übertraf sich nicht mehr selbst wie früher, er erreichte sich selbst zuweilen nicht.

Um seinen Credit als Patriot in neuem Glanze zu zeigen, trat er am 18. Januar 1791 in Reihe und Glied der Nationalgarden, im Bataillon de la Grange-Batelière, Chaussée d'Antin und that so selbst beim Könige Wachtdienste; nach wenigen Tagen wurde er zum Commandanten des Bataillons ernannt, wodurch er Gelegenheit erhielt, bei Ausübung des Dienstes und beim Visitiren der Wachten, ohne Verdacht oft in den Tuilerien anwesend zu seyn, dem Königspaare sich zu nähern und mit ihm sich zu besprechen. Der neue Zeitverlust dieses Dienstes verhinderte ihn nicht, bei jeder Verhandlung von Wichtigkeit in der Nationalversammlung seinen Pfad zu verfolgen. Gegenwärtig war dort die Besorgniß eines kriegerischen Angriffs des Auslandes wieder das Thema, welches Ränkesüchtigen zur Veranlassung diente, Furcht zu wecken und Hülfsmittel zur Vollführung geheimer Plane zu erlangen. Mirabeau sprach über die diplomatischen Verhältnisse geistvoll, doch über die anzuordnenden Maßregeln räthselhaft: er bekämpft die Sorge eines kriegerischen Angriffs, aber er warnt vor unachtsamer Sicherheit; er räth zu sachdienlichen Vorbereitungen, welche den Verwaltungsbehörden übertragen werden müßten; doch hütet er sich den König zu nennen, den er im Sinn hat, und das ewige Geschrei von Verantwortlichkeit der Minister zu erneuern, indem er der Nation Folgsamkeit wie Vertrauen zu den Staatsbeamten und Stellvertretern ans Herz legt.

Bisher hatte seine leidenschaftliche Ehrsucht noch nicht zu einer Auszeichnung gelangen können, welche für ihn so großen Reiz haben mußte, deren Erlangung aber von den Mitgliedern der Nationalversammlung immer verhindert war; von vielen wahrscheinlich aus Furcht, ihm neue Gelegenheit zur Entwicklung seiner geistigen Uebermacht zu geben. Es war die Erlangung der Präsidentenstelle in der Nationalversammlung; endlich am 29. Januar ward er dazu gewählt. Er wußte davon Gebrauch zu machen zur neuen Hervorhebung seiner Popularität, seiner vielseitigen Talente. Bertrand von Melleville spricht über seine Präsidialleistungen das unverwerfliche Zeugniß aus: „Nie führte ein Mann den Vorsitz mit mehr Würde und bethätigte, daß der Präsident nicht

allein das Organ der Nationalversammlung, sondern auch der Achtung gebietende Vermittler seyn müsse. Die Antworten, welche Mirabeau den häufig erscheinenden Deputationen ertheilte, athmeten Beredtsamkeit und Weisheit. Er sprach als Revolutionsmann, doch im Tone der gefälligen Vaterlandsliebe, in dem Grade, welchen seine Popularität erheischte. Die verschiedenartigsten Anreden der Deputationen gaben ihm Gelegenheit, immer mit glänzenden Gedanken, anziehenden Blicken hervorzutreten und Beifall und Bewunderung der Gegner wie der Freunde zu erlangen." — Dabei ließ er es nicht an Weisungen und Ermahnungen mangeln, wozu er sich in der Präsidentenwürde besonders befugt hielt: so als die Abgeordneten der Municipalität der Hauptstadt den Verfall des städtischen Creditwesens, veranlaßt durch die neuesten Staatsbegebenheiten, zur Anzeige brachten und von der Nationalversammlung Hülfe verlangten. Mirabeau entgegnete ihnen: „Seyn Sie nicht in Sorge über Ihre Schulden: sie sind ein der Freiheit gemachter Vorschuß. Sie haben in einen fruchtbaren Boden gesäet, er wird alle ihm vertraute Aussaat wieder erstatten. Nur noch eine Hülfsquelle des Glücks mangelt der Hauptstadt: es ist die Einigkeit seiner Bürger, welche unaufhörlich durch falschen Lärm und durch ränkesüchtige Menschen gestört wird. Diesen verbrecherischen Despotismus hat die Stadt Paris bisher nicht zu vernichten gewußt." Durch seinen Einfluß ward die als eine große Staatsangelegenheit in der Nationalversammlung zur Anzeige gebrachte Abreise der Tanten des Königs nach Italien, wohinter man staatsverrätherische Umtriebe versteckt glaubte, beseitigt; auch den alten ängstlichen Prinzessinnen mußte die jedem Einwohner Frankreichs zustehende Freiheit, von dannen zu ziehen, gewährt werden. Mirabeau sagt: „Seht den König, dieses Vorbild aller Könige, der mit der einen mächtigen Hand die Sklavenketten Amerika's brach, der allen Völkern friedlich freie Befahrung des Oceans sicherte, den König, den Freund Eurer Decrete, welcher seinen Familiengliedern keinen Zwang glaubt anlegen zu dürfen!" — Die Königstanten konnten nun ungestört ihre Reise nach Italien unternehmen. — Im Allgemeinen scheint Mirabeau als Präsident das Zuströmen der Deputationen mit häufig gehaltlosen Vorschlägen und unzweckmäßigen Anträgen begünstigt zu haben,

um den Reibungen unerläßlich mit wichtigen Verhandlungen zuvorzukommen, und gewissermaßen die Revolution wo nicht zum Rückschritte, doch zum Stillstande zu bringen. In dieser Stellung gefiel er sich augenscheinlich, zeigte viel Feinheit und Anmuth und erwarb Geneigtheit bei allen Parteien. Als er nach Monatsfrist, der getroffenen Einrichtung gemäß, den Vorsitz verließ, war sein politisches Gewicht größer als je: das Königspaar ließ ihm durch Montmorin für sein Benehmen danken; alle Parteien, vielleicht nur nicht die eingefleischten Jacobiner, die orleanssche Sippschaft, knüpften an den Faden politischer Beziehungen persönliches Vertrauen zu ihm, besonders der Hof.

Der schon oft erwähnte Plan Mirabeau's, wenn man den Nachrichten mehrerer in das Geheimniß Eingeweihter trauen kann, wozu viele seiner Aeußerungen anmahnen, bestand dem Hauptzwecke nach in Wiederbefestigung des wankenden Königsthrons, indem der Revolution zur Bewirkung des Heils Frankreichs eine andere Wendung gegeben würde. Zu diesem Behufe sollte die Nationalversammlung aufgelöst und erneuert werden durch anders formirte, besonders die Grundeigenthümer berücksichtigende Wahlen, eine neue Constitution nach schon ausgearbeiteten, den Erklärungen des Königs entsprechenden Vorarbeiten eingeführt werden. Zu diesem Zwecke wollte man eine Vereinigung der einsichtsvollsten Mitglieder der Nationalversammlung, sowohl von der royalistischen Partei, als von der linken Seite, zu Stande bringen; durch Zeitschriften die Nation über die bisherigen Factionsumtriebe und deren unausbleibliche Folgen belehren und unter dem Vorwande, die Departementaleintheilung in's Werk zu setzen und die Abgränzungen der Districte und Cantons anzuordnen, zuverlässige Commissarien in jedes der 83 Departements senden mit dem geheimen Auftrage, gleichmäßige Bittschriften der Gemeinden zu veranlassen, behufs der Erneuerung der Nationalversammlung und der Ausführnng jener constitutionellen, vom Könige genehmigten Grundlagen. — Dieses waren die Hauptbestimmungen, zu deren Durchführung man sich gegenseitige Mitwirkung versprach. Der Plan ist Mirabeau's würdig, mag er dessen Urheber, oder demselben nur beigetreten seyn; desselben Erfolg, er mochte ausfallen wie er wollte — wäre unbezweifelt dem Heile

Frankreichs erspriesslicher gewesen, als das verhängnißvolle Schicksal, welches durch seine Beseitigung hervorgerufen wurde.

Der König war schon früher mit Lafayette in eine nähere Verbindung getreten, welcher man von Seiten des Hofes Ablenkung mancher augenblicklichen Gefahr verdankte; nun aber zeigte dieser gutgesinnte Mann die entschiedenste Abneigung, mit Mirabeau in irgend eine politische Verbindung zu treten oder sich mit ihm zu verständigen, woraus nothwendig Störung und Verzögerung entscheidender Maßregeln um so mehr erfolgen mußte, da der König dem Ausspruche wichtiger Entscheidungen immer widerstrebte. So wurde viel berathen und unterhandelt und der Hindernisse Zuströmen durch Verzögerung nothwendiger kühner Thaten unweise befördert. Schon zu Anfang des Jahres wollte Mirabeau, rasch zum Werke schreitend, unter dem Vorgeben, zur Wiederherstellung seiner Gesundheit seine Heimath zu besuchen, die Provinz bereisen und für seine Plane Einleitungen treffen; er erkannte bald, wie man im Königsrathe weniger entschieden sey, als er, und so kam es ihm wahrscheinlich erwünscht, da eine Adresse des Jacobinerklubs ihn ersuchte, in so hochwichtigem Zeitpuncte die Hauptstadt nicht zu verlassen. Er blieb, und es geschah nichts. Beim Doppelspiele, welches er durchführen mußte, trat mit der steigenden Bedrängniß des Königs dessen Widerwille gegen Mirabeau in den Hintergrund; Mirabeau's unwiderstehliche Gabe, da, wo er es wollte, zu gewinnen, übte auch hier ihr Recht: ein geheimer Briefwechsel mit dem Könige bildete sich und erlangte den Charakter vertraulicher Mittheilungen über politische Aufgaben jeder Art. Für die Geschichte der Zeit, für des Mannes Charakterzeichnung würde aus diesen Zuschriften mancher interessante Zug zu entnehmen seyn; diese werthvollen Papiere gingen aber der Welt verloren, als beim völligen Umsturz des Königsthrones Ludwig XVI., selbst aller irdischen Habe beraubt, in den Kerker, dann auf das Blutgerüst geschleppt wurde.

Schon schlug die Stunde, wo Mirabeau in der Nationalversammlung zum letzten Male den ganzen Umfang seines Rednertalentes, seines Muthes, wie seiner Dienstbeflissenheit für die Königsfamilie, zeigte: es war bei dem in Vorschlag gebrachten Gesetze über die immer

häufiger werdenden Auswanderungen, deren beabsichtigtes Verbot freilich nicht nach dem gewöhnlichen Maßstabe gemessen werden darf, denn die aus Frankreich Fliehenden bekannten es offen, wie sie beabsichtigten sich um die schon emigrirten Prinzen und Hohen von Adel zu versammeln, um unter ihrer Leitung, zur Wiederherlung der alten Ordnung und zur Bestrafung der Neuerer, mit bewaffneter Macht Frankreich zu überziehen. So bezeichneten sich die Auswanderer selbst nicht als bloße Reisende und Flüchtlinge, sondern als Verschwörer gegen die von allen Billigdenkenden gewünschte Staatsreform, — der größte Fehler, welcher von den Privilegirten begangen werden konnte. Dennoch sprach Mirabeau seinen Grundsätzen getreu entschieden für die Auswanderungsbefugniß; er stützte seine Vertheidigung dieser persönlichen Freiheit auf die Behauptungen, welche er schon 1787 in seiner oben erwähnten Zuschrift an den König Friedrich Wilhelm II. von Preußen bei dessen Thronbesteigung aussprach, um die Auswanderungsverbote, über welche Friedrich II. hielt, als verwerflich zu bezeichnen. Besonders folgende Stelle brachte Mirabeau als Redner jetzt wieder in's Gedächtniß.

„Sire! Man muß glücklich seyn in Ihren Staaten: geben Sie jedermann die Freiheit, ohne gesetzliche Hindernisse, ohne besondere Bedingungen auswandern zu dürfen. Gestehen Sie in einem förmlichen Gesetze diese Befugniß allen zu; ein solches Gesetz erheischt die ewig wahre Lage der Dinge, es wird Ihnen immer zur Ehre gereichen, Ihnen nicht das geringste Opfer kosten: denn Ihr Volk wird nirgend eine bessere Lage, als Sie ihm zusichern, finden können, und fände das Gegentheil statt, so waltet kein Hinderniß ob von dannen zu ziehen. Ueberlassen Sie solche Befehle andern Machthabern, welche aus ihren Staaten Gefängnisse machen. Die tyrannischsten Gesetze in Betreff der Auswanderungen haben nie andern Erfolg gehabt, als das Volk dazu anzureizen, gegen die vorwaltende Zuneigung zum Boden der Heimath. — Der Mensch erträgt von der Vorsehung alles, nichts von der Ungerechtigkeit seines Gleichen, oder er unterwirft sich mit empörtem Herzen. Heut zu Tage kann nur die Stimme der Vernunft und der Gerechtigkeit dauernden Erfolg haben. (Welches Vertrauen auf eine weise Vorsehung und auf die herrliche Entwicklung

der Menschheit!) Das brittische Amerika hat allen Fürsten das Gebot auferlegt gerecht und weise zu seyn, wenn sie nicht binnen kurzem über Einöden herrschen wollen."

Es war ein rednerisch feiner Kunstgriff, durch Wiederholung solcher vor einer Reihe von Jahren einem gekrönten Haupte zugerufenen Warnung, sich als einen bewährten Freiheitsvertheidiger zu bewähren und so die strenge Verfolgungen, welche wider die Emigrirten in Antrag gebracht wurden, zu bekämpfen. Mirabeau gewann den Beifall der rechten Seite der Nationalversammlung, weniger den der linken, welche nach ihren verschiedenen politischen Abstufungen entweder schweigend ihre Misbilligung zu erkennen gab, oder solches bis zu dem Ausruf der wilden Jacobiner: „Verschwörer! Bestochner! Verräther!" steigerte. Der Redner wurde dadurch nicht geschreckt; seine Leidenschaften wurden geweckt zu scharfsinniger Geistesgegenwart; aber der Kampf im Innern mochte um so verzehrender seyn, da bei manchen Besorgnissen körperliche Hinfälligkeit sich immer mehr geltend machte. Ränkesucht hatte auf allen Seiten Spielraum gewonnen; zwischen rachsüchtigen Parteien hingestellt ordnete er sich keiner unbedingt unter, aber er fand auch an keiner zuverlässigen Rückhalt: die neuesten Zeiten, wo die Jacobiner immer frecher ihr Haupt emporhoben, boten Wahrzeichen genug dar, daß die ihm zusagende Volksgunst keine wahre Stütze, sondern ein täuschendes Truggebilde sey. Er, der körperlich schon sehr Hinfällige, bewies fortwährend eine so rüstige Thätigkeit in der Nationalversammlung, wie als Mitglied der neu angeordneten Verwaltungsbehörde des Departements von Paris, welche im Stande gewesen wäre, binnen kurzem den Organismus eines mit gewöhnlichen Kräften ausgestatteten Mannes aufzureiben. Montmorin, der gewiß nicht Veranlassung hatte, gegen Vertraute, Mirabeau'n hinter seinem Rükken zu schmeicheln, urtheilte von ihm: „Ich glaube nicht, daß je ein Mann von der Geisteskraft Mirabeau's dagewesen ist. Nicht allein, daß ihn keine Schwierigkeit aufhält, er stößt selten auf eine, aus welcher er nicht Vortheil zu ziehen versteht; mit der Hülfe eines solchen Mannes kann man eine Revolution nach Gefallen hervorrufen und beenden."

Was stand von diesem Manne, der durch die Schule großer Erfahrungen von verhängnißvollen Irrthümern zurückgekommen war, zum Heile Frankreichs, des unglücklichen Königs und der immer mehr entartenden Revolution zu erwarten, wenn nicht der unerbittliche Tod so schönen Erwartungen der Menschheit ein schnelles Ziel gesetzt hätte.

Mit dem Zeitpuncte, wo Mirabeau durch das Gewicht seines Talents für Frankreichs Schicksale so große Bedeutsamkeit gewann, mit seinem beständigen Aufenthalte in der zu allen Lüsten lockenden Hauptstadt, mit den ihm ungewöhnlichen reichen Zufluß lange vergeblich gesuchter Geldmittel verdoppelte sich seine Arbeitsamkeit, wie seine Genußlust; letztere aber war nicht geeignet zur Erholung und Stärkung zu dienen. Ernste Anmahnungen, sich zu schonen, achtete, wie schon erwähnt, der kaum vierzigjährige Mann nicht, ob er gleich seit 1789 in kurzen Zwischenräumen von Krankheitszufällen ergriffen wurde: bald war es Gelbsucht, bald Augenentzündung, Fieberanfälle, Unterleibsbeschwerden, heftige Koliken u. s. f. Der Arzt und Freund Cabanis konnte seinen Kranken, der mehr durch die Herrschaft des Geistes über den Körper, als durch ärztliche Heilmittel genas, nicht aus dem Strudel der Geschäfte und einer dissoluten Lebensweise, behufs einer gründlichen Cur, reißen. Ihm entging es nicht, daß Störung des Organismus und Entkräftung um sich griffen; Mirabeau's rüstige Körperhaltung verschwand, seine Kräfte ließen nach, besonders Magenschwäche wollte nicht weichen, ja selbst der kühne Geist versank in Abspannung der Muthlosigkeit, und des Trübsinns konnte er oft nur mühsam Herr werden. Oft hing er, der so große Plane und Hoffnungen vor sich sah, Todesgedanken nach; die Triebfedern des Ruhms hatten ihre Spannkraft verloren. Bisher hatte man in Mirabeau immer den Mann von herkulischer Muskelkraft bewundert, jetzt wurde es nur zu sichtbar, wie eine übergroße Reizbarkeit seines Nervensystems jener zugesellt war. Bei der fortgesetzt angestrengten Lebensweise bedurfte es wohl kaum einer besondern Ursach zur Hervorrufung einer gefahrvollen Krisis. In der Hauptstadt war man so tief gesunken, daß man beim Eintritte wichtiger Ereignisse nur auf große Verbrechen rechnete: so schuldigte man bald dieser bald jener Partei die Ver-

giftung Mirabeau's an. Es ist kein hinreichender Grund vorhanden hieran zu glauben, als der Vorkämpfer der Revolution, jetzt für alle Parteien die Stütze großer Erwartungen, in gefahrvolle Krankheit verfiel. Er stand in Verbindung mit einer reizenden Opernsängerin, Coulomb, an deren Seite er sich allen Ausschweifungen und Nachtschwärmereien hingab, wodurch sein gefahrvoller Zustand natürlich befördert wurde. Er hatte vor dem Thore von Argenteuil, nahe bei Saint Denis, einen Landsitz gekauft. Dorthin ließ er sich bringen, aus den Armen der Wollust scheidend, um Bedacht zu nehmen auf seine Erhaltung. Hier wollte er freie Luft und Erholung genießen unter heitern Aussichten. Er ließ bauen und ordnete selbst an, um in angenehmer Zerstreuung zu genesen. In der Umgegend ließ er bekannt machen, daß, zur Abhülfe der Nahrungslosigkeit der untersten Volksclasse, hier bei ihm jedermann Arbeit und Lohn fände; den Pfarrer von Argenteuil berechtigte er, alle Kranke und Hülfsbedürftige zur Empfangnahme an Brot, Fleisch, Wäsche und jeglichen Lebensbedürfnissen auf ihn anzuweisen. Unter diesen erheiternden Beschäftigungen ward er in der Nacht auf den 27. März von einer gewöhnlichen Kolik befallen. Er konnte es nicht über sich gewinnen, seiner Aufmerksamkeit auf die Verhandlungen der Nationalversammlung Stillstand zu gebieten. Es galt damals einer neuen Anordnung des Bergbaues und damit verwandter Betriebe; er hatte über diesen Gegenstand schon einen Vortrag gehalten; alle Gegenvorstellungen halfen nichts, er eilte in die Versammlung, des Berufes dort zu wirken sich nur zu lebhaft bewußt. Cabanis, der ärztliche Freund, begegnete ihm auf der Terrasse der Feuillants, als der Kranke zur Sitzung ging; er befragte ihn über den Gesundheitszustand, den er als sehr leidend erkannte. „Sie ziehen sich den Tod zu," sagte der besorgte Arzt. „Kann man weniger thun für eine so gerechte und große Sache?" — antwortete Mirabeau. — Die Unterhaltung wurde unterbrochen durch den Andrang der Menge, welche mit Bittschriften, Vermittlungsgesuchen, Bezeugungen der Theilnahme u. s. f. ihn aufsuchte. Cabanis wurde auf den Landsitz beschieden, wo der Kranke durch Aderlaß und Blasenpflaster einige Erleichterung erhielt gegen wiederholte Krampfanfälle. Es war dies der dritte Tag seines leidenden Zustandes; die Ja-

kobiner, welche sich damals noch die Gesellschaft der Freunde der Constitution nannten, beschickten ihn mit Abgeordneten, um sich nach seinem Befinden zu erkündigen; diese Aufmerksamkeit machte ihm Freude, welche aber getrübt wurde, als er erfuhr: Petion habe an dieser Sendung keinen Theil nehmen wollen. — Die Krankheit machte reißende Fortschritte; Cabanis verzweifelte an der Rettung, Mirabeau entsagte ohne Klage der Lebenshoffnung. Der Leidende bewährte Hoheit der Seele, indem er mit der Ueberzeugung des nahen Todes ungetrübte Gemüthsruhe offenbarte. Bis dahin hatte er seine Freunde vom Krankenlager entfernt gehalten, indem er sich ganz der ärztlichen Anordnung hingab. Nun ließ er die Vertrauten seines Herzens herbeirufen, besonders den Grafen de la Mark, den geheimen Unterhändler seiner Verbindungen mit dem Könige. Mit ihm unterhielt er sich von Gegenwart und Zukunft in Beziehung auf Frankreich und die Revolution, mit wahrer Heiterkeit sprach er seine politischen Ansichten aus; bei Erwähnung Englands sagte er: „Pitt ist der Minister der Zurüstungen, er wirkt vorzüglich durch Drohungen; hätte ich länger gelebt, ich glaube, ich würde ihm zu schaffen gemacht haben." — Er entschloß sich eine letztwillige Verfügung zu treffen; auf das Geständniß: „ich habe Schulden, deren Betrag ich nicht weiß, so wie ich überall ungewiß bin über den Zustand meines Vermögens, und doch habe ich wichtige, meinem Herzen theure Verpflichtungen" — ertheilte der Graf de la Mark die Versicherung: „Wenn der Nachlaß für die beabsichtigten Legate nicht hinreicht, will ich gern die übernehmen, welche mir seine Freundschaft überweist."

In der nächsten Nacht verschlimmerte sich sein leidender Zustand. Als mit Tagesanbruch Cabanis an sein Lager trat, redete er ihn an: „Heute, Freund, sterbe ich; wenn es dahin gekommen ist, hat man nichts mehr zu thun als sich zu schmücken und mit Blumen zu kränzen, um freundlich dem ewigen Schlafe entgegenzukommen." — Mehrere Stunden hielt er, nachdem er noch mit voller Geistesfreiheit über sich und seine Lage geredet, in den absterbenden, kalten Händen die seiner Freunde, Cabanis in der einen, die des Grafen de la Mark in der andern. Die Auflösung schritt vor, Geistesabwesenheit wechselte mit Aeußerungen des Bewußtseyns. Der

Todeskampf nahete dem Ende; der Kranke schlug noch einmal das feurige, schon gebrochne Auge zum Himmel und verschied in der Mitte seiner Freunde, nach acht Uhr Morgens am 2. April 1791, wenige Monate über zweiundvierzig Jahre, an der Schwelle eines Tempels, wo er Sühnopfer für manche Verirrungen seiner großartigen politischen Laufbahn zu bringen gedachte. Vielen, vor allen den wüthenden Parteigängern der Revolution, war sein Tod erwünscht, dem bessern Theile der französischen Nation ein Schreckensereigniß; ihn beklagten viele Freunde, Anhänger, Bewunderer, unter diesen vielleicht niemand aufrichtiger als König Ludwig XVI., der nun zu spät erwägen mochte, daß er einen so großen Mann zu Wiederherstellung seines morschen Königsthrons nicht früher zu entscheidendem Erfolge benutzte. Der Tod gebot plötzlich Stillstand in dem weitverzweigten Wirkungskreise, in welchem Mirabeau erst den wahren untadelichen Ruhm zu erlangen hoffte. Des Dahingeschiedenen Gedächtniß war, wie sein Leben, eine Reihefolge wilder Contraste. Mit der Todesnachricht wurden jene Gerüchte stattgehabter Vergiftung, welche von der Partei der Aristokraten angestiftet seyn sollte, in Umlauf gebracht; der Schmerz des Verlustes sprach sich aus in der glanzvollen Feier seines Leichenbegängnisses, an welchem ganz Paris Theil nahm. Vielleicht sind der Asche keines Monarchen je solche Huldigungen bei der Beisetzung dargebracht; alle Stimmen vereinigten sich, den Verstorbenen als die Stütze der Nationalhoffnungen zu bezeichnen; nur einzelne Feinde erhoben desto lauter ihre Schmähungen: so der verworfene Marat, der in seiner Zeitschrift, der Volksfreund genannt, in jacobinischer Wuth, den Todesfall berichtete: „Danke den Göttern, o Volk! Dein furchtbarster Feind fiel unter der Schere der Parze; Riquetti ist nicht mehr. Er stirbt als Opfer zahllosen Verrathes, als Opfer zu später Gewissensbisse, als Opfer der grausamen Vorsicht seiner schändlichen Mitschuldigen, welche besorgnißvoll den Verwahrer ihrer entsetzlichen Geheimnisse schwanken sahen.“ (Marat deutet auf die Vergiftungsbeschuldigungen.) „Zittert vor ihrer Wuth und segnet die himmlische Gerechtigkeit. Doch, was erblicke ich! Listige Betrüger, in Massen aufgestellt, nehmen Dein Beileid in Anspruch und lassen Dich, betrogen, jenen Treulosen als einen eif=

rigen Verfechter deiner Rechte beklagen; sie lassen seinen Tod Dich erachten als ein Staatsunglück, und Du bejammerst ihn wie einen Helden, der sich zu Deinem Heile den Beruf auferlegte, Retter des Vaterlandes zu seyn. — Hüte Dich Deinen Weihrauch zu vergeuden, bewahre Deine Thränen für Deine untadelichen Vertheidiger, gedenke, daß er ein geborner Diener des Despotismus war, — daß er, nach dem Falle der Bastille, die kräftigste Stütze des Despotismus wurde und oftmals sein Talent aufbot, um den Händen des Regenten alle Machtbefugniß zu überantworten."

Man ersieht aus dieser wilden Schmähung, daß Marat nicht fremd war den geheimen Planen, deren Ausführung Mirabeau sich vorgezeichnet hatte; man erkennt zu gleicher Zeit, daß der Kern der Jacobiner ihn haßte. Noch war die französische Nation in ihrer Verworfenheit nicht so tief gesunken, mit sklavischem Sinne sich der Willkür einer Rotte verworfener Bösewichter zu fügen. Unter Zustimmung des Publicums beschloß die Nationalversammlung, daß die Genovevenkirche zum Begräbnißorte großer, um die Nationalfreiheit verdienter Männer geweiht, daß die Ehre dieser Beisetzung nur dem Ausspruche der Nationalversammlung vorbehalten, und gegenwärtig dem Riquetti von Mirabeau zuerkannt wurde, gleichzeitig mit den früher Verstorbenen: Descartes, Voltaire, Rousseau und Montesquieu. Der Genoveventempel erhielt am Eingange die Inschrift: „Das dankbare Vaterland großen Männern," und die unter der heutigen Restauration noch nicht ganz vergessene Benennung „das Pantheon." Die Ausführung dieser ehrenvollen Bestattung erfolgte unter zweckmäßigen Anordnungen und unter Huldigungen des Andenkens des Verstorbenen, wo in Trauerreden Mirabeau's Verdienste entwickelt, und das Ruhmvolle der ewigen Aufbewahrung seiner Asche an dieser Stätte hervorgehoben wurde. Doch die von vermessener Eitelkeit der Machthaber geträumte Ewigkeit dauerte nicht lange: schon im folgenden Jahre ersah man aus den dem Könige bei seiner Gefangennehmung geraubten Papieren, in welchen Beziehungen Ludwig XVI. zu ihm gestanden, wodurch veranlaßt, die Schreckensmänner der zweiten Nationalversammlung in Vorschlag brachten, daß Mirabeau's Asche, als die eines Verräthers, aus dem Pantheon ent-

fernt, und die Ehre solcher Beisetzung erst zehn Jahre nach dem Tode zuerkannt werden durfte. Noch aber waltete in jener Versammlung eine billige Scheu, frevelnd die Hand an den halbverwesten Leichnam zu legen; erst nach neuem Beschlusse des Nationalconvents vom 12. September 1794 wurde Mirabeau's Sarg aus dem Pantheon gerissen und an seine Stelle der Marat's gesetzt, um, wie die Schändlichen vorgaben, allen Ehrsüchtigen heilsamen Schrecken einzujagen, um alle Gesetzgeber, Beamte und Bürger zur innigen Vereinigung mit der Volkspartei zu zwingen und sie zu überzeugen, daß keine Tugend, keine Freiheit, kein Glück, kein dauernder Ruhm vorhanden ist, als durch und mit dem Volke. — Wollen wir gerecht urtheilen, so ergibt sich, daß Mirabeau nach seinem Tode nicht unverdient so hoch gefeiert, nicht unverschuldet feindselig geschmähet ist. Eine überreiche Ausstattung der Natur hatte ihm einen großen Beruf überantwortet; die Verehrung der Nachwelt kann, um sich der Größe des Mannes zu erfreuen, nur ungetrübt dabei verweilen, was er leisten zu können die Fähigkeit zeigte. Auch er erlag dem Misgeschicke, welches so oft menschliche Größe gefährdet, indem sein Können und das Wollen zurückblieb hinter der That.

Den Schluß dieser Biographie mache die Handzeichnung, welche von Mirabeau Beaulieu in seinen geschichtlichen Abhandlungen über die französische Revolution (Paris 1801 bis 1803 in sechs Bänden), wie es uns scheint, mit treffenden Zügen entwirft; er sagt: „Unwidersprechlich war dieser Mann einer der außerordentlichsten Menschen des achtzehnten Jahrhunderts. Die Quelle seiner Fehler muß man in der Heftigkeit seiner unermeßlichen Leidenschaften, nicht in der Verderbtheit seines Herzens suchen. Die große Härte seines Vaters wollte seinen hochsinnigen Charakter brechen; geboren zur Unabhängigkeit, lehnte er sich hiergegen auf; die Macht des Königs wurde gegen ihn angewandt; nun gelobte er sich, diese, wo sich Gelegenheit dazu darböte, zu vernichten. Mirabeau, Royalist aus Grundsätzen, ward Demagog aus Rachsucht, Revolutionsmann aus Ehrgeiz; wie bei allen Menschen, welche Opfer willkürlicher Gewalt wurden, war Freiheit das Ziel seiner Wünsche; bei großen Seelen ist das Gegentheil nicht denkbar. Wie alle, die von heftigen Leidenschaften beherrscht werden, ohne Reli-

giosität, sich der Genußsucht hingeben, so bot er alle Mittel auf, ihr zu fröhnen, und verletzte den Ruhm eines großen Mannes, um den Neigungen der Leidenschaft zu genügen. Im Kreise der Gesellschaft war Mirabeau äußerst liebenswürdig, kindlich trieb er Kurzweil mit seinen Freunden, war ihnen aufrichtig zugethan. Seine Unterhaltung athmete Anmuth und Heiterkeit; er trieb Muthwillen mit seiner Umgebung, selbst in der Nationalversammlung, und machte Späße, ohne ein Wort des Redners zu überhören, bis man ihn plötzlich in dem Augenblicke, wo er eben einen Scherz gespendet hatte, sich stolz erheben und der Berathung eine neue Gestalt geben sah." — Das Bildniß des denkwürdigen Mannes zeichnet der Herzog von Levis: „Der Graf von Mirabeau war mittler Gestalt; als ich ihn kannte, war er sehr wohlbeleibt, aber gewandt, seine Augen voll Feuer, seine Gesichtsbildung keineswegs unangenehm, ob die Blattern gleich sein Gesicht sehr verunstaltet hatten; seine Stirn war niedrig; in den vierziger Jahren strotzte sein Kopf von einem Walde von Haaren. Der natürliche Ausdruck seiner Gesichtsbildung ein ironisches Lächeln; auf der Rednerbühne war sein Anstand edel, seine Stimme stark und durchdringend, seine Bewegungen richtig und ausdrucksvoll."

So war, wirkte und schied Mirabeau, dessen Namen die Geschichte, ohne Berücksichtigung parteiisches Lobes und Tadels, verzeichnet als eines der reichbegabtesten Männer, welche das achtzehnte Jahrhundert aufweisen kann. Ihm gebührt der Ruhm, begeistert für Recht und Freiheit, auf diesen Grundlagen seines Vaterlandes und Zeitalters Heil, in bürgerlicher Hinsicht, ernstlich gewollt zu haben; die Frucht dieses Strebens gedieh nicht zur Reife, weil ihm, dem sonst nichts mangelte, die schönste Weihe des Menschen versagt blieb, — sittlicher Charakterwerth.

Etwas aus dem Leben des Herrn Gottlob Nathusius in Althaldensleben bei Magdeburg.

Digitized by Google

Gottlob Nathusius.

Die Entwickelungsgeschichte der Industrie des Herrn Nathusius liefert ein ermunterndes Beispiel, wie ein Mensch ohne Vermögen, bloß durch sein Genie und sein eignes Geschick in Benutzung der ihm begegnenden Umstände, die größten Hindernisse überwinden, seinen Geist durch Anstrengung und ernste Thätigkeit, ohne alle fremde Hülfe ausbilden und durch unermüdete Beharrlichkeit in Verfolgung seiner Vorsätze, die nützlichsten Pläne ausführen kann. Wir glauben daher unsern Lesern durch den beifolgenden kurzen Umriß des Lebens und der Wirksamkeit dieses gemeinnützlichen Mannes eine belehrende Unterhaltung zu gewähren.

1.

Gottlob Nathusius ward den 30. April 1760 zu Baruth im ehemaligen Kurkreise Sachsens von sehr dürftigen, aber rechtschaffnen Eltern geboren. Der Vater bekleidete eine Acciseinnehmerstelle, wovon er mehr nicht als 5 Thlr. 20 Gr. in Conventionsgelde monatlichen Gehalt hatte, welches Einkommen einer Familie, welche nach und nach vier Kinder Zuwachs erhielt, kaum das Allernothdürftigste verschaffen konnte. Indessen legte die Mutter im siebenjährigen Kriege eine kleine Branntweinbrennerei an, durch deren Gewinn sie der Wirthschaft zu

Hülfe kam, und davon sogar in einigen Jahren, wo das Geschäft gut ging, nach und nach ein Capital von fünfhundert Thalern gesammelt hatte, wovon sie ihrem Manne nicht eher etwas sagte, als bis sich Gelegenheit fand ein kleines Gütchen zu kaufen. Sie forderte ihn hierzu auf, und als er sich über den Antrag wunderte und ihr vorstellte, wie sie auf den Gedanken kommen könnte, da sie wüßte, daß er kein Geld hätte, trat sie mit der Entdeckung ihres Schatzes hervor und verursachte damit unendliche Freude. Das Gut wurde gekauft und eine förmliche kleine Landwirthschaft angelegt, die sie mit großer Sorgfalt betrieb. Von jetzt an fingen sich die ökonomischen Umstände der Familie sehr zu verbessern. Die Kinder wurden in die Schule geschickt, wo freilich außer Lesen und Schreiben nichts zu lernen war. Im Hause war die Erziehung sehr religiös. Die Mutter war eine fromme Frau, sie besuchte die Kirche fleißig, las häufig in der Bibel und betete oft allein und mit ihren Kindern, welche dadurch ebenfalls in der frühesten Jugend eine religiöse Stimmung erhielten. Aber die Religionsübungen der Mutter waren zugleich mit wahrer Tugend verknüpft und ihre Bigotterie war zugleich Frömmigkeit echter Art. Bei der größten Ordnung und Sparsamkeit im Hause, war sie nach dem Maße ihres Vermögens wohlthätig und unterstützte viele Nothleidende und Arme. Gegen ihren Mann erfüllte sie ihre Pflichten aufs strengste und lag ihm häufig an, daß auch er an den kirchlichen Uebungen Theil nehmen möchte, welches er auch dann und wann, mehr ihr zu gefallen, als aus der Ueberzeugung, daß dergleichen Uebungen einen großen Werth hätten, that. Der Vater war ein ernster strenger Mann, und ob er gleich aus allem Positiven in der Religion wenig machte, so hatte er doch die tiefste Ehrfurcht gegen Gott und hielt strenge Pflichterfüllung für das einzige Mittel, ihm zu gefallen. Er war dabei sehr freimüthig, tadelte stark, wo er Schlechtigkeit bemerkte, und da er, unbestechlich in seinem Amte, dessen Pflichten gegen jedermann ohne Unterschied erfüllte, so machte er sich, insbesondere unter den Vornehmen, welche Nachsicht zu erwarten gewohnt waren, nicht viel Freunde und gerieth mit ihnen in mancherlei Händel, wobei er leicht heftig und rachsüchtig ward. Die Mutter trat indessen oft dazwischen und ermahnte ihn zur Milde. Gegen seine Kin-

der war er zwar streng, aber doch dabei sehr gütig, so daß er im Hause und von allen, die ihn näher kannten, große Achtung genoß. So ging alles gut im Hause, bis die theuren Jahre 1771, 1772 große Noth hereinbrachten. Obgleich der innere häusliche Friede dadurch nicht gestört wurde, so griff doch diese Zeit sehr heftig das häusliche Glück an. Es war unmöglich die bisherigen Bedürfnisse für eine so starke Familie herbeizuschaffen; das Geld zu Brot war bei einem Roggenpreise von 5 bis 6 Thlr. für den berliner Scheffel nicht zu erschwingen; die Familie bekam daher in dieser bösen Zeit nur selten Brot zu essen, und mußte sich in Kartoffeln, Mohnblättern, sauren Gurken 2c. sättigen. Unter diesem Druck der Zeiten konnte der oft gegen die Eltern geäußerte Wunsch unseres Nathusius, sich dem Studiren zu widmen, gar nicht berücksichtigt werden. Der Vater stellte ihm die Unmöglichkeit davon vor und ermahnte ihn ein Handwerk zu lernen. Indessen hatte weder er noch seine drei Brüder Lust dazu; Letztere entschlossen sich zum Soldatenleben, weil ein vornehmer Gönner des Vaters sie, wenn sie einige Zeit gedient haben würden, zu Civilstellen zu befördern versprach, welches auch nach dem Tode des Vaters wirklich geschah. Unser Nathusius hatte jedoch keine Lust dazu. Er nährte immer noch den Gedanken, so viel zu lernen, daß er auf eine höhere Schule und die Universität gehen könnte; und da er Gelegenheit gefunden hatte das Klavier spielen zu lernen, auch sich zuweilen auf der Orgel versuchte, so glaubte er es darin so weit zu bringen, daß er sich durch Unterrichtgeben in der Musik sein Brot auf der Universität würde verdienen können. — Dabei hatte er seine Hoffnung auf einen Secretair, der sein Pathe war, gebaut, den er für reich hielt und von dem er glaubte, daß er ihn unterstützen würde. Als er ihm aber seine Wünsche und Bitten vortrug, erfuhr er, daß von dieser Seite gar nichts zu erlangen war. Dieser Mann, der sich immer sehr freundlich gegen ihn betrug, stellte ihm nicht nur vor, daß er dazu keine Mittel besitze, sondern machte ihm auch bemerklich, welche große Schwierigkeiten er bei Ausführung eines solchen Vorsatzes antreffen würde, und wie höchst ungewiß es sey, ob er auf diesem Wege je sein Glück machen könne. Indessen schlug er ihm vor lieber Kaufmann zu werden, er versprach, wenn er dar-

auf eingehen wollte, ihn einem seiner Bekannten unter den Kaufleuten in Berlin zum Lehrburschen zu empfehlen. Nathusius nahm dieses an und kam auf diese Weise zu dem Kaufmann Herr in Berlin in die Lehre, welches jedoch nicht ohne Schwierigkeiten bewirkt wurde: denn der Mann verlangte nicht nur, daß der junge Nathusius eine Lehrzeit von sechs Jahren aushalten, sondern auch von den Eltern während dieser Zeit in Kleidung und Wäsche unterhalten werden und der Vater Bürgschaft für alle Schäden leisten sollte, welche sein Sohn während der Lehrzeit durch Untreue oder sonst durch seine Schuld ihm zufügen möchte. Der Vater aber schlug letzteres unbedingt ab und erklärte sich auch für unvermögend ihn in Kleidung zu erhalten; bloß zu 10 Thlr. jährlich und zur Mitgift einiger Hemden fand sich der Vater bereitwillig. Der ehrliche und offene Brief des Vaters machte indessen einen so vortheilhaften Eindruck auf den Lehrherrn, daß er seine erst gemachten Forderungen aufgab und den jungen Nathusius unter den von dem Vater gemachten Bedingungen annahm. In der Handlung des Herrn Herr fand aber Nathusius keine Gelegenheit viel zu lernen. Als jüngster Lehrbursche hatte er nichts zu thun als nach der Post zu gehen, Waaren aus den Kellern oder Magazinen zu holen und wie ein Tagelöhner zu arbeiten, Abends Tüten zu drehen und zu kleistern, Caffee auf Vorrath zu mahlen, den Laden zu kehren, die Tische zu scheuern, dem Herrn und den Dienern die Schuhe zu putzen u. s. w. — Die Kost war äußerst schlecht — jeder mußte aber seine Portion ausessen. Ein Negerjunge mag es leicht besser haben, als es Nathusius hier hatte. Dabei fehlte es auch nicht an Maulschellen, die insbesondere die Ladendiener nach Belieben und Launen häufig austheilten. Auch sein Mitlehrbursche behandelte ihn verächtlich, weil er schlecht gekleidet ging, und er wurde wegen seines ärmlichen äußern Ansehens oft geneckt und aus einem Winkel in den andern gestoßen.

Dieses alles machte unsern Nathusius sehr niedergeschlagen und tiefsinnig, so daß wenig fröhliche Empfindungen in seiner Brust aufkamen. Dabei war er jedoch fleißig, verrichtete sein Geschäft pünctlich und genau, so daß ihm der Herr wohl wollte. Als aber der Winter herbeikam, erfror er in dem kalten Gewölbe und ohne

gehörige warme Bekleidung, Hände und Füße, und gerieth in einen so kläglichen Zustand, daß der Herr im Sinne hatte, ihn als unbrauchbar wieder nach Hause zu schicken. Eine bejahrte Köchin, die im Hause viel galt, nahm sich jedoch seiner mitleidig an und hatte großen Theil daran, daß er behalten und im Hause etwas besser behandelt wurde. Gegen die Mißhandlungen der Diener vermochte sie ihn indessen nicht zu schützen. Diese waren um so ergrimmter gegen ihn, da er sich zu ihren Schlechtigkeiten nicht hergeben wollte. Sie hielten nämlich des Sonntags in einem fremden Hause Zusammenkünfte und verlangten von ihm, daß er Caffee, Zucker ꝛc. aus dem Laden dahin bringen sollte, welches er aber durchaus nicht that. Da sich endlich die Mißhandlungen bis zum Unerträglichen vermehrten, zeigte er dem Herrn die Sache an. Und da dieser bei einer strengen Untersuchung die Anzeige gegründet fand, jagte er sie fort, wodurch Nathusius Ruhe erhielt. Denn die nachfolgenden Diener waren viel besser, und er kam von nun an in eine weit erträglichere Lage. So war er nach und nach der älteste Lehrbursche geworden, und hatte sich mit der Zeit die Achtung sowohl seines Herrn als der Diener erworben. Indessen war in dieser Handlung nichts von Kaufmannswissenschaften zu lernen. Sie bestand aus einem gewöhnlichen Detailkrame, und der Herr selbst hatte keinen Begriff vom höheren kaufmännischen Rechnungswesen, von ordentlicher Buchhaltung oder sonst von der eigentlichen Handelswissenschaft. An Ertheilung von Unterricht in kaufmännischen Geschäften wurde gar nicht gedacht. Die Lehrzeit war im Jahr 1780 zu Ende, und obgleich Nathusius wohl anderswo ein Unterkommen hätte finden können, so entschloß er sich doch, auf das freundliche Zureden seines Lehrherrn, als Diener mit 30 Thlr. jährlichen Gehalts bei ihm zu bleiben. Als Diener wünschte er sich nun freilich etwas auszustatten, damit er unter seinen Kameraden mit Anstand erscheinen könnte. Allein es fehlte dem Armen an allem: er hatte weder ein anständiges Kleid, noch Oberhemd, noch Manschetten, noch sonst etwas, was zum anständigen Erscheinen eines Kaufmannsdieners damals gehörte. Er schrieb daher an seinen Vater und bat um einigen Vorschuß dazu, den er in zwei Jahren zu erstatten versprach, konnte aber von ihm nicht mehr als einen Louisd'or und einige Ober-

hemden erhalten, was aber nicht hinreichte, um sich so auszustaffiren, daß er mit Anstand unter seinen Genossen erscheinen konnte. Er lebte deshalb sehr eingezogen und wandte alle ihm übrige Zeit auf seine eigne innere Ausbildung.

2.

Schon als Lehrbursche fühlte er große Neigung, etwas mehr von der Handlung zu lernen, als was er an seinen Umgebungen bemerkte und lernen konnte. Beim Tütenmachen wendete er seine Augen sehr auf die ihm in die Hände kommende Maculatur, und wenn er darin etwas fand, was sich auf die Handlung bezog oder sonst seine Wißbegierde erregte, so legte er es bei Seite, um es des Abends oder früh oder des Sonntags durchzulesen. So glückte es ihm einige Mal, mehrere Bogen von der allgemeinen deutschen Bibliothek zu erhaschen, worin encyklopädische Schriften und Bücher über Rechnungswesen und Handlung ausführlich ausgezogen waren. Diese las er mit großer Aufmerksamkeit und wiederholt, er erhielt dadurch einige deutliche Begriffe von dem Umkreise und Zusammenhange der Wissenschaften überhaupt, so wie von dem Inhalte der Handlungswissenschaft insbesondere. Ob er gleich unwissend in die Lehre gekommen war und fast nichts als lesen und etwas schreiben konnte, so war doch seine Begierde mehr zu lernen sehr groß. Das Klavierspielen hatte er in den Lehrjahren wieder ganz vergessen. Da er jeden Tag einen Dreier zum Morgenbrot erhielt, so sparte er denselben, um sich bei einem Antiquar, der in seiner Nähe wohnte, alte Bücher zu kaufen. So gelangte er schon in seinen Lehrjahren zu Gottsched's deutscher Grammatik und zu May's Handlungswissenschaft, die er als theure Schätze verehrte und aufs fleißigste studirte; auch hatte er Gelegenheit gefunden Gellert's Schriften zu lesen, worin ihn besonders dessen Briefe angezogen. Als Diener setzte er dieses eifrigst fort, da er nun noch mehr Mittel und Gelegenheit dazu fand. So stieß er auf ein Buch über die doppelte Buchhaltung, das ihn bewog, um es ganz zu verstehen, sich mit der Rechenkunst, wozu er ebenfalls eine alte Anleitung acquirirt hatte, noch genauer bekannt zu machen, welches ihm auch sehr gut gelang; die Lehre

von Wechseln, von Gold- und Silberhandel, von Münzen, von den Cursen — alles dieses wurde von ihm genau studirt und begriffen. Es kamen endlich auch Büsch Schriften, Smith vom Nationalreichthum ꝛc. in seine Hände, und das letztere Werk zog ihn so an, daß er es fast auswendig lernte. Während er so beschäftigt war, suchte er sich vorzüglich auch in praktischen Aufsätzen über Handlungsgegenstände zu üben. Er fingirte sich eine eigne Handlung, eröffnete mit verschiedenen erdichteten Handlungsfreunden eine Correspondenz und führte Rechnung über eingebildete Geschäfte, errichtete sich eine eigne Buchhalterei nach dem Begriffe der doppelten Buchhaltung, und brachte so eine zusammenhängende Correspondenz von mehreren 100 Bogen, ein sich darauf beziehendes Journal und Hauptbuch zu Stande. Alles dieses trieb er heimlich, ohne daß weder sein Principal noch sonst jemand etwas von diesen seinen Beschäftigungen erfuhr. Vor allem wünschte er sehr mit der Chemie bekannt zu werden, da er deren Einfluß auf die Gewerbskenntniß gewahr ward. Und als er die Schriften darüber nur höchst unvollkommen verstehen konnte, weil er die Gegenstände, womit sie sich beschäftigt, nicht genug kannte, so ward er zur Naturgeschichte hingezogen und beschäftigte sich sehr fleißig damit. Durch so fleißiges Lesen und Forschen über alles, was ihm nützlich zu seyn schien, erwarb er sich immer mehr Kenntnisse und es wurde nach und nach immer heller in seinem Kopfe, so daß er nun Chemie und Physik von Tage zu Tage interessanter fand und sich daraus immer mehr Aufschlüsse über die Erscheinungen der Natur verschaffte.

Bei dem Wachsthume seiner im Stillen fortgebildeten Kenntnisse und Geschicklichkeiten entstand nun natürlicher Weise auch das Bewußtseyn, daß er wohl zu etwas besserem tauge, als zu einem bloß mechanischen Krämergeschäft, wobei er gar nicht weiter kommen konnte. Er war daher schon, nachdem er einige Jahre Diener gewesen, im Begriff eine Stelle in einem Comptoir in Stettin anzunehmen, wohin er mit einem Gehalte von 60 Thlr. berufen ward. Allein sein Lehrherr rieth ihm sehr davon ab, machte ihm Vorwürfe, daß es von ihm undankbar seyn würde, wenn er ihn verlassen wollte, und erbot sich ihm gleichfalls 60 Thlr. jährlich zu geben. Er ließ sich endlich dieses gefallen, machte jedoch zur Be-

dingung, daß sein Principal ihn dem Bankdirector Rose empfehlen möchte, damit er ihm bei eröffneter Gelegenheit eine Stelle in der Bank verschaffen möchte, welche zu erhalten das Ideal seiner Wünsche damals war. Der Principal versprach auch dieses zu thun und ihn, wenn er noch einige Jahre bei ihm bliebe, sodann gern zu entlassen. Während dieser Zeit setzte er nun sein oben erwähntes Studium um so fleißiger fort, als er durch jene Zulage seine Mittel vermehrt sah, und ihn der Wunsch nach einer Stelle in der Bank noch stärker antrieb, sich für sich in der Buchhalterkunst und in der höheren Handlungswissenschaft zu vervollkommnen. In dieser Zeit war es insonderheit, wo er seine fingirte Correspondenz und Handlungsbücher führte. Nach Verfluß von drei Jahren ereignete sich auch wirklich eine Vacanz in der Bank und Nathusius fragte seinen Principal, ob er ihn dem Bankdirector Hrn. Rose empfohlen hätte und ihn jetzt daran erinnern wolle. Allein es fand sich, daß der Principal diese Empfehlung ganz vergessen hatte, und ihm jetzt zwar ein Billet an Hrn. Rose zur Empfehlung gab; aber bei Uebergebung desselben erfuhr er von demselben, daß die Stelle schon vergeben sey und der Bankdirector sehr bedaure, nichts von seinen Wünschen gewußt zu haben, indem er sie sonst gern befriedigt haben würde, da er sehr viel von ihm halte.

Dieses verdroß unsern Nathusius so sehr, daß er den festen Entschluß faßte nicht länger bei Hrn. Herr zu bleiben. In diesem Unwillen fand er in den Zeitungen eine Nachricht, daß in der Sengewaldschen Handlung in Magdeburg ein erster Buchhalter verlangt werde; diese Handlung hatte damals einen großen Ruf. Nathusius schrieb daher an Hrn. Sengewald, erzählte ihm ausführlich die Geschichte seiner Bildung, was er gethan und wie er sich für größere Handelsgeschäfte vorbereitet habe, und bat es mit ihm zu versuchen und ihm nur die unterste Stelle in seiner Buchhalterei anzuvertrauen. Dieser Brief machte auf Hrn. Sengewald einen so vortheilhaften Eindruck, daß er ihm antwortete, wenn er das an ihn erlassene Schreiben wirklich selbst geschrieben habe, so möchte er nur zu ihm kommen, er wolle ihm die vacante erste Buchhalterstelle anvertrauen. Dieses erweckte in dem jungen Manne die allergrößte Freude. Er entdeckte die Sache nun seinem Principal und bat

um seine Entlassung. Dieser war erstaunt über seinen Vortrag und ließ ihn über seine Vermessenheit gar gewaltig an.

Nie hätte er geglaubt, sagte er zu ihm, daß er eine so unmäßige Einbildung von sich haben und sich zutrauen könne, eine Stelle zu ambiren, welcher er ganz und gar nicht gewachsen sey. Er werde dort keine vierzehn Tage bleiben können und nur mit Schimpf und Schande zurückgeschickt werden; es werde ja dort doppelte Buchhaltung geführt und überhaupt solche Kenntnisse verlangt, wovon er gar nichts wüßte. Als nun Nathusius erwiederte, daß er allerdings die doppelte Buchhaltung kenne und sie im Stillen so wie die übrigen Theile der Handelswissenschaft betrieben habe, und ihm die Werke seines Fleißes, worin er eine Handlung zwei Jahre hintereinander förmlich geführt hatte, als Beweise darlegen wollte, wies er ihn höhnend damit zurück und machte ihm bemerklich, daß dieses wahrscheinlich aus Büchern abgeschriebene Sachen wären, was ihm in der Praxis gar nichts helfen würde. Kurz er sah die Manuscripte kaum einmal an. Ich, fuhr der Principal fort, bin bei der Handlung grau geworden und habe, bei aller Mühe und Anstrengung, es nie dahin bringen können, die italienische Buchführerei zu begreifen. Wie will Er armer Bursche denn dieses alles für sich erlernt haben? Lasse Er, fuhr er gutmüthig fort, den Hochmuth fahren und bleibe Er bei mir; ich meine es gut mit Ihm und will auch Seinen Gehalt noch etwas erhöhen. Nathusius wollte indessen seinen Vorsatz nicht aufgeben. Hr. Herr wurde zuletzt böse, aber sein Unwille sprach sich doch sehr rührend für Nathusius aus. Gut, sagte der Mann, Er glaubt Sein Glück zu machen; ich bin aber überzeugt, Er rennt in Sein Unglück. Ich bin Ihm gut, deshalben rathe ich Ihm ab. Aber damit Er nicht denkt, ich rede so, weil ich Ihn nicht fortlassen will, so gehe Er in Gottes Namen und versuche Er sein Heil. Aber ich will Seine Stelle vier Wochen leer lassen. Gehts dort nicht, wie ich es gewiß glaube, so komme Er wieder zu mir zurück, und ich will Ihn als Freund und Vater so aufnehmen, als ob gar nichts zwischen uns vorgefallen wäre, und mein Wort, das ich Ihm jetzt gebe, Seinen Gehalt zu vermehren, auch dann noch pünctlich erfüllen. — Nathusius wurde endlich selbst mißtrauisch in sich, und

die Wohlgewogenheit und Güte des Mannes, die sich in seiner Rede aussprach, rührte ihn. — Es wäre freilich traurig, sagte er, wenn ich mich in mir selbst irren sollte und das nicht leisten könnte, was ich zu verstehen glaube. Ich bitte Sie daher, Hr. Herr, mir ein Billet an Herrn Bankdirector Rose zu geben und denselben zu ersuchen, mich in der Buchhaltungswissenschaft zu examiniren, damit Sie und ich dadurch erfahren, ob ich mir bloß einbilde etwas zu wissen, oder ob ich es wirklich weiß. Hr. Herr ging dieses ein und gab ihm ein Schreiben an Hrn. Rose. Nathusius packte einige seiner Schriften, seine Correspondenz, sein Hauptbuch, Journal rc., die er für sich geführt hatte, zusammen und erschien bei Hrn. Rose. Dieser trug das Examen dem Buchhalter Hrn. Bandow auf. Derselbe sah ihn anfänglich fast mitleidig an, und nachdem er sich hatte erzählen lassen, wie er es angefangen, um sich seine Kenntniß zu erwerben, warf er einige Blicke in seine Schriften und meinte, es seyen dieses wohl Abschriften aus Büchern. Da er ihm nun versicherte, daß er alles aus eignem Kopfe entworfen, sagte er ihm, daß eine ernstliche Prüfung längere Zeit erfodere, als er jetzt habe, und bestellte ihn den andern Tag wieder.

Unterdessen hatte Hr. Bandow die Manuscripte durchgesehen und dadurch doch schon eine bessere Idee von ihm gefaßt, als er den andern Tag wieder erschien. Und da er nun bei der mündlichen Unterredung fand, daß er über alles, was er geschrieben, vollkommene, deutliche Rechenschaft geben konnte, als er sah, daß er die Grundsätze der Buchhaltung vollkommen begriffen, daß er seine Correspondenz und sein Hauptbuch richtig und zusammenhängend geführt, und über alles deutlichen und hinreichenden Aufschluß geben, auch schwere Rechnungsprobleme geschwind lösen und die rationellen Gründe davon entwickeln konnte, ging er immer in ein tieferes und strengeres Examen ein, bezeugte ihm in allem seine Zufriedenheit, und wurde durch dieses Examen so von ihm eingenommen, daß er ihm das vortheilhafteste Zeugniß darüber ertheilte, ja ihm folgende Eröffnung bei seinem nächsten Besuche machte: er sey ein alter Mann und suche schon längst jemanden, der ihm beistehe, und den er als seinen Adjunct bei dem Ministerium empfehlen wollte. Wenn er dazu Neigung hätte, so

möchte er sich entschließen zu bleiben. Er wolle ihn sogleich zu sich nehmen, und er zweifle nicht daran, daß das Ministerium auf seine Empfehlung ihn als seinen Adjunct anstellen werde.

Nathusius gerieth über diesen Antrag in eine wahre Entzückung. Bei der Bank eine Stelle und noch dazu eine so hohe Stelle zu erhalten, war von jeher das Ideal seiner Wünsche gewesen, und nun fühlte er sich mit einem Male in die süße Hoffnung versetzt, eine solche zu erhalten. — Indessen glaubte er doch seine Wünsche mäßigen zu müssen. Er stellte dem Herrn Bandow vor, daß es doch den Ministern selbst auffallen müsse, wenn er als der Diener eines bloßen Krämers zu einer so wichtigen Stelle präsentirt werden sollte, und es schien ihm daher besser, wenn er zuerst in Sengewalds Handlung gehe, daselbst seine Geschicklichkeit als erster Buchhalter in einem so ansehnlichen Comptoir beweisen, und sodann von ihm zu diesem ehrenvollen Platze vorgeschlagen würde. Dieses schien auch dem Hrn. Bandow noch zweckmäßiger, zumal da er sich noch stark genug fühlte, seinen Posten noch einige Jahre allein zu verwalten, und so schied er von diesem Manne und nahm dessen Achtung und gute Wünsche mit sich.

Als sein Principal das Urtheil des Bankbuchhalters über Nathusius erfuhr, veränderte sich plötzlich das ganze Betragen desselben gegen ihn. Er bewies ihm von jetzt an die größte Achtung und Werthschätzung, ertheilte ihm den ehrenvollsten Abschied, und beide schieden als herzliche Freunde im besten Vernehmen von einander, wobei der Principal ihm noch das Versprechen abnahm, wieder in sein Haus zurückzukehren, wenn es ihm in seiner neuen Lage nicht gefallen sollte.

3.

In Magdeburg nahm ihn Hr. Sengewald mit vielem Zutrauen auf, stellte ihn in dem Comptoir den Comptoirbedienten etwas feierlich vor und schärfte ihnen die Verbindlichkeit ein, ihn als ihr Oberhaupt und in seiner Abwesenheit als Principal anzusehen und seinen Anordnungen zu folgen. Nathusius war jetzt 24 Jahr alt — erhielt aber bald eine große Autorität in der Handlung, führte einen bessern Geschäftsgang ein und erfuhr

täglich Aeußerungen der Zufriedenheit von Hrn. Sengewald.

Nathusius bemerkte bald eine gewisse Unordnung in der bisherigen Geschäftsführung der Handlung. Die Hauptbücher waren drei Jahre zurück. Er sollte dieses nachholen; allein er fand, daß dieses bei den vielen laufenden Geschäften unmöglich sey. Er that daher dem Hrn. Sengewald den Vorschlag, lieber die alten Bücher gänzlich zu reponiren und auf den Grund einer Inventur neue anzulegen. Allein dahin war Hr. Sengewald durchaus nicht zu bringen, sondern die Sache wurde immer aufgeschoben und abgelehnt. Hierdurch kam Nathusius auf den Verdacht, daß Hr. Sengewald seinen eignen Vermögensumständen nicht trauete und sich selbst ihnen auf den Grund zu kommen scheuete. Sengewald stand seit dem Jahre 1776 mit Ballenstädt unter der Firma Sengewald und Ballenstädt in Compagnie, und hatte sich seit 1780 von Ballenstädt getrennt. Von dieser Zeit an waren Sengewalds Hauptbücher zurück. Aus den Büchern der Societätshandlung, die wegen eines Processes lange auf dem Rathhause gelegen hatten, und die er in der Folge zurückerhielt, lernte Nathusius einsehen, daß bei der Theilung jeder Socius nicht mehr als ungefähr 6000 Thlr. Vermögen gehabt hatte. Diese konnten leicht eingehandelt seyn, da Sengewald zum Theil gewagte Geschäfte trieb, sich viel in Getreidehandel eingelassen und sich oft durch Wechselreiterei geholfen hatte. Nathusius hatte jedoch gleich im ersten halben Jahre Hrn. Sengewald's großes Vertrauen erworben. Ein Beispiel mag dieses beweisen.

Hr. Sengewald hatte einen Bruder in Hamburg, Johann Gebhard Sengewald, mit dem er Wechselgeschäfte in blanco trieb, der aber auch, bei beschränkten Vermögensumständen, ein unternehmender Mann war. Derselbe schrieb ihm eines Tages: daß der Roggen in Hamburg schon gestiegen wäre, und daß, wenn er von Riga gezogen würde, wohl 30 Procent dabei zu verdienen sey. Er habe bereits eine Ladung verschrieben und sey im Begriff noch eine zu verschreiben, weil er glaube, daß der Bruder sich dabei zur Hälfte interessiren, und mithin auch die Hälfte der Gelder dazu anschaffen werde, und überschickte zugleich den Calcul. — Der Principal, sehr darüber erfreut, gab dem Nathusius Brief und Calcul zum

Nachrechnen, und als sich alles richtig fand, trug er ihm auf, dem Bruder zu schreiben, daß er in das Geschäft eingehen wolle und er dabei auf ihn rechnen könne. — In diesem Briefe machte Nathusius für sich den Zusatz: „Aber, lieber Bruder, ich gebe Dir wohl zu erwägen, ob wir nicht zu spät auf den Markt nach Riga kommen, und daher in höhere Preise fallen. Daher ist es nöthig, daß Du den Preis, so wie er im Calcul steht, limitirest. Andere, welche in Riga zuerst wohlfeiler gekauft, kommen früher als wir in Hamburg auf den Markt. Dadurch wird der Preis wohlfeiler, und wir können statt Vortheil, leicht Schaden haben. — Diesen Brief legte Nathusius dem Principal zur Unterschrift vor. Er ward darüber stutzig, und das Geschäft wurde abgeschrieben. Dieses war ein großes Glück für die Handlung. Denn was Nathusius geahnet hatte, traf ein: die Preise waren in Riga gestiegen und fielen bei der Ankunft der vielen Vorräthe in Hamburg, so daß viele Speculanten großen Schaden dabei erlitten.

Von diesem Augenblick an wurde Sengewalds Vertrauen auf Nathusius ganz unbeschränkt, und er leitete fast alles allein. In dieser Lage mochte er daher auch nicht auf die Vorschläge seines alten Principals eingehen, der ihn einlud, nach Berlin zurückzukehren, und ihm anbot, ihn zu seinem Compagnon zu machen und zum Erben seines Vermögens einzusetzen, weil er ohne Kinder wäre und von ihm treuen Beistand erwartete. Auch der Buchhalter erinnerte ihn an sein Versprechen, und Nathusius fand sich durch das Vertrauen beider Männer so geschmeichelt, daß er eine Reise nach Berlin machte. Den Buchhalter Bandow fand er aber todt, und die Anerbietung seines Lehrherren lehnte er zwar ab, ward aber dadurch doch sehr gerührt und schied in größerer Freundschaft von dem ihm so wohlwollenden Manne. In Sengewalds Handlung genoß er die freundschaftlichste Behandlung; jedoch dauerte es nicht lange, als Hr. Sengewald starb. In seinem Testamente hatte dieser verordnet, daß, wenn die Handlung nach seinem Tode fortgesetzt werden sollte, dieses nicht anders geschehen könnte und sollte, als wenn Nathusius Compagnon und Dirigent derselben würde.

Nathusius bat sich, als die Erben seine Erklärung hierüber foderten, einige Bedenkzeit aus, um erst den

Vermögenszustand des Verstorbenen genau zu erforschen. Er fing diese Untersuchung sogleich damit an, daß er eine vollständige Inventur aufnahm. Nach derselben fand sich, was er schon bei Lebzeiten seines Principals geahnet hatte, daß der Vermögensstand höchst mißlich war, und Activa und Passiva sich vollkommen ausglichen, so daß also für die Familie so viel als Nichts übrig blieb. Indessen war er doch nicht abgeneigt sich in die Handlung einzulassen, wenn er nur zuvor sich erst eines sichern Bodens versichert hätte. Um diesen zu finden, reiste er nach Hamburg zu dem Bruder seines Principals. Mit diesem war derselbe sehr verwickelt gewesen. Sie hatten sich gegenseitig Credit in blanco gegeben und die Wechselreiterei stark getrieben, und ihre Lage stand so, daß, wenn der eine brach, der andere, so wie eine große Reihe noch anderer Häuser mit ihnen, fallen mußte, und Nathusius offenbarte deshalb dem Hamburger Bruder den Vermögenszustand seines Principals und dessen letzten Willen. Er erklärte demselben, daß er zwar bereit sey diesen zu erfüllen, jedoch nur unter der Bedingung, daß der Bruder des Verstorbenen ihm den bisherigen Credit gestatte, auch mit ihm Geduld haben wolle, wenn Fälle einträten, wo er nicht so prompt Rath schaffen könnte, als es der Handelscredit sonst erfoderte. Da der Hamburger Sengewald wohl einsah, wie nothwendig für ihn selbst die Aufrechterhaltung des Magdeburger Hauses war, er auch ein großes Zutrauen zu Nathusius gefaßt hatte; so versprach er dieses und Nathusius übernahm nun förmlich die Geschäfte unter der Firma Richter (Schwiegersohn seines Principals) und Nathusius, hielt jedoch den wahren Vermögenszustand seines Hauses sehr verborgen.

In den ersten Jahren hatte er viel Noth und Sorge. Denn da es ihm ganz an eignem Fonds fehlte, so mußte er alle Unternehmungen durch Wechselreiterei und kostbaren Credit treiben. Indessen flößten doch sein sehr frugales Haushalten, seine äußerst einfache und sparsame Lebensweise, seine unermüdete Thätigkeit und Pünctlichkeit in Geschäften, seine Klugheit und seine öfters glücklichen Speculationen Vielen Vertrauen ein. Insbesondere fand er großen Credit bei dem reichen Juden Nathan in Halberstadt, der ihm oft mit Credit und Baarem unterstützte. Ueberhaupt war sein Credit auswärts und in der Fremde

viel größer als in Magdeburg. Hier suchten ihm sogar viele Handelshäuser aus Neid und Eifersucht zu schaden und scheuten selbst Verleumdung nicht, um seinen Credit zu untergraben und zu schwächen. Mehrere Jahre dauerte dieses sorgenvolle Leben und sein schwankender Vermögensstand fort. Denn wenn auch gleich das Vermögen alljährlich zugenommen hatte, so brachten ihn doch kühne und für sein Vermögen oft zu große Unternehmungen in eine solche sorgenvolle Lage, daß, ehe sie zu Ende waren, er in der größten Angst schwebte, und wenn sie fehl schlugen, er offenbar hätte zu Grunde gehen müssen. Unterdessen glückten doch mehrere, und der Zustand der Handlung hatte sich schon sehr verbessert, als ein glücklicher Zufall dem Hause mit einem Male eine so solide Grundlage verschaffte, daß sein Credit von dieser Zeit an unerschütterlich wurde, und große Geschäfte mit viel mehr Zuversicht geführt werden konnten.

4.

Das Haus hatte sich nämlich bei einigen Ladungen Tabak interessirt, die durch einen heftigen Sturm sehr beschädigt in Hamburg ankamen und, laut eingegangenen Nachrichten, mit mehreren andern Schiffen ganz zu Grunde gegangen waren. Nathusius eilte auf diese Nachricht sogleich nach Hamburg und ward insoweit beruhiget, daß er fand, sein Haus sey durch die Assecuranz gegen Verlust so ziemlich gesichert. Er fand aber auch bei genauer Untersuchung einiger Fässer, die er in der Stille für sich vornahm, daß der Tabak bei weitem nicht so arg beschädigt war, als es das Gerücht verbreitet hatte und in Hamburg geglaubt wurde, indem der Schade nach innen wenig eingedrungen war und viel gerettet werden konnte, wenn man die äußeren verdorbenen Theile wegnahm. Da nun dennoch dieser Tabak in tiefsten Mißcredit gefallen war, so kaufte er, in der von den Assecuradeurs angestellten Auction eine ungeheure Menge von solchem verdorbenen Tabak zu Spottpreisen, ließ denselben, als die Auction vorbei war, aus den Fässern nehmen, den nassen Tabak absondern und trocknen und stellte ihn in einem solchen Zustande dar, daß er den größten Theil davon gleich wieder auf der Stelle als gute Waare verkaufen konnte und einen reinen Nutzen

von mehr als 30,000 Thalern übrig behielt. Dieses Glück wurde bald sehr bekannt und noch viel mehr durchs Gerücht vergrößert, so daß er von nun an allgemein für einen reichen Mann galt. Sein Credit stieg jetzt allenthalben und wurde gegen jeden Angriff gesichert. Von dieser Zeit an wurden seine Unternehmungen solider, sicherer und mit mehr Ruhe geführt, die Geschäfte wurden vermannichfaltigt und auf mehrere Handlungszweige ausgedehnt, und das Vermögen wuchs in steigenden Proportionen zusehends.

Als nun mit dem Tode Friedrichs II. das Tabaksmonopol der Regierung aufgehoben, Fabrication und Handel mit Tabak frei gegeben wurde, faßte er den Gedanken, eine Tabaksfabrik in Magdeburg anzulegen. Zwar hatte er sich bisher wenig um ein solches Geschäft bekümmert. Aber seine in der Chemie erworbenen Kenntnisse brachten ihn bald auf den richtigen Weg, den Tabak auf eine viel einfachere und wohlfeilere Weise zu fabriciren, als man dieses bisher zu betreiben pflegte, und es dauerte nicht lange, so erhielten seine Tabake einen solchen Ruf und wurden so beliebt, daß die Fabrik sich in einem fort erweitern mußte, um den eingehenden Bestellungen Genüge zu leisten. Mehrere Jahre hindurch war es die Nathusiusische Fabrik fast allein, welche die ganze preußische Monarchie mit Tabaken versorgte; ja auch ins Ausland wurde ein nicht unbedeutender Debit gemacht. Es gab Jahre, in welchen die Fabrik für mehr als 700,000 Thlr. Tabak verkaufte. Daß dabei Nathusius reich, sehr reich werden, und daß ein so speculativer Kopf, bei so großen Fonds, auch zu mehreren andern Unternehmungen neben seinem Hauptgeschäfte hingezogen werden mußte, liegt in der Natur der Sache.

Indessen zog sich im Jahr 1795 ein großes Ungewitter gegen seine Fabrik zusammen. Es kam nämlich in diesem Jahre das Project aufs Tapet, die freie Tabaksfabrication wieder aufzuheben und die ehemalige Tabaksadministration wieder herzustellen. Nathusius war natürlich dabei sehr interessirt, und es mußte ihm sehr daran liegen seine Verhältnisse dabei festgestellt zu wissen. Er reisete deshalb nach Berlin; und nachdem er es dahin gebracht hatte, daß seine Fabrik mit unter diejenigen aufgenommen ward, welche der Krone Tabak liefern sollten, wurde er auch zum Mitgliede der Tabaks-

Administrationscommission ernannt, und zum Generaldirector der Kronfabriken im ganzen Lande gemacht, auch mit dem Patente eines königl. geheimen Raths beehrt.

Der Minister, unter welchem diese Veränderung vorfiel, hieß Buggenhagen; der Rath, welcher die Sache als Director der Commission leitete, Faudel. Indessen zerfiel Nathusius gar bald mit dieser Commission, da er sich zu Ausführung der eigennützigen Absichten einiger Mitglieder derselben nicht wollte brauchen lassen. Sein erster ernsthafter Handel mit ihr entstand bei einer Berathung über einen Ankauf von americanischen Tabaken, die ein Bourdeauxer Haus der Commission für einen Preis offerirt hatte, der 25 Procent höher war, als dieselben Blätter von Hamburg zu beziehen waren. Der Director der Commission bestand auf dem Ankauf der ersteren; Nathusius widersprach und gerieth darüber mit demselben im Collegium in Streit, da jener behaupten wollte, daß die Blätter in Bourdeaux viel besser wären als die Hamburger. Nathusius aber bewies dem Hrn. Faudel, daß er davon nichts verstehe, und daß die Blätter in Hamburg gerade eben so gut wären als die in Bourdeaux, die Commission also ihr Geld gerade dazu wegwerfen würde, wenn sie in Bourdeaux kaufen wollte. Der Minister wurde über diesen harten Widerspruch unwillig, gebot dem Nathusius zu schweigen und befahl die Blätter in Bourdeaux zu kaufen. Hier stand Nathusius auf, erklärte, daß bei solchem Verfahren er im Rathe ganz unnütz sey, und verließ mit diesen Worten die Sitzung. Diese Scene setzte die Commission und den Minister in keine geringe Verlegenheit, und nachdem mehrere Räthe umsonst versucht hatten ihn zu bereden dem Minister Abbitte wegen seines ungestümen und unschicklichen Benehmens zu leisten, wurde endlich die Sache so vermittelt, daß Nathusius wieder in der Commission erscheinen sollte, ohne daß seines Weggehens und der letzten Scene je gedacht würde, und daß der Tabaksankauf in Bourdeaux unterbleiben sollte. So kam also Nathusius wieder in die Sitzungen. Aber die Versöhnung dauerte nicht lange. Neuer Verdruß befestigte in Nathusius den Entschluß, seine Stelle ganz niederzulegen. Um dieses einzuleiten, bat er um Urlaub zu einer Reise nach Magdeburg; der Minister schlug ihm denselben ab. Nathusius schrieb ihm, daß seine Gegenwart daselbst

nothwendig wäre, und daß er in Hoffnung, daß er bei so dringenden Umständen nichts dagegen haben werde, abgereiset sey. Von Magdeburg aus hielt er sogleich förmlich um seine Dimission an und schickte sein geheimen Raths = Patent zurück. Zugleich erörterte er in einem Briefe an ein Mitglied der Commission, den geheimen Rath Meyenfeld, die Motive seines Gesuchs, auf welchen er den Minister in seinem Dimissionsgesuche verwies. In diesem Briefe hatte er die Fehler und die Unwissenheit der Administrations = Commission und die Betrügereien, welche durch sie theils begünstiget, theils durch einige Glieder derselben selbst begangen wurden, so dreist auseinandergesetzt, und ein Advocat in Magdeburg, dem er den Brief zur Redaction übergab, hatte den Styl so gespitzt und geschärft, daß er die Gemüther und besonders den Minister aufs äußerste gegen ihn aufbrachte.

Nach wenig Tagen erhielt Nathusius ein vehementes Rescript, worin ihm seine Insubordination und sein Ungehorsam aufs heftigste verwiesen und ihm befohlen wurde sich binnen 48 Stunden auf seinen Posten in Berlin zu stellen, und auf den Fall, daß er nicht sogleich Anstalt zur Abreise treffe, habe die Polizei in Magdeburg Ordre erhalten, ihn sofort mit Gewalt nach Berlin zu führen. In dieser Verlegenheit nahm Nathusius seine Zuflucht zu dem Advocaten, dessen Feder ihm diese Geschichte hatte zubereiten helfen. Dieser tröstete ihn damit, daß er nicht nach Berlin reisen solle, sondern daß er statt seiner reisen würde, und er als sein Bevollmächtigter seine Sache führen wolle. Hierzu sey nichts nöthig, als daß er todsterbens krank werden und ein ärztliches Attest darüber herbeischaffen müßte. Er solle dabei gar nichts thun als sich nur ganz leidend verhalten. Der Advocat beredete hierauf den Nathusius, eine ganze Bouteille Tockayerwein auszutrinken und sich ins Bett zu legen. Als dieses geschehen war, wurde der Arzt gerufen, und dieser fand den Puls des Patienten in einem solchen Zustande, daß er über denselben ganz erstaunt war, ohne jedoch die wahre Ursache davon zu errathen; und da der Advocat ihm von dem Befehle, sogleich nach Berlin reisen zu sollen, Nachricht gab, um ihn auf den Gedanken zu leiten, daß darin die Ursache dieses irregulären Zustandes liege, so erklärte der Arzt,

daß Nathusius sich in einer solchen lebensgefährlichen Krisis befände, daß er ganz unmöglich reisen, ja nicht einmal das Bett verlassen dürfe. Ein ärztliches Zeugniß darüber wurde ausgestellt, der Polizei vorgewiesen, und der Advocat reiste mit demselben nach Berlin. Hier wußte er die Sache so zu behandeln, daß er ihm nach einigen Wochen seine Entlassung mitbrachte.

5.

Die neue Tabaksadministration hatte indessen noch kein Jahr bestanden, als der König Friedrich Wilhelm II. starb, und auf den Vorschlag des wieder in Function tretenden Ministers Schulenburg die Aufhebung der Administration beschlossen wurde. Der Graf Schulenburg war schon früher durch Nathusius von allen Gebrechen und Schurkereien der Administration unterrichtet, wollte jedoch nicht gerade zufahren, sondern that dem jetzigen Könige den Vorschlag, eine Comité zu bilden, welche den Zustand der Administration untersuchen und berichten sollte, ob sie bleiben könne, oder aufzuheben sey. Nathusius wurde zum Mitgliede dieser Commission berufen. Derselbe fing damit an, den Zustand der Administration zu prüfen, und fand sogleich beim ersten Schritt, um sich von ihrer Fabrik in Berlin zu unterrichten, so viel Fehler und Gebrechen, daß er mit dem Director derselben in eine arge Contestation gerieth. Er fand nämlich, daß an 60 Arbeiter in einem Saale mit einer völlig unnützen und überflüßigen Arbeit beschäftigt waren, und sagte, daß er darauf bestehen müsse, daß selbige sogleich eingestellt und die Leute auf eine zweckmäßigere Art beschäftigt würden. Der Director gerieth hierüber in solche Leidenschaft, daß er die Leute auf der Stelle fortjagte, ihnen sagend, daß dieses auf Befehl des neuen königlichen Commissarius Hrn. Nathusius geschehe. Da ihm nun Nathusius bemerklich machte, daß dieses hierbei nicht sein Wille gewesen, sondern er nur gewollt hätte, daß die Leute nichts Ueberflüßiges thun, sondern auf eine nützliche und bessere Art beschäftigt werden sollten, erwiederte jener ganz kurz, daß er nichts anders für sie zu thun habe. — Die Administration berichtete diesen Vorfall sogleich ins Cabinet und beklagte sich dabei bitter über die zu ihrer Prüfung ernannte Comité, besonders aber

über Nathusius, der bekanntlich der größte Feind der Administration sey, und von dem sie daher nichts als Ungerechtigkeit zu erwarten habe. Das Schreiben wurde dem Minister Schulenburg vom Cabinet mitgetheilt. Dieser foderte den Nathusius zur Verantwortung auf. — Nathusius setzte nun die Falschheit des Berichts auseinander, zeigte, wie er die Fabrik gefunden, und bewies deren schlechte Einrichtung aufs deutlichste. Der Erfolg war, daß die Administrationscommission auf der Stelle aufgelöst wurde.

Der Graf Schulenburg ernannte nun den Hrn. Nathusius zum Commissarius. Dieser erbat sich aber den geheimen Rath Tismar zum Concommissarius, um sich vor dem Vorwurfe der Parteilichkeit zu sichern. Letzterer war Mitglied der Administration gewesen, und hatte folglich ein Interesse dabei, deren Sache zu vertheidigen. Indessen war es doch Nathusius allein, der die Sache führte. Die Administration hatte von der Krone zur Einrichtung ihres Geschäfts zwei Millionen Thaler Vorschuß erhalten. Hiervon fand Nathusius 700,000 Thlr. baar in Casse, das Uebrige bestand aus Tabaksvorräthen, Utensilien, Gebäuden u. s. w. Jedermann glaubte, daß sich ein großer Verlust finden werde. Nathusius entdeckte jedoch bald, daß die Administration (bei den hohen Monopolpreisen ihrer Tabake) nicht ohne Gewinn gewirthschaftet haben konnte, und versicherte allgemein, daß die 2,000,000 Thlr. Vorschüsse nicht nur vollkommen gedeckt seyen, sondern sich auch noch Ueberschüsse finden würden. Man lachte allgemein hierüber, und weder Schulenburg noch Andere wollten es glauben. Der Minister Struensee rieth ihm, das Ganze für 2,000,000 Thlr. zu übernehmen. Allein er hielt seine Kräfte für zu schwach dazu und that zwar mehrere Vorschläge, wie ein solches Unternehmen auszuführen seyn möchte, wie: daß die Seehandlungscompagnie mit ihm in Compagnie treten sollte, daß sich der Minister Struensee selbst dabei mitinteressiren möchte u. s. w. Es kam indessen aus mehreren, nicht in der Natur der Unternehmung selbst, sondern aus andern hier nicht zu entwickelnden Ursachen zu nichts, und endlich mußte doch die Administration selbst, welche, auf seinen Rath, noch sechs Monate unter seiner Direction fortbestand, die Realisation ihres Vermögens selbst über-

nehmen, wobei, wie es Nathusius vorher gesehen hatte, sich ein Ueberschuß von 300,000 Thalern fand.

Für die bei diesem Geschäfte gehabten Bemühungen sollte Nathusius liquidiren. Allein er dankte für alle Geldbelohnungen. Der Graf Schulenburg schickte ihm hierauf das geheime Rathspatent. Nathusius sandte selbiges zurück mit der Erklärung, daß ihm ein solcher Charakter bei seiner Geschäftsführung hinderlich, und er überhaupt kein Freund von leeren Titeln sey. Er bekam hierauf ein Schreiben, worin ihm versichert wurde, nicht bloß Titularrath zu seyn, sondern es solle ihm Sitz und Stimme bei der Kammer zu Magdeburg in allen Geld- und Handelsangelegenheiten und zugleich ein Gehalt von 800 Thalern ertheilt werden. Nathusius aber verbat dieses noch ernstlicher, weil dieses ihn noch weit mehr in seiner Freiheit beengen, ihn in seinen Unternehmungen und Geschäften geniren und in eine Abhängigkeit versetzen würde, welche sich mit seinen Geschäften durchaus nicht vertrüge. So blieb er ganz einfach: Herr Nathusius. Seine Tabaksfabrik erhielt bei hergestellter Freiheit ihre größte Wirksamkeit und Ausdehnung; und ob sie gleich in der späteren Zeit — durch die vielen Concurrenten und durch die allgemeinere Verbreitung der bessern Fabricationsmethode an Debit verloren hat, so ist sie doch noch immer eine der stärksten und besten Fabriken in den preußischen Staaten. Sie war im Fortschreiten bis zu dem unglücklichen Jahre von 1807, wo das Königreich Westphalen eintrat, und damit die Verhältnisse zerstört wurden, welche seiner Fabrik so günstig waren. Der freie Eingang fremder Tabake in den neuen Staat, der Verschluß des größten Umfanges des Marktes für die Nathusiusischen Tabake, indem sie nun 6 Gr. Eingangszoll fürs Pfund ins Preußische zu tragen hatten, verminderte natürlich den Debit, und die Fabrik mußte sich zusammenziehen, so daß die dadurch überflüßig werdenden Fonds andere Anwendungen suchen mußten. Nathusius hatte daher ansehnliche Capitale, die theils aus Ersparnissen entstanden waren, theils aus der verminderten Tabaksfabrication übrig blieben, in Bereitschaft und dieselben sich dadurch disponibel erhalten, daß er sie bei Bankiers belegt hatte, Discontogeschäfte trieb u. s. w. Das westphälische Ministerium hatte gar bald davon Notiz genommen, und that ihm allerlei Vorschläge zu deren Benutzung.

Auch ließ er sich mit demselben in mehrere Vorschüsse und andere für ihn vortheilhafte Geld- und Finanzoperationen ein, hielt sich jedoch dabei stets in Schranken und gab nur her, wo er gehörige Sicherheit fand. Oefters erhielt er auch Versuchung, sich in sehr große und weitläufige Unternehmungen mit ihr einzulassen. Unter andern trug man ihm an, sämmtliche Domainengüter gegen die Rente, welche Napoleon daraus verlangte, zu übernehmen, und sie für seine eigne Rechnung verwalten, zerschlagen, verkaufen zu lassen, u. s. w. Der Vorschlag hatte sehr viel Reizendes. Da die Unternehmung für ihn allein zu groß war, so suchte er Compagnons und machte einen ausführlichen Plan dazu. Er fand indessen keinen, der Kräfte und Geschicklichkeit dazu hatte und bereitwillig war mit ihm in die Sache einzugehen; und da er sich allein dazu zu schwach fühlte, so gab er das Project ganz auf. Ernstlicher war er damit beschäftigt, die Nonnenklöster zu übernehmen, deren Veräußerung gleichfalls beschlossen wurde, und die etwa 4,000,000 Thaler an Werth betrugen. Aber auch hierzu fand er keine Gehülfen, die Kräfte und Muth genug hatten, mit ihm in die Sache einzugehen, und er begnügte sich daher, als diese Klöster zum wirklichen Verkauf kamen, eins derselben, nämlich Althaldensleben, welches jetzt sein Wohnsitz ist, für circa 240,000 Thaler zu erstehen, und selbige gleich baar zu bezahlen. Später kam das schöne Alvenslebensche Gut Hudisburg hinzu, welches ungefähr gleichen Werth hat, und welche beide Güter mit dem dazugehörigen Vorwerk Glüsig zusammen ein vortreffliches Arrondissement von etwa einer Quadratmeile bilden, und eine der herrlichsten Landbesitzungen in dem preußischen Staate ausmachen. Die Geldverbindungen mit der westphälischen Regierung blieben jedoch dabei immer im Gange, Nathusius wurde bei den meisten Geldangelegenheiten sowohl von dem Minister Bülow als seinem Nachfolger Malchus gebraucht. Er schloß die Salzlieferungscontracte der westphälischen mit der preußischen und polnischen Regierung, machte Vorschüsse darauf und half dem Könige von Westphalen oft aus Geldverlegenheiten, so daß er in Cassel ein großes Ansehen genoß. — Insbesondere empfahl er sich dem westphälischen Könige und dessen Finanzministerium durch ein Project, welches dem Hofe Geld zu verschaffen ausgesonnen war.

Es sollten nämlich für 2,000,000 Franken sogenannte Mandate in Umlauf gebracht werden, ein Papiergeld, das in den königlichen Cassen und bei Domainenkäufen angenommen und dadurch wieder getilgt werden sollte. Nathusius machte sich anheischig das Pari dieses Geldes mit dem Metallgelde zu erhalten und hatte hierzu eine Verbindung mit einigen Häusern in Magdeburg geschlossen, welche dasselbe realisiren oder die angebotenen Summen mit baarem Gelde einlösen wollten. Es waren hierzu auch wirklich hinreichende Fonds vorhanden, und schon etwa 200,000 Franken von diesem Papier ausgegeben, als im Jahr 1813 die bekannte Katastrophe dem Königreiche Westphalen ein schnelles Ende machte, und daher die Mandaten in Stockung geriethen. Der Hof und das Casselsche Ministerium war über dieses Mandatenproject so erfreut, daß man dessen Erfinder außerordentlich dafür belohnen zu müssen glaubte. Als daher Nathusius im Jahr 1812 in Cassel als Reichsdeputirter erschien, empfing ihn der König ungemein gnädig, und es ward beschlossen ihn durch Ertheilung des Ordens auszuzeichnen. Nathusius aber erfuhr dieses noch zur rechten Zeit. Es wurden nämlich er, der Kanzler Niemeyer und noch ein Forstbeamter zur königlichen Tafel eingeladen. Da nun diese Ehre bloß diesen drei Personen unter den Deputirten widerfuhr, so fiel diese Einladung dem Nathusius sehr auf, und er erkundigte sich beim Finanzminister nach der Ursache dieser Erscheinung. Durch ihn erfuhr er, daß er und jene Beiden bestimmt wären den Orden zu empfangen. Nathusius aber bat den Minister dringend, doch ja dieses zu verhindern und den König von dieser Idee abzubringen, weil er dadurch leicht seinen Credit verlieren und das ganze Mandatenproject darüber mißlingen könnte, indem das Publicum, wenn er den Orden erhielt, leicht auf den Gedanken kommen möchte, daß er dadurch zu dem Projecte vermocht worden wäre, welches nothwendig das Zutrauen zu ihm schwächen und den Credit der Mandate herunterbringen müßte. Der Minister lachte zwar hierüber, aber er fand doch das Bedenken des Nathusius wichtig genug, die Sache zu redressiren, und so entging Nathusius dem westphälischen Orden, jedoch speisete er an der königlichen Tafel mit den übrigen Ordenscandidaten.

6.

Nach dem Erwerbe seiner Landgüter, machte Nathusius sehr bald einen Plan zu ihrer Verbesserung und Vervollkommnung, und es ward ihm gleich von vorn herein der Gedanke lieb, alle Producte, die er daselbst erhielt, auf dem Gute selbst zu veredeln und Fabriken auf demselben zu diesem Behufe zu errichten.

Jedoch war er zunächst darauf bedacht den Ackerbau in bessern Zustand zu bringen und die Nutzung nur nach und nach höher zu treiben. Die Gedanken damit beschäftigten ihn Tag und Nacht. Zuerst wurden die ökonomischen Gebäude in eine gute Ordnung gebracht, und der Wirthschaft eine vollkommnere Gestalt gegeben, edlere Viehracen, bessere Ackergeräthe und alles, was zu einer vollkommnen Wirthschaft gehört, angeschafft; es wurden Anstalten getroffen, die ruinirten Forsten wieder herzustellen, Baumschulen für wilde Hölzer angelegt, um allmälig eine gute Forstwirthschaft auf einem Waldgrunde von 3000 Morgen auf eine solide Art zu begründen. Zugleich wurden Brennereien und Brauereien ins Große errichtet, um einen Theil der Ackerproducte auf der Stelle zu veredeln. Englische Bierbrauereien, die gutes Ale und Porter liefern, wurden begründet und fanden gleich anfangs, so wie noch jetzt, viel Aufmunterung durch einen bedeutenden Absatz. Mit den Brennereien wurde eine Destiliranstalt in Verbindung gesetzt, welche die feinsten Liqueure, cöllnisch Wasser und Spiritus liefert, so wie auch eine Essigbrauerei angelegt wurde und sich noch im besten Flore befindet. Alle diese Fabriken errichtete Nathusius aus eignem Genie, indem er die chemischen Grundsätze auf diese Gewerbe anwendete und die Vervollkommnung derselben durch eignes Nachdenken und durch unermüdet wiederholte Versuche, wobei er keine Kosten scheute, selbst herausbrachte, und so gleichsam alles dabei selbst erfand.

Mühlen wurden nach englischen und americanischen Mustern zu feiner Mehlbereitung eingerichtet, auch Graupen- und Nudelfabriken damit verbunden, eine Mühle wurde zum Oelschlagen bestimmt, und damit eine Oelraffinerie-Anstalt verknüpft. — Die benachbarten Tuchmachereien in Neuhaldensleben vermochten ihn eine Walkmühle für sie anzulegen; das Bedürfniß von Mauer-

und Dachziegeln zu eignen Bauten und der Mangel daran in der Nachbarschaft führte zu Anlegung einer Ziegelei, auf welcher bald so feste und leichte dünne Dachsteine verfertigt wurden, daß sie in großen Flor gerieth und die Nachfragen kaum befriedigt werden konnten. Auch Fließe und Kruken wurden hier für die Nachfrage gemacht. Dieses brachte den Gedanken hervor, auch die Fabrication von Steingut zu versuchen, welches durch die ununterbrochen fortgesetzten Erforschungen und Bemühungen des Herrn Nathusius so vortrefflich gelungen ist, daß das was in der letzten Zeit verfertigt wird, dem englischen vollkommen gleich kommt und der sehr wohlfeile Preis desselben so viele Bestellungen vom In- und Auslande nach sich zieht, daß die Fabrik, so groß sie auch schon ist, doch wegen der gehäuften Nachfragen niemals zu Vorräthen kommen kann, und die Bestellungen oft lange unbefriedigt bleiben müssen, obgleich 130 Arbeiter darin continuirlich beschäftigt sind. Es werden daher jetzt noch einige Oefen und Gebäude erbaut, um die Fabrik noch mehr zu erweitern. Auch künstlicher Gipsmarmor zu Tischplatten, Vasen und andern Zierrathen wurde gemacht, jedoch scheint diese Fabrication aufgegeben zu seyn, weil die Preise davon zu hoch ausfielen, um einen bedeutenden Absatz zu erlangen. Die Proben aber, welche man noch im Schlosse zu Hundisburg findet, sind vortrefflich. In diesem Augenblick geht Nathusius damit um, eine ächte Porzelanmanufactur anzulegen, und hierzu das hundisburger Schloß, das ganz leer steht, zu benutzen. Die Menge Porzelanerde, welche sich in der Gegend von Halle findet, und wovon er schon eine große Quantität in seiner Steingutfabrik benutzte, brachte ihn darauf. Seit mehrern Jahren studirte er schon die Kunst des Porzelanmachens und stellte Versuche im Kleinen an. Jetzt scheint es seinem Genie und seinem unermüdeten Forschen und Versuchen gelungen zu seyn, sich in den vollkommenen Besitz der Theorie der Porzelanfabrication gesetzt zu haben. Er behauptet auf dem Wege zu seyn, jede Gattung von Porzelan nach Belieben durch die verschiedene Mischung und Proportion der verschiedenen Erden und Materialien hervorbringen zu können, und die Proben, die er durch seine Versuche, berliner, meisner, französisches und chinesisches Porzelan darzustellen, vorzeigt, lassen nicht zweifeln, daß es ihm gelingen werde zu seinem

Ziele zu gelangen. Schon hat er sich mehrere Thongruben in der Umgegend von Halle, von woher der Thon den größern Theil des Weges zu Wasser bezogen wird, durch Pacht- und Kaufcontracte auf viele Jahre versichert. Das Publicum wird bald von den Wirkungen seiner Bemühungen Nachricht und Proben erhalten. Er glaubt dabei das Porzelan so wohlfeil liefern zu können, daß es wohlfeiler nirgends zu haben ist.

Die hohen Preise des Zuckers in den Kriegsjahren brachten ihn auf den Gedanken im Jahre 1809 eine Runkelrüben-Zuckerfabrik anzulegen, und dieselbe hatte einen trefflichen Fortgang, so lange die Zuckerpreise nicht allzutief sanken. Er gewann in dem ersten Jahre 5000, in jedem der beiden folgenden 7000 Rthlr. daran; beim Eintritt der sinkenden Preise fielen die Profite auf 5000, 1000, 700, und schwanden endlich bis auf wenig Thaler, weshalb Nathusius Zucker aus Runkelrüben zu machen aufhörte, und seine Fabrik auf indische Rohzucker einrichtete, welche auch jetzt noch ihren Fortgang hat. Nathusius ist der Meinung, daß die Fabrication aus Runkelrüben auch bei den jetzigen niedrigen Zuckerpreisen noch mit Vortheil betrieben werden könne, und er sie nicht würde haben eingehen lassen, wenn er nur die Bauern hätte dahin bringen können, sich auf den Anbau der Runkelrüben zu legen, den Rohzucker in ihren Häusern im Kleinen zu machen und ihn in die Raffinerien zu verkaufen. Im Großen konnte er die Runkelrübenmasse nicht schnell genug verarbeiten und es verfaulte ihm oft die Hälfte der Masse. — Jeder einzelne Bauer aber würde, was er erbaut hätte, leicht und mit Vortheil verarbeiten und in Rohzucker verwenden, Viehfutter dabei gewinnen und sein Land besonders bei den jetzigen wohlfeilen Kornpreisen viel besser benutzen können, als er es auf seine jetzige Art benutzt.

Neben allen diesen Beschäftigungen wurde auch der Gartenbau nicht vernachlässigt, sondern ihm vielmehr der höchste Grad von Aufmerksamkeit gewidmet. Mehr als 30,000 Obstbäume wurden nach und nach gepflanzt. Beim Vorwerke Glüsig allein wurden die bisher wüst gelegenen Berge und Umgebungen terrassirt und darauf Obstanlagen von 7000 Bäumen gemacht, welche die Gegend ungemein verschönert haben. Aber nicht blos auf Nutzobst beschränkt sich Nathusius. Seine Idee erhob sich auf den Gedanken, nach und nach alle Gewächse der Erde,

so weit es Kunst und Klima möglich machten, auf seinem Terrain zusammenzubringen. Die Gärten von Althaldensleben und Hundisburg, welche bei einiger Erweiterung leicht in Verbindung gebracht werden können, fassen über 200 Morgen. Weitläufige Gewächshäuser in beiden Gärten enthalten exotische Pflanzen in großer Menge und werden jedes Jahr noch mehr bereichert. Große Baumschulen nehmen in beiden Gärten ansehnliche Strecken ein. Ueber 100 Morgen Ackerland, das an den althaldensleber Garten gränzt, sind allein zu Anpflanzung amerikanischer und anderer fremden Hölzer, die sich aklimatisiren lassen, bestimmt, wozu in den letzten beiden Jahren mehrere Fässer mit Sämereien aus Amerika angekommen sind. Die nächste Absicht ist, die eignen Wälder mit amerikanischen Bäumen zu versehen, aber zugleich eine Pflanzschule anzulegen, welche die fremden nützlichen Holzgattungen durch ganz Deutschland zu den wohlfeilsten Preisen verbreiten kann. Aber nicht blos für den Nutzen, auch für den Geschmack ist in diesen Gartenanlagen gesorgt. Das Wohnhaus in Althaldensleben, welches jedoch erst, nachdem die Oekonomiegebäude in die gehörige Ordnung gebracht waren, wohnlich und schön eingerichtet worden ist, schließt sich dicht an den Garten mit englischen Anlagen von etwa 100 Morgen im Umfange, und dieser wird sich bald mit dem von Hundisburg, der noch größer ist, durch die Neupflanzungen verbinden. Beide Gärten stehen mit den zu den Gütern gehörigen Wäldern in Verbindung, welche mehr als 3000 Morgen bedecken, und mit bequemen Wegen durchschnitten sind, so daß man Spaziergänge von mehrern Stunden machen kann, ohne denselben Weg zweimal zu gehen. Noch steht zwar das Wohnhaus noch nicht mit den Gärten in solcher Verbindung, daß man aus demselben unmittelbar in den Garten tritt. Da Nathusius immer erst das Nützliche zu bewirken sucht und erst später auch das Angenehme und Bequeme für sich und seine Familie zu erreichen sucht: so ist diese Verbindung zu treffen noch verschoben, jedoch alles dazu schon so vorbereitet, daß sie leicht ausgeführt werden kann.

Auf Benutzung des Obstes war Nathusius ebenfalls bedacht. Er errichtete eine Ciderfabrication, von deren Product schon an 600 Orthoft in den hundisburger Kellern liegen, und wovon einige Sorten, insbesondere der

Johannisbeer- und Stachelbeerwein, so wie auch einige andere trefflich gelungen sind. Den Nebengeschmack, welchen man an einigen andern unangenehm bemerkt, wird, wie Nathusius glaubt, die Zeit vertilgen. Der Cider, welcher am Rhein und in England verfertigt wird, hat diesen Nebengeschmack nicht, und Referent glaubt, daß dieser Obstwein noch mehr Glück machen würde, wenn Nathusius den Vorsatz, jede Sorte Wein, als Medoc, Malaga u. s. w. durch Kunst daraus hervorzubringen, aufgäbe, und nur den reinen Weingeschmack mehr zu erreichen suchte. Es wird indessen dieser Wein häufig gesucht, insbesondere der Johannisbeerwein, welcher wie Champagner schäumt und den schlechte Kenner leicht damit verwechseln könnten. — Die Bürgerfamilien aus Magdeburg und Neuhaldensleben, welche Sonn- und Festtags die Gärten in großer Frequenz besuchen, consumiren an einem Tage oft 100 Flaschen davon.

7.

Nach Jerome's Sturze kehrte Nathusius mit Freude und großer Theilnahme unter Preußens Scepter zurück, und wenn gleich seine körperliche Beschaffenheit und seine Jahre ihm verboten am Kriege persönlich Theil zu nehmen, so leistete er doch dem wiedergewonnenen Vaterlande durch freiwillige und reiche Geldbeiträge so viele und mancherlei Dienste, daß der König ihm das eiserne Kreuz und später den rothen Adlerorden dritter Classe ertheilte, Ehrenzeichen die man jedoch an ihm höchst selten oder nie erblickt, weil er bescheiden erklärt, das er sich gar keiner Ansprüche um das erste, und um den letzten Orden nur sehr geringer bewußt sey. — So ist Nathusius stets bei seiner Anspruchslosigkeit und Einfachheit geblieben. Vielleicht ist es auch selbst eine Eitelkeit nichts davon veräußern zu wollen. Dieselben Eigenschaften findet man auch in seinem Aeußern, in seiner Kleidung, in seinem Ameublement, an seinem Tische, in seinem ganzen häuslichen Leben.

Daß ein so unermüdlich thätiger Mann, der immer nur an Sachen und Geschäfte denkt und darin lebt und webt, an Putz und Kleiderpracht keinen Wohlgefallen finden kann, wird man sehr natürlich finden, da ihn selbst die Zeit, davon Gebrauch zu machen, fehlt. Die bequemste und einfachste Kleidung, an der nicht viel zu verderben

ist, muß einem Manne, der seine Mühlen, Fabriken, Ställe von früh bis Abends durchsucht und nach den Rechten sieht, und dessen Maxime ist, nichts ohne Noth zu verderben, oder an seinem Werthe zu verringern, am liebsten seyn. Selten wird daher Nathusius von Fremden für mehr als für einen seiner Verwalter oder Officianten angesehen, und es sind daraus oft sehr spaßhafte und lächerliche Misverständnisse entstanden, an deren Unterhaltung und Vermehrung er selbst mehr ein Wohlgefallen zu finden scheint, als daß sie ihn verdrießen sollten. In seinem Hause bemerkt man allerdings die Spuren der Wohlhabenheit und des behaglichen Lebens, aber durchaus nichts von Prunk und Ostentation. Die Zimmer sind schön, aber nichts von Vergoldung von parketirten Fußböden, alles ist nur auf Bequemlichkeit eingerichtet, die Möbeln sind anständig, aber nichts von Mahagoniholz, wenn nicht etwa der Zufall und die Gelegenheit ein Stück darunter gebracht hat. An seinem Tische wird jeder Fremde freundlich aufgenommen, und er findet daran gute Bewirthung, aber die häusliche alltägliche Ordnung wird um des Fremden willen nicht unterbrochen, er muß sich mit dem genügen, was die Familie speiset; Gastereien finden nie oder höchst selten, nur bei ganz außerordentlichen Gelegenheiten statt. Man hat keine Zeit dazu. Größtentheils erscheinen nur eigne Producte des Hausherrn auf der Tafel — köstliches Fleisch, zahmes und wildes, Fische aus eignen Gewässern, köstliche Gemüse und Früchte, eignes Backwerk, selbstgebrauter Porter und Ale von bester Qualität, Oel, Essig, Senf aus eigner Fabrik u. s. w. — Wein ist das einzige Exotische, was bei der Tafel erscheint, jedoch fehlt auch nie der selbsterzeugte Obstwein, den viele Gäste, vielleicht auch nur dem Wirthe zu gefallen, an der Tafel vorziehen, so daß die fremden Gewächse oft unberührt wieder weggetragen werden. — Ein einziger Bedienter, eine Köchin und ein Hausmädchen versehen das ganze Haus und die Fremden, deren nicht selten viele vorhanden sind und mehrere Nächte im Hause verweilen, mit Diensten, und so sehr sind die Leute durch das Beispiel der unermüdet thätigen Herrschaft an Fleiß und Ordnung gewöhnt, daß niemand, dessen Ansprüche dieser Art nicht unbillig sind, die ihm nöthigen Dienste und Bequemlichkeiten vermißt.

So einfach und anspruchslos der Hausherr ist, eben

so erscheint auch die Hausfrau. Nathusius lebte bis in sein 48stes Jahr ehelos, und würde vielleicht in diesem Zustande beharrt seyn, wenn ihn nicht der Zufall in die Engelhart'sche Familie in Cassel geführt, und er daselbst die Bekanntschaft seiner jetzigen Gattin auf eine solche Art gemacht hätte, daß er besondere Gelegenheit fand, ihre Einfachheit, ihre Liebe zur Pflicht, ihre häuslichen Geschicklichkeiten und Tugenden, so wie eine freundliche, uneigennützige Theilnahme an seiner Person kennen zu lernen. — Durch ihre Liebenswürdigkeit wurde der langgenährte Wunsch, ein Wesen mit sich verbunden zu sehen, welches sein Schicksal aufrichtig theilte, und auf dessen uneigennützige Liebe und Freundschaft er mit vollem Vertrauen und Ergebenheit rechnen konnte, sehr lebendig. Die große Verschiedenheit des Alters machte jedoch, daß er noch nicht daran denken mochte, ihr den Antrag zu machen, seine Gattin zu werden. Er hatte vielmehr den Vorsatz, sie als seine Tochter zu adoptiren und offenbarte diesen Entschluß der sehr verständigen Mutter, die ihn aber davon ablenkte und ihm Muth zur Verehelichung mit derselben machte, da der ernste, solide, tugendhafte und verständige Charakter gewiß keine schlechten Folgen dieses Altersunterschiedes fürchten lasse, und sie gewiß das Glück seines Lebens machen würde, wenn sie sich, wie sie glaube, entschließen würde, seine Hand anzunehmen. — Die Verbindung kam zu Stande, und der glücklichste Erfolg hat sie gekrönt. In achtzehn Jahren hat die schöne Frau dem glücklichen Gatten sechs Kinder geboren. Nie hat der Unterschied des Alters, der jetzt überdem auch äußerlich weniger auffallend geworden ist, das Glück dieser Ehe gestört. Einzig mit dem Regimente des Innern ihres Hauses und der Erziehung ihrer Kinder beschäftigt, verläßt sie fast nie Althaldensleben, und sieht fast keine Gesellschaft, als in ihrem Hause. Prunk und Kleiderpracht ist ihr eben so fremd als ihrem Manne, und sie setzt auf nichts Werth, als darin, eine thätige, wirthschaftliche Hausfrau, eine gute Mutter und eine treue Gattin zu seyn. Auf ihrem Gebiet führt sie, von ihrem Gatten nicht gestört, ein strenges und consequentes Regiment und erwirbt sich Achtung und Liebe durch ein stets würdiges und liebenswürdiges Betragen und durch ihre feine Bildung.

Man kann sich leicht denken, daß eine sehr große

Ordnung dazu gehört, ein so vielfach zusammengesetztes Wesen ohne Verwirrung zu führen. Es wird daher interessant seyn, eine kurze Beschreibung davon zu machen. Jeder Gewerbszweig ist getrennt, hat seinen eignen Chef, der für alles, was in demselben geschieht, verantwortlich ist; jeder Gewerbstheil hat daher auch seine eigne Berechnung und Verwaltung. Keiner kann von dem andern etwas ohne Zahlung oder Anweisung erhalten. Selbst die Hauswirthschaft bildet ein Wesen für sich, und kann weder Butter noch Milch noch sonst etwas ohne Bezahlung aus der Oeconomiewirthschaft bekommen. Die Oeconomie verwaltet ein Administrator als Haupt, liefert ein bestimmtes Pachtquantum ab, und theilt den Ueberschuß mit dem Principal nach einer bestimmten Proportion. Die Brauerei, die Brantweinbrennerei, Steingutfabrik u. s. w., jede wird von einem besondern Chef dirigirt und Rechnung darüber geführt. Alle statten am Ende jeder Woche Bericht an das Centralbüreau ab, wo eine allgemeine Buchhaltung darüber eingerichtet, worin sich das Rechnungswesen über alle Gewerbszweige concentrirt. Aus demselben kann jedes Jahr ersehen werden, was jeder Gewerbszweig gewonnen oder verloren, und jeden Tag, wie es mit ihm steht, was für Producte vorräthig, wie viel abgesetzt sind u. s. w. Nathusius versammelt hier von Zeit zu Zeit die Dirigenten, und hält, wo es nöthig ist, gemeinschaftliche Berathung mit ihnen. Von dem Centralbüreau wird auch ein eignes Papiergeld ausgegeben, welches zum innern Verkehr der verschiedenen Theile der verschiedenen Gewerbe dient, und wovon sich über 20,000 Thaler in stetem Umlauf erhalten. Dieses Papiergeld wird selbst in der Nachbarschaft, besonders in Magdeburg, gern genommen, da es seine Realisation in jedem Nathusiussischen Comptoir findet.

8.

Es ist sehr natürlich, daß Nathusius bei seinen Unternehmungen Gewinn beabsichtigt. Daß indeß der Gewinn und das Reichwerden nicht seine einzige und seine Hauptabsicht ist, erhellt bei näherer Betrachtung seiner Handlungsweise sehr deutlich. Nathusius liebt die Beschäftigung mit Nachforschen und Untersuchen, und seine Freude besteht darin, daß er Entdeckungen und Erfindun-

gen macht, und daß ihm diese gelingen. Daher ist seine Thätigkeit stets darauf gerichtet, etwas Neues zu erfinden, und das Erfundene oder Entdeckte mehr zu vervollkommnen. Für die Befriedigung seiner Wiß- und Lernbegierde scheut er die bedeutendsten Opfer nicht. Insbesondere zieht ihn Chemie und Mechanik an. Ein Chemiker, den er als seinen Gehülfen bei sich hat, ist stets beschäftigt, Versuche nach seinen Ideen und Angaben anzustellen, und es gereut ihm nicht, Tausende dazu herzugeben, wovon die Resultate blos wissenschaftlich sind, ohne das Geringste einzubringen. Wenn er nur wissenschaftliche Resultate daraus erhält, so hält er sich für den Aufwand vollkommen entschädigt. Viele Maschinen hat er in seinen Gewerbszweigen versucht und eingeführt, die wenig oder keinen Gewinn brachten, auch wohl um des Schadens willen, den sie verursachten, wieder aufgegeben werden mußten. Etwas Nützliches zu stiften, ist bei allen seinen Unternehmungen eine Haupttriebfeder. Bei keiner hat er so großen Verlust gehabt, als bei der Gründung einer Maschinenfabrik, wozu er einen Engländer gebrauchte, der ihn nach und nach zu einem Aufwande von beinahe 100,000 Rthlr. verleitete, und die Fabrik, da er nicht damit zu Stande kommen konnte, plötzlich verließ und davon lief, wodurch das ganze Capital größtentheils verloren ging. Schon waren so viel Bestellungen auf Dampf- und andere Maschinen eingegangen, daß an dem glücklichen Erfolg nicht zu zweifeln war, wenn der fremde Mann seine übernommenen Verbindlichkeiten hätte erfüllen können. Auch hat Nathusius den Gedanken noch nicht aufgegeben, das Institut zu Stande zu bringen, und es ist in diesem Augenblick ein Kunstverständiger aus Schweden bei ihm, der das Werk wieder in Gang gebracht und vielleicht mit mehr Glück dasselbe ausführen wird, da in den öffentlichen Blättern zu lesen ist, daß bei ihm Bestellungen auf Maschinen angenommen werden, und schon Vorräthe zum Verkauf bereit stehen.

Es leidet keinen Zweifel, daß Nathusius seine Capitale würde viel vortheilhafter haben anlegen können, wenn es ihm blos darum zu thun gewesen wäre, seine Reichthümer zu vermehren. Speculationen und Staatsanleihen, Rentenkäufe u. s. w. hätten dieses gewiß viel besser bewirkt, und Nathusius hat Einsicht und Klugheit genug, um dergleichen Geschäfte mit Umsicht und Vor-

theil zu unternehmen. Allein, sein industriöser Geist wäre dabei nicht unterhalten worden, und so ekelte ihn ein so trockenes Geschäft, das nur im Gewinnen Vergnügen gewähren kann, so sehr an, daß er nie ein Capital darin hat anlegen mögen. Er wollte Wirkungen seiner Industrie und seiner Untersuchungen, in der Menschenwelt um sich sehen, er wollte schaffen und erfinden, und ein Gewinn der auf solche Weise entstand, machte ihm Vergnügen. Und dieses hat er durch seine Unternehmungen im hohen Grade erreicht. — Und welche ganz andere Wirkungen für den Staat und das Volk hat die Industrie solcher Art, als die Speculationen auf Renten und Curse! Als Nathusius das Kloster Neuhaldensleben erkaufte, fand er etwa 200 Einwohner darauf, welche größtentheils zerlumptes, nacktes, faules Bettelvolk waren, welche in elenden Hütten wohnten und, von den Wohlthaten des Klosters unterstützt, ihr Leben im ärmlichen Müßiggange zubrachten. Jetzt wohnen allein in Althaldensleben über 1300 Menschen, sämmtlich wohlgenährt, reinlich und nett gekleidet, in häuslicher Zufriedenheit, welches alles eine Wirkung der nathusiussischen Anlagen ist. Es ist eine Lust, diese Leute Sonntags in ihrem Schmucke in die Kirche gehen zu sehen; aber auch bei ihrer Arbeit sind sie ordentlich gekleidet und arbeiten mit frohen und zufriedenen Gesichtern. In der Steingutfabrik verdienen selbst die neuesten Lehrlinge wöchentlich 1 Rthlr., die stärkern und vollkommnern Arbeiter 1 Rthlr. 12 Gr. 2, 3, 4 und selbst 5 Rthlr., so daß sich die meisten verheirathen können und ihr gutes Auskommen finden. Man wird sich einen Begriff von den Wirkungen der Nathusiussischen Industrie machen können, wenn man erfährt, daß allein in Althaldensleben im letzten Jahre gegen 50,000 Thaler Arbeitslohn an die in den Fabriken daselbst beschäftigten gemeinen Arbeiter ausgezahlt sind, worunter also die Dirigenten und Künstler nicht begriffen sind. Althaldensleben hat dadurch das Ansehen einer kleinen Stadt bekommen; und da die Miethen theuer geworden, so bauen sich viele von den sparsamern und industriösen Arbeitern Häuser, worin sie mehrere Miethsleute aufnehmen und dadurch gute Zinsen von ihrem Baucapitale gewinnen. Nathusius unterstützt diese Industrie und erleichtert ihnen ihr Unternehmen auf alle Weise. Wenn ihm jemand nachweisen kann, daß er so viel ge-

sammelt hat, als er zum Anbau eines neu erbauten Hauses bedarf, so liefert er ihm alle Materialien dazu auf Vorschuß zu höchst billigen Preisen. Dieser Vorschuß wird, wenn das Gebäude vollendet ist, hypothekarisch auf dasselbe eingetragen und mit 4 Procent verzinset. Dabei hat der Eigenthümer die Erlaubniß, das Capital in den kleinsten Portionen zurückzubezahlen, und die Zinsen werden bei der Rückzahlung um soviel, als diese beträgt, von dem Tage der Rückzahlung an, vermindert. So kommen diese Leute auf eine leichte Art zu Häusern, und es ist ihnen zugleich eine Sparcasse eröffnet, in welche sie ihre Ersparnisse abgeben und dadurch ihre Schuld vermindern. Dadurch hat sich der Fleiß und die Sparsamkeit auf eine wunderbare Art unter den Fabrikarbeitern vermehrt und angefeuert. Eine besondere Sparcasse, wodurch ein Fonds für die Unterstützung invalider oder verunglückter Arbeiter begründet werden soll, hat Nathusius noch im Sinne, zu begründen. So kann sich Nathusius als den Schöpfer des Wohlbefindens und des Fleißes mehrerer hundert Familien ansehen, die sich noch von Jahr zu Jahr vermehren. Im Jahre 1825 wurden allein 10 neue, meistens zwei Stockwerk hohe, und sieben Fenster breite Häuser erbauet.

Es gehört zur Natur dieses Mannes und macht seine schönsten Genüsse aus, selbst in einem fort thätig zu seyn, auf neue Erfindungen zu sinnen, und nicht aufzuhören, auf Verbesserungen und Vervollkommnung seiner Geschäfte zu denken. Daher hat er weder Zeit, noch Geschmack für langes Tafeln, Familiencirkel, Spieltische, und was sonst andere Leute zum Glück des Lebens zu rechnen pflegen. Wenn Andere nicht begreifen, wie ein so reicher Mann so auf alles, was gewöhnlich Lebensgenuß heißt, Verzicht thut, und gar keine Zeit auf Vergnügungen verwendet, so ist dagegen ihm unbegreiflich, wie man sich beim Nichtsthun lange amüsiren könne. Nathusius hat über alle seine Unternehmungen nachgedacht und kennt das, was er thut und vornimmt, aus dem Grunde. Sein Umgang ist daher für Alle, welche Industrie lieben, ungemein anziehend und belehrend, so wie er insbesondere den Umgang solcher Personen liebt, von welchen er etwas lernen, seine Kenntnisse erweitern und berichtigen kann. Er kennt die Gewerbe nicht blos im Detail und mechanisch; er hat sich auch in der

Theorie unterrichtet, und hört aufmerksam denen zu, welche seine Begriffe darüber aufklären und berichtigen können, denn es fehlt ihm allerdings an der ersten elementarischen Bildung. Er hat aber staatswirthschaftliche und national-öconomistische Schriften mit Nutzen gelesen, und liest sie noch mit Nachdenken und glücklichem Erfolg. Auch findet man bei ihm eine auserlesene Bibliothek, die insbesondere staatswirthschaftliche und technologische Schriften enthält. Seine Urtheile über Geld und Abgabenwesen, Banken rc. sind auf deutlich richtige Begriffe gegründet, wenn er gleich nicht im Stande ist, dieselben wissenschaftlich und systematisch zu entwickeln. Sein Charakter ist wohlwollend; er unterstützt insbesondere gern arme und fleißige Leute und ist bereit, Mittel zu allem herzugeben, was er für gut und nützlich erkennt. Sobald er an jemand Lust und Geschicklichkeit für einen Industriezweig bemerkt, leistet er ihm gern Beistand, um zu seinem Zwecke zu gelangen. Selbst Domestiken, die er lieber im Hause behalten hätte, etablirt er als Handwerker, Krämer u. s. w. in seinem Dorfe und verhilft ihnen zu einer unabhängigen Existenz. Mehrere seiner Dirigenten haben vorher in andern Verhältnissen zu ihm gestanden und haben durch ihn einen glücklichen Hausstand erlangt. Mit diesem Bewußtseyn, das Glück vieler Familien befestigt zu haben, lebt er, als zärtlicher Vater und Gatte im Kreise seiner kinderreichen und liebenswerthen Familie, froh und glücklich. Man gibt ihm Schuld, daß er einen zu geringen Werth auf die Religion setze. Dieses mag wahr seyn, wenn man unter Religion den Glauben an positive Formeln und die Beobachtung eines äußern Ceremoniells versteht. Wenn aber die strenge Beobachtung der Grundsätze der Gerechtigkeit, die genaue Erfüllung der Pflichten gegen seine Umgebungen, Wohlthätigkeit gegen Dürftige und Unglückliche, Wohlwollen gegen die Menschheit und das Streben, alles, was man für nützlich und gut erkennt, thätigst zu befördern, ein sicheres Zeichen abgibt, daß man praktisch überzeugt ist, die Bestimmung des Menschen in der Welt sey, Gutes zu wirken und sich dazu zu vervollkommnen, und wenn diese Ueberzeugung voraussetzt, daß diese Bestimmung auch der Wille des Urhebers der Welt seyn müsse, den man auf's heiligste zu befolgen habe, und wenn in der Ueberzeugung, daß, was uns die gesunde Vernunft und die richtige Erkennt-

niß unserer Selbst und der Dinge vorschreibt, der wahre Wille Gottes sey, und in dem festen Vorsatze, diesen Einsichten zu folgen, der wahre Glaube an Gott und die wahre Religion besteht, so hat Nathusius gewiß Religion, auch wenn er selbst nicht so deutliche Begriffe davon haben sollte, als hier gegeben worden.

Es ist für das Wohl des Landes und insonderheit der Bevölkerung, welche seine Industrie gegründet hat, so wie für seine achtungswerthe Familie nichts wünschenswerther, als daß die Vorsehung sein Leben und seine Wirksamkeit (er ist 66 Jahr alt) noch so lange erhalte, bis sein ältester Sohn (jetzt 15 Jahr alt) seine Stelle ersetzen kann, und das, was der Vater mit Klugheit und Anstrengung gegründet hat, durch ihn und seine Miterben in seinem Gange erhalten werde.

Ernst Theodor Amadeus Hoffmann.

Digitized by Google

Ernst Theodor Amadeus Hoffmann.

Dieser geist= und talentvolle Lieblingsschriftsteller der neuesten deutschen Literatur ward zu Königsberg in Preußen am 24. Januar 1776 geboren *). Sein Vater war bei den dortigen Obergerichten Hofgerichtsadvocat; seine Mutter die Tochter des weltlichen Consistorialraths und Hofgerichtsadvocaten Dörffer. Häuslich fromme Eintracht war nicht die Schutzgöttin, in deren Bereiche Hoffmann das Lebenslicht erblickte: der Vater war ein Mann von regsamem, fähigem Geiste; aber ohne Haltung, dem Reize der Neuheit ergeben, zu Ausschweifungen mancher Art geneigt; die Mutter dagegen still häuslich, wozu körperliche Schwächen ohnehin führten, an regelmäßige Lebensweise und Tagesordnung gewöhnt, fein sittlich, den Anstand über alles hochachtend; ein ehelicher

*) Geburtsjahr wie Geburtstag Hoffmann's werden verschieden angegeben; ein Freund zu Königsberg, der auf unsere Veranlassung deshalb Erkundigung anstellte, berichtete: Hoffmann sey den 21. Januar 1778 geboren; jedoch zogen wir die obige Angabe vor, da Hoffmann selbst in den officiellen Dienstlisten für 1800 sein Alter 24 Jahre angab. In jenen führt er auch seinen richtigen Vornamen Wilhelm, anstatt des später angenommenen Amadeus. Wahrscheinlich war diese Verwechselung keine zufällige; vielleicht sollte der Tausch an Mozart erinnern, der bekanntlich den Vornamen Amadeus hatte und auf welchen, als ein großes Vorbild für seine künstlerischen Bestrebungen, Hoffmann mit besonderer Verehrung verweisen wollte.

Bund, aus so ungleichartigen Elementen zusammengesetzt, konnte keine glückliche Dauer verheißen: so trennte sich das Ehepaar, als Hoffmann noch in den ersten Kinderjahren war. Bald nachher zog der Vater im Verfolg einer neuen Justizorganisation 1782 nach Insterburg, wo er beim dortigen Hofgerichte als Criminalrath und Justizcommissar eine Anstellung erhielt. Die beiden Kinder der aufgelösten Ehe, unser Hoffmann und ein wenige Jahre älterer Bruder, der früh auf Abwege gerieth und in der Familie verschollen ist, blieben mit der Mutter im großmütterlichen Hause zu Königsberg, wo eine unverheirathete Tante und ein Onkel, der Justizrath Dörffer, einen in häuslichem Frieden lebenden Familienkreis bildeten, dessen Grundgesetz abgemessene Ordnung und Regelmäßigkeit war. Der unendliche Zauber, welchen mit den ersten Jugendeindrücken, Vater-, Mutter- und Geschwisterliebe auf die Kindheit geltend machen, konnte auf Hoffmann's Gemüth nie Einfluß gewinnen; sein Vater lebte fern; was er gelegentlich von ihm hörte, war nicht geeignet Liebe einzuflößen; die Mutter in Schwäche und Kummer versunken war zu niedergebeugt, als daß sie in freudiger Erfüllung der Mutterpflichten die ihnen zum Grunde liegenden heiligen Gefühle offenbart hätte; der Oheim, ein gutmüthiger Pedant, dessen schwache Seiten der heranwachsende Knabe, welcher in der verziehenden Tante seinen Schutz fand, bald mystificiren lernte. Seine Kinder- und Knabenspiele mußten verstohlen betrieben werden und entbehrten schuldloser Freiheit; Ueberlistungen und Vermummungen bildeten den unheimlichen Spielraum, innerhalb dessen Hoffmann's regsamer Geist sich versuchte, indeß sein körperliches Daseyn nie zu einer vollen kräftigen Entwickelung gedieh. In jenen Jugendspielen möchten wir die charakteristisch bezeichnenden Gegenbilder zu den Künstlerleistungen, mit welchen später der Mann sich aus manchen Verirrungen herauszuarbeiten strebte, finden.

In den gelehrten Schulen der Vaterstadt erhielt er den gewöhnlichen Unterricht, bei welchem große Lebendigkeit des Geistes bald eine bewunderungswürdige Leichtigkeit der Auffassung offenbarte und den Mangel eines regelmäßig fortgesetzten Fleißes ersetzte. Vorwaltender jugendlicher Muthwille veranlaßte manche ernste Rüge der Lehrer, manche Zwietracht mit den Mitschülern. Wäre

in Hoffmann's Geiste Vorliebe für Musik nicht so tief eingeprägt gewesen, des ernst kalten Oheims erster Unterricht in den Anfangsgründen derselben hätte sie ihm für immer verleiden müssen; bald die schwierig zu erlangenden, aber so nothwendigen mechanischen Fertigkeiten des Clavierspielens beseitigend, kam Hoffmann aus der Musikschule des Oheims in die des schätzbaren Organisten Podbielsky; er erregte darin Aufsehen, wie in der Zeichenkunst, worin ihn Sämann unterrichtete. Bei Entwickelung einiges Talents in der Ton- und Malerkunst ist es leicht, Beifall in den Kreisen der Gesellschaft zu erlangen, welches besonders für Hoffmann reizend seyn und die Bestrebungen, in den Schulwissenschaften sich auszuzeichnen, unterdrücken mußte, da er ohnehin unter den Schulgenossen, nach den Jahren schon ein Knabe, nach der Kleinheit seiner Gestalt noch ein Kind, oft zurückgeschoben wurde, indem bekanntlich in den Kreisen der Schulknaben früh entwickelte körperliche Kraft und regelmäßiger Fleiß am leichtesten ein Uebergewicht geltend zu machen wissen. Auch in den frühesten freien Leistungen, welche aus der Jugendzeit Hoffmann's jenen beiden Künsten angehören, erscheint die schon angedeutete Richtung seines Charakters: in seinen musikalischen Compositionen offenbarte sich die Genialität im Bizarren; in den Zeichnungen durch beständige Hinneigung zur Caricatur; in beiden mehr innerer Widerstreit, als befriedigender Einklang, welcher die Heimath jeder Kunstvollendung seyn muß. Mit Wehmuth erinnert man sich schon hier eines Bekenntnisses, das Hoffmann in seinen späteren Ausstellungen (in den Elixiren des Teufels) ablegte, wo er sagt: „Ach! wie ein fernes herrliches Land, wo die Freude wohnt und die ungetrübte Heiterkeit des kindlichen unbefangenen Sinnes, liegt die Heimath weit, weit hinter mir; aber wenn ich zurückblicke, da gähnt mir die Kluft entgegen, die mich auf ewig von ihr geschieden. Von heißer Sehnsucht ergriffen, trachte ich immer mehr und mehr die Geliebten zu erkennen, die ich drüben wie im Purpurhimmel des Frühroths wandelnd erblicke, ich wähne ihre holden Stimmen zu vernehmen. Ach! — gibt es denn eine Kluft, über die die Liebe mit starkem Fittig sich nicht hinwegschwingen könnte! — Aber finstere Gestalten steigen auf, und immer dichter und dichter sich zusammendrängend, immer enger und enger mich

einschließend, versperren sie die Aussicht und befangen meinen Geist mit den Drangsalen der Gegenwart, daß selbst die Sehnsucht, welche mich mit namenlosem, wonnevollem Schmerze erfüllt, nun zu tödtender heilloser Qual wird."

An dieses Geständniß Hoffmann's reihete sich ein anderes, worin er klagt, daß damals für den Unterricht zu viel, für Erziehung zu wenig geschehen sey; doch war ja auf dem Wege zum selbständigen Leben, in wohlgeordneten häuslichen Verhältnissen der Unterricht selbst die beste Erziehung; aber Hoffmann wiederholte später oft die halbwahre Entschuldigung seiner Verirrungen: „in meiner ersten Erziehung, zwischen den vier Mauern mir selbst überlassen, liegt der Keim mancher von mir hinterher begangenen Thorheit."

In vertrauter Verbindung mit Hippel, dem Neffen des berühmten Verfassers der Lebensläufe in aufsteigender Linie, — jetzt königl. preußischem Staatsrathe und Chefpräsidenten der Regierung von Westpreußen, — durchging Hoffmann die verschiedenen Abtheilungen der reformirten Schule, fand, durch seinen Jugendfreund darauf hingeleitet, Geschmack an den großen classischen Vorbildern des Alterthums, erregte die Aufmerksamkeit seiner Lehrer, ohne von seinen Mitschülern geliebt zu seyn; nur mit zweien derselben war er noch näher bekannt: mit Faber (nachherigem geheimen Archivar), mit welchem er Musik trieb, und mit Matuszewski, den ihm Liebe zur Malerei zuführte und dessen er in den Serapionsbrüdern gedenkt. Die ersten Liebeleien kamen jetzt zum Vorschein, wo, wie gewöhnlich, des Knaben scheue Bewerbungen von der gefeierten Schönen übersehen und verspottet wurden. Hoffmann äußerte den Wunsch, da er durch empfehlende Gestalt nicht gefallen könne, so möchte er gar gern ein Ausbund von Häßlichkeit seyn, um so wenigstens angeblickt zu werden und Aufsehen zu erregen.

Aus der Schule trat er in seiner Vaterstadt zur Hochschule, zum Juristen bestimmt, über, oder, um seine Worte zu wiederholen, damit er ein tüchtiges Kammrad in der Walkmühle des Staats werden möge; in der That nur jenem Berufe zugewendet, um je eher je lieber aus dem Onkelhause erlöst, unabhängig in die Welt treten zu können. Mächtigen Einfluß übte das gesellschaftliche Leben, in welchem er bei erweiterter Freiheit, durch Fertigkeit in den Tonkünsten und durch Geschicklichkeit im Singen Bei=

fall erwarb; dahin weist sein späteres, scheinbar den Einfluß des Beifalls zurückweisendes Selbstbekenntniß: „Dichter und Künstler sind auch für den Tadel untergeordneter Naturen empfindlich. Sie lassen sich gar zu gern loben, auf den Händen tragen, hätscheln. — Glaubt ihr denn, daß diejenige Eitelkeit, von der ihr so oft befangen, in hohen Gemüthern wohnen könne? — Aber jedes freundliche Wort, jedes wohlwollende Bemühen beschwichtigt die innere Stimme, die dem wahren Künstler unaufhörlich zuruft: Wie ist doch dein Flug noch so niedrig, noch so von der Kraft des Irdischen gelähmt! — rüttele frisch die Fittige und schwinge dich auf zu den Sternen! — Und von der Stimme getrieben irrt der Künstler oft umher und kann seine Heimath nicht wieder finden, bis der Freunde Zuruf ihn wieder auf Weg und Steg leitet." — Ferner sagt er: „Alle Töne, die in der wunden Brust im Blute des Schmerzes erstarrt sind, leben auf, und bewegen und regen sich und sprühen wie funkelnde Salamander blitzend empor, und ich vermag sie zu fassen, zu binden, daß sie wie eine Feuergarbe zusammenhaltend zum flammenden Bilde werden."

Zur Rechtfertigung dieser Mittheilungen, welche Hoffmann's Jugendstimmung bezeichnen sollen, hier noch seine Aeußerung: „Schon als ich noch auf der Schule war, hatte ich die Gewohnheit, manches, was mir beim Lesen eines Buches, bei dem Anhören einer Musik, beim Betrachten eines Gemäldes oder sonst gerade einfiel, oder was mir selbst Merkwürdiges begegnete, aufzuschreiben. Ich hatte mir dazu ein kleines Buch binden lassen und den Titel vorgesetzt: zerstreute Gedanken. Mein Vetter (welcher? der Oheim? —), der mit mir auf einer Stube wohnte und mit wahrhaft boshafter Ironie meine ästhetischen Bemühungen verfolgte, fand das Büchelchen und setzte auf dem Titel dem Worte: zerstreute, das Wörtlein „Höchst!" vor. Zu meinem nicht geringen Verdrusse fand ich, als ich mich über meinen Vetter im Stillen satt geärgert hatte und das was ich geschrieben noch einmal überlas, manchen zerstreuten Gedanken wirklich und in der That höchst zerstreut, warf das ganze Buch ins Feuer und gelobte nichts mehr aufzuschreiben, sondern alles im Innern digeriren und wirken zu lassen, wie es sollte. — Aber ich sehe meine Musikalien durch und finde zu meinem nicht geringen Schrecken, daß ich die üble Gewohn-

heit nun in viel spätern, und wie man denken möchte, in weiseren Jahren, stärker als je betrieb. Denn sind nicht beinahe alle leeren Blätter, alle Umschläge mit höchst zerstreuten Gedanken bekritzelt? — Sollte nun einmal, bin ich auf diese oder jene Art dahingeschieden, ein treuer Freund diesen meinen Nachlaß ordentlich für was halten, oder gar (wie es denn wohl manchmal zu geschehen pflegt) manches davon abschreiben und drucken lassen, so bitte ich um die Barmherzigkeit, ohne Barmherzigkeit die höchst, höchst zerstreuten Gedanken dem Feuer zu übergeben, und Rücksichts der übrigen es gewissermaßen als captatio benevolentiae bei der schülerhaften Abschrift, nebst dem boshaften Zusatze des Vetters, bewenden zu lassen."

Mit den Beschäftigungen im Gebiete der Künste war schon von frühern Jahren her die Liebe zur Dichtkunst erwacht; dennoch gewann Hoffmann es über sich, die akademischen Vorlesungen, welche den juridischen Cursus bilden, ordentlich zu besuchen und bei glücklicher Fassungsgabe dahin gehörige Kenntnisse zu erlangen. Dieses ist um so mehr zu verwundern, da es an Aufregungen anderer Art, die sich seines ganzen Daseyns bemächtigten, nicht fehlte. Seine ausgezeichneten Fortschritte in der Tonkunst machten ihn bald zum Musiklehrer; seine Schülerin war ein holdes Mädchen, deren Reize ihn bezauberten, während sie nach ihren Familienverhältnissen durch eine unübersteigliche Kluft von ihm getrennt war. Vielleicht lag hierin eine Veranlassung, daß er, während er so in Freude und Trauer der Liebe lebte, ohne nähere Beziehung blieb zu jenen geistreichen Männern, welche damals Königsberg vereinigte; dahin sind zu zählen: Kant, Kraus, Hamann, Hippel, Scheffner; selbst Werner, der mit Hoffmann mehrere Jahre in einem Hause wohnte an der Seite einer gemüthskranken Mutter, wurde ihm nicht näher bekannt. Für die Künste hatte er solche Beharrlichkeit, daß er mit Ueberbietung seiner Kräfte an die schwierigsten Aufgaben ging; er unternahm Gemälde von großen Compositionen, dann Ausarbeitung kühn angelegter Romane, scheiterte aber mit den Planen, worauf sie berechnet waren, indem die Gemälde nicht den erwarteten Beifall der Kenner, die Romane nicht den reichlich zahlenden Verleger fanden.

Im Sommer 1795 ward Hoffmann nach wohlbestandner Prüfung bei der Regierung zu Königsberg als

Auscultator angestellt; ein Jahr später wußte er es einzuleiten, daß er mit der Verwilligung seiner Familie die Vaterstadt verließ und bei der Oberamtsregierung zu Glogau in Schlesien, wo des schon erwähnten Oheims Bruder als Rath stand, seine juristische Laufbahn fortsetzte. Dieser Entschluß hatte wahrscheinlich seine Veranlassung in der hoffnungslosen Liebe zur Schülerin und war mit schmerzlichen Opfern verflochten. Wenn in dem neuen Wohnorte, zu welchem hin die Reise vielfache Gelegenheit zur Zerstreuung und Aufheiterung darbot, die Neuheit der Verhältnisse, das Angenehme der dort angetroffenen Familienverbindung und Entfernung von dem bisherigen häuslichen Zwange in Hoffmann's Seele nicht zur Entwicklung jugendlich unbefangener Zufriedenheit wirkte, so mag der Grund davon in seiner Schwächlichkeit gesucht werden. Ein im Frühlinge 1797 gemachter Besuch in der Vaterstadt erneuerte die mühsam bekämpfte Leidenschaft für die Herzensgeliebte; es wurden Plane zu einer Verbindung gemacht, welche gewiß in der Wirklichkeit das geträumte Glück nicht würde realisirt haben. Das oft hartgetadelte Schicksal tritt den stürmischen Forderungen der Sterblichen nicht selten mit scheinbarer Strenge entgegen und wird arg geschmäht, während die nächste Zukunft schon das Wohlthätige der eben so lästig gefundenen Vormundschaft ins schönste Licht stellt. — Dieser Bemerkung schließt sich ein Geständniß an, welches Hoffmann über sich selbst in dem Briefe an einen Freund (vom 21. Januar 1797) niederlegt; hier heißt es: „Es wäre alles gut, wenn nicht alles sich bei mir zur Leidenschaft umwandelte. — Meine Heftigkeit, — ich möchte sagen, meine Raserei bei allem, was sich mir von der Seite solcher Empfindungen darbietet, zerstört alles Gute in mir. — Die Jovialität geht zum Teufel, und zerstört sind alle Glücksträume. — Dies ist der Punct, in dem ich mit M. — zusammentraf. — Beide Kinder des Unglücks. — Beide verdorben vom Schicksale und sich selbst!" — Schon jetzt, in den schönsten Jünglingsjahren, blickte unter Lustigkeit und unter muthwilligem Scherze eine düstere Ueberspannung hervor, die ein gescheitertes Daseyn errathen läßt. An die trefflichsten Vorsätze reihen sich Unmuth und Verzagtheit, welche vielleicht schon früher zerstörend gewirkt, hätte nicht der segensvolle Friede der Kunst auch ihm seine Palme ge-

flochten. Musik, Malerei, Dichtkunst erheiterten oft seine Stunden, während er für eine künftige Amtsbestimmung wenig that. Wenn es ihm in Glogau zu enge war, so fehlte es doch auch nicht an neu angeknüpften Verbindungen und Bekanntschaften, unter welchen die mit seiner nachherigen Gattin besonderer Erwähnung verdient; Hoffmann gefiel sich in der Vorstellung, fortwährend trostlos über die von Königsberg her im Herzen tragende Liebe zu seyn; dies hinderte ihn indeß nicht, zu Ehren der neuen Geliebten einige Ausschweifungen zu begehen, ihr zu Gefallen Messen zu hören und auf den Bällen nur mit ihr zu tanzen, wie er es in den Briefen an Hippel offen bekennt. Hier erfahren wir auch, daß er „mit den Schneesäulen der Verwandtschaft in Königsberg vollkommen abgerechnet habe," aus welcher Versicherung keine Pietät der Gesinnung spricht.

Erst nach fast drei Jahren meldete sich Hoffmann, mit dessen juridischer Laufbahn es „sehr pianissimo" ging, zum Referendariatsexamen, welches er in schriftlichen Arbeiten und bei der mündlichen Prüfung gut bestand; im Junius 1798 wurde er zum Referendarius ernannt und als solcher beim Kammergerichte zu Berlin angestellt. Der glogauer Onkel war indeß als geheimer Obertribunatsrath in die Hauptstadt berufen, und so traf der Jüngling auch an seinem neuen Bestimmungsorte Familienverbindungen der angenehmsten Art, während das an Lebensgenuß, Kunst und Wissenschaft reiche Berlin seinem regen Geiste in jeder Hinsicht zusagte. Von großen Vorbildern in den Künsten umgeben, gelangte er zu der Ueberzeugung, daß er, um etwas Tüchtiges zu leisten, eine schwierige Vorschule, der er sich muthig widmete, zu machen habe; für die künftige Dienstangelegenheit fand er durch die Anstellung bei dem mit Recht gepriesenen Kammergerichte Aufmunterung und, dies konnte er nicht verkennen, in dem Werthe seiner Leistungen den einzigen Weg, zum Besitze der glogauer Geliebten als Gatte zu gelangen. Unter ziemlich freiem Leben, welches aber durch die Nähe des Oheims und seiner Familie, ohne beschränkt zu seyn, von einer väterlichen Autorität vor auffallenden Verirrungen bewahrt wurde, schritt er in jeder Beziehung vorwärts mit seiner Ausbildung, welches eine in Hoffmann's Leben seltene Zufriedenheit erzeugte. Ihm war, nach seinen Talenten, vieles möglich: so machte er schon

im März 1800 sein drittes rigoroses Examen, durch welches, da er es wohlbestand, er unmittelbare Aussicht auf die Mitgliedschaft in einem Landesjustizcollegium gewann.

Junge Geschäftsmänner, welche im Preußischen damals nach Vorarbeiten und Prüfungen das Recht erhalten hatten, in die Beamtenreihe als Räthe eingeschoben zu werden, mußten, der getroffenen Einrichtung gemäß, ihren ersten Ausflug nach den neu erworbenen Provinzen des zertrümmerten Polens machen, wohin sie gewöhnlich übelgestimmt, nur unter der Verheißung gingen: je eher, je lieber von dort erlöst zu werden. Außerdem wurde dorthin alles als Beamte versetzt, was nirgend anderswo Unterkommen finden konnte, oder, als übelbezeichnet, aus dem bisherigen Wirkungskreise entfernt werden sollte. Ein solches Organisationssystem konnte nur zur Desorganisation führen, die mit den verhängnißvollsten Folgen später an den Tag kam, aber dennoch die einfachsten Lehren des Staatsorganisationsgeschäftes nicht für immer hat ins Leben rufen können.

Hoffmann wurde, wie es die Lage der Dinge mit sich brachte, zum Assessor einer Regierung (so hießen damals in Preußen die obersten Provinzial-Justizcollegien) ernannt, und zwar bei der in Posen, was als eine begünstigte Anstellung erachtet wurde, da die entfernteren Provinzialregierungssitze der Cultur der Deutschen noch mehr entfrembet waren als das benachbarte, leicht zu erreichende und leicht wieder zu verlassende Posen.

Vor dem Abgange von Berlin, der Hoffmann sehr schmerzlich, aber unvermeidlich war, hatte er noch die Freude, hier seinen einzigen Jugendvertrauten Hippel zu sehen, und mit ihm Streifereien in das Sachsenland nach Leipzig, Dessau und Dresden zu machen, neue Lebensbilder zu sammeln, früher liebgewonnene zu erneuern.

In Posen trat er in ein seinen bisherigen Verhältnissen fremdes Leben, nun erst, wie er so oft gewünscht, völlig frei, von allen beschränkenden Familienverhältnissen, deren Wohlthätiges von jungen Leuten selten geschätzt wird, losgerissen. Posen gehörte zu den bedeutendsten Städten, die aus der letzten Theilung Polens unter preußische Herrschaft kamen; Hoffmann traf dort jene

nationelle Lebensweise des in der Stadt und Umgegend zahlreich wohnenden polnischen Adels, welche in ihren oft gezeichneten Eigenthümlichkeiten nur noch nach der wüsten Außenseite fortgeführt wurde, während mit dem Verluste der politischen Selbständigkeit der eigentliche Geist aus derselben gewichen war. Im wilden Strudel der Gelage, in Trunk, Spiel und Liebesgenuß die Landessitte noch überbietend, suchten die Polen höheren Standes den Verfall ihrer Privatangelegenheiten und den Grimm über den Verlust des Vaterlandes zu verdecken und sich mit den verhaßten Ankömmlingen, welche die heimathlichen Verhältnisse neugestalteten, in Beziehung zu setzen. Weder die sorgfältige Wahl der letzteren, noch die Berechnungen der ersteren waren geeignet ein beiden Theilen günstiges Facit herbeizuführen. Die von Preußen Herübergesandten verloren häufig alle Haltung; sie zerfielen in zwei Classen, welche seit Friedrichs II. Zeiten leider streng geschieden waren, aber hier zusammentraten: das Militair und die Civilbehörden, jenes im Officierstande, zusammengesetzt aus Edelleuten, deren Bravour sich auf den Paradedienst, auf Handhabung des Stockes gegen den gemeinen Mann und auf Frechheit gegen die Bürgercanaille beschränkte; diese, der Regel nach, welche bekanntlich selbst durch Ausnahmen bestätigt wird, aus Neulingen im Staatsdienste, oder aus Anrüchigen, die in Polen frühere Fehler vergessen machen sollten. — Wieviel schwieriger, geisterfordernder ist es, in neuerworbenen Ländern als Beamter wahrhaft nützlich zu seyn, als im eingelernten Gleise einem abgemessenen Berufe zu genügen! — Je schlechter bekanntlich die polnische Rechtspflege war, um so mehr Geschäfte fielen den neuangestellten Justizbehörden anheim; die Mitglieder des obersten Provinzial-Justizhofes mußten häufig als Commissarien gebraucht werden, kamen so in unabhängige Geschäftsverbindungen und erhielten vielfache Gelegenheit zum leichten Erwerbe, wie zum schnellen Genusse.

In dieser Lage fand sich der Regierungsassessor Hoffmann nur zu bald einheimisch und tummelte sich umher in einem Strudel roher Zerstreuungen, deren Schattenseiten nur zu bald sichtbar wurden; er versuchte vor sich selbst und vor ihn aufgebenden Freunden sich zu entschuldigen und das Geständniß der Liederlichkeit zu

mildern, indem er meinte, daß Ausschweifungen ihr höchstes Ziel erreicht hätten, wenn man sie aus Grundsatz begeht; — eine haltungslose, schlechte Sophistik. — Zu bewundern ist, wie Hoffmann in dem ausschweifenden Leben, das er in Posen führte, den heiligen Funken der Liebe zur Kunst, der einzigen Spur seines besseren Seyns, wach erhalten konnte. Nicht selten im Taumel, erzeugt durch reichlichen Genuß des Ungarweines, unter den nothwendig folgenden Erschlaffungen anderer zerstörender Aufregungen, übte er Ton- und Dichtkunst, und erhielt sein geistiges Daseyn vor völliger Entartung. Auch der Malerei widmete er manche Stunde, vorzüglich um Muthwillen und Spott zu entwickeln, welche ein leicht vorwaltendes Gefühl geistiger Superiorität so gefährlich macht. Hierin sich vorzüglich gefallend, wurde sein Talent für Caricaturzeichnungen Veranlassung, daß seines Bleibens in Posen nicht lange war, daß er von seinem Genussesrausche in unfreundlicher Verbannung erwachen sollte, — als gar milde Zurechtweisung der Schicksalsverflechtungen.

Während Hoffmann die nächste Aussicht hatte, bei der posener Regierung als wirklicher Rath angestellt zu werden, und Anerkennung seiner Dienstgeschicklichkeit fand, während seine gesellschaftlichen Talente manche rohe Verirrungen vergessen machten, gefiel er sich in seiner Stellung gar wohl und wußte den unangenehmen Seiten derselben mit unerschöpflichem Witze lichte Gesichtspuncte abzugewinnen. Doch in allen Beziehungen war abgemessene Vorsicht, Berechnung der Folgen seine geringste Sorge, weshalb ihm natürlich mancher unbewachte Augenblick bitter verleidet wurde. Dieses entschied über sein Schicksal im zweiten Winteraufenthalte zu Posen. Mit Geiste und Fleiße hatte Hoffmann, der in Darstellung von Aehnlichkeiten so große Fertigkeit besaß, eine Sammlung von Caricaturen entworfen, in welchen er die amtlichen, gesellschaftlichen und häuslichen Verhältnisse der posener Welt bespottete. Auf einem Maskenballe erschien, im Costume eines Bilderkolporteurs, ein Vertrauter Hoffmanns, und vertheilte diese nicht zu verkennenden Darstellungen so, daß immer der Empfänger eines Bildes den gegen einen Widersacher verübten Muthwillen belachen mußte, ohne zu ahnen, daß er selbst als Caricatur in ähnlichen Bildern belacht wurde. Bald zeigte man

sich gegenseitig die erhaltenen Gemälde, die ganze Gesellschaft sah sich arg verspottet, und man wollte an der Bilderhändlermaske, welche noch zuletzt eine lange Nase ausgegeben hatte, eben Rache nehmen, als diese verschwunden war. Diese muthwillige Aefferei war mit zu vielem Witze und Geiste ausgeführt, als daß man über den Urheber derselben hätte zweifelhaft seyn können; ohne daß eine Person auf den Bildern genannt war, erkannte sich jede in dem Zerrbilde unter den lächerlichsten Beziehungen: hier ließ der Chef des in Posen garnisonirenden Infanterieregimentes die Trommeln mit Theelöffeln schlagen, als Einladung zum bevorstehenden Abend; dort trug ein Invalide, beim Mangel der Kutschen, die uniformirten Junker des Regimentes, — angehende Feldherrn, im Tragkorbe zum Tanzfeste; hier sprang eine des Reitens kundige Dame, der die Hoffnung, Mutter zu werden, bis jetzt unerfüllt blieb, zu Pferde über eine Wiege, ausrufend: Es ist die Möglichkeit! — Dort erschien der Chef einer Verwaltungsbehörde in der Präsidentenuniform als General Custine; oder ein großen Aufwand Machender jagte auf dem englischen Wettrenner dem Schuldthurme zu. — So arg nun auch die posener elegante Welt von dem verkappten Satyrikus mitgenommen war, so würde vielleicht jeder die ihm zugetheilte Lection ruhig hingenommen haben, binnen kurzem der Rasen des Vergessens und ausgleichender Versöhnung über die Unbill gewachsen seyn, wenn der hart mitgenommene General von Z., mit seiner Gemahlin, nicht hätte seine militairische Glorie und des Staates Wohlfahrt verletzt geglaubt. Um die strengsten Strafen gegen den an Hochverrath gränzenden Frevel aufzurufen, wurden Eilboten nach Berlin geschickt, welche die boshaften Bilder, wie man sie hatte zusammentreiben können, überbrachten, den Thäter namhaft machten und zur Züchtigung aufriefen. Wenn auch in der Hauptstadt der ganze Vorfall nur von der scherzhaften Seite betrachtet und belacht wurde, so konnten sie dennoch nicht verhindern, daß für Hoffmann daraus unangenehme Folgen, welche der ihm wohlwollend gestimmte Großkanzler von Goldbeck und sein erster vortragender Rath Baumgarten nicht beseitigen durften, erwuchsen: theils unterblieb nun die Vollziehung des schon vorbereiteten Rathspatentes, theils wurde eine Versetzung des Störenfrieds

für zweckmäßig erachtet; sie war in der That nothwendig, um unangenehmen Reibungen zuvorzukommen.

Aus dem wilden Leben zu Posen, wo er dem Weingenuß und der Hinneigung zum Obscönen sich willfährig ergab, dagegen, einem frühern Gelübde gemäß, sich von allen Glücks- und Kartenspielen entfernt hielt, wurde Hoffmann durch die im Anfange des Jahres 1802 erfolgte Versetzung nach Plozk wiederum als Assessor der dortigen Regierung gerissen. Noch vor seinem Abgange dorthin trat er aus dem Gewirre der Ausschweifungen in den heiligen Ehestand mit der Geliebten von Glogau her. — „Meine Frau," sagt H. in einem Briefe an den Jugendfreund von ihr, „eine geborne Rorer, oder vielmehr T. Polin von Geburt, Tochter des ehemaligen St. R. T. in Posen, 22 Jahr alt, mittler Statur, wohlgewachsen, dunkelbraunes Haar, dunkelblaue Augen u. s. f., empfiehlt sich Dir sehr." — Bald nachher rühmt er von ihr: „Ich müßte verzweifeln, wenn nicht ein sehr liebes Weib mir alle Bitterkeiten, die man mich hier bis auf die Neige auskosten läßt, versüßte und meinen Geist stärkte, daß er die Zentnerlast der Gegenwart tragen und noch Kräfte für die Zukunft behalten kann." —

Hoffmann sah jene Versetzung in eine kleine, finstere, von deutscher Cultur sehr entfernte polnische Stadt als eine harte Verbannung an und trat übelangeschrieben in das dortige Justizcollegium. Die reiche Ausstattung seines Geistes bewährte sich bald: anstatt von unfreundlichen Verhältnissen und von der Rückwirkung vorgegangener Ueberspannung niedergedrückt zu seyn, entwickelte sich jene in unverkümmerter Reifheit. Dem strengen, ihm vorgesetzten Präsident zeigte er sich als tüchtiger Geschäftsmann; dem Chef der Justizverwaltung in der Hauptstadt, dem Großcanzler und seinen vortragenden Räthen bot er Trotz gegen das ihm mit der Versetzung dorthin, nach seinem Bedünken, zugefügte Unrecht und verfolgte sie mit der Geißel der Satyre, mit Caricaturzeichnungen, deren Deutung leicht gefunden werden konnte. Für häusliches Glück schien er, unter manchen Abschweifungen, nicht alle Empfänglichkeit verloren zu haben, und für Erzeugnisse der Künste wurde der Aufenthalt zu Plozk ertragreicher als irgend ein anderer Zeitraum seines Lebens. Er wußte das Unglück besser zu behandeln, als

das verlockende Glück. — Er trat von hier aus zuerst als Schriftsteller auf mit Beiträgen zum berüchtigten Kotzebue-Merkelschen Freimüthigen, bewarb sich um den von Iffland und Kotzebue ausgesetzten Preis des besten Lustspieles und entwarf zu vielen schriftstellerischen Unternehmungen Plane. Er begann ein höchst interessantes Tagebuch, das er mehremale später bei Seite legte, dann wieder hervorzog und fortsetzte; als Mittel der Ausbildung der Muttersprache, des Genusses ausländischer Blüthen froh, übte er sich an Uebersetzungen, besonders italienischer Gedichte; außerdem studirte er Theorie der Musik und componirte für Klöster Messen und Vespern, für sich selbst Klavierstücke von größerm Umfange.

Wandten wir uns mit Mißbehagen, vielleicht gar mit Unwillen von Hoffmann, wie er in Posen zügellos schwelgte, so werden wir mit ihm innig befreundet beim Hinblicke auf sein nur für Entfaltung des Wahren und Schönen gerichtetes Streben in der Prüfungszeit. —

Die höchsten Vorgesetzten, in denen Hoffmann, als ihn selbst herbeigerufenes Mißgeschick traf, harte Feinde sah, waren keine rachsüchtigen Gegner: bald ward er, mit bedeutender Gehaltszulage zum wirklichen Rathe ernannt, und dann, da es ihm in Plozk einmal mißfiel, — er nennt sein dortiges Verhältniß mit Unrecht „einen Sumpf, in welchem nicht totaliter zu versinken Anstrengung kostet," rühmt aber, daß es in seinen vier Wänden ganz gut hergehe, und erwähnt (unterm 3. October 1803), daß seine Kinder gesund, still und artig sind, — als Regierungsrath nach Warschau versetzt. Er hatte diese ersehnte Wendung seiner Lage theils der Vermittlung seiner Freunde, theils bisher an den Tag gelegtem Amtsfleiße zu verdanken. Letzterer war Folge der Nothwendigkeit, des Dranges der Verhältnisse: die Dienststellung war und blieb ihm eine Last, deren Tragung er sich unterzog, weil von ihr seine und seiner Familie Subsistenzmittel abhängig waren; den Künsten war sein Blick zugewendet, zum Bewußtseyn des Ertragreichen der selbstgewählten Berufserfüllung gelangte er nicht; oft Spaß aussprechend, wo bedeutender Ernst erforderlich war, warf er in vertrauten Mittheilungen die Frage auf: der Großkanzler solle entscheiden, ob er zum Maler oder zum Musikus organisirt sey? —

Während Hoffmann in Plozk den beschwerlichen Foderungen seines Amtes genügte, ärntete er im Felde der Kunst nicht die Früchte, welche er sich verhieß: der Preis des besten Lustspieles, um den er sich bewarb, wurde ihm versagt; einige musikalische Compositionen, die er öffentlich ausstellen wollte, wurden zurückgegeben. Bald waren seine Hoffnungen auf günstigere Verhältnisse gerichtet, die er in Warschau zu finden rechnete. Dieser Stadt, zwar nicht mehr die Hauptstadt eines bedeutenden europäischen Reiches, aber immer noch der Centralpunct der äußerlich getrennten polnischen Nation, hatte die fremde Herrschaft so schnell nicht das Eigenthümliche rauben können: zur Provinzialstadt herabgesunken, zeigte sie in allen Beziehungen noch nicht verloschenen Glanz und polnisches Leben, Nationaltrachten und Nationalluxus, in allen Berührungen Rückerinnerungen an eine bedeutende, politisch selbständige Vorzeit, nahe Hinweisungen auf eine bessere Zukunft. Auf Warschau paßte, mit wenigen Abänderungen, noch völlig das Gemälde, welches der geistreiche Friedrich Schulz in seinen Reisen eines Liefländers (Berlin, bei Vieweg, 1795) entwarf. Hoffmann traf hier, wo er im Frühjahre 1804 anlangte, ein reges, interessantes, in vielfacher Beziehung neues Leben, dessen verschiedene Gestalten für seine künstlerischen Bestrebungen wunderreichen Stoff darboten. Die auffallendsten Contraste traten überall zusammen und bildeten zwischen Ernst und Scherz, zwischen Gegenwart und Vergangenheit, zwischen Hoheit und Erniedrigung, zwischen Cultur und Verwilderung, Sitte und Ausschweifung, Reichthum und Armuth eine wunderliche Bilderreihe, deren innerer Gehalt, wie die Verschiedenartigkeit der Costume, von der rein orientalen Türken- und Judentracht, bis zum preußischen Commißrocke, in solcher Vielseitigkeit wohl selten wieder gefunden wird. Welche reiche Quelle zu Beschäftigungen, Planen und Studien für einen alles Neue so empfänglich annehmenden Geist, wie der Hoffmann's war! Rastlos trieb es ihn umher, zu sehen und zu hören, wenn sich nur eine Mußestunde dem mit Geschäften überhäuften Amte abgewinnen ließ, was immer mehr der Fall war, je mehr H. mit Leichtigkeit arbeiten lernte und durch regelmäßige Benutzung der Morgenstunden Herr der übrigen Tageszeit wurde. Bald führte ihn der

Zufall in nähere Bekanntschaft mit geistreichen Männern, welche, gleich ihm, der Dienstruf aus Preußen hierher verschlagen hatte. Durch Hitzig wurde er mit Mnioch, Kuhlmeyer, Groote, und mit Werner bekannt, der als Dichter der Söhne des Thales in der Schriftstellerwelt schon bedeutendes Aufsehen erregt hatte. So verschieden Werner's und Hoffmann's Talent und Streben auch in ihren Grundlagen, so wenig Beide einander persönlich besonders zugeneigt waren, so wurden sie doch durch künstlerische Zwecke näher vereinigt: Werner dichtete eben das Kreuz an der Ostsee, dessen musikalische Ausstattung Hoffmann auf des Dichters Bitte übernahm, so wenig Gefallen er auch an der Dichtung, die er richtig ein ziemlich rohes, hin und her geschmackloses Product nennt, fand. Wir erinnern uns bei dieser Veranlassung der oft wiederholten mündlichen Aeußerung Werner's, wo er 1807 in Wien, allein mit dramatischen Arbeiten beschäftigt, das Bekenntniß ablegte: er sey durch einen Mißgriff des Schicksals dramatischer Dichter geworden; die Kanzel, die Predigt sey sein wahrer Beruf — aber auch diesem genügte er später nicht sonderlich; er predigte zu viel in den Dramen und dramatisirte zu viel in den Predigten, für welche letztere er die in manchen Verirrungen verlorene Reinheit des Sinnes und Lebens durch Schauspielerkünste zu ersetzen suchte; so scheiterte er zuletzt mit dem wunderlichen Versuche, ein neuer Heiliger der römischen Kirche zu werden. Unter allen Abwegen war das Streben seines Geistes zur Erforschung des höchsten Zieles des Menschen durch Religion unverkennbar und hatte so eine Richtung, der Hoffmann's Treiben immer fremd blieb.

Hoffmann lebte nun in dem viele Anregungen darbietenden Warschau, da er seinem Amte genügt und durch schnelles Arbeiten den Vorwurf, Rückstände zu haben, beseitigt hatte, ganz den Künsten. Für musikalische Genüsse waren bald Verbindungen geschlossen; Concerte und eine Singakademie gingen daraus hervor; weiter ausgebreiteten Planen für die Zukunft widmete er seine ganze Thätigkeit. Bald war zum Behufe musikalischer Leistungen der Mniszeksche Palast angekauft, der, vom Feuer halb zerstört, nun für jenen Zweck ausgebaut wurde. Hoffmann ordnete an, entwarf Pläne,

zeichnete die Einrichtung vor, besorgte die Decoration der Säle und Zimmer, indem er, nach geschehener Amtsarbeit, selbst die Malerjacke anzog, um seine Ideen auszuführen. Mit der Geburtstagsfeier des Königs (am 3. August 1806) wurde der prachtvolle Concertsaal eingeweiht; während man in Hoffmann den einsichtsvollen Anordner des Locals, den geistreichen Schöpfer der Verzierungen bewunderte, zeigte sich bei'm Einweihungsfeste der vielseitig wirkende Mann als Dirigent der Musik mit großer Einsicht, von richtigem Tacte. Mit größeren Concerten wechselten Quartetts und kleinere musikalische Cirkel, an welchem Kunstverständige und Dilettanten Theil nahmen.

Während so bewunderungswürdiger Thätigkeit H.'s überzog das preußische Polen das politische Ungewitter, welches den Verfall des preußischen Staates nach dem Verluste der Schlacht bei Jena und Auerstädt zur Folge hatte. Die Altpreußen in Warschau glaubten das Unglück fern, die Altpolen die Stunde der Erlösung nahe. Hoffmann lebte zu sehr seinen Beschäftigungen, hatte zu wenig Sinn für Politik in jeglicher Beziehung, als daß er im mindesten hätte gestört werden sollen. Bald sah Warschau neben den Resten preußischer Besatzung russische Kriegsvölker einziehen; dann, als Bennigsen's Vorposten an der Bsura (am 26. und 28. November) von Murat, Großherzog von Berg, geworfen waren, gaben diese die Vertheidigung Warschaus auf, zogen nach dem 3. December dem Bug zu und zerstörten vom rechten Weichselufer an den ganzen Landstrich, um durch Vernichtung der Subsistenzmittel der Franzosen schnelle Verfolgung zu hemmen. Hierdurch wurde die Erwartung der Polen von der durch die Franzosen verheißenen Errettung aus der bisherigen Schmach, und ihr Haß gegen Preußen und seine ihnen vorgesetzten Beamten sehr gesteigert. Die Spannung kam schnell zur Entwicklung, zur Entscheidung: der Ordonnateur en Chef der Murat'schen Armee, Favier, löste in den nächsten Tagen die von Preußen in diesen polnischen Provinzen angeordnete Staatsverwaltung in allen Theilen auf; eine Maßregel, die in mehren neuern sogenannten Befreiungskriegen gehandhabt ist.

Da die preußisch-deutschen Beamten in Warschau noch zur Beseitigung der nächsten Noth sich die Cassen-

2 *

bestände vertheilt und so auf einige Monate Gehaltsvorschuß erhalten hatten, ließ sich Hoffmann, gewissermaßen froh, vom Actentische befreit zu seyn, keine Sorge anfechten. Zwar mußte er, bedrückt von der Einquartierungslast, eine schöne Wohnung räumen; doch verfolgte er seine musikalischen Beschäftigungen, floh nicht in die altpreußischen Staaten, als schon die meisten seiner Collegen sich entfernt hatten, sondern schickte nur seine Gattin und Familie nach Posen und bezog genügsam eine Dachkammer des ihm so viel verdankenden Locals der musikalischen Ressource, wo Daru sein Quartier hatte, wo ihm der Besitz eines Fortepianos und der Gebrauch der musikalischen Bibliothek jegliche Sorge vergessen ließ. Nachdem er ein ihn dem Grabe nahebringendes schweres hitziges Fieber unter einiger Freunde Pflege überstanden hatte, mußte er im Frühjahre 1807 daran denken, Warschau, wo seine Subsistenzmittel aufgehört hatten und wo sich ihm kein Erwerb darbieten wollte, zu verlassen. Die Aussichten, welche sich ihm in Berlin darboten, waren nicht verheißungsvoll; er richtete also seine Blicke auf das kunstliebende, reiche Wien; er konnte aber die Geldmittel zu einer Reise und zum vorläufigen Aufenthalte daselbst nicht aufbringen und mußte sich daher entschließen seine Familie in Posen aufzusuchen. Er verließ Warschau, nach fast dreijährigem Aufenthalte, welcher für die Entwicklung seiner vielseitigen Talente von reichem Erfolge war. Mannichfaltige Gestaltungen des Lebens hatte er hier kennen gelernt, hatte in Malerei und Tonkunst, in letzterer besonders, nach ihrem theoretischen Theile als Clavierspieler, als Componist, als Orchesterdirigent bedeutende Fortschritte gemacht. — Von seinen größern musikalischen Compositionen, welche zum Theil verloren gegangen sind, doch vielleicht wieder aufgefunden werden, sey hier eine komische Oper, der Canonicus von Mailand, wozu er selbst den Text dichtete, wie eine große Oper nach Calderon's Blume und Schärpe, die Musik zu Werner's Kreuz an der Ostsee, eine große Messe und eine Operette, die lustigen Musikanten, Text von Brentano, genannt.

Von Posen, wo, aller Hülfsmittel beraubt, seines Bleibens nicht seyn konnte, ging er nach Berlin, in bedrängter Lage, und Bedrängniß überall vorfindend. Unter dem Drucke der Unterjochung hatte sich, besonders

nach der Schlacht bei Eilau, die Hoffnung angesponnen, daß Preußen, wenn auch sehr gedemüthigt, doch nicht ganz der Willkür des übermüthigen Siegers preisgegeben aus der schrecklichen Krisis hervorgehen werde. Um so niederschlagender war die Nachricht von dem tilsiter Frieden und den nicht zu berechnenden Aufopferungen, welche er mit sich brachte. Muthlosigkeit und Noth verbreiteten sich auf allen Seiten: das Verdienst der Männer, welche damals beherzt nicht an der Staateserhaltung verzweifelten, seiner Leitung sich unterzogen und seine Wiedergeburt vorbereiteten, ist nur zu bald vergessen. — —

In dieser unglückseligen Königsstadt, wo aus den Händen habsüchtiger, siegestrunkener Feinde und verzagter, unfähiger Freunde, der Staat gerettet werden sollte, trat in verhängnißvoller Stunde Hoffmann auf, um wo möglich als Künstler sich eine Subsistenz zu verschaffen; bald wollte er durch Iffland bei'm Theater als Componist, bald als Musiklehrer, bald als Portraitmaler sich Erwerb verschaffen; vielleicht lag gerade in der Vielseitigkeit seiner Darbietungen das Mißlingen aller. Für schon fertige Compositionen, wie für verheißene Schriftstellerarbeiten waren keine Honorar gebende Verleger zu finden, die vertrautsten, theilnehmendsten Freunde wußten für eigene Noth, wie für fremde, keinen Rath; der von Glogau hierhergezogene Oheim war schon seit einigen Jahren aus dem Reiche der Lebenden geschieden. — Um seine hülflose Lage bis auf's höchste zu steigern, mußte ihm noch der letzte Cassenbestand von dreißig Thalern in Golde aus dem Schranke gestohlen werden; dabei selbst schwächlich, kamen aus Posen von den Seinigen nur Trauerbotschaften: eine Tochter starb. Wie trübselig es ihm auch erging, er behielt Unbefangenheit des Geistes, mit welcher er über seine verzweifelte Lage scherzen, und um sich herauszureißen, die sonderbarsten Ideen verfolgen konnte. Schon nach wenigen Monaten seines Aufenthaltes in Berlin überzeugte er sich, daß dort schwerlich Hülfe für ihn zu erwarten stehe; er faßte also gegen das Ende des Augusts 1807 den Entschluß, seine Dienste als Musikdirector im Anzeiger der Deutschen auszubieten. Die dieserhalb nach Gotha abgeschickte Bekanntmachung lautet: „Jemand, der in dem theoretischen und praktischen Theile der Mu-

sik vollkommen unterrichtet ist, selbst für das Theater bedeutende Compositionen geliefert, und einer bedeutenden musikalischen Anstalt als Director mit Beifall vorgestanden hat, wünscht als Musikdirector bei einem, wo möglich stehenden Theater unterzukommen. Außer den genannten Kenntnissen, ist er mit dem Theaterwesen und seinen Erfordernissen völlig vertraut, versteht sich auf die Anordnung der Decorationen und des Costumes und ist, außer der deutschen, auch der französischen und italienischen Sprache gewachsen. Sollte der Unternehmer irgend eines Theaters eines solchen Subjectes benöthigt seyn, so bittet man ihn, sich in postfreien Briefen an — — zu wenden, wo er die näheren Bedingungen, welche auf jeden Fall billig seyn werden, erfahren kann." —

Nach so vielen Fehlschüssen traf dieser Versuch das Ziel, aber welches? — Bald gingen von dem Grafen von Soden, unter dessen Leitung das Theater zu Bamberg stand, Vorschläge ein, welche, nachdem Hoffmann als Probearbeit in den ersten Monaten 1808 eine Oper des Grafen, der Trank der Unsterblichkeit, componirt hatte, bald dahin gediehen, daß er, vom September des Jahres an, als Musikdirector jenes Theaters antreten und die Zwischenzeit bis dahin auf einem Landgute des Grafen, in der Nähe Bambergs, verweilen konnte.

So sparsam zugemessen auch die pecuniairen Verheißungen dieser neuen Dienstverbindung waren, so betrachtete Hoffmann solche, mit glänzenden Farben sich malend, nicht als ein Ergebniß der Noth, sondern als ein längst ersehntes Glück, wo er endlich, ganz der Kunst angehörend, in ihren Leistungen seinen wahren Beruf finden würde. Bald mußte er erfahren, daß die in der vorstehenden Anzeige verheißene vertraute Bekanntschaft mit dem Theaterwesen mangelhafte Seiten habe, welche ihn in manches Ungemach verwickelte.

Als Hoffmann, nachdem er im Sommer 1808 seine Frau von Posen abgeholt hatte, in Bamberg eintraf, fand er sich in allen Erwartungen auf's schmerzlichste getäuscht. Der Graf von Soden hatte seinen Verhältnissen zum dortigen Theater entsagt, die ganze Unternehmung einem gewissen Cuno übergeben und sich nach Würzburg begeben. Die Organisation des Theaters lief so unglücklich ab, daß der an vielen Gebrechen leidende Kunstverein sich mit dem Jahrsschlusse seiner

völligen Auflösung näherte. Noch ehe es dahin kam, sah sich Hoffmann genöthigt seine Musikdirectorstelle aufzugeben; nur als Componist des Gelegenheitsbedarfes blieb er noch zum Theater in Verhältnissen und erhielt für diese Arbeiten das Versprechen eines monatlichen Gehaltes von 30 Gulden, welcher aber bei'm Verfall der Theatercasse nicht ausgezahlt wurde. Unter solchen Bedrängnissen war an Vollführung schöner Kunstplane, wie sie Hoffmanns Geist schuf, nicht zu denken; doch unter niederschlagenden Ereignissen, welche ruhige Erwägung der Sache leicht vorhersehen ließ, half sich Hoffmann durch und schaffte sich Erheiterungen in Geldnoth durch sein reiches Kunsttalent, oder, mit gefüllter Börse, was selten der Fall war, im fröhlichen Lebensgenusse, bei'm vollen Becher. Es eröffnete sich ihm manche Geldquelle: bald erhielt er von den in Bamberg wohnenden Mitgliedern des baierschen Fürstenhauses für ein Gelegenheitsstück ein bedeutendes Geldgeschenk, der Unterricht in Ton- und Sangkunst, malerische Leistungen und Schriftstellergewinn, wozu die Beiträge zur leipziger Musikalischen Zeitung und Verbindung mit dem edlen Rochlitz führten, wurden gut bezahlt, und Hoffmann fühlte sich, nach eigener Versicherung, in der so schwankenden Lage glücklich: „da er nun und nimmermehr Relatio ex actis etc. schreiben durfte und so die eigentliche Quelle alles Uebels versiegt glaubte." — Diese Vorstellung gab ihm die bewunderungswürdige Kraft zu einer Menge von Leistungen: als Schriftsteller weckte er durch Originalität der Beiträge in der Musikalischen Zeitung, welche zum Theil wieder in seinen „Fantasiestücken in Callot's Manier" aufgenommen sind, Aufmerksamkeit und Theilnahme. Er sang in den Concerten bei Hofe und in der Kirche in Haydn'schen Messen, componirte für den Großherzog von Würzburg ein Miserere, für das Theater, auf Bestellung, Kotzebue's Oper: Das Gespenst, Gesänge zur Genoveva des Malers Müller, ein Melodrama, Dirna, für den Grafen von Soden, ein Trio in Edur und Canzonetten für Nägeli; er recensirte fleißig für die Musikalische Zeitung, schrieb den Theaterartikel aus Bamberg für die Zeitung für die elegante Welt, zeichnete das bambergische Bürgermilitair, ordnete und malte Stubendecorationen, große und kleine Familienbilder, ertheilte Musik- und Gesangunterricht und

gab, wo er nur wollte, jeder Gesellschaft, jedem Unternehmen neues Leben, unversiegbare Unterhaltung.

Wer Fähigkeit hat, zu bewundern, was der selten ausgestattete Mann alles leisten konnte, wird ihm nicht zürnen, wenn erwähnt werden muß, was zu vollführen ihm versagt war; er konnte nicht Maß und Ziel halten, am wenigsten im Genusse, im Haushalte mit seinen Kräften, wie mit den mühsam erworbenen Geldmitteln. Der Leichtsinn, mit welchem er den Inhalt seiner Börse am heutigen Abend bei der Weinflasche zu vergeuden im Stande war, fand ein Gegenbild in der Heiterkeit, mit welcher er morgen zu darben verstand. So reihete er einen Tag an den andern, bis im Jahre 1810 mit Holbein's, seines alten Bekannten von Glogau her, Erscheinen in Bamberg, dessen Uebernahme des Theaters und neuer Belebung des Schauspielwesens, auch Hoffmann wieder auf diese Seite lenkte. Bald war er als Componist, Musikdirector, Decorateur, Architekt, und Gott weiß in welchen Beziehungen, in Wirksamkeit. Das Gewirre der zu leistenden Dienste ermüdete und belastete ihn nicht; er gewann daraus einen höhern Geistesschwung. Je mehr ihm glückte, um so mehr wagte er; von der Aufführung der Mozart'schen Opern wandte er sich zu Calderon's hier noch nie auf der Bühne gesehenen Schauspielen, und dort wie hier, wurde wohlverdienter Beifall geärntet. Mit ruhmvoller Thätigkeit, die an's Unglaubliche grenzte, verbesserte sich sein pecuniaires Einkommen und sein gesellschaftliches Leben, wenn gleich letzteres zu manchem Aufwand verleitete, welchen der Blick auf die nächste Zukunft nicht gut heißen durfte. Beständige Kränklichkeit seiner Frau machte ohnehin oft Vermehrung der Ausgaben nothwendig; für ihn war es sehr verführerisch, bei beständigen Anregungen und leichtem Erwerbe in einem Weinlande zu leben. Der Jahresschluß 1811 wäre ihm Schulden halber wahrscheinlich lästig geworden; doch war in diesem Zeitpuncte gerade der königsberger Oheim, der pedantische Justizrath, verstorben, hatte ihn zum Universalerben ernannt und so unerwartet eine Hülfsquelle eröffnet, welche ihn für den Augenblick dringenden Verlegenheiten entriß und die Beachtung wirthlicher Haushaltung mehr als je aus seiner Lebensweise entfernte.

Eine zweite Erbschaft, für sein Künstlerleben ertrag-

reich, wuchs ihm zu in der persönlichen Bekanntschaft, welche er um diese Zeit mit Karl Maria von Weber machte; beide geniale Künstler knüpften das Band inniger Freundschaft, wo sich bald Weber in Hoffmann des Verfassers der Musik zur Undine, Hoffmann dagegen noch am Ende seines Lebens der herrlichen Composition des Freischütz erfreuen konnte.

Indeß in Bamberg unter Holbein's Leitung die Schauspielunternehmungen den besten Erfolg hatten, und Hoffmann bei der Wahl der Stücke, deren Darstellung und Ausstattung durch Decorationen, Maschinerien, Musikbegleitungen u. s. f., nützlich war, sann er auch auf größere schriftstellerische Unternehmungen, zu deren Erscheinung Buchhändler Kunz jenen später durch das Literarische Conversations=Blatt bekannt gewordenen Vertrag schloß, der aus Hoffmann's Feder mit den Worten beginnt: „Es hat sich begeben, daß Herr Kunz, nachdem er für die Verbreitung der Literatur auf mehrfache Weise gesorgt, mit großer Liebe für jedes literarische Geschäft, sich auch entschlossen, einige Verlagswerke ans Licht zu stellen, wogegen der Musikdirector Hoffmann, der eigentlich nur Noten schreiben sollte, sich auch nicht ohne Glück auf mannichfache Art in das literarische Feld gewagt. Beide, in Freundschaft stehend, wollen sich nun in ihren literarischen Bemühungen möglich unterstützen, damit das fernere Gedeihen ihnen Freude bringt, und haben die nähere Art und Weise ihres literarischen Bundes in folgenden Puncten unwiderruflich festgestellt" — u. s. f., dann folgen die Bestimmungen der Verlagsübernahme der ersten vier Bände Hoffmann'scher Schriften (der Phantasiestücke in Callot's Manier), wonächst der Vertrag schließt: „In dem festiglichen Glauben, daß dem geschlossenen Bunde Gutes entsprießen werde, haben die Contrahenten, in Fröhlichkeit und gutem Willen, den Contract, so wie folgend, durch ihre Namensunterschrift vollzogen und abgeschlossen."

Bei diesen vielen Beschäftigungen wurde der Genuß des Lebens in vielfachen Beziehungen gesucht: Tanz, Tafelfreuden, Jagdpartien, kleine Reisen in der Umgegend wechselten mit künstlerischen Unternehmungen. Weder bei dem Aufwande des geistigen noch des irdischen Vermögens kannte Hoffmann eine Schranke; der Mangel der Fähigkeit zum Haushalten in pecuniairer Rück=

sicht rächte sich am schnellsten und härtesten. Als 1812 Holbein der Theaterunternehmung entsagte, und Hoffmann's von derselben bezogener Gehalt ausblieb, gleichzeitig auch die von Königsberg erwarteten Erbschaftsbeträge nicht erfolgten, verfielen Hoffmann's häusliche Angelegenheiten dermaßen, daß er, nach den Notizen seines mit vielen Unterbrechungen geführten Tagebuchs, am 26. Nov. bemerkt: „Den alten Rock verkauft, um nur essen zu können." — Dieses Versinken in äußere Noth trug er mit leichter Resignation und arbeitete unter solchen Bedrückungen ungestörter, fleißiger, als wenn ihn die volle Börse zu rastlosem Umherstreifen verlockte; doch auch in diesen Wüstlingsperioden, unter Schwelgereien und Ausschweifungen, wich die schärfste Beobachtungsgabe, die charakteristische Personalitäten aufzufassen und im Geiste festzuhalten wußte, nicht von ihm; so gab es in seinem Leben, für seine Künstlerbildung keinen Rückschritt, keine Unterbrechung, kein Versinken.

Unter den Künstlerleistungen, welche aus diesem Zeitabschnitte der größten pecuniairen Noth hervorgingen, verdient vor allen die Composition der Undine erwähnt zu werden. Hoffmann, von der Lieblichkeit des Fouqué'schen Märchens bezaubert, hatte sich an seinen Freund Hitzig nach Berlin gewandt, durch dessen Vermittlung den Dichter bestimmt, seine Dichtung als Oper zu bearbeiten; Hoffmann erhielt im November den vollständigen Text und machte sich nun mit Eifer an die Composition. Für die Dauer war Hoffmann den Entbehrungen der Armuth nicht gewachsen und verfiel oft in Muthlosigkeit, woraus ihn selbst geringer Geldgewinn, ohne Sorge für die Zukunft, schnell reißen konnte; wenn Geldnoth ihn nicht peinigte, so wußte er, leichtes Blutes, auch Herr zu werden einer unglücklichen Liebschaft, durch die er sich hier wieder zu einer liebenswürdigen Gesangsschülerin hingezogen fühlte. Auf die seltsamste Weise machte er diese Neigung bald zum Vorwurfe seiner Begeisterung, bald suchte er in ihr Veranlassung, sich selbst zu peinigen, bald fand er darin Stoff zum unheimlichen Muthwillen, sodaß man, ihn beobachtend, den Verdacht nicht unterdrücken konnte, die ganze Stufenfolge seiner offenbarten Gemüthsstimmungen, vom empfindsamen Platoniker bis zum Rasenden vor Eifersucht, sey ihm ein kurzweiliger Zeitvertreib. — Die drückendste Noth erleichterte im Ja-

nuar 1813 der Empfang eines Schriftstellerverdienstes von 36 Thalern; als am Ende des folgenden Monats nun gar mehre hundert Thaler von der königsberger Erbschaft unerwartet eingingen, war Freude vollauf, und Hoffmann, allen überstandenen Kummer vergessend, zog noch am Abend nach Empfang des Geldes auf einen Maskenball, wo er Scherz und Muthwillen wie den Champagner im Uebermaße sprudeln ließ. Hätten die nächstfolgenden Tage zum gänzlichen Vergessen aller überstandenen Mühseligkeiten noch einer erfreulichen Zugabe bedurft, so erhielten sie solche durch die eingehende Nachricht, daß er, auf dringendes Verwenden seiner Freunde, besonders des trefflichen Rochlitz, zum Musikdirector bei der Joseph Seconda'schen Schauspielergesellschaft in Dresden erwählt und berufen sey.

Unter schön ausgemalten Erwartungen zog Hoffmann im April 1813, wenig beängstigt von den kriegerischen Scenen, die er auf der Reise zu Gesicht bekam, dem kunstreichen Dresden zu. Sein Reisegeld war so gut eingetheilt, daß er glücklich bis zur Ankunft in dem Hafen der Wünsche ausreichte, aber keinen Ueberschuß behielt. So trat denn gleich neue Noth zur alten, als Hoffmann mit dem Eintritte in Dresden erfuhr, daß Seconda, der Principal, welcher Geldvorschüsse machen sollte, abwesend, in Leipzig war. Doch schon am nächsten Tage beseitigte das unerwartete Zusammentreffen mit seinem Jugendfreunde, dem Staatsrathe von Hippel und mit dem Geheimen Staatsrathe von Stägemann, welche den damals dort anwesenden Staatskanzler von Hardenberg begleiteten, diese Verlegenheit und erheiterte durch reichen Genuß die Wolke des Mißgeschickes, welche Hoffmann die ersten Tage des neuen Aufenthalts schien verdunkeln zu wollen. Gern ließ sich Hoffmann Hippel's Rath gefallen, wegen Unsicherheit der Straßen noch in Dresden zu verweilen, als ihn Seconda unter'm 13. Mai nach Leipzig berief; erst als nach dem Gange der Kriegsbegebenheiten Hoffmann, unerwartet, wie er mit ihnen zusammengetroffen war, von den preußischen Freunden wieder getrennt war und, nicht ohne Lebensgefahr, sich in den Kriegsscenen bis zum 19. umhergetummelt, auch neues Reisegeld von Seconda überkommen hatte, trat er am folgenden Tage mit seiner Frau auf der leipziger Postkutsche die Reise an. Nahe bei Meißen ward der

Wagen umgeworfen; mehrere Passagiere waren beschädigt, eine junge Gräfin zerschmettert und todt, Hoffmann's Gattin am Kopfe schwer verwundet; er selbst, ohne äußere Verletzung, sehr erschüttert und angegriffen. Der in Leipzig seiner harrende Beruf erlaubte nur kurzen Aufenthalt in Meißen; nach zwei Tagen ward die Reise wieder angetreten. Kaum hatte der mit der Pflege der kranken Frau beschäftigte Gatte in Leipzig Obdach gefunden, — er traf hier den 23. Mai ein, — so ruft ihn schon der folgende Tag zur Probe, und so tritt der neue Musikdirector unter häuslicher Sorge in das Gewirre schwieriger Geschäfte. Seconda's dramatische Vorstellungen konnten in der Zeit in Leipzig kein Glück machen, er suchte nach, und erhielt die Erlaubniß, nach Dresden zurückgehen zu dürfen; ehe diese Veränderung ins Werk gerichtet wurde, war die Seconda'sche Schauspielergesellschaft mehrere Male der völligen Auflösung nahe und wurde nur durch die Thätigkeit einzelner Mitglieder, nicht durch des Directors Fähigkeit, erhalten. Letzterer aber wußte die allgemeine Noth wenigstens zur Herabsetzung der contractmäßig versprochenen Gagen zu benutzen. Die Truppe zog den 24. Juni wieder gen Dresden, unter manchen Vergünstigungen. Auf der Reise dorthin konnte es für einen Mann von Hoffmann's Geiste nicht an Veranlassung fehlen, in dem Komischen einer wandernden Schauspielergesellschaft, ohnerachtet der Bekümmerniß um die noch leidende Frau, reichen Stoff für sein immer Caricaturscenen suchendes Talent zu finden. Da die Erhaltung der Gesellschaft vom Gewinne, der Gewinn vom Beifalle bedingt, und letzterer besonders auf musikalische Dramen gerichtet war, da durch immer neue Darstellungen dem italienischen Theater in Dresden der Rang abgelaufen werden mußte, so läßt sich leicht ermessen, wie vollauf der neue Musikdirector, bei zahllosen Hindernissen, Zerstreuungen und schmalem Gehalte, zu thun hatte. In dieser Lage war es, wo er nicht ohne Berücksichtigung gegenwärtiger Verhältnisse, bei dem Rückblicke auf die in Bamberg überstandenen Leiden sich unmuthig abwendet von dem „stinkenden Pfuhl eines armseligen Brotbettellebens“ und gesteht: „Jede unverdiente harte Kränkung, die ich erleiden mußte, vermehrte meinen innern Groll, und, indem ich mich immer und immer mehr an Wein, als Reizmittel, gewöhnend, das Feuer

nachschürte, damit es lustiger brenne, achtete ich das nicht, daß auf diese Art nur aus dem Untergange das Heil entsprießen könne." — Von Leipzig rühmt er dagegen die bei Rochlitz und Härtel gefundene freundschaftliche Aufnahme und die Artigkeit der Herrn vom Orchester; dann fährt er fort: „Das Leben in Leipzig ist sehr angenehm und gar nicht so theuer, als man es ausgeschrien. Man würde sehr wohlfeil leben, wenn nicht eine ganz fatale Einrichtung statt fände, die manchen Gulden kostet. Auf dem Markte und in der Petersstraße gibt es nämlich sogenannte italienische Keller. Geht man nun vorüber, so ist die Straße vor den Thüren so abschüssig, daß man ganz unversehens die Treppe hinabstolpert; ist man unten, so befindet man sich zwar in einem sehr artig meublirten Zimmer, aber die verdammte Kellerluft; gegen diese muß man ein Glas Bischof oder Burgunder trinken, einen Sardellen-Salat, mit Muscheln, Cervelatwurst, Oliven, Kapern, Luccheseröl u. s. w. essen; ja, diese Einrichtung kostet manchen Gulden!"

In Dresden versuchte Hoffmann manchen Verlockungen zu entgehen, indem er auf einem Weinberge seine Wohnung aufschlug, nur die Geschäftsstunden in der Stadt selbst zubrachte und sich selbst es vorsagte, daß der ländliche Aufenthalt in so zauberischer Gegend ihm eben so heilsam als erfreulich sey. In der zweiten Hälfte des Augusts zog er in die Stadt, weil immer näheres Heranrücken des Kriegstheaters Unannehmlichkeit und Gefahr auf der einsamen Weinbergswohnung befürchten ließ. Je bunter, in täglich wachsender Bedrängniß der Franzosen und ihres Kaisers, nun das Kriegsgewimmel ab- und zuwogte, um so mehr Unterhaltung fand Hoffmann, der in der Lust des Sehens und Beobachtens keine Sorge, keine Gefahr kannte, mit beweglicher Kleinheit sich durchhalf und, im schlimmsten Falle, sich auf die Schnelligkeit seiner Füße verließ. Wo in der Zeit Schüsse fielen und in Dresdens Nähe gefochten wurde, war er Augenzeuge, je näher je besser; das Beobachten aus der Dach- und Thurmluke genügte ihm nicht. Selbst am 26. August, als Dresden beschossen wurde, konnte ihn das Fallen der Granaten nicht im Hause halten, wo sich die Mitbewohner auf einer gewölbten, steinernen Treppe zusammendrängten; er erzählt: „Da gab es bei jeder Explosion der jetzt häufigen, doch

in großer Entfernung hineinfallenden Granaten ein Jammern und Wehklagen! — Nicht einmal einen Tropfen Wein oder Rum zur Herzstärkung; ein verdammt ängstlicher Aufenthalt! — Ich schlich leise zur Hinterthür hinaus, und durch ein Hintergäßchen zum Schauspieler Keller, der auf dem Neumarkte wohnt, — wir sahen ganz gemüthlich, mit einem Glase Wein in der Hand, zum Fenster hinaus, als eine Granate mitten auf dem Markte niederfiel und platzte; — in demselben Augenblicke fiel ein westfälischer Soldat, der eben Wasser pumpen wollte, mit zerschmettertem Kopfe todt nieder, — noch drei Menschen wurden an der Frauenkirche von derselben Granate hart verwundet, — der Schauspieler Keller ließ sein Glas fallen, — ich trank das meinige aus, und rief: Was ist das Leben! Nicht das Bischen glühend Eisen ertragen zu können! — Gott erhalte mir die Ruhe und den Muth in Lebensgefahr, so übersteht sich Alles besser! — Es gelang mir, den Kaufmann Schmidt aus seinem verschlossenen Gemache hervorzutreiben; der belud mich mit Wein und Rum für mich und meine Hausgenossen. Ich trat wieder ein, wie eine Erscheinung des Trostes und der Beruhigung. Eine der Frauen, die gerade im obersten Stocke wohnte, hatte den Muth gehabt, allerlei nützliche Lebensmittel herabzubringen. Das war alles bonum commune, und uns Allen, die wir keinen Mittag gegessen, schmeckte es im Bivouac auf der Treppe herrlich, das Kelchglas ging fleißig herum, und unter dem Donner der Kanonen, unter dem Prasseln der Granaten, ging uns Allen ein fröhlich guter Humor auf, der immer der Nachklang einer durch Gefahr exaltirten Stimmung ist. Erst als es finster war, ließ das Schießen nach." — Wenige mögen es im guten Humor, wie in der hierbewiesenen Eß- und Trinklust, dem Musikdirector gleich thun, Wenige aber werden ihn dennoch um die hier bewiesene Bravour beneiden.

Hoffmann's Geistesrichtung, die verschiedenen Gestaltungen des Menschenlebens von ihrer poetischen, besonders zur Caricatur hinziehend malerischen Seite aufzufassen, fand in der bunten Reihe der Kriegserscheinungen immer neue Nahrung; das politische Gewicht des großen Völkerkampfes stand ihm ferner; aber auch in seiner Brust loderte die damals in Deutschland überall verbreitete Flamme des Vaterlands- und Freiheitsgefühls,

welche mit der Zerstörung der Franzosenherrschaft, das Dunkel gegenwärtigen Unglücks erhellend, eine lichte Zukunft verhieß. Hoffmann erkannte, ohne lächelnd die Ueberspannung des Augenblicks zu übersehen, in dem Strafgerichte, welches über den Militairdespotismus des Kaisers der Franzosen einbrach, die Gerechtigkeit der Vergeltung; ja er nahm lebendig Theil an der Freude, als Deutscher, besonders als Preuße, dem Volke zuzugehören, dessen Kraft und Treue der als nahe verheißenen Verwirklichung wahres Staats- und Volksglücks zur Bürgschaft dienen konnte. So vernahm Hoffmann mit herzlicher Freude die Siegesnachrichten der Verbündeten, welche in täglich sichtbarer werdender Bedrängniß der Franzosen zu Dresden, ohngeachtet aller Verheimlichungen, Bestätigung erhielten; er sah mit Jubel die einst übermüthigen Kriegsscharen als Gefangene fortführen; ein ihm zwiefach erwünschtes Ereigniß: denn mit der Uebergabe der Stadt gewann er wieder freien Spielraum für seine Excursionen in der Umgegend, und er wurde mit den übrigen Einwohnern von einer gefahrvollen Bedrängniß, deren Einerlei ihn drückte, befreit; nun konnte er wieder umherstreifen, betrachten die Bilder der Verwüstung und Zeuge seyn von der Geschäftigkeit im Aufräumen und Wiederherstellen. Wo er auf Regsamkeit des Lebens in möglichst verschiedenartigen Gruppen stieß, fehlte es ihm nie an heiterer Auffassungsgabe und Geistesgenuß. Dabei war er fleißig als Schriftsteller und Componist: viele Beiträge zur musikalischen Zeitung, und Aufsätze, welche in den Fantasiestücken in Callot's Manier, deren erster Band so eben erschienen war, oder in den Serapionsbrüdern (z. B. das treffliche Gespräch: Der Dichter und der Componist) ihre Stelle fanden, waren Früchte dieser Zeit; die Oper Undine wurde den 1. Julius angefangen und war mit dem Anfange des Decembers vollendet. — In demselben Monate zog er mit der Seconda'schen Schauspielergesellschaft nach Leipzig, wo, nächst den vielfältigen Berufsgeschäften, seine erste Arbeit die im Drucke erschienene Vision auf dem Schlachtfelde bei Dresden war. Der Jahresanfang 1814 warf ihn auf's Krankenlager; eine heftige Erkältung veranlaßte eine Brustentzündung, womit gichtische, höchst schmerzhafte Zufälle verbunden waren. Nach der erstaunenswerthen Eigenthümlichkeit der Hoffmann-

schen Geistesthätigkeit war solche betrübte Lage, wo er wieder mit Armuth zu kämpfen hatte, für künstlerische Leistungen weit ertragreicher als Wohlseyn und Wohlstand. Mit tiefer Wehmuth finden wir den talentvollen Mann in der kümmerlichen Lage, von welcher Rochlitz erzählt: „Während seiner Krankheit suchte ihn einer seiner Freunde auf. Er fand ihn in einem der geringsten Zimmer eines der geringsten Gasthöfe, auf einem schlechten Bette sitzend, wenig gegen Kälte verwahrt, die Füße von Gicht krumm gezogen. Er hatte ein Bret vor sich liegen, und darauf schien er beschäftigt. Mein Gott! rief jener, was machen Sie denn? — Caricaturen, sagte Hoffmann lachend, Caricaturen auf die verwünschten Franzosen. Ich ersinde, zeichne und colorire sie. — Und wirklich sind die meist geistvollen, sehr possierlichen Blätter, die damals gestochen erschienen, von ihm. (Baumgärtner und Joachim honorirten das Stück mit vier oder fünf Thalern.) Guten Muths, und mit den schnurrigsten Einfällen gespickt, gab er nun die Erzählung zum Besten, wie es ihm in den letzten Wochen ergangen; es war eine Geschichte, welche in dem Innern des Zuhörers Bewunderung und Mitleid, Schmerz und Freude, nicht sowohl wechselsweise, als miteinander erregen mußte. Es wurde, so gut es damals möglich, das Nöthigste für ihn gethan; er ließ es geschehen, ohne eben viel daraus zu machen, was denn auch ganz folgerecht war."

Bei besserer Pflege genas er schneller, als zu erwarten stand; unter dem Namen Vollweiler componirte er für Baumgärtner „Die Schlacht bei Leipzig" und setzte seine schriftstellerischen Arbeiten mit unübertreffbarer Leichtigkeit fort. Innerhalb vier Wochen vollendete er den ersten Band der Elixire des Teufels, einen Roman, der bei allen Vorzügen der Darstellung und des Reichthums des Dichtertalents die traurige Verirrung eines reichbegabten Geistes beklagen läßt, die unheimliche Sphäre kund gibt, in welcher Hoffmann's Phantasie so gern verweilte, und seine oft wiederholte Klage, daß er von seltsamen Träumen gemartert würde, mit furchtbarer Wahrheit vergegenwärtigt.

Gleichzeitig mit Streitigkeiten, welche im Februar zwischen dem Musikdirector und Seconda zum Ausbruche kamen und veranlaßten, daß Hoffmann schnell aus jenem Dienstverhältnisse, dessen lästige Seite er, ei-

nem unfähigen Principal untergeordnet, nur zu oft schon empfunden hatte, trat, wurde ihm die Musikdirectorstelle in seiner Vaterstadt angetragen, welche er aber nicht annahm. So sah er sich zunächst auf den spärlichen Schriftstellerverdienst, dessen Ertrag er wie immer schlecht zu Rathe hielt, hingewiesen, und oft in Bedrängniß, wovon die nöthigsten Bedürfnisse angeschafft, die dringendsten Ausgaben bestritten werden sollten. Da erschien „wie ein Engel des Trostes" der treue Hippel bei seiner Durchreise durch Leipzig, leistete liebend Hülfe und brachte den Entschluß zur Entscheidung, daß Hoffmann unter seiner Fürsprache Wiederanstellung im preußischen Staatsdienste, wo möglich in Berlin selbst, zu erlangen suchen wollte, welcher Plan schon im September d. J. zur Ausführung kam, indem Hoffmann nach Berlin abging, um, nach der Erlaubniß des Justizministers von Kircheisen, ein halbes Jahr bei'm Kammergerichte zu arbeiten, sich wieder in dem Geschäftsgang und in der Gesetzgebung zu orientiren und dann nach der Anciennetät in die Reihe der Mitglieder jenes Collegiums als Rath einzurücken. Für die pecuniairen Aufopferungen, welche die neue Einrichtung in der Hauptstadt und ein Aufenthalt ohne Diensteinkommen erfoderte, ward auch Rath geschafft, welches um so leichter war, da die Reste der Erbschaft des Oheims, wenn auch mit großen Aufopferungen, jetzt zu Gelde gemacht werden konnten. — In zahlreichen Beziehungen trat er in dieser neuen Lage unter Begünstigung des Glückes auf, und die Beimischung von Widerwärtigkeiten, welche mit derselben verbunden waren, dienten, wie immer, seine geistige Kraft zu steigern. Mit dem Ruhme eines Lieblings der deutschen Lesewelt verband er bald das Verdienst eines fähigen, thätigen und ordentlichen Justizbeamten. Dennoch verzögerte sich sein Eintritt in das Kammergericht als wirklicher Rath mit bedeutendem, alle Nahrungssorge verscheuchendem Gehalte, bis zum Mai 1816, zu welchem Glücksfalle sich bald darauf die von Hoffmann längst gewünschte Aufführung seiner Undine auf dem berliner Theater gesellte. Der rauschende Beifall, welchen das musikalische Kunstwerk gewann, stellte seine Künstlercelebrität, die ihm sehr am Herzen lag, in den schönsten Glanz. So war Hoffmann durch eine Schule trüber Erfahrungen und schattenvoller Verirrungen zu einem Lebensverhältnisse gelangt, wo er einer genußreichen, beneidenswerth

glücklichen Zukunft entgegenblickte: in einem ehrenvollen Staatsamte, dessen Verpflichtungen er, bei ausgezeichneter Schnelligkeit im Arbeiten, in wenigen Morgenstunden und bei wöchentlich zweimaligen Sitzungen des Collegiums abmachen konnte, gewährte ihm dasselbe längst gewünschte Befreiung von Nahrungssorgen, selbständig unabhängige Stellung in der Gesellschaft, und Muße genug, um der Neigung und den Künsten zu leben. Aber er hatte kaum die Noth der Erhaltung beseitigt, als er seinem Leben eine Wendung gab, welche zu baldigem Verfall führte.

Die erste Zeit seines Aufenthalts in Berlin suchte und fand er, unter manchen kurzweiligen Abschweifungen, seine Erholungsstunden in der Mitte gebildeter Familien und geistreicher Männer, unter welchen Hitzig, Chamisso, Contessa und Fouqué, wie er, Kunstfreunde und Schriftsteller, nur genannt zu werden brauchen, um den schönen Geist derselben zu bezeichnen. Da wurden Plane gemacht und berathen, Arbeiten mitgetheilt und geprüft und geistiger Scherz mit literarischem Ernste vereinigt. Selbst die gemüthliche Kinderwelt wurde berücksichtigt und Hoffmann war oft glücklich, sich ihr anzuschließen, indem er für sie die lieblichsten Märchen (den Nußknacker, den Mäusekönig und das fremde Kind) schrieb, oder wenn er des Freundes Kinder mit geistvoll gemalten Bildern bei'm Weihnachtsjubel erfreute. Auch in andern weniger vertrauten Kreisen, in die er gezogen wurde, war er mittheilend und fügsam, selten ließ er bittere Laune und verletzenden Spott zum Ausbruche kommen. Dieses änderte sich Schritt vor Schritt, als feste Amtseinnahme und leichterworbener Schriftstellergewinn ihm Geldmittel darboten, deren Verschwendung es nie dahin kommen ließ, daß er, gegen Verlegenheiten geborgen, zur häuslichen Wohlhabenheit gelangte. Dem engeren Kreise der Freunde wurde er seltener sichtbar; dagegen schweifte er umher in öffentlichen Häusern, die zur Schwelgerei, besonders zum Genusse feiner Weine Gelegenheit darbieten. Man kann nicht sagen, daß er eigentlich im Trunke sich gefiel; er fand sich dort ein, weil er in der ungebundenen Gesellschaft, bei täglicher Veränderung der vorgefundenen Gruppen, für seine unerschöpfliche Laune den freiesten Spielraum traf und sich darin gefiel, im Bewußtseyn, welchen Einfluß er dort durch seine unübertreffliche Unterhaltungsgabe in Scherz und Ernst, Spott und Satyre übte; dabei waren die Genüsse der Sinnlichkeit

und des Gaumens eine willkommene Zugabe, die bald genug Bedürfniß wurde, besonders da Umkehrung aller Lebensordnung und das Durchschwärmen der Nächte zum Verderben führende Steigerung der Reizmittel erfoderlich machte. Zu der guten Gesellschaft Berlins trat er dagegen in entschiedene Opposition: solche gesellschaftliche Zirkel, welche bei frugalem Genusse die Abendstunden unter anspruchslosen Mittheilungen der Tagesneuigkeiten, im Gebiete der nächsten Umgebung, oder der Politik, oder der Literatur und Kunst, verleben und gern geistreiche Männer dazu laden, wurden von ihm, von der schwachen Seite aufgefaßt und verzerrt dargestellt, einer ausgelassenen Satyre preisgegeben. Wie natürlich in diesen Theegesellschaften die musikalische Unterhaltung eine bedeutende Stelle einnahm, wie dabei vortreffliche Leistungen oft nicht gehörig gewürdigt, unbedeutende oder schülerhafte hervorgezogen und gepriesen wurden, so gereichte dieses Hoffmann zum größten Aerger, da er dem beschränkten Dilettantismus in der Tonkunst — gewiß der schuldloseste, selbst wenn er bis zur Pfuscherei herabsinkt — einmal ewige Fehde geschworen hatte. Man möchte ihm diese Unduldsamkeit, wie die wiederholte Rückkehr auf diesen Gegenstand in Schriften und Gesprächen, gern hingehen lassen, wenn er darin nur nicht einen Vorwand gesucht hätte, oft allen sittlichen Anstand, selbst das zu vergessen, was er in der einmal betretenen Gesellschaft dieser und sich selbst schuldig sey. Die bescheidenste Auffoderung, sich an's Clavier zu setzen oder Gesang anzustimmen, oder die unbedeutendste Aeußerung, welche nicht zu seiner Laune paßte, konnte ihn in einen wuthartigen Zustand versetzen, wo er fürchterliche Gesichter schnitt, mit lauter Stimme den wunderlichsten Unsinn aussprach und jeden Verstoß der Sitte sich erlaubte. So störte er öfter, als daß er den Zweck der Zusammenkunft, Aufheiterung, erfüllte, und er that recht wohl, wenn er, der sich nicht schämte, einem in der Erziehung versäumten Kinde zu gleichen, sich aus dem feineren Leben der Privathäuser zurückzog; um so mehr aber fiel er nun den Verlockungen der öffentlichen Häuser anheim, wo er sich der launenhaftesten Ungebundenheit hinzugeben berechtigt glaubte. Bei der Flasche war er, so lange er nur Gesellschaft um sich sah, jede Nacht bis zum Morgen hin, unerschöpflich an Witz und Unterhaltung; nichts Auffallendes und Ko-

misches entging seinem Späherblicke; oft warf er die geistvollesten Gruppen, wie sie sich ihm darboten, fertig in der Zeichenkunst, auf's Papier. Gewöhnlich besuchte er nur eine Weinhandlung, die von Lutter und Wegener; Hoffmann's Anwesenheit dort jede Nacht zog viele Gäste hin; wer ihn wollte kennen lernen oder auch nur sehen, konnte gewiß darauf rechnen, ihn hier, wo nicht früher, um Mitternacht zu finden. Nur in einer Hinsicht hielt er Ordnung: in den Dienstarbeiten duldete er nie Rückstände und Reste; in allen anderen Beziehungen ging er für ein besseres Seyn und Wirken verloren. Zwar ließ er es nicht an Beweisen seiner eminenten Geistesfähigkeit mangeln; doch wie seine dieser Zeit zugehörigen zahlreichen schriftstellerischen Arbeiten am besten kundgeben: er war, gleich der cynischen Ungebundenheit seines äußeren Waltens, den Anreizungen des Augenblickes anheimgefallen, weder sich noch Andern zuverlässig. Er erkannte oft seine Verirrungen; dann verschob er aber die Rückkehr einer sittlichen Lebensweise, wie die Ausführung sorglich genährter Künstlerpläne, auf bessere Zeiten. Für's erste hielt er sich daran, den mit bedeutenden Honorarversprechungen ihm zugehenden Auffoderungen der Buchhändler zu genügen, wodurch er sich eine ergiebige Quelle des immer nöthigen, aber nie zu Rathe gehaltenen Geldes eröffnete. Neben wenigen ganz verunglückten Arbeiten, wohin der zweite Band der Elixiere des Teufels gehört, lieferte er in der Reihe seiner Dichtungen im Gebiete des Romans, des Märchens und der Erzählung Kunstwerke, welche in ihrer Eigenthümlichkeit den Namen des Dichters unsterblich machen und seiner mit reicher, oft schwelgerischer Phantasie und immer zur Stelle seyendem Witze ausgestatteten Darstellungsgabe den Preis verliehen. Hoffmann wurde der entschiedene Liebling der gebildeten Lesewelt. Mit dieser bezaubernden Darstellungsgabe weiß er seine Leser festzuhalten und sie so zu gewinnen, wahrhaft zu fesseln, daß bedeutende Unebenheiten und die auffallendsten Unwahrscheinlichkeiten, welche bei Andern störend in's Auge fallen, gar nicht in Erwägung kommen. Hoffmann's Erzählungen, welche er in beliebten Taschenbüchern gab, waren eine so reizende Ausstattung, daß seine Geschichte des Fräuleins Scudery und der Küfer Martin und seine Gesellen unter den zahllosen Preisbewerbungen

den entschiedensten Beifall ernteten. Auch ist in der That unter Gemälden dieser Art die letztgenannte ein Meisterstück. Hoffmann war nicht unempfindlich für die ihm zugehenden Zeugnisse seines wachsenden Ruhmes als Schriftsteller; er wurde überhäuft mit Auffoderungen der Buchhändler, die von allen Seiten auf ihn eindrangen, mit Bitten zu Beiträgen für Taschenbücher und mit Auffoderungen, ihnen den Verlag seiner beliebten Schriften zu überlassen; da gab es denn für flüchtige Gabe reichen Gewinn und leichtes Vergeuden. Man hat Hoffmann hierbei entschuldigen und das Betreten des Abweges auf die Verlockungen der Buchhändler schreiben wollen; mit Unrecht offenbar: denn der Künstler, der sich des schnöden Geldes halber aus einer glücklichen Unabhängigkeit zum Fröhner verdingt, gleicht der Jungfrau, welche öffentlich ihre Unschuld feilbieten läßt.

So schrittweise einem bessern Daseyn, als Mensch, als Künstler, als Freund, als Schriftsteller entfremdet, im steten Wechsel von Abspannung und Anspannung, die oft in Ueberspannung ausartete, ging die Zerstörung aller Kräfte, der körperlichen früher als der geistigen, schnellen Schrittes vorwärts. Nur aus den lichten Punkten des Zusammenseyns mit geistreichen Bekannten gingen noch gehaltvolle Erzeugnisse, wie Kater Murr, für dessen dritten Theil Hoffmann sich einen großartigen Plan vorzeichnete, und manches schöne Gemälde in den Serapionsbrüdern hervor, wo offenbar ist, daß der reiche Geist noch Kraft genug hatte, die selbst geschmiedeten Fesseln zu brechen. Hier wurden noch schöne Plane und Vorsätze für die Zukunft gepflegt: besonders verdient der Vorsatz Erwähnung, eine romantische Oper nach Calderon's Galan fantasma, deren Text Contessa bearbeitete, zu componiren; Hoffmann machte aber, so begeistert er anfänglich von der Vollführung des Werks war, nur unbedeutende Fortschritte. — Mit andern Arbeiten beschäftigt, in den am Schreibtische gewidmeten Stunden, dabei gequält von fieberhaften Träumen und bei der Ausbildung von Spukscenen verweilend, schrieb Hoffmann Manches, wodurch er mit seinen persönlichen Verhältnissen in Opposition gerieth. Bei seiner Sinnesart, bei der immer regen Neigung zur Satyre und zur Ausbildung derselben in der Caricatur, konnte es nicht fehlen, daß man oft Beziehungen und

Anspielungen auf nahe Verhältnisse suchte und fand. Besonders war es bei dem Märchen Klein Zaches der Fall. Es mag ihm auf diesem Wege oft die Beschuldigung, daß er keine Beziehung schone, daß er Alles aufgreife, um dem Muthwillen zu genügen, auch wenn gerade keine Satyre beabsichtigte, getroffen haben; im Ganzen war die Rüge nicht der Bosheit, sondern der Neigung, nur Zerrbilder aufzufassen oder Alles in Zerrbilder zu gestalten, gerecht, wovon Meister Floh den traurigsten Beweis ablegte. Dieses Märchen (wo wir nicht irren, lautete anfänglich auch sein Titel etwas anders, als in dem im Buchhandel gekommenem Abdrucke) war dem Verleger Wilmans in Frankfurt am Main übergeben und erregte schon vor seinem Erscheinen Aufmerksamkeit der Behörden, da Hoffmann in dem Kreise seiner Mitzecher davon schwatzte, daß er in diesem Werke gewisse schwache Seiten des Zeitalters anzugreifen gedenke. Nun war aber der Gegenstand des Spottes in einer ziemlich gehaltlosen Episode herbeigezogen, von der Art, daß Hoffmann von demselben, als Mitglied einer Immediatcommission, die nächste officielle Kenntniß hatte, und so blieb es hinsichtlich seiner nicht zu entschuldigen, daß er zum leichtsinnigen Verräther des in ihm gesetzten amtlichen Vertrauens wurde. Ein diplomatischer Agent in den Rheingegenden spürte der Sache nach und brachte sie zur Untersuchung. Die schon zur Versendung fertige Auflage wurde in Einverständniß mit dem Verleger vernichtet und ein zweiter Abdruck veranstaltet, in welchem die ärgerlichen Züge verwischt waren. Gegen Hoffmann war gerichtliche Vernehmung und bei'm Eingeständniß, der Verfasser jener Schrift zu seyn, wie natürlich, seine Entfernung aus dem gemißbrauchten Amtsverhältnisse angeordnet; doch der Vollzug dieses Befehls wurde zurückgehalten, da der Schuldige bereits in schweren körperlichen Leiden die schmerzlichsten Folgen seiner Verirrungen erduldete. Nicht strafbare politische Gesinnungen waren sein Vergehen; Mangel an sittlicher Haltung stürzte ihn. —

Unter glücklichen Ereignissen mancher Art, wohin Gehaltsvermehrung, Befreiung von lästigern Dienstgeschäften durch Eintritt in den Appellationssenat des Kammergerichts, reicher Autorgewinn und Schriftstellerruhm, interessante Bekanntschaften aus der Künstler- und

Gelehrtenwelt und frohe Blicke in die Zukunft gehörten, verwilderte Hoffmann's Phantasie und Lebensordnung immer mehr und ließen den Eintritt gänzlicher Erschöpfung als nahe bevorstehend befürchten. Bei der Feier seines letzten Geburtstages 1822 konnte er in der Freunde Mitte, in welcher auch der treue Jugendfreund Hippel sich befand, in körperlichen Leiden keines Genusses mehr froh werden. In den nächsten Monaten kamen alte Uebel und neue Krankheitsstoffe zum Ausbruche und marterten ihn, während er mit seltener Kraft Geistesheiterkeit sich erhielt. Um der Rückenmarksdarre (tabes dorsalis) entgegenzuarbeiten, wurde von den Aerzten die fürchterliche Cur des Brennens mit glühendem Eisen versucht — vergeblich: nur fortschreitende Entkräftung und Absterben der Gliedmaßen machte den gräßlichsten Schmerzen ein Ende. Selbst in diesem Jammerzustande konnte er über sich und sein Elend noch scherzen, noch Augenblicke finden, wo er, einem Abschreiber dictirend, an humoristischen Dichtungen, die nach seinem Tode theils als Fragmente erschienen sind, arbeitete. — Als am 24. Juli, als Folge der weiter um sich greifenden Erstarrung, sein Zustand schmerzensfrei war, verhieß er sich baldiges Wohlseyn; auch wurde diese Hoffnung schon am folgenden Tage erfüllt, indem er, mit der Gattin Hülfe die Hände faltend, für ein besseres von irdischen Verlockungen befreites Leben entschlief. An seiner Gruft trauern seine Freunde und seine treue Lebensgefährtin. — Welche dunkle Schatten auch auf dem Gemälde seines Lebens ruhen mögen: er vererbt auf die Nachwelt den Ruhm, einer der reichbegabtesten Geister unsers Zeitalters zu seyn, in welchem Kunst, Talent und Wissen sich verherrlichten! —

[illegible]

Karl Leonhard Reinhold.

Digitized by Google

Digitized by Google

Karl Leonhard Reinhold *).

Unter jenen ruhmgekrönten deutschen Wahrheitsforschern, deren jugendliche Mannskraft bei dem Beginne der merkwürdigsten Periode, welche jemals in der Geschichte der Philosophie eingetreten, gereift und einem für unsere wissenschaftliche Cultur höchst erfolgreichen Streben geweiht war, die Resultate der vieljährigen Forschungen des großen Kant zu verbreiten, verständlicher zu machen und zu vertheidigen, und deren späteres geistvolles Wirken auf dem Wege, auf den Kant die philosophirende Vernunft gelenkt, bedeutende Fortschritte derselben herbeigeführt, verdient keiner mit innigerer Verehrung, sowol als Denker wie als Gelehrter und Mensch betrachtet, in der Geschichte der Literatur und Humanität genannt zu werden, als Karl Leonhard Reinhold. Seine literarische Thätigkeit war in einem doppelten Kreise musterhaft und durch ein eigenthümliches Gepräge ausgezeichnet, welches ihr von seiner liebenswürdigen und ehrwürdigen Individualität aufgedrückt wurde. Er hat als akademi-

*) Wir machen unsere Leser aufmerksam auf die vor Kurzem erschienene Darstellung von „Karl Leonhard Reinhold's Leben und literarischem Wirken nebst einer Auswahl von Briefen Kant's, Fichte's, Jacobi's und anderer philosophirenden Zeitgenossen an ihn, herausgegeben von Ernst Reinhold." (Jena, Frommann, 1825, gr. 8.) Unstreitig werden Alle, welche an Reinhold's Persönlichkeit und an der Geschichte der neueren Philosophie näheren Antheil nehmen, dort ausführlicher erzählt und mit interessanten Documenten belegt zu sehen sich freuen, was hier in einer kürzeren und für ein größeres Publicum geeigneten Form gegeben wird.

scher Lehrer, er hat als philosophischer Schriftsteller mit unermüdetem Fleiße und immer regem Eifer durch einen Zeitraum von mehr als dreißig Jahren dem Berufe gelebt, zu dem ihn, über nicht unbeträchtliche äußere Hindernisse hinweg, sein entschiedenes Talent geführt. Ihm war bei seinen wissenschaftlichen Bestrebungen ein unwandelbarer Leitstern das Interesse der Religiosität und Sittlichkeit, deren Aussprüche, so wie sie in seinem reinen Herzen sich verkündigten, und durchaus in allen Verhältnissen seines Lebens sein Thun und Lassen bestimmten, ihm für erhaben über allen Zweifel galten. Sie aus den obersten Principien des Wissens ableitend zu bewähren und dadurch im Innern des Menschen die Harmonie des Erkennens, Fühlens und Wollens hervorzubringen, dies schwebte ihm mit nie getrübter Klarheit als die höchste Aufgabe seiner Forschungen vor. Und gerade hierdurch erhielt die Richtung und die Weise derselben den sie im besten Sinne des Wortes auszeichnenden Charakter. Er erkannte, behauptete und bewies durch die That die Unabhängigkeit der religiösen und sittlichen Grundüberzeugungen im Gemüthe des Philosophen von aller Speculation, er hielt unveränderlich an den Wahrheiten fest, die, wie er selbst sagte, durch das Gewissen dem Gewissenhaften völlig ausgemacht und einleuchtend sind; er traute den Ergebnissen seiner Meditationen immer nur so lange und insofern, als er sich berechtigt glaubte, sie für die einzig genügende Erklärung und Bestätigung jener Wahrheiten des Herzens zu halten. Ihm stellte sich daher auch die praktische Tendenz der Philosophie in einer so hohen Bedeutung dar und er hegte, äußerte auch bisweilen, in dieser Hinsicht Hoffnungen, welche minder warmherzigen Männern überspannt erschienen. Er hoffte nämlich, die Philosophie werde einen mächtigen Einfluß auf das Wohl des Menschengeschlechts erringen und behaupten können, sobald es ihr gelungen seyn werde, allgemeingültige, durch eine feste Basis des Wissens gestützte Grundsätze der Gottesverehrung, der sittlichen Handlungsweise und der Rechtspflege zu allgemeingeltenden zu machen, für den wahren, vom Aberglauben wie vom Unglauben gleich weit entfernten, Religionsglauben und für die unverlierbaren Rechte der Menschheit eine unerschütterliche Schutzwehr aufzustellen und demzufolge auch auf die

Verbesserung der geselligen Institutionen gründlich einzuwirken. Die Fähigkeit des philosophischen Systems, eine solche Schutzwehr zu seyn, betrachtete er als ein negatives Kriterium seiner Richtigkeit und Gültigkeit, und es war ihm daher auch entschieden, daß kein anderer als der gute Mensch, der durch seine Gesinnung und That das Wahre und Rechte anerkenne, ein guter Philosoph zu seyn und das Wahre und Rechte in der Erkenntniß mit glücklichem Erfolge zu erstreben vermöge. Hören wir, was er hierüber selbst in einer Abhandlung „Ueber den Einfluß der Moralität des Philosophen auf den Inhalt seiner Philosophie" gesagt hat. „Das wahre Philosophiren," heißt es unter Anderm dort, „setzt immer guten Willen voraus, man mag nun dasselbe für das, was es bis jetzt war und seyn konnte, oder für das, was es seyn soll und werden wird, ansehen. Die Weisheit in der Denkart, zu welcher die Philosophie führen soll, muß schon vorher in der Gesinnung vorhanden seyn und diese kann zwar und soll durch die Wissenschaft unterstützt und befördert, aber keineswegs begründet werden. Die Gesinnung, welche durch keine Philosophie und ohne welche keine möglich ist, geht einzig von der Gesundheit desjenigen Verstandes aus, den man, inwiefern er von der philosophirenden Vernunft verschieden und unabhängig ist, den gemeinen nennen kann und welcher, inwiefern Gewissenhaftigkeit oder innere Rechtschaffenheit seine höchste Bedingung und sein gewissestes Kennzeichen ist, allein mit Recht der gesunde heißt. In Kraft seiner Gesundheit ordnet dieser Verstand alles Seyn und Wissen dem Rechtwollen als dem Zweck aller Zwecke unter, den der Gewissenhafte um so genauer kennt, je ernstlicher und aufrichtiger er denselben geltend machen will. Da nun das Wissen, wornach die Philosophie als Versuch strebt und das sie als Wissenschaft einst erreichen soll, in der deutlichen Erkenntniß des Zusammenhanges der letzten Gründe des menschlichen Erkennens mit dem Endzwecke alles Seyns und Thuns besteht, so kann die ächte philosophirende Vernunft mit nichts Anderem umgehen, als daß sie den gesunden Verstand sich selber verstehen lehrt und die Eintracht zwischen Kopf und Herzen, die dieser von Seiten des Herzens begründet, von der Seite des Kopfes vollendet."

Den Gang seiner schriftstellerischen Leistungen traf

das aus ihrer individuellen Beschaffenheit und aus der Geschichte der Philosophie seiner Zeit zusammengenommen wol begreifliche Schicksal, daß gerade seine ersten Versuche zur Empfehlung und wissenschaftlichen Vollendung des Kant'schen Kriticismus bei einem zahlreichen Publicum Eingang, lebhaften Beifall fanden und ihm einen durch ganz Deutschland verbreiteten glänzenden Ruf verschafften, daß nachher aber für seine späteren Arbeiten, ungeachtet der in ihnen stets wachsenden Reife und Gediegenheit, der Kreis der Theilnehmer und Leser sich immer mehr verengte, bis in den letzten Jahren seines Lebens nur wenige eigentliche Anhänger und Freunde seiner Philosophie — diese freilich mit desto tieferer Anerkennung ihres Werthes — treu an seiner Seite geblieben. Das, wodurch er selbst dem Umfange des Wirkungskreises, in dem er sich frühzeitig als Schriftsteller erblickt, Abbruch gethan, ist sein mehrmaliger und jedesmal von ihm freimüthig bekannter Uebergang von einer Theorie, in der er eine Zeit lang seine speculativen Ansichten am besten ausgesprochen gefunden, zu einer andern. Die größere Menge im philosophischen Publicum gewahrte nicht mit genugsamer Schärfe den innern Zusammenhang der auf einander folgenden Theorien, denen Reinhold beitrat, und verkannte die subjective, für ihn in der allmäligen Entwickelung seiner philosophischen Lehrbegriffe begründete Nothwendigkeit, durch die nur scheinbar einander durchkreuzenden, in der That dem Ziele fortschreitend entgegenführenden Pfade sich hindurchzuarbeiten, auf denen er eine Weile mit diesem, eine Weile mit jenem, unter den ersten Denkern seines Zeitalters verbunden wandelte, bis er endlich die ihm ganz eigenthümliche metaphysische Lehre ausbildete, die in seinen letzten Werken von ihm niedergelegt worden ist. Er hat sich selbst einen Schüler nicht nur Kant's, sondern auch nachmals Fichte's und endlich Bardili's genannt und noch von manchen Andern unter den neueren (abgesehen von dem, was er dem Studium der älteren Philosophen dankte) und zwar nicht blos von seinen Freunden, sondern auch von seinen wissenschaftlichen Gegnern gelernt zu haben, öffentlich erklärt. Hierbei dürfen wir nicht vergessen, daß er erstlich in der Hauptsache völlig Recht gehabt hat, sich so zu erklären; in diesem Verhältnisse der gegenseitigen Belehrung stehen in der Regel alle bedeutenden philosophirenden Zeitgenossen

zu einander. „Keines Menschen Geist, wie man sehr richtig bemerkt hat, ist je fähig gewesen, für sich allein und abgesondert die Wahrheit zu entdecken. Auf jeden, der einmal in den Bezirk der Erkenntniß eintritt, wirkt, wenn gleich ihm unbewußt, die ganze Vorwelt und ein großer Theil der Mitwelt ein." Dann hat zweitens auf seine Art, sich hierüber zu erklären, theils seine aufrichtige und ungemeine Bescheidenheit, theils aber auch seine Abneigung gegen die Originalitätssucht so mancher speculativer Denker seiner Zeit, und seine Absicht beigetragen, einen Gegensatz gegen dieselbe zu bilden. Mit gerechtem Urtheile haben mehre eben so unparteiische als einsichtsvolle Männer vom Fache, an Reinhold dem Philosophen in seinem sogenannten Systemwechseln statt eines Mangels, vielmehr ein besonderes Verdienst anerkannt. Sie haben an ihm gerühmt, daß er zufolge seiner consequenten Denkweise jedesmal bald die schwachen Seiten des Systems, zu dem er sich bekannt hatte, aufgefunden und daß die Gewandtheit seines Geistes ihn bald in einem andern, ihm folgerichtiger erscheinenden Philosopheme einheimisch werden ließ, während kein Sprung, sondern ein stufenweises Weitergehen in dem Wechsel seiner Ansichten stattgefunden. Und wahr und vortrefflich sagt einer dieser Beurtheiler: „Wenn irgend Jemand unter unseren philosophischen Schriftstellern mit Ernst und Eifer sich bestrebt hat, die Philosophie in ihrem innersten Grunde bestimmt aufzufassen und darzustellen, so hat es Reinhold gethan. Er hat diesem ernsten Eifer seine eigenen Theorien zum Opfer gebracht und sich nicht gescheut, auf die Gefahr, ein Unbeständiger gescholten zu werden, durch die That zu gestehen, daß er sich für perfectibel halte, und Wolf wie Kant und Fichte, wie Schelling und Jacobi wie Bardili für seinen Endzweck, rein philosophische Wahrheit zu entdecken, benutzt habe."

Die Kenntniß seines Lebens, obgleich dasselbe nicht reich an äußern Veränderungen gewesen, bietet jedoch einem jeden Gebildeten in unserer Nation mehre eben so anziehende als lehrreiche Seiten dar. Wien ist die Vaterstadt Reinhold's. Dort ward er, unter der Regierung von Maria Theresia, im dritten Jahre des siebenjährigen Krieges, 1758 am 26. October, geboren. Die Erinnerungen aus seiner frühen Kindheit versetzten noch den Mann und Greis zuweilen in die Räume des wie-

ner Arsenals zurück, an welchem sein Vater als Inspector angestellt gewesen und woselbst er als spielender Knabe häufig sich aufgehalten. Doch wurden durch diese Umgebungen, durch den Anblick der glänzenden kriegerischen Werkzeuge und Trophäen, deren Beschaffenheiten und Bedeutungen er bald nebst der Geschichte der merkwürdigsten Begebenheiten kennen lernte, von denen ein Andenken an Fahnen und Waffenstücke geknüpft war, keine ihnen entsprechenden Neigungen und Pläne für die Zukunft in seiner Seele geweckt. Dagegen that er sich schon in den unteren Classen des Gymnasiums durch seine Lernbegierde und seine Fassungskraft hervor, und in den oberen zog er die Aufmerksamkeit mehrer seiner Lehrer, welche der Gesellschaft Jesu angehörten, dergestalt auf sich, daß diese in ihm eine ihrem Orden nützliche Erwerbung erblickten und sie zu machen sich bemühten. Durch Erziehung und Beispiel seiner sanften und frommen Mutter war der religiöse Sinn frühzeitig in dem Knaben angeregt und gebildet; rechnen wir hierzu seine feurige Einbildungskraft und einen Hang, durch welchen sich damals schon sein metaphysisches Talent verkündete, in den überirdischen Regionen mit seinen Gedanken zu verweilen und die Fragen nach dem jenseitigen Zustande der Menschen und der Dinge, nach dem Wohin und Woher derselben zum Gegenstande seiner Grübeleien zu machen, so erklärt es sich uns, daß die jesuitische Beredsamkeit Eingang zu seinem Herzen fand, daß eine in allen religiösen Beziehungen schwärmerische Vorstellungsweise sich seiner bemächtigte und er durch den Eintritt in das geistliche Leben einen unmittelbaren höhern Beruf zu erfüllen glaubte. Er hatte eben sein vierzehntes Jahr zurückgelegt, als er 1772 in dem Collegium der Jesuiten zu Wien Novitius ward. Ein Jahr verlebte er in ihrem Probhause; da traf diesen Orden der lange vorbereitete Schlag. Es war im September 1773, daß die Aufhebung desselben, deren Bulle Clemens XIV., der Macht gebieterischer Umstände weichend, ohne Zuziehung der Cardinäle gegeben hatte, in dem Hause der Jesuiten zu Wien bekannt gemacht und dabei der Befehl ertheilt wurde, sogleich die Novitien zu entlassen. Groß war die Bestürzung und Trauer des kaum funfzehnjährigen Knaben, der jene biblische Weissagung: „Ich werde den Hirten schlagen und die Schafe werden sich zerstreuen," nunmehr zufolge

des göttlichen Zornes über den Unglauben und die Sittenlosigkeit der Menschen in dem härtesten Strafgerichte erfüllt sah und einigermaßen getröstet nur durch das prophetische Versprechen des Pater Rector werden konnte, daß die Gesellschaft, welche für jetzt der List und Gewalt ihrer Feinde unterliege, später mit desto größerer Herrlichkeit wiederhergestellt werden solle. Weil nach den Regeln des Jesuiterordens Keiner in ihn aufgenommen werden konnte, der schon Mitglied eines andern geistlichen Ordens gewesen, so rieth der Rector den Novitien, eine Zeitlang abzuwarten, ob der ihrige nicht in das Leben zurückgerufen werden dürfte, und vorläufig sich zu keinem andern, weder geistlichen noch weltlichen Stande zu entschließen. Diesem Rathe gemäß brachte Reinhold ein volles Jahr in dem älterlichen Hause zu, woselbst er, so pünktlich als es ihm nur immer möglich war, den Regeln der aufgehobenen Societät getreu sich verhielt. Nach Verlauf dieser Zeit begab er sich in das Novitiat der regulirten Priester des Apostel Paulus *), die ins-

*) Mit dem Namen „regulirte Geistliche" (Clerici regulares) werden in der katholischen Kirche mehre Gesellschaften, sogenannte Congregationen, ordinirter Geistlicher bezeichnet, welche in der Zeit unserer Kirchenverbesserung, da die Ausartung des Clerus, sowol der Weltgeistlichen als der Mönche, die unter ihnen eingerissene Sittenlosigkeit, Ueppigkeit, Herrschsucht, Unwissenheit und Nachlässigkeit in Ausübung ihres Berufes den Besserdenkenden nur zu merklich sich gemacht hatte, in der guten Absicht gestiftet wurden, diesem Verderbnisse entgegenzuarbeiten und den Clerus der ursprünglichen Reinheit und Würde des christlichen Lehramtes wieder möglichst näher zu bringen. So sehr sie auch von der gleichzeitig gestifteten, in mancher Hinsicht ihnen gleichartigen, aber mit umfassenderen Planen und überwiegender innerer Kraft zu einer viel ausgebreiteten Wirksamkeit versehenen Gesellschaft Jesu verdunkelt wurden, so haben doch mehre derselben in ihren beschränkteren Kreisen dazu beigetragen, den geistlichen Stand der katholischen Kirche aus seiner Versunkenheit zu erheben und ihn für den Religionsunterricht brauchbar zu machen. Zu diesen gehört die 1530 von drei italienischen Edelleuten und wahrhaft edlen Männern zu Mailand errichtete Congregation, die den Apostel Paulus zum Patron erwählte und die Verbindlichkeit übernahm, die Jugend zu unterrichten, die Aufsicht über Seminarien zu führen, zu predigen und überhaupt alle geistlichen Functionen zu verwalten. Ihre Mitglieder legten außer den drei gewöhnlichen Ordensgelüb-

gemein den Namen der Barnabiten führen, eines Ordens, der außerhalb Italiens, wo er im Zeitalter unserer Reformation gestiftet worden war, nur wenig sich verbreitet hatte, aber zu Wien ein wohleingerichtetes, mit einer guten Bibliothek versehenes Collegium besaß. Reinhold selbst hat ihm nachmals von Jena aus das öffentliche Zeugniß gegeben, daß er ein unmönchischer und nicht weniger wegen seiner vernünftigen Verfassung, als durch seine Verdienste um die Wissenschaften schätzbarer sey, und hat versichert, daß er in demselben bei dem Geschäfte seiner Geistesbildung kein äußeres Hinderniß, sondern vielmehr die erwünschteste Muße, nicht nur keine Verfolgung, sondern sogar Aufmunterung und Belohnung gefunden habe. Für diese seine wissenschaftliche Ausbildung, benutzte er so gut die Anleitung einiger geschickter und wohlmeinender Lehrer in seinem Collegium und die klösterliche Stille und Abgezogenheit von den weltlichen Zerstreuungen, daß er gleich nach Vollendung des philosophischen und theologischen Cursus, den er zu durchwandern hatte, 1780, da er eben zweiundzwanzig Jahre alt geworden war, von seinen Vorgesetzten der Anstellung zu dem doppelten Geschäfte eines Aufsehers der Novitien und eines Lehrers der philosophischen und mathematischen Wissenschaften würdig befunden wurde.

Indessen hatten sich in dem gereiften Jünglinge die religiösen Vorstellungen seiner frühern Jugend beträchtlich verändert. Doch die Innigkeit seines Gemüths hatte verhütet, daß nicht an die Stelle des einen glücklich verdrängten Extrems das andere trat. Gewichen war nur die Anhänglichkeit an dem mönchisch katholischen Glaubenssysteme, und

---

den auch noch das vierte ab, sich niemals weder außerhalb noch innerhalb der Congregation um ein Amt zu bewerben. Clemens VII. bestätigte 1532 diese Gesellschaft als einen geistlichen Orden. Sein Nachfolger Paul III. ertheilte ihr die Privilegien der regulirten Chorherrn von der lateranischen Congregation. Als ihr im Jahre 1545 in Mailand die Kirche des St. Barnabas übergeben wurde, kam zu ihrer Bezeichnung der Name „Barnabiten" auf. Von Mailand aus verbreiteten sich die Barnabiten über mehre Städte Italiens; von Heinrich IV. wurden sie 1608 nach Frankreich gerufen; unter Kaiser Ferdinand II. kamen sie in die östreichischen Staaten. Aus ihrer Mitte ist eine nicht geringe Anzahl von Männern hervorgegangen, welche durch ihre Verdienste um die Wissenschaften sich berühmt gemacht haben.

geblieben das geläuterte Herzensinteresse für die echte rein sittliche Religiosität, welches, wie wir schon bemerkt haben, eine Haupttriebfeder seiner philosophischen Forschungen ward.

Nun mangelte es ihm nicht an Veranlassungen und Auffoderungen, die Fülle seiner immer reicher und heller sich entwickelnden Ideen und Ansichten auszusprechen und sie theils mit denen von geistreichen, ungefähr auf gleicher Stufe der intellectuellen Cultur mit ihm stehenden Freunden und Altersgenossen auszutauschen, theils im Umgange mit älteren und in vieler Rücksicht als Muster vor ihm stehenden Männern zu berichtigen. Denis hatte ihm, vom ersten Jünglingsalter an, ein herzliches Wohlwollen geschenkt; Born war sein väterlicher Freund; Hell, Mastalier, Sonnenfels und der edle Greiner, der Vater unserer berühmten Karoline Pichler, würdigten ihn ihres freundschaftlichen Umgangs; Alxinger und Blumauer, die als Dichter späterhin so sehr sich ausgezeichnet, seine Alters- und ehemaligen Schulgenossen, standen zu ihm in dem innigsten Verhältnisse. Mit diesen genannten und mehren Andern befand sich Reinhold in einem geselligen und literarischen Verkehr, der ihn von vielen Seiten bildete und förderte. Ja es vereinigten sich die meisten seiner Freunde und überhaupt der vorzüglichsten Köpfe Wiens in den letzten Jahren der Regierung Maria Theresia's zu einem maurerischen Bunde, dessen nächster Zweck war, die Aufklärung in Oestreich möglichst zu befördern, und demnach theils die noch immer so mächtigen Widersacher derselben, die Mönche, zu bekämpfen, theils talentvolle junge Männer, welche zu einer heilsamen bürgerlichen oder schriftstellerischen Wirksamkeit geschickt erschienen, mit Rath und That zu unterstützen. Sie bildeten eine Loge, welche den Namen „Zur wahren Eintracht" führte, deren Meister Born war; Reinhold erhielt in ihr das ehrenvolle Amt des Redners. Richtigere und freiere Ansichten über Religion und Kirche faßten schon unter der Regierung der Kaiserin allmählig in Wien und im Oestreichischen überhaupt Fuß. „Allgemach," wie Reinhold hierüber sich ausgedrückt hat, „wurden die neuntägigen Andachten, die Legenden und die Postillen, ja sogar die jesuitisch-philosophischen Compendien der akademischen Druckereien von Tyrnau, Prag, Ingolstadt, u. s. w. durch den leipziger Meßka-

talog verdrängt. Der Kampf zwischen Licht und Finsterniß arbeitete im Stillen immer nachdrücklicher fort." Dennoch, solange die Kaiserin lebte, konnte die Loge zur wahren Eintracht nur wenig nach außenhin wirken und beschränkte sich größtentheils darauf, sich in ihrem Innern zu veredeln und zu befestigen und sich vorzubereiten für die als nah vorausgesehene Zeit, einer von oben herab begünstigten Thätigkeit. Zu dieser gelangten die Verbündeten mit dem Beginne des Jahres 1781, da Joseph II. als Alleinherrscher anfing, seine großen Entwürfe auszuführen und vornehmlich in möglichst kurzer Zeit die Gewissens- und Denkfreiheit in seinen Staaten zu befördern, den Einfluß des Papstes zu beschränken und die Macht der Klerisei der Civilgewalt mehr unterzuordnen strebte. Es trat nunmehr für die östreichische Schriftstellerei eine neue Periode ein mit der im Januar 1781 von Joseph gegebenen neuen Vorschrift für die Büchercensur, durch welche die Preßfreiheit nur noch in Ansehung solcher Schriften eingeschränkt wurde, die den guten Sitten, der Religion und dem Staate offenbar entgegen wären, und selbst Kritiken über alle Gegenstände erlaubt wurden, insofern sie keine Schmähungen enthielten und die Verfasser sich nannten. Diese erweiterte Preßfreiheit ward von den Verbündeten zu freimüthigen, vor dem Publicum angestellten Untersuchungen und zu Belehrungen und Anregungen des Volkes benutzt. Den Ton der Schriften dieser Art hatte der Landrath Eybel angegeben durch die bekannte Abhandlung, betitelt: „Was ist der Papst?" welche er verfaßte, als man erfahren hatte, daß der Papst (Pius VI.) eine Reise nach Wien beschlossen habe, in der Absicht, Josephs eigenmächtigen Veränderungen in den kirchlichen Angelegenheiten sich zu widersetzen. Der Inhalt dieser Untersuchung, eine gemäßigte Beschränkung der von den Statthaltern Gottes angemaßten Rechte, gewann die allgemeine Aufmerksamkeit, empörte die Geistlichkeit und die ihr ergebene Partei, erfreute dagegen, ermunterte und stärkte die Vernünftigen. Für oder wider den hier behandelten Gegenstand zogen über siebzig Federn zu Felde, und die Gegenschriften trugen diesmal, wie es so häufig der Fall ist, nur dazu bei, Eybel's Darstellung, anstatt sie zu widerlegen, bekannter, gesuchter und gemeinnütziger zu machen. Zugleich mit ihr erschien eine andere Schrift von dem nämlichen Verfasser,

die unmittelbar gegen die Mönche gerichtet war: „Die sieben Capitel von den Klosterleuten." Joseph gestattete auch, daß in dem Journal: „Die Predigerkritiker," welches damals in Wien hervortrat, die öffentlichen Kanzelvorträge öffentlich beurtheilt und alle geistlichen Possen dem Gespötte preisgegeben werden durften. Das hauptsächliche Organ, durch welches die Verbündeten auf die öffentliche Meinung zu wirken suchten, war die wiener Realzeitung, deren Herausgabe seit der Erweiterung der Preßfreiheit Blumauer übernahm.

Ueberhaupt fand damals, während der Regierungsjahre Josephs, in dem protestantischen nicht weniger, wie in dem katholischen Deutschland, unter den heller denkenden und wohlgesinntesten eine schöne Stimmung der Gemüther statt, in der, um mit den Worten eines geistreichen Beurtheilers dieser Periode zu reden: „alle den unbegrenztesten Hoffnungen von allgemeinem Menschenglücke, von neuen herrlichen Zeiten der herrschenden Vernunft, von einer unaufhaltsam steigenden Vervollkommnung und Aufklärung sich überließen, vor welcher alle bisher noch erduldeten Kriegs- und Staatsübel auf immer würden weichen müssen." Mächtig ergriffen von diesem Zeitgeiste, in hoffnungsreicher Jugend, in einer engen Verbindung für lobenswerthe und begeisternde Zwecke, mit warmherzigen und phantasievollen Menschen vereinigt, übte Reinhold, obgleich unter dem Schleier des Geheimnisses, eine freudige und lebhafte, mit seiner äußern Lage und nächsten Umgebung bedeutend contrastirende Thätigkeit. Tief wurzelte nun in seinem Innern die Theilnahme an den religiösen und moralischen Angelegenheiten seines Zeitalters, und für immer erhielt sein philosophisches Streben jene Richtung, deren ehrwürdiger Charakter oben angedeutet worden ist, und welche Fichte in einem Schreiben an Reinhold so bezeichnet hat: „Sie haben, vom Anfange Ihrer philosophischen Schriftstellerei an, eine praktische Wärme im Philosophiren gezeigt, — Sie haben immer die Hoffnung gehegt, die Menschen durch Philosophie zu bessern und zu bekehren, sie über ihre Pflichten und Rechte in diesem und über ihre Hoffnungen für jenes Leben zu belehren."

Es vergingen so einige Jahre, in denen Reinhold, während er in seltenem Maße das Glück der Freundschaft und der Uebereinstimmung in Grundsätzen, Gesinnungen

und Bestrebungen mit Geistes- und Herzensverwandten genoß, die Talente eines scharfsinnigen Denkers und eines geschmackvollen Schriftstellers zu entwickeln begann. Dabei konnte es wol nicht anders seyn, als daß er die Fesseln seines Standes immer lästiger und drückender empfand. Da er nach reifer Ueberlegung der Sache endlich zu der festen Ansicht gelangt war, daß die Mönchsgelübde, sowol überhaupt als besonders in einem Alter abgelegt, da man noch nicht weiß, was man durch sie dahingegeben, ihrer Natur nach unzulässig und ungültig seyen, so faßte er den Entschluß, sie zu zerbrechen, die er auf keine andere Weise abzuschütteln vermochte. Wir dürfen hier in der Beurtheilung dieses gewagten Schrittes den Umstand nicht außer Acht lassen, daß seine Aeltern nicht mehr am Leben waren. Durch eine günstige Fügung der Umstände ward ihm eine bequeme Gelegenheit zur Ausführung seines Entschlusses. In der Gesellschaft des leipziger Professors der Philosophie Petzold, der eine Zeitlang in Wien sich aufgehalten und Reinhold's nähere Bekanntschaft gemacht hatte, reisete er im Herbste 1783 von seiner Vaterstadt nach Leipzig. Während seines Aufenthalts daselbst, im Wintersemester 1783—84, wo er das akademische Bürgerrecht sich ertheilen ließ und die Vorlesungen mehrer Professoren besuchte, war die persönliche Bekanntschaft und das Wohlwollen Platner's das Merkwürdigste, was ihm zu Theil wurde. Aus der Kasse der Loge zur wahren Eintracht erhielt er hinlängliche Unterstützungen, um anständig und bequem zu leben; doch verdiente er sich diese zum Theil durch die Arbeiten, welche er ihr für das Freimaurerjournal, wie auch für eines maurerischen Bruders, des Freiherrn von Gemmingen, Magazin für Wissenschaften und Literatur, sandte. Im Mai 1784 verließ er, auf den Rath Born's, der nebst einigen Andern seiner angesehenern Freunde in Wien seine ungestrafte Rückkehr in ihren Kreis und Dispensation von den Ordensgelübden zu bewerkstelligen strebte (da es denn in Wien nicht bekannt werden durfte, daß sich Reinhold auf einer protestantischen Universität aufhielt) Leipzig, und begab sich nach Weimar, mit Empfehlungsschreiben von Blumauer und von Gemmingen an Wieland versehen.

Die Gunst, ja die zärtliche Freundschaft Wieland's, welche Reinhold in kurzer Zeit sich erwarb, brachte auch

in seiner äußern Lage die glücklichste Veränderung hervor. Schon im Sommer des folgenden Jahres 1785 sehen wir ihn als Sachsen-weimarischen Rath, als Mitredacteur des von Wieland herausgegebenen Deutschen Merkur und als Wieland's Schwiegersohn. In mehren kleinen Abhandlungen, die im Merkur 1784 erschienen, und besonders in einer größern Schrift, welche 1785 ohne Namen des Verfassers und Verlegers bei Weidmann's Erben und Reich zu Leipzig herauskam: „Herzenserleichterung zweier Menschenfreunde in vertraulichen Briefen über Lavaters Glaubensbekenntniß“ (über das seltsame Bekenntniß seines schwärmerischen Glaubens, welches Lavater vor dem deutschen Publicum in seiner „Herzenserleichterung oder Verschiedenes an Verschiedene,“ St. Gallen, abgelegt) sprach er die freisinnigen religiösen Ansichten, die ihn in das protestantische Deutschland geführt hatten, in einer gefälligen und blühenden Diction, aus. Bald darauf erhielt er eine passende Gelegenheit und benutzte sie trefflich, den Lesern des deutschen Merkur seine Ueberzeugungen von den Grundsätzen und dem Geiste des echten Protestantismus darzulegen, als der bekannte Historiker, der Hofrath und Archivarius Schmidt zu Wien in dem 1785 herausgegebenen ersten Bande der neuern Geschichte der Deutschen gegen Luthers Reformation mit sophistischen Angriffen sich herausgelassen hatte, zu deren Widerlegung Reinhold seine „Ehrenrettung der Reformation“ schrieb und in den ersten Stücken der genannten Zeitschrift 1786 bekannt machte. Sie erschien damals anonym, ward aber einige Jahre später mit Reinhold's Namen besonders abgedruckt. Diese Apologie fand sehr allgemein, bei allen wohldenkenden und dabei aufgeklärten Menschen, im katholischen wie im protestantischen Deutschland, eine lebhafte Theilnahme und großen Beifall, und sie ist in ihrer Art musterhaft zu nennen, sowol in Hinsicht des Geistes und Scharfsinns, als auch der Freiheit und des guten Tons, mit welchem in ihr die gute Sache vertheidigt, und die Polemik gegen den gelehrten und ebenfalls scharfsinnigen Gegner geführt ist.

Unterdessen hatte Kant's 1781 erschienene Kritik der reinen Vernunft, welche Anfangs unbeachtet gewesen, allmälig im philosophischen Publicum Deutschlands immer mehr Aufmerksamkeit erregt, jedoch von Seiten der ältern

und berühmtern Denker keineswegs Zustimmung, sondern unter mannichfaltigen Misverständnissen viele Einwürfe und Widerlegungen erhalten. Reinhold studirte dieses Meisterwerk des philosophischen Geistes und Tiefsinnes in dem letzten Viertel des Jahres 1785, und wenn die Neuheit des Gesichtspunktes, aus welchem der Verfasser ausgegangen, die Tiefe der Untersuchung, das Ueberraschende der Ergebnisse bei den Meisten der bisherigen Leser den Erfolg gehabt, daß sie das Buch entweder als unverständlich, oder als der Religion gefährlich, oder als angefüllt mit unnöthigen Spitzfindigkeiten und mit Widersprüchen, oder als eine Wiederholung längst widerlegter Meinungen misbilligten und verschrien, so bewirkten jene Eigenschaften dagegen in Reinhold die vollste Anerkennung und den ungetheiltesten Beifall. Ueber die Veränderung, welche in seinem Kopfe und Gemüthe durch das nicht ohne Geduld und Anstrengung errungene Verständniß der schwer verständlichen Hauptschrift Kant's hervorgebracht wurde, und über die Absicht, die er durch die zur Empfehlung der Kant'schen Lehre zuerst geschriebenen Abhandlungen zu erreichen gesucht, vernehmen wir am besten ihn selbst, da er sich hierüber sehr bestimmt und offenherzig in der Vorrede zu seiner Theorie des Vorstellungsvermögens erklärt hat.

„Bei der ersten aufmerksamen Durchlesung," heißt es dort, „sah er (der Verfasser der Theorie) nichts als einzelne schwache Lichtfunken aus einem Dunkel hervorschimmern, das sich kaum bei der fünften ganz verloren hatte. — Alles, was er Anfangs herausbrachte, waren Bruchstücke, die ihm theils aus andern Systemen entlehnt, theils schlechterdings unvereinbar schienen. Allein so wie er rastlos fortfuhr, einerseits durch wiederholtes Lesen aus dem Werke selbst neuen Stoff herauszuheben, andererseits aber das Ausgehobene aneinander zu rücken, ergänzten sich die Bruchstücke zu aneinanderpassenden Theilen, verschwanden Dunkelheiten, die ihm vorher unüberwindlich, und Ungereimtheiten, die ihm ganz entschieden dünkten, und am Ende stand das Ganze im vollen Lichte einer Evidenz vor ihm da, die ihn um so mehr überraschte, je weniger er sie, seinen vorigen Erfahrungen zufolge, in der speculativen Philosophie für möglich gehalten hatte. Wenn er auch mit der gewissenhaftesten Unparteilichkeit, durch die trockenste Erzählung und in den eigenthümlichsten Ausdrücken angeben wollte, was er am Ende seiner Untersu-

chungen an dem Kant'schen Systeme und durch dasselbe gefunden: würde er gleichwol für die meisten Leser nichts als Redefiguren und panegyrische Declamationen eines sanguinischen Schwärmers vorgebracht haben. Er begnügt sich also hier, zu bekennen, daß ihm durch die neu erhaltenen Principien alle seine philosophischen Zweifel beantwortet sind, und daß er für seine Person völlig überzeugt ist, durch die Kritik der Vernunft müsse eine der allgemeinsten, merkwürdigsten und wohlthätigsten Revolutionen, die je unter den menschlichen Begriffen vorgegangen sind, bewirkt werden; eine Revolution, welche durch die zahlreichen und berühmten Gegner dieses Werkes nicht nur nicht aufgehalten, sondern nachdrücklicher als durch die Bemühungen seiner bisherigen Freunde befördert und beschleunigt werden wird. — Seine eigenen Angelegenheiten waren in's Reine gebracht. Es erwachte in ihm der Wunsch, etwas beizutragen, daß ein Gut, in dessen Besitze er sich so glücklich fühlte, auch von Andern erkannt und benutzt würde. Er suchte in seinen „Briefen über die Kant'sche Philosophie" auf die Kritik der Vernunft vorzüglich durch diejenigen Resultate aufmerksam zu machen, die sich aus derselben für die Grundwahrheiten der Religion und der Moral ergeben. Er hatte bald genug eingesehen, daß diese Resultate aus den neuen Principien nur für diejenigen streng bewiesen werden könnten, welche das Kant'sche Werk selbst studirt und durchgängig verstanden hätten. Da er nun dieses Studiren und Verstehen vielmehr erst zu befördern wünschte, als schon voraussetzen durfte, so blieb ihm nichts als der Versuch übrig, diese Resultate unabhängig von den Kant'schen Prämissen aufzustellen, sie an bereits vorhandene Ueberzeugungen anzuknüpfen, ihren Zusammenhang mit den wesentlichsten wissenschaftlichen und moralischen Bedürfnissen unserer Zeit, ihren Einfluß auf die Beilegung alter und bisher unentschiedener Zwiste in der philosophischen Welt, und ihre Uebereinstimmung mit dem, was die größten philosophischen Köpfe über die Probleme der speculativen Philosophie gedacht haben, sichtbar zu machen."

Den Briefen über die Kant'sche Philosophie, welche im Deutschen Merkur 1786 und 1787 zuerst bekannt gemacht wurden, später mit beträchtlichen Vermehrungen als erster Band, dem ein zweiter folgte, im Verlage von Göschen zu Leipzig herauskamen, gelang es vollkommen,

zum Studium der Vernunftkritik eine große Anzahl vorzüglicher Köpfe einzuladen und zu ermuntern und einer bis dahin in der Geschichte der Philosophie unerhörten Einwirkung eines speculativen Systems auf das Zeitalter desselben den Weg zu bahnen. Man fand in ihnen eine geschmackvolle edle Darstellung mit Gründlichkeit und Consequenz verbunden; die Begeisterung für die wichtigsten und reinsten Interessen der Menschheit, für die Herrschaft der Vernunftgründe und des Sittengesetzes in allen menschlichen Angelegenheiten, die in ihnen athmete, ging in die Herzen der Leser über; in den weitesten Kreisen des gebildeten Publicums erwarben sie der Kant'schen Philosophie Anhänger und Verehrer.

Kaum waren die letzten dieser Briefe im Deutschen Merkur erschienen, so eröffnete sich für Reinhold die Laufbahn einer neuen Thätigkeit, zu welcher er ein nicht minder ausgezeichnetes Talent besaß, als zu der schriftstellerischen. Er ward um Michaelis 1787 als außerordentlicher Professor der Philosophie in Jena angestellt. Während der sieben Jahre, die er daselbst in der eifrigsten und erfolgreichsten Wirksamkeit verlebte, fand für die Universität eine ihrer schönsten Perioden statt. Sie ward sowol durch die mündlichen Vorträge berühmter Kantianer, unter denen Reinhold den ersten Rang behauptete, als durch ihre seit 1785 hervorgetretene Allgemeine Literaturzeitung, deren Ansehen sehr bedeutend und unter den gelehrten Zeitschriften vorherrschend zu werden anfing, die Hauptstütze und Hauptpflanzschule der Kant'schen Philosophie. Reinhold wußte durch seinen Unterricht, den eine ungemeine Beredsamkeit schmückte und die Würde seiner Persönlichkeit doppelt eindringlich machte, nicht blos den Verstand seiner Zuhörer zu überzeugen, sondern auch ihre Gesinnungen mit einem heiligen Feuer zu beleben und zu veredeln, und ein herrlicher Geist, besonders durch ihn geweckt und genährt, beseelte die jenaischen Studirenden. Ueberhaupt waren herzerhebend die Jahre der ersten Verbreitung der Kant'schen Lehrbegriffe und Grundsätze. Lang angebetete Vorurtheile verkrochen sich. Die Kraft des Denkens erhob sich zu einer für alle Arten der Vorurtheile und der blinden Herrschaft verjährter Meinungen furchtbaren Thätigkeit. Alle Fächer waren bereit, sich diesem Scepter, der Herrschaft der

Gründe, zu unterwerfen. Die Moralität der Menschen war angeregt worden mit Macht.

Reinhold fand unter seinen Collegen nicht blos Sinn und Interesse für seine literarischen Leistungen und Bemühungen, sondern es standen ihm unter denselben auch mehre eben so ämsige als geschickte Beförderer der gemeinsamen Angelegenheit der kritischen Vernunftforschung zur Seite. Paulus, Hufeland der Arzt, Hufeland der Jurist, Schmid und Schiller, die ihm an Jahren ungefähr gleich waren, und unter den ihm Vorgerückten im Alter Griesbach und Schütz, gehörten zu seinen nähern Freunden. Kant knüpfte mit ihm einen freundschaftlichen Briefwechsel an, sobald er erfahren, daß Reinhold Verfasser der Briefe im Deutschen Merkur sey, und gab ihm in einem Aufsatze, welchen er in dasselbe Blatt einrücken ließ, das öffentliche Zeugniß, daß er von ihm über alle Erwartung wohl verstanden sey, daß er vollkommen das Verdienst zu schätzen wisse, welches Reinhold um die Verdeutlichung und Empfehlung der Eigenthümlichkeit seines Lehrgebäudes sich erworben, und daß er dessen Aufnahme unter die Zahl der öffentlichen Lehrer Jenas als höchst vortheilhaft für diese berühmte Universität betrachte. Von den meisten der jüngern, erst jetzt hervortretenden Wahrheitsforscher, die sich zu einer Kant'schen Schule zu vereinigen begannen, wurde ihm ein näheres literarisches Verhältniß angetragen, und selbst von mehren der ältern, als Gegner des Kriticismus bekannten Philosophen, wurden ihm die unverkennbarsten Beweise ihrer Hochachtung und Würdigung seiner Talente in einem fortdauernden Briefwechsel gegeben. Unter diesen sind vornehmlich Platner und Feder zu nennen. Um diese Zeit entspann sich auch Reinhold's Briefwechsel mit F. H. Jacobi, der noch auf seinem Gute Pempelfort bei Düsseldorf lebte: ein Briefwechsel, der diese beiden, ungeachtet einer nie ausgeglichenen Verschiedenheit ihrer Lehrbegriffe, an Geist und Gemüth einander nah verwandten Denker, bald in ein herzliches Verhältniß brachte, welches späterhin zu dem innigsten Freundschaftsbündniß sich ausbildete.

Das Einverständniß der Kantianer dauerte nicht lange, und diese Schule begann sich in Parteien zu spalten, nachdem Reinhold in seiner „Neuen Theorie des menschlichen Vorstellungsvermögens" den Versuch bekannt ge-

macht hatte, diejenigen Prämissen und Grundsätze, welche, wie er dafürhielt, in der Kant'schen Kritik nur vorausgesetzt und mit einem undeutlichen Bewußtseyn befolgt, nicht aber ausdrücklich und wissenschaftlich ausgesprochen waren, aus einem obersten Princip zu entwickeln und darzustellen. Die Theorie erschien zur Ostermesse 1789, und ihr folgten bis 1794 mehre Schriften Reinhold's, deren Zweck war, theils das Bedürfniß und die Bedeutung einer Wissenschaft anschaulicher zu machen, welche das Fundament der Kant'schen Vernunftkritik enthielte und eine allgemeine Elementarphilosophie wäre, theils die ersten Grundsätze der in der Theorie aufgestellten Elementarphilosophie bestimmter und schärfer festzusetzen. Das wahre und bleibende Verdienst, welches Reinhold durch diese Arbeiten sich erworben, besteht darin, daß er zuerst unter Kant's Schülern die Vernunft, welche schon durch Kant's Entdeckungen das Ziel der speculativen Forschungen erreicht zu haben schien, zu neuen Anstrengungen erweckte, ihr Einschlummern im kritischen Dogmatismus verhütete, und daß er die systematischen Erfodernisse zur wissenschaftlichen Gestaltung der Philosophie bemerkbar machte.

Ungeachtet die Reinhold'sche Fundamentallehre nicht nur von den Antikantianern, sondern auch von Anhängern der kritischen Philosophie öffentlich angegriffen und lebhaft angefochten wurde, so vereinigten sich doch seine Gegner mit seinen Freunden darin, in seinen diese Fundamentallehre darstellenden und erläuternden Schriften, seinen philosophischen Geist und Scharfsinn nebst seiner Gewalt über die Sprache mit Bewunderung anzuerkennen, und, nächst Kant, war Reinhold's Name damals der gefeiertste unter Deutschlands Philosophen. Mit jedem Semester nahm die Zahl seiner Zuhörer, und sein Ansehn unter den Studirenden Jenas zu; es bildete sich um ihn ein Kreis von vertrauteren Schülern und Anhängern der Elementarphilosophie, dem mehre Auswärtige, durch Lesung seiner Schriften für seine Ansichten gewonnen, sich anschlossen, und aus welchem einige talentvolle junge Männer, als Erhard, Forberg, Abicht, Visbeck öffentlich als Vertheidiger dieser Kantisch-Reinhold'schen Philosophie auftraten.

Die Anhänglichkeit seiner Zuhörer, von der er sehr häufig erfreuliche und ehrende Beweise zu erfahren gewohnt war, offenbarte sich ihm am stärksten, als er im Sommer 1793 einen Ruf zu der ordentlichen Professur

der theoretischen Philosophie in Kiel erhalten, den er, durch mehre Rücksichten sich bewogen fand, anzunehmen. Sobald in Jena die Nachricht von dem Empfang dieser Vocation sich verbreitet hatte, vereinigte sich der größte Theil, beinahe tausend, der in Jena studirenden Jünglinge, ihm ein Schreiben zu überreichen, worin sie ihm ihre Gesinnungen für ihn aussprachen, ihm ihre gemeinschaftlichen Wünsche seines Bleibens in ihrer Mitte an's Herz legten und ihn um Winke baten, auf welche Art sie sich bei den durchlauchtigsten Erhaltern der Universität verwenden könnten, um ihn von einem Schritte abzuhalten, der für sie, seine treuen Schüler, den unersetzlichsten Verlust nach sich ziehen würde. Bald hierauf erboten sich die nämlichen, deren Repräsentanten jenes Schreiben unterzeichnet hatten, zu der Gehaltszulage, welche ihrem geliebten Lehrer im Fall seines Bleibens von den Regierungen zugesichert werden würde, einen beträchtlichen jährlichen Beitrag zu geben. Da ihre Bemühungen fruchtlos waren, gaben sie ihm in dem letzten Semester seiner jenaischen Professur, von Michaelis 1793 bis Ostern 1794, ihre Theilnahme für ihn durch den ganz ungewöhnlich und außerordentlich zahlreichen Besuch seiner Vorlesungen, und am Schlusse derselben durch die Feierlichkeit eines glänzenden Abschiedsständchens zu erkennen, bei welchem sie ihm in wohlgelungenen Versen einen feurigen und gemüthvollen Ausdruck ihrer Gefühle darbrachten. Da eine große goldene Medaille, welche ihm zugleich mit dem Gedichte hatte übergeben werden sollen, auf der einen Seite mit seinem ziemlich wohlgetroffenen Bildnisse, auf der andern Seite mit der lateinischen Inschrift versehen: „K. L. Reinholdo, Kiloniam petenti, pietatis et desiderii causa," zur festgesetzten Zeit nicht fertig geworden war, ward sie ihm einige Tage nach seiner Abreise von Jena nachgesandt und traf ihn noch vor seiner Ankunft in Kiel, während er in Hamburg verweilte. Sie war von wenigen, aber wahrhaft vortrefflichen Zeilen begleitet. Reinhold dankte für dieses schöne Zeichen ihrer Liebe und Sinnbild des unvergänglichen Denkmals, welches er, wie sie ihm erklärten, in ihren Herzen besaß, in einem ausführlichen Schreiben, in welchem er diejenigen Resultate seiner bisherigen Vorträge mit kurzen und kräftigen Zügen ihnen vorlegte, an welche er am liebsten sein Andenken in ihren Geistern angeknüpft, und die er als

die letzten Worte ihres scheidenden Freundes am nächsten an ihre Herzen gelegt wünschte.

Für das Meiste, was Reinhold durch die Trennung von seinen ihm so theuern Verhältnissen in Jena und in Weimar verloren, bot sich ihm in seiner neuen Heimat ein erfreulicher, herzbefriedigender Ersatz dar. Seine nunmehrigen Collegen nahmen ihn mit Herzlichkeit und zuvorkommender Liebe in ihre Mitte auf. Er machte die angenehme Erfahrung, daß in Kiel, wie überhaupt in Holstein und überall im Dänischen, eine vorzügliche intellectuelle und moralische Cultur, eine liebenswürdige und edle Geselligkeit und Gastfreiheit unter den mittleren Classen einheimisch ist, und daß auch in dieser Hinsicht die höhern Stände dort nicht nur nicht hinter jenen zurückstehen, sondern vielmehr, wie es sich geziemt, mit leuchtendem Beispiel und Muster vorangehen. Er fand hier schon mehre ihm persönlich Wohlwollende vor, deren Bekanntschaft er in Jena gemacht hatte, unter denen der berühmte dänische und deutsche Dichter Baggesen als sein geliebtester Herzensfreund zu nennen ist, und schnell vermehrte sich die Zahl seiner Freunde und Gönner. In Eutin, nur vier Meilen von Kiel entfernt, ließ sich Jacobi nieder, den die Kriegsunruhen in demselben Jahre, da Reinhold nach Kiel zog, aus Pempelfort vertrieben, und blieb daselbst bis 1805, da er in München das Präsidium der neu gestifteten Akademie der Wissenschaften übernahm. Jacobi und Reinhold unterhielten während der Zeit dieser günstigen räumlichen Nähe, einen lebhaften Briefwechsel unter einander und gaben sich häufige Zusammenkünfte, sowol in ihren beiderseitigen Wohnorten, als bei ihren gemeinschaftlichen Freunden in Hamburg und Lübeck und auf mehrern der schönen Landgüter Holsteins und Schleswigs. Denn in den beiden genannten ehrwürdigen freien Städten gab es und gibt es der edlen Familien nicht wenige, die der Freundschaft eines Reinhold und Jacobi fähig und würdig sind, ohne zu dem eigentlich gelehrten oder philosophischen Publicum zu gehören, zugleich aber auch waren sie besonders damals durch die Anwesenheit mehrer unserer berühmtesten und verdienstvollsten Schriftsteller und Gelehrten geziert. Und Reinhold hatte in beiden schon bei seiner Durchreise nach Kiel freundschaftliche Verhältnisse angeknüpft, welche bis zu seinen spätern Jahren hin sorgfältig unterhalten wurden, und welche die zweite

Hälfte seines Lebens sehr verschönert haben. Was aber die Besitzer der erwähnten Landgüter betrifft, so waren es die vornehmsten adeligen Geschlechter beider Herzogthümer, die Reventlow, Bernstorff, Stolberg, Ranzau, Schimmelmann, Baudissin u. a., jene Familien, die auch den eifrigsten Demokraten durch den Adel ihres Geistes und ihrer Bildung mit den ihnen angeerbten äußern Vorzügen aussöhnen würden, welche in dem vertrautern Umgange mit einem Reinhold, eben so viel zu geben als zu empfangen wußten, und von denen mehre Glieder eine wahre Freundschaft mit ihm verband. Ja selbst die erhabenen fürstlichen, dem königlichen Hause Dänemarks verwandten Familien des Landgrafen Prinzen Karl zu Hessen, Statthalters der Herzogthümer Holstein und Schleswig, und des Herzogs Friedrich Christian von Augustenburg erwiesen ihm eine auszeichnende Gunst: beide Fürsten würdigten ihn des Namens ihres Freundes. Und endlich darf auch dies unter die schönern Lebensfreuden Reinholds und die besten Belohnungen seiner Verdienste gerechnet werden, daß Dänemarks weiser, gerechter und huldreicher König, und die von allen Tugenden und Grazien geschmückte Königin den Werth seiner Persönlichkeit anerkannt und ihn bis zu seinem Lebensende mit Beweisen ihrer Gnade beglückt haben.

Wenn Reinhold in seinem neuen Vaterlande auf so vielfache Weise durch Verhältnisse der Liebe und des Wohlwollens die wünschenswertheste Erheiterung, Aufmunterung und Belebung seiner innigsten Gefühle und Bestrebungen fand, so blieb ihm dagegen unersetzt, obschon er auch in Kiel stets des Beifalls seiner Zuhörer und einer allgemeinen Verehrung von Seiten der Studirenden sich erfreute, jener frühere ausgebreitete Kreis seiner akademischen Wirksamkeit, und jene enthusiastische Wärme, mit welcher in Jena ihm, dem Lehrer, und seiner Wissenschaft gehuldigt worden war. Allmälig verlor sich überhaupt in Deutschland, seitdem mehre dogmatische und skeptische Theorien aus der Kant'schen Schule hervorgegangen waren, und die Anhänger der kritischen Philosophie einander auf das eifrigste bekämpften und widerlegten, und besonders durch Fichte und die Fichtianer in die Polemik der überaus anmaßende und beleidigende Ton eingeführt worden, die durch Kant angeregte hohe und allgemeine Begeisterung für die philosophische

Wahrheitsforschung. Und namentlich für Reinhold's literarisches Wirken nahte nun die Periode, in der er sich gewöhnen mußte, auf den lauten Beifall und die lebhafte Theilnahme seiner philosophirenden Zeitgenossen im Bezug auf seine Leistungen zu verzichten und hauptsächlich in dem Bewußtseyn der Wichtigkeit seiner Zwecke, der Reinheit seiner Absichten und der Gediegenheit seiner Arbeiten, den Antrieb zur Fortsetzung seiner Bemühungen zu finden.

Reinhold gab einen herrlichen Beweis seiner Selbstverleugnung und reinen Wahrheitsliebe, als er sich überzeugt hatte, daß die von ihm in seinen Darstellungen der Elementarphilosophie gesuchte Begründung der Kant'schen Kritik nicht von ihm erreicht, daß aber die ihm hiebei vorschwebende Idee einer philosophischen Fundamentallehre durch die Wissenschaftslehre Fichte's realisirt sey, — er gab ihn durch die unumwundene einfache Art, mit der er dies in dem zu Ostern 1797 herausgegebenen zweiten Theil der Auswahl seiner vermischten Schriften erklärte. Um nicht das falsche Urtheil über Reinhold zu fällen, daß er damals von einem Systeme zu einem andern übergegangen sey, müssen wir hier eingedenk seyn, daß Fichte zu jener Zeit selbst, und Reinhold mit ihm, die Wissenschaftslehre als den echten durchgeführten Kriticismus betrachtete, und daß sie beide in ihr die Aufgabe gelöset sahen, welche Reinhold zuerst als schlechterdings erfoderlich zur systematisch wissenschaftlichen Durchbildung der Kant'schen Untersuchungen aufgestellt hatte. Was Fichte an Reinhold über dessen Beitritt zu seiner Transcendentalphilosophie in einem Briefe vom März 1797 geschrieben, spricht sehr gut die Gesinnung und die Ansicht aus, mit der alle Sachverständigen diesen Schritt Reinhold's hätten aufnehmen sollen: „Ich darf es Ihnen," so lauten Fichte's Worte, „jetzt, da mein Bekenntniß zugleich das des Irrthums bei sich führt, vielleicht wol bekennen, daß ich nie geglaubt, daß Sie sich dieser Lehre bemächtigen würden. Ich traue keinem Menschen die Verkehrtheit zu, daß er sich der erkannten Wahrheit hartnäckig verweigern werde; aber das traue ich so ziemlich allen zu, bis von einem das Gegentheil erwiesen ist, daß vorgefaßte Meinungen, Eigenliebe und Rechthaberei, ohne daß sie es selbst wissen, sie an der Erkenntniß der nicht von ihnen selbst gefundenen

Wahrheit, der ihren Behauptungen entgegenstehenden Wahrheit, verhindern werden. Ich hielt Sie gewiß für einen der besten Menschen unter unsern Gelehrten; aber die Unbefangenheit, die nicht willkürliche sondern inniges Bestandtheil des schon erworbenen Charakters ausmachende Wahrheitsliebe, die dazu gehört, um sich aus einem Irrthume, in welchen man sich mit seltener Energie hineingearbeitet hat, herauszufinden, erwartete ich nicht. Erhalten Sie jetzt dafür das Geständniß meiner wärmsten Hochachtung und Bewunderung."

Wie sehr Reinhold während der Zeit, daß er noch in den Kant'schen Bestimmungen die wahre innere Organisation der menschlichen Geistesthätigkeiten enthüllt und Fichte's Wissenschaftslehre, weil er in ihr diese Bestimmungen aus ihren obersten, in der reinen Vernunft enthaltenen Gründen und Grundsätzen deducirt erblickte, als das eigentliche Fundament der philosophischen Wissenschaften sich dachte, seine Eigenthümlichkeit als Denker zu behaupten und den sittlich religiösen Geist seiner Forschungen mit dem starren, idealistisch-speculativen Wissen zu vereinigen verstand, zeigt die vortreffliche 1799 herausgegebene Schrift über die Paradoxien der neuesten Philosophie, nebst den beiden Sendschreiben an Lavater und an Fichte über den Glauben an Gott. Reinhold nimmt in diesen Abhandlungen die Wissenschaftslehre gegen die bekannte Anklage des Atheismus in Schutz, welche vor einiger Zeit gegen sie erhoben und von Mehren ihrer wissenschaftlichen Widersacher lebhaft unterstützt war. Er nimmt zu diesem Behufe einen nothwendigen Gegensatz und einen ebenso nothwendigen Zusammenhang zwischen der eigenthümlichen künstlichen Denkart der Speculation und zwischen der ursprünglichen natürlichen Denkart des Gewissens an, und behauptet: „es gehöre zu den Resultaten der Wissenschaftslehre, daß sich der lebendige Glaube an Gott durch keine speculative Erklärung hervorbringen lasse, durch jede schon vorausgesetzt werde und insofern durch das Gewissen nur aus Gott selbst erklärt werden könne, daß aber die speculative Erklärung, deren dieser Glaube als eine mit einem natürlichen Wissen verbundene, von demselben zwar zu unterscheidende aber nicht zu trennende Ueberzeugung bedarf, lediglich durch bloße Vernunft und aus bloßer Vernunft und insofern nicht aus Gott geschöpft werden

müsse. Fest auf dem Standpunkte des Gewissens, auf welchen uns Gott selbst gesetzt hat, stehe der lebendige Glaube, unveränderlich, unverlierbar, untrüglich, hocherhaben über alle Menschenwerke, sie mögen Symbole oder Lehrgebäude heißen, unverkennbar der Gewissenhaftigkeit trotz aller der mannichfaltigen, sich einander selbst nicht weniger als ihm widersprechenden Erklärungsarten, womit die Menschen sich bisher auf dem Wege des gelehrten Wissens behelfen mußten, und trotz des mehr oder weniger blinden Glaubens und leeren Wissens, das man auf jenem Wege erkünstelt hat. Aber gleichwie die praktische Anerkennung seiner Selbständigkeit, seiner unbedingten Unabhängigkeit von aller historischen und philosophischen Gelehrsamkeit, die in ihm selbst gegründete Bedingung seines Lebens sey: so sey die theoretische Anerkennung dieser seiner Selbständigkeit diejenige Anerkennung, welche auf dem Gebiete der Wissenschaft selbst und durch bloßes Wissen geschehen müsse, die unerläßliche Bedingung, ohne welche keine Reformation der Religionswissenschaft von Grund aus, und keine solche wissenschaftliche Erklärung des Glaubens an Gott, durch welche dieser Glaube nicht vielmehr verdunkelt als erklärt würde, zu hoffen sey. Die wissenschaftliche Anerkennung der Unabhängigkeit des Glaubens an Gott von allem Wissen sey nur auf einem Standpunkt des Wissens möglich, dem sich der menschliche Geist auf dem Wege seiner wissenschaftlichen Entwicklung bisher zwar angenähert, aber den er bis jetzt nur in einigen wenigen Selbstdenkern erreicht habe. Dieser Standpunkt, der über alles historische und alles bisherige philosophische Wissen hinausgehen müsse, um über das dem Supernaturalismus und Naturalismus gemeinschaftliche Misverständniß hinauszuheben und das Wahre in beiden Denkarten in einem Gesichtspunkte zu vereinigen, dieser neue Standpunkt des Wissens müsse dem alten und ewigen Standpunkte des Gewissens gerade gegenüber liegen, und er müsse in der Reihe aller möglichen wissenschaftlichen Grundbegriffe denselben Rang einnehmen, den die Ueberzeugung des Gewissens, in der Reihe aller nichtkünstlichen Ueberzeugungen einnimmt, den absolutesten."

Indessen konnte Reinhold nur so lange in seiner Zustimmung zu der Fichte'schen Lehre beharren, als er, nach den Kant'schen Forschungen und Entdeckungen,

nichts Anderes für die speculative Philosophie noch erfoderlich glaubte, als die transscendentale Begründung der Voraussetzungen, von welchen Kant in seiner Zergliederung des menschlichen Erkenntnißvermögens ausgegangen war. Aber die bisher festgehaltene Meinung von der Richtigkeit dieser Zergliederung, wich kurz vor dem Ende des Jahrhunderts einer entgegengesetzten Ansicht, einer Ansicht von dem Wesen unserer Vernunft und Denkthätigkeit, für welche Reinhold's Individualität am meisten gestimmt und geeignet war, und welcher er schon nahe gekommen durch die in dem Sendschreiben an Fichte ausgesprochene Ueberzeugung: daß der natürlichen (nicht künstlich speculirenden) Vernunft das an sich selbst Wahre in unmittelbarer Wahrnehmung gegeben, daß es ihr das einzige schlechthin und ursprünglich durch sich selbst Klare und Einleuchtende, das Urlicht ist, von welchem das Licht sowol des reinen als des empirischen Wissens, bloßer Abglanz ist, und durch welches allein die Vernunft sich selbst und alles Andere in dem Wahren selbst vernimmt; daß der Mensch durch Gott über die Natur, über alles Endliche in's Unendliche insofern hinaus erhoben wird, als Gott sich ihm offenbart, ihm dadurch Vernunft und durch dieselbe und mit derselben das Gefühl seiner unmittelbaren Abhängigkeit von dem Unendlichen gibt, durch welches er von der Natur in's Unendliche unabhängig werden soll.

Nach jener Ansicht, welche Reinhold in dem zu Michaelis 1799 herausgekommenen Grundriß der Ersten Logik von Bardili als Resultat scharfsinniger Untersuchungen enthalten fand, ist das Denken seinem Wesen nach die Manifestation Gottes in der Natur. „Die Ahnung des an sich selbst Absoluten," sagt Reinhold in der Rechenschaft über sein Systemwechseln, „welche mich auf meiner ganzen bisherigen Laufbahn nicht verlassen hatte, war es, die mich in dem Bardil'schen Grundrisse auf diejenige Exposition des Denkens aufmerksam machte, der zufolge alle Subjectivität überhaupt für den Charakter des bloßen Vorstellens und insofern des Nichtdenkens erklärt, und durch ein von aller Subjectivität geläutertes, von der Verwechslung mit dem Vorstellen befreites Denken, auf das an sich selbst Absolute in seiner Offenbarung als des Urwahren am Wahren und des Wahren durch's Urwahre hingewiesen wurde. — Die Phi-

losophie hat nunmehr ihre alte Aufgabe, die gleiche Realität des Erkennens und des Seyns zu ergründen, dadurch aufgelöset, daß sie im angewandten Denken, welches sie als das Erste im Erkennen annimmt, die Manifestation Gottes, als der unendlichen Intelligenz, an der Natur, als der unendlichen Objectivität, in dieser Manifestation aber die Identität des realen Erkennens und Seyns aufweiset, in derselben Manifestation die Urquelle des Erkennens und des Seyns erkennt."

Reinhold trat also aus der Kant'schen Schule heraus und ergriff den von Bardili aufgestellten Grundbegriff eines neuen speculativen Systemes, dem er den Namen des rationalen Realismus gab. Kurz vor dem Schlusse des Jahres 1799 schrieb er an Bardili und gab sich ihm als einen Schüler und Anhänger seiner Denklehre zu erkennen. Bardili antwortete am ersten Januar 1800, und von nun an bestand ein fortdauernder Briefwechsel zwischen den beiden schnell befreundeten Denkern bis zu Bardili's Tode. Eine Anzahl dieser bis zum Mai 1801 geschriebenen Briefe wurde 1804 von Reinhold herausgegeben unter dem Titel: „Bardili's und Reinhold's Briefwechsel über das Wesen der Philosophie und das Unwesen der Speculation." Seine Verbindung mit Bardili machte er zuerst im zweiten Jahre des neuen Jahrhunderts durch den ersten Heft der Beiträge zur leichteren Uebersicht des Zustandes der Philosophie bei'm Anfange des neunzehnten Jahrhunderts bekannt. Die sechs Hefte dieser Beiträge, die von 1801 bis 1803 erschienen, wie auch die von 1805 von Reinhold herausgegebene Anleitung zur Kenntniß und Beurtheilung der Philosophie in ihren sämmtlichen Lehrgebäuden, waren hauptsächlich der Darstellung, Erläuterung und Vertheidigung des rationalen Realismus gewidmet. Sehr irrig würde man meinen, Reinhold sey in diesen Schriften nur als ein buchstäblicher Anhänger Bardili's aufgetreten. Mit Recht behauptet ein scharfsinniger Recensent der genannten Anleitung zur Kenntniß und Beurtheilung der Philosophie: „obgleich Reinhold in der Grundlage seines Systems mit Bardili übereinstimme, so lasse es sich doch wol nicht läugnen, daß das System durch die totale Bearbeitung, die es von Reinhold erhalten habe, das seine geworden sey. Wie wenn der Erbe eines Hauses das ganze Gebäude bis auf den Grund abtragen lasse,

und nachdem er das Fundament geprüft und unerschütterlich gefunden habe, ein ganz neues Gebäude nach eigenen Ideen und aus eigenem Vermögen aufbaue, alle Welt sagen werde: der Erbe hat sich ein neues Haus gebaut; so müsse man auch gestehen, Reinhold sey aus dem Schüler, wozu ihn die Wahrheitsliebe gemacht, und was ihm seine Zeit schon gar nicht hätte verübeln sollen, ein Meister geworden."

Reinhold gelangte jedoch erst nach einer Reihe von Jahren und nach mancherlei Vorarbeiten, die er nach dem 1808 erfolgten Tode seines Freundes Bardili mit unermüdetem Eifer fortsetzte, bis zu dem wissenschaftlichen Standpunkte, auf dem er die „Grundlegung einer Synonymik für den allgemeinen Sprachgebrauch in den philosophischen Wissenschaften" (Kiel, 1812) verfaßte, und in ihr, wie er selbst in der Zueignung des Werkes an F. H. Jacobi sagt, das letzte und eigentliche Resultat seines bisherigen Lernens und Forschens mittheilte, womit er seine irdische Laufbahn in der Hauptsache der Angelegenheit beschloß, die ihm als das Hauptgeschäft seines innern und äußern Berufes von Jugend auf am Herzen gelegen. Diese Hauptschrift Reinhold's ist nämlich, was der Titel nicht vermuthen läßt, eine systematische Darstellung der reinen oder metaphysischen Vernunfterkenntniß. Ihr Inhalt ist bis jetzt noch keinesweges gehörig anerkannt und gewürdigt worden, und es steht von der Zukunft zu erwarten, daß die Aufmerksamkeit des philosophischen Publicums von Neuem auf ihn gelenkt, daß seine Bedeutung verstanden und benutzt werden wird. Eine spätere Schrift Reinhold's „Das menschliche Erkenntnißvermögen aus dem Gesichtspunkte des durch die Wortsprache vermittelten Zusammenhanges zwischen der Sinnlichkeit und dem Denkvermögen untersucht und beschrieben," Kiel, 1816, hat den Zweck, durch eine psychologische Bestimmung des Verhältnisses der Sinnlichkeit und der Sprache zum denkenden Vorstellen und des Unterschieds und Zusammenhangs zwischen dem empirischen und dem rein rationellen Denken auf die Ideenlehre der Synonymik vorzubereiten und in sie einzuleiten; und die letzte, mit der er seine Laufbahn als philosophischer Schriftsteller beschlossen: „Die alte Frage: Was ist die Wahrheit? bei den erneuerten Streitigkeiten über die göttliche Offenbarung und die menschliche Vernunft in nähere Erwägung gezogen," sucht die Resultate der

Synonymik in Hinsicht auf das Wesentliche und Unveränderliche der allgemein menschlichen religiösen Ueberzeugungen in einer für jeden Gebildeten faßlichen Darstellung vorzulegen. Sie erschien zu Altona 1820, und die Aufmerksamkeit, welche sie in den größeren Kreisen des literarischen Publicums erregte, zeigte sich unter andern auch dadurch, daß zwei Grafen durch sie veranlaßt wurden, mit Druckschriften hervorzutreten, von denen die eine, verfaßt von dem Grafen H. W. A. von Kalckreuth, sie zu widerlegen und etwas Besseres an ihre Stelle zu setzen bestimmt ist, die andere, von Reinhold's edlem Gönner, dem durch Charakter und Geist gleich verehrungswürdigen Cajus Reventlow herausgegeben, gewisse Punkte in ihr, den christlichen Offenbarungsglauben betreffend, erläutern soll.

Sowol das bürgerliche Leben Reinhold's in seinen höchst einfachen Verhältnissen als auch das häusliche flossen, von wenigen wichtigen Veränderungen betroffen, im Ganzen ungetrübt, ruhig und heiter dahin. Von den ihm zu Theil gewordenen öffentlichen Auszeichnungen und Ehrenbezeugungen müssen wir hier erwähnen, daß er 1808 zum ordentlichen auswärtigen Mitgliede der Münchner Akademie der Wissenschaften, 1815 zum Ritter vom Dannebrogorden und im Anfang des darauf folgenden Jahres zum königl. dänischen Etatsrath ernannt wurde. In demselben Jahre traf ihn der Schmerz, seinen ältesten Sohn Karl, welcher Doctor der Rechte, Syndicus an der Universität zu Kiel und Privatdocent daselbst war, durch den Tod zu verlieren. Seine übrigen Kinder sah er in gesicherten Lagen und angenehmen Verhältnissen, seine einzige Tochter Karoline verheirathet an den in seinem Berufskreise höchst ausgezeichneten und auch als Schriftsteller dem Publicum vortheilhaft bekannten praktischen Arzt und Physikus Neuber, in Apenrade im Herzogthum Schleswig, seinen zweiten Sohn Ernst, damals an dem Gymnasium zu Kiel als Subrector angestellt, und an der Universität im Fache der Philosophie als Privatdocent lehrend, und den dritten, Friedrich, als Artillerieofficier in dänischen Diensten. Für seine treffliche Frau, die gegenwärtig noch in Kiel lebt, hatte der musterhafte Hausvater, ungeachtet weder er noch sie Vermögen besaß, auf eine solche Weise im Fall seines früheren Todes gesorgt, daß er auch in dieser Beziehung

ruhig den Gedanken hegen konnte, eher als sie dem irdischen Schauplatze entrissen zu werden.

Sein Lebensende trat, zwar im Allgemeinen von ihm als nahe erwartet, jedoch nicht unmittelbar vorhergesehen, so schnell und sanft, als er es sich manchmal gewünscht hatte, durch einen Schlagfluß herbeigeführt, in den Osterferien 1823 am 10. April, ein. Er stand zwar erst in seinem fünfundsechszigsten Lebensjahre, aber sein Körper hatte, ungeachtet einer kräftigen Constitution, in Folge der sitzenden Lebensart und der Kopfanstrengungen, denen er von Jugend auf, mit zu wenigen Unterbrechungen und Abwechselungen sich unterzogen, frühzeitig gealtert. Dagegen war die Kraft und Heiterkeit seines Geistes ziemlich ungeschwächt geblieben, und er hatte noch im letzten Semester seine Vorträge mit der gewohnten Liebe und Berufstreue gehalten, ohne auch nur eine einzige Stunde aussetzen zu müssen. Durch die allgemeine innige Theilnahme und Trauer seiner Mitbürger bei der Nachricht von seinem Tode ward es noch einmal auf das unverkennbarste offenbar, wie er auch von Denjenigen hochgeschätzt und verehrt worden, die seine literarischen Verdienste nicht zu beurtheilen vermochten, aber Zeugen seines Lebenswandels, seiner fleckenlosen Redlichkeit, seiner echten Frömmigkeit, seiner Uneigennützigkeit, seiner herzlichen Menschenliebe, Leutseligkeit und Milde gewesen waren. Und auch seine Vertrautesten, welche ihn von jeder Seite auf das genauste gekannt und ihn als Denker, Schriftsteller und akademischen Lehrer vollkommen zu würdigen wissen, werden gern eingestehn, daß in Reinhold durch die Vorzüge des Menschen die des Gelehrten überwogen worden sind. Unvergeßlich bleibt das Andenken dieses wahrhaft Weisen und Guten in den Herzen Aller, die ihn persönlich gekannt, unsterblich bleibt es in der Geschichte der Wissenschaften und der Menschheit.

Verzeichniß

von

Karl Leonhard Reinhold's Schriften.

Anmerkung. Die Recensionen und Anzeigen von Schriften aus verschiedenen Fächern, in dem Anzeiger des Deutschen Merkur, Jahrg. 1784 — 1788, sind großentheils von Reinhold's Hand. An der Jenaischen Literaturzeitung nahm er einen sehr thätigen Antheil in dem Fache der Philosophie seit 1787 bis in sein späteres Lebensalter.

Gedanken über Aufklärung, im Deutschen Merkur 1784, St. 7, 8, 9.

Die Wissenschaften vor und nach ihrer Secularisation, ebendas., St. 7.

Ueber die neuesten patriotischen Lieblingsträume in Deutschland, St. 8, 9; ward abgedruckt mit einigen Verbesserungen unter dem Titel: „Ueber die gegenwärtige katholische Reformation in Oestreich," als Anhang zu der Ehrenrettung der Reformation. 1784.

Schreiben des Pfarrers zu ** an den Herausgeber des Deutschen Merkur, über eine Recension von Herders Ideen zur Geschichte der Menschheit. Ebendas. 1785, St. 2.

Herzenserleichterung zweier Menschenfreunde in vertraulichen Briefen über J. K. Lavater's Glaubensbekenntniß. Frankf. u. Leipz., 1785, 8. (Ohne Namen des Verfassers und Verlegers.)

Ehrenrettung der Luther'schen Reformation gegen zwei Capitel in J. M. Schmidt's Geschichte der Deutschen, im Deutsch. Merk. 1786, St. 2, 3, 4; erschien besonders mit Reinhold's Namen, Jena, Cuno's Erben, 1789, 8.

Skizze einer Theogonie des blinden Glaubens, ebendas., 1786, St. 6.

Briefe über die Kant'sche Philosophie, 1ster und 2ter, ebendas. 1786, St. 8.

Fortsetzung der Briefe über d. K. Ph. 3ter bis 8ter, ebendas. 1787, St. 1, 2, 5, 7, 8, 9.
Ueber den Einfluß des Geschmackes auf die Cultur der Wissenschaften und der Sitten, aus einer akadem. Antrittsrede, ebendas. 1788, St. 2.
Ueber die nähere Betrachtung der Schönheiten eines epischen Gedichtes, als Erholung für Gelehrte und Studirende, ebendas. 1788, St. 5.
Ueber die Natur des Vergnügens, angef. und fortges. ebendas. 1788, St. 10, 11.
Die hebräischen Mysterien oder die älteste religiöse Freimaurerei, in zwei Vorlesungen gehalten in der □ zu ***. Leipzig, Göschen, 1788, 8.
Beschluß der Abhandlung über die Natur des Vergnügens, im D. M. 1789, St. 1.
Von welchem Skepticismus läßt sich eine Reformation der Philosophie hoffen? Berlin. Monatsschr. 1789, St. 7.
Wie ist Reformation der Philosophie möglich? N. deutsch. Museum, 1789, St. 1, 2, 3.
Allgemeiner Gesichtspunkt einer bevorstehenden Reformation der Philosophie im D. M. 1789, St. 6, 7.
Fragmente über das bisher allgemein anerkannte Vorstellungsvermögen, ebendas. 1789, St. 10.
Ueber die bisherigen Schicksale der Kant'schen Philosophie, ebendas. 1789.
Versuch einer neuen Theorie des menschlichen Vorstellungsvermögens. Prag u. Jena, bei Widtmann u. Mauke, 1789, 8.
Briefe über die Kant'sche Philosophie, 1ster Band. Leipzig, Göschen, 1790, 8.
Beiträge zur Berichtigung bisheriger Misverständnisse der Philosophen, 1ster Band, das Fundament der Elementarphilosophie betreffend. Jena, Mauke, 1790, 8.
Ueber den Geist unseres Zeitalters in Deutschland, im D. M. 1790, St. 3.
Vorschlag und Bitte an die streitenden Philosophen, ebendas. 1790, St. 10.
Ueber das Fundament des philosophischen Wissens, nebst einigen Erläuterungen über die Theorie des Vorstellungsvermögens. Jena, Mauke, 1791, 8.
Ueber den Begriff der Geschichte der Philosophie, in Fülleborn's Beiträgen zur Geschichte der Philosophie, 1791, St. 1.

Ehrenrettung der neuesten Philosophie, im D. M. 1791, St. 1.
Ueber die Grundwahrheit der Moralität und ihre Verhältnisse zur Grundwahrheit der Religion, ebendas. 1791, St. 3.
Ehrenrettung des Naturrechtes, ebendas. 1791, St. 4.
Wie und worüber läßt sich in der Philosophie Einverständniß der Selbstdenker hoffen? ebendas. 1791, St. 6.
Ehrenrettung des positiven Rechtes, ebendas. 1791, St. 9, 11.
Vorbereitung zu den künftigen Preisschriften über d. Cölibat, ebendas. 1791, St. 10.
Der Briefe über die Kant'sche Philosophie, zweiter Band. Leipzig, Göschen, 1792, 8.
Die drei Stände, ein Dialog, im D. M. 1792, St. 3.
Der Weltbürger, ein Dialog, ebendas. 1792, St. 4.
Beitrag zur genaueren Bestimmung der Grundbegriffe der Moral und des Naturrechtes, als Beilage zu dem Dialog „Der Weltbürger," ebendas. 1792, St. 6.
Ueber die deutschen Beurtheilungen der französischen Revolution, ein Sendschreiben an den Herausgeber des D. M., ebendas. 1793, St. 4.
Ueber den philosophischen Skepticismus, eine Abhandlung vorgedruckt der Uebersetzung der Hume'schen Untersuchung über den menschlichen Verstand von M. W. G. Tennemann. Jena, akadem. Buchhandl., 1793, 8.
Ueber den Unterschied zwischen dem unwillkürlichen aber durch Denkkraft modificirten Begehren und dem eigentlichen Wollen, oder zwischen dem sogenannten nichtsittlichen und sittlichen Wollen, in Schmid's und Snell's philos. Journal, 1793, Bd. 1, H. 3.
Zweiter Band der Beiträge zur Berichtigung bisheriger Misverständnisse der Philosophen, die Fundamente des philosophischen Wissens, der Metaphysik, Moral, moralischen Religion und Geschmackslehre betreffend. Jena, Mauke, 1794, 8.
Systematische Darstellung aller bisher möglichen Systeme der Metaphysik, im D. M. 1794, St. 1, 3.
An seine in Jena zurückgebliebenen Zuhörer, ebendas. 1794, St. 7.
Rede bei der Wiederherstellung des akadem. Ehrengerichts in Kiel, nach dem Auftrage und im Namen des akadem. Consistoriums gehalten, in den Schleswig-Holsteinschen Provinzialblättern, 1794, H. 6.

Zweite Auflage des Versuches einer neuen Theorie des Vorstellungsvermögens. 1795.

Ueber den Geist der wahren Religion, Vorrede zu der Sammlung einiger Predigten, welche bei besondern Veranlassungen gehalten worden von J. Susemihl. Kiel, 1795, 8.

Auswahl vermischter Schriften, erster Theil. Jena, Mauke, 1796, 8.

Versuch einer Beantwortung der von der Akademie der Wissenschaften zu Berlin aufgestellten Frage: „Welche Fortschritte hat die Metaphysik seit Leibnitz's und Wolf's Zeiten in Deutschland gemacht?" eine gekrönte Preisschrift, nebst Schwab's und Abicht's Beantwortungen herausgegeben von der königl. preußischen Akademie der Wissenschaften. Berlin, Maurer, 1796, 8.

Ueber den Einfluß des gesunden Verstandes auf die philosophirende Vernunft, Zugabe zu Ch. Hornemann's philosoph. Schriften, aus dem Dänischen übers. von Ch. R. Boje und Ch. F. Sander. Altona, Hammerich, 1796, 8.

Zweiter Theil der Auswahl vermischter Schriften. Jena, Mauke, 1797, 8.

Verhandlungen über die Grundbegriffe und Grundsätze der Moralität, aus dem Gesichtspunkte des gemeinen gesunden Verstandes, zum Behuf der Beurtheilung der sittlichen, rechtlichen, politischen und religiösen Angelegenheiten, erster Band. Lübeck, Bohn, 1798, 8.

Ueber die Paradoxien der neuesten Philosophie. Hamb., Perthes, 1799, 8.

Sendschreiben an Lavater und Fichte über den Glauben an Gott. Ebendas. 1799, 8.

Beiträge zur leichteren Uebersicht des Zustandes der Philosophie, bei dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts. Sechs Hefte. Hamburg, Perthes, 1801 — 1803, 8.

Bardili's und Reinhold's Briefwechsel über das Wesen der Philosophie und das Unwesen der Speculation. München, Lentner, 1804, 8.

Anleitung zur Kenntniß und Beurtheilung der Philosophie in ihren sämmtlichen Lehrgebäuden, ein Lehrbuch für Vorlesungen und Handbuch für eigene Studien. Wien, Degen, 1805, 8.

Versuch einer Auflösung der von der berliner Akademie der Wissenschaften für 1805 aufgestellten Aufgabe: „Die Natur der Analysis und der analytischen Methode in der Philosophie genau anzugeben." München, Lindauer, 1805. 8.

Versuch einer Kritik der Logik aus dem Gesichtspunkte der Sprache. Kiel, Akadem. Buchhandl., 1806, 8.

Die Anfangsgründe der Erkenntniß der Wahrheit in einer Fibel für noch unbefriedigte Forscher nach dieser Erkenntniß. Kiel, ebendas. 1808, 8.

Rüge einer merkwürdigen Sprachverwirrung unter den Weltweisen. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir, 1809, 8.

Grundlegung einer Synonymik für den allgemeinen Sprachgebrauch in den philosophischen Wissenschaften. Kiel, Schmidt, 1812, 8.

Das menschliche Erkenntnißvermögen, aus dem Gesichtspunkte des durch die Wortsprache vermittelten Zusammenhanges zwischen der Sinnlichkeit und dem Denkvermögen untersucht und beschrieben. Kiel, Akadem. Buchhandl., 1816, 8.

Ueber den Begriff und die Erkenntniß der Wahrheit, Lehrern der Logik und Metaphysik mit der Bitte um belehrende Prüfung, und Zuhörern als Grundlage für mündliche Erörterungen mitgetheilt. Kiel, 1817, 8. (Nicht im Buchhandel.)

Die alte Frage: Was ist die Wahrheit? bei den erneuten Streitigkeiten über die göttliche Offenbarung und die menschliche Vernunft in nähere Erwägung gezogen. Altona, Hammerich, 1820, 8.

Friedrich Justin Bertuch.

Von

Heinrich Döring.

Friedrich Justin Bertuch *)

ist der Name eines um Kunst und Literatur so vielfach verdienten Mannes, daß die nachfolgende einfache Skizze seines Lebens und Wirkens um so weniger überflüssig genannt werden darf, da sie, unsers Wissens, die erste ist, die auf einige Ausführlichkeit Ansprüche machen kann.

Friedrich Justin Bertuch wurde den 30. September 1747 zu Weimar geboren. Kaum vier Jahr alt, verlor er seinen Vater, einen dortigen Arzt, durch einen Blutsturz. Seine Mutter, eine Tochter des Conrectors Schrön zu Weimar, verheirathete sich wiederum mit einem Prediger zu Cospeda bei Jena. Dort verlebte Bertuch seine erste Jugend, als ein fröhlicher Knabe von lebhaftem Geist. Aber auch seinen Stiefvater, dessen er in spätern Jahren stets mit Liebe gedachte, verlor er, als er noch nicht eilf Jahre alt war. Der kurz darauf erfolgte Tod seiner Mutter führte ihn wieder nach Weimar, in das Haus seines Oheims, des Raths Schrön. Auf der dortigen Schule, die er um diese Zeit besuchte, soll er sich durch Fleiß und Beharrlichkeit, so wie durch körperliche Gewandtheit, vorzüglich im Fechten, ausgezeichnet haben.

Im J. 1765 begab er sich nach Jena, dort dem Studium der Theologie sich widmend, das er indeß bald mit der Rechtswissenschaft vertauschte. Was ihn dazu

*) Die hier folgenden zuverlässigen Nachrichten von Bertuch's Leben verdanke ich großentheils der Güte eines Freundes in Weimar, der jedoch nicht genannt zu seyn wünscht. D.

bewog, ist nicht völlig erwiesen. Wahrscheinlich war es die Liebe zu der Schwester seines Universitätsfreundes Slevogt aus Waldeck, die er auf einer Reise während der Ferien kennen gelernt hatte, und bald als Gattin heimzuführen wünschte, wozu sich ihm als Theolog damals wenig Aussicht zeigte. Mit entschiedener Vorliebe, ja mit Leidenschaft pflegte er in Erholungsstunden sich mit der Naturgeschichte zu beschäftigen, und damals schon sammelte er Pflanzen, Mineralien u. s. w., was für seine spätern wissenschaftlichen Bestrebungen von keinem geringen Einfluß gewesen ist.

Ein glücklicher Zufall brachte ihn um diese Zeit mit der ältern und neuern Poesie zugleich in Berührung. Es war die Bekanntschaft des vielseitig gebildeten Freiherrn Bachof von Echt, der als dänischer Geheimerrath und Gesandter sich früherhin in Madrid aufgehalten, und zu der Zeit, wo Bertuch ihn kennen lernte, von Geschäften befreit, auf seinem Gute Romschütz bei Altenburg lebte. Die Bahn eines praktischen Juristen verlassend, übernahm Bertuch im J. 1765 die Erziehung der beiden Söhne des genannten Freiherrn *). Dieser besaß bei einer entschiedenen Vorliebe für Literatur, eine treffliche Sammlung der spanischen Classiker. Er suchte auch Bertuch an diesen Studien Geschmack einzuflößen und fand einen gelehrigen Schüler, als er ihm, während eines Gichtanfalls, Unterricht im Spanischen ertheilte.

Der Eifer und die Beharrlichkeit, womit Bertuch

---

*) Ludwig Heinrich Bachof von Echt war den 16. März 1725 zu Gotha geboren, wo sein Vater kaiserl. Reichshofrath und herzogl. sächs. Geh. Rath und Kanzler war. Er studirte in den J. 1742 — 45 in Leipzig, und wurde dänischer Geh. Rath und Gesandter in Madrid, Regensburg und Dresden. Er begab sich hierauf auf seine Güter bei Altenburg, Anfangs zu Romschütz, späterhin zu Dobitschen lebend, wo er im J. 1792 starb. Er hat sich durch mehre gelungene Gedichte, vorzüglich durch seinen Versuch in geistlichen Liedern (Altenburg, 1771) ausgezeichnet. Mehre derselben sind in die gangbaren Gesangbücher aufgenommen worden. Vergl. über ihn Heerwegen's „Literaturgeschichte der evangelischen Kirchenlieder,“ Th. 1, S. 237 fg.; Koch's „Compendium der Lit.-Geschichte,“ Bd. 2, S. 41; Richter's „Allgem. biograph. Lexikon geistl. Liederdichter,“ S. 14; Pierer's „Encyklopädisches Wörterbuch,“ Bd. 2, S. 540.

sich darin zu vervollkommnen suchte, hatte keine Grenzen. Oft bis spät in die Nacht las und übersetzte er Spanisch, und jede Erholungsstunde war diesen Bestrebungen gewidmet. Daß er dabei Freiheit und Liebenswürdigkeit im Umgange behielt, dankte er offenbar seinen heitern und geistreichen Umgebungen. Was sein Geist empfing, wußte er auf eine so feine und doch von allem Eigendünkel befreite Weise im Gespräch anzubringen, daß er als ein junger Mann gelten konnte, der sich ziemlich weit in der Welt versucht und umgesehen.

Wenn man erwägt, daß die spanische Literatur damals in Deutschland noch wenig bekannt war, so läßt sich Bertuch's Begeisterung denken, als er, mit reger Wißbegier ausgestattet, auf einmal dastand an den reichen Quellen, aus denen die Dramatiker Frankreichs und selbst Englands zum Theil ihren Ruhm schöpften. Er hatte jetzt schon das Spanische in einem Grade getrieben, daß ihm eine Uebersetzung nicht schwer fallen konnte, als er durch eine Augenkrankheit genöthigt ward, seine nützlichen Studien einzustellen. Einer seiner Freunde erinnert sich noch Bertuch's scherzhafter Aeußerung in spätern Jahren, da das Gespräch sich auf jene Zeit lenkte: daß Don Quixote ihm sein rechtes Auge gekostet habe. Dies war kein bloßer Scherz, denn jenes Auge blieb in der That blödsichtig bis zu seinem Tode.

In diese Zeit fallen auch seine ersten poetischen Versuche. Den „Copien für meine Freunde" (Altenburg, 1770), die nur zum Theil von ihm herrühren, folgte im J. 1771 „Heinrich und Emma," eine Nachbildung von Prior's nußbraunem Mädchen, und „Der Schauspieler, ein dogmatisches Werk für das Theater, aus dem Französischen des Herrn de St. Albine" bearbeitet (1772). Noch in demselben Jahre gab er „Das Märchen von Bilboquet" und „Wiegenliederchen" heraus, und man muß sich wundern, daß alle diese Studien, glaubwürdigen Berichten zufolge, seinem Amte als Erzieher durchaus keinen Eintrag thaten.

Im J. 1773 hatte er dies Amt aufgegeben, und war wiederum nach Weimar zurückgekehrt, wo damals der Geist für Literatur und Kunst sich auf die entschiedenste und vielversprechendste Weise zu regen anfing. Durch Wieland, den er indeß kennen gelernt, ermuntert, gab er „Die Geschichte des berühmten Predigerbundes

Gerundio von Campazas" *) (Leipzig, 1773, 2 Bde.) heraus, zu der er schon in Romschütz, durch einen Kammerdiener des Freiherrn unterstützt, der mit den spanischen Sitten und Klöstern genau bekannt war, bedeutende Vorarbeiten gemacht hatte. Eine neue Ausgabe dieses dem Titel zufolge aus dem Englischen übersetzten Romans erschien zu Leipzig 1777.

Auch zur Bearbeitung des Don Quixote **) ward Bertuch durch Wieland angeregt. Der damalige Bibliothekar Schmidt in Weimar bot hülfreich die Hand zu diesem Unternehmen. Ihm verdankte Bertuch die Benutzung der französischen, und der beinah unlesbaren, fast gänzlich vergessenen deutschen Uebersetzung vom J. 1734. Wielands Don Silvio von Rosalva diente ihm bei seiner Arbeit als Muster; er schnitt weg, was er mit dem Genius der deutschen Sprache unverträglich glaubte, und das Ganze zusammendrängend, ließ er den Roman des Cervantes mit der Fortsetzung des Avellaneda zu Weimar 1775—76 unter dem Titel: „Leben und Thaten des weisen Junkers Don Quixote von Mancha" in 6 Bdn. erscheinen. ***)

Bertuch wohnte damals, als er sich mit dieser Uebersetzung beschäftigte, in einem Eckhause an dem Jakobsthore, in dessen Erdgeschoß ein Trödelkram war. Hier belauschte er die Käufer, die sich vorzüglich an Markttagen zahlreich einzustellen pflegten, und notirte sich manche sprichwörtliche Redensart, die er da brauchen konnte, wo es galt, die spanischen Proverbien des Sancho Pansa

---

*) Ein Roman des spanischen Jesuiten Juan Isla, geb. 1714 zu Segovia, gest. zu Bologna 1783. Dies Werk, das unter dem Titel: „Vida de Fray Gerundio di Campazas," zu Madrid 1758 in 3 Bänden erschien, ist eine Satyre auf die schlechten Kanzelredner der damaligen Zeit.

**) *Miguel de Cervantes Saavedra*, Vida y Hechos de lingenioso Hidalgo Don Quixote de la Mancha. 4 Vol. vergl. Bouterwek's „Gesch. der Poesie und Beredsamkeit," Bd. 3, S. 335 fg.

***) Spätere Uebersetzungen lieferten bekanntlich Tieck, Berlin, 1799 fg., 4 Bde; Soltau, Königsberg, 1800, 6 Bde, neue Aufl., 4 Bde., Leipzig, 1824; Förster, Quedlinburg, 1824, 6 Bde.; Hier. Müller, Zwickau, 1824. 8 Bde.

durch ähnliche deutsche wiederzugeben, was ihm in der That in ungemeinem Grade gelungen ist.

Schon im J. 1777 ward eine neue Ausgabe des Don Quixote nöthig, so ungetheilt und allgemein war der Beifall, den diese für die damalige Zeit unstreitig sehr gelungene Uebersetzung einärntete. Sie beförderte die Theilnahme der Deutschen an der spanischen Literatur, die seitdem durch geistreiche Uebersetzer der spätern Zeit in nicht geringem Grade zugenommen hat.

Einige Jahre früher hatte Bertuch einige dramatische Werke für die deutsche Bühne bearbeitet. Dahin gehört das Trauerspiel „Ines de Castro," nach dem Französischen des De la Motte (Leipzig, 1773); die komische Oper „Das große Loos" (Weimar, 1774), welche der damalige Capellmeister Wolff componirte, und das Trauerspiel „Elfriede," nach Mason bearbeitet (Weimar, 1775). Das letztere wurde den 4. September 1773, nebst der Wahl des Herkules von Wieland, zum erstenmale aufgeführt *) und hat sich seitdem auf dem Repertoire mehrer Bühnen, namentlich zu Darmstadt, Prag und Danzig erhalten. In der letztgenannten Stadt hat Verfasser dieses noch vor dreizehn Jahren einer Aufführung der Elfride beigewohnt.

Diese dramatischen Arbeiten wurden größtentheils durch Bertuch's Bekanntschaft mit dem bekannten Schauspieldirector Seiler veranlaßt, der damals nach Weimar gekommen war. Beiläufig ließ sich Bertuch von Seiler, der früher Kaufmann gewesen war, in dem Buchhaltergeschäft unterrichten, was späterhin bei so manchen Unternehmungen für ihn von unschätzbarem Nutzen war. Durch den unglücklichen Brand des Schloßtheaters zu Weimar wurde diese Bekanntschaft wieder getrennt. Seiler begab sich mit seiner Gesellschaft von Weimar nach Gotha, und Bertuch's Thätigkeit erhielt dadurch eine andere Richtung, wiewol seine dramatischen Arbeiten damals auf der Bühne Glück zu machen schienen.

Wieland's Deutscher Merkur hatte im Jahre 1773 begonnen, und Bertuch nahm daran Theil als thätiger Mitarbeiter. Er lieferte eine Uebersetzung der Lieder des

---

*) S. Wieland's auserwählte Briefe, Zürich. 1815, Bd. 3, S. 160.

Villegas *), sowie mehre Gedichte und andere Beiträge, mit der Chiffre B — ch bezeichnet. Vorzüglich trat er aber durch sein Melodram „Polyxena," das er im October 1774 in den Merkur einrückte, mit Wieland in die Schranken, dessen Singspiele sich damals vieler Gunst zu erfreuen hatten. Bertuch trat bald als Gehülfe dem Herausgeber des Merkurs zur Seite, und nahm ihm den blos mercantilischen Theil der Unternehmung ab, für den Wieland's Dichternatur wenig geeignet war. Bertuch hatte dabei unstreitig das Verdienst, daß er Wieland's Reizbarkeit, die ihn zu mancher bittern Anmerkung hinriß, zu mildern, ja nicht selten zu unterdrücken wußte. Die erwähnte Zeitschrift konnte dadurch nur gewinnen, aber sie war auch Bertuch, zum Theil in dieser Hinsicht, so lieb geworden, daß er den Verlag derselben auch da nicht aufgeben wollte, als der Absatz sich bedeutend verringerte, und Wieland nur noch seinen Namen dazu hergab, während Böttiger die Redaction übernommen hatte.

Bertuch's schriftstellerische Thätigkeit wurde einigermaßen beschränkt, als er im J. 1775 von dem jetzigen Großherzoge von Weimar zum geheimen Secretair ernannt ward. Mit diesem Amte war auch die Aufsicht über den jetzt durch die trefflichen Anlagen verschönerten Park zu Weimar verbunden, der sich damals noch in einem höchst unvollkommenen Zustande befand. Auf diese Weise ward die in ihm schlummernde Neigung zur Naturgeschichte und Cultur der Bäume und Pflanzen genährt. Er hatte nämlich im Sommer 1775 ein kleines Gartenhaus in der Vorstadt bezogen, und dort einen sumpfigen Teichplatz zu einem der schönsten Privatgärten umgeschaffen, deren sich die Residenz Weimar zu rühmen hat. Diese Anlage gab ihm Veranlassung zu manchen Versuchen, die er späterhin in seinem Gartenmagazin, seiner Pomologischen Zeitschrift (in Verbindung mit Sickler), in seinem pomologischen Cabinette von Wachsfrüchten, und in seinen Heften über die bekannten Arten von Rosen bekannt machte. Die Baumschule, welche er bereits in hohem Alter auf einer vor der Stadt gelegenen Anhöhe pflanzte, war ein sehr verdienstliches Unternehmen gemeinnütziger Art, da die Zöglinge des

---

*) S. den Deutschen Merkur, Februar 1774, S. 237 fg.

Schullehrerseminars dort in der Baumzucht unterwiesen und dadurch fähig gemacht werden, dieselbe späterhin auf dem Lande möglichst zu verbreiten.

Seit seiner akademischen Laufbahn hatte er mehrmals seinen früher erwähnten Freund Slevogt in Waldeck besucht, dessen Schwester er liebte. Offenbar verlebte er dort sehr glückliche Stunden. Wenigstens fand ein Freund Bertuch's, den nach einer langen Reihe von Jahren eine Reise in die Gegend von Waldeck führte, in der Nähe der dortigen Försterwohnung noch Spuren eines schönen Ganges von Waldeck nach dem alten Kloster Thalbürgel, und Ueberreste von künstlichen Sitzen an Orten errichtet, von denen man die schönste Aussicht hatte. Nach dem Zeugniß eines alten Mannes, hatte Bertuch jene Sitze und Gänge für seine Geliebte und nachherige Gattin errichtet. Er hatte sie eben damals durch den Tod verloren, als jener Freund, nach Weimar zurückkehrend, ihm jene Jugenderinnerung zurückrief. Mit Wehmuth hörte er die Worte des Freundes, und äußerte dabei: er könne Gott nicht genug danken, daß er ihn die habe finden lassen, die sein Leben ihm erst zum Leben gemacht, ihn in Noth und Leid getröstet, und seinen leicht beweglichen, unruhigen Geist in gemäßigten Schranken gehalten habe.

Schon im J. 1776 hatte er sich mit seiner Gattin vermählt, bei dem damals noch beschränkten Haushalt in der Stadt wohnend, und nur im Sommer das erwähnte Gartenhaus beziehend. Von dort aus gab er im J. 1778 wieder ein erfreuliches Zeichen, wie sehr ihm die Beförderung der Literatur am Herzen lag. Es war damals die höchst löbliche Idee in ihm rege geworden, das Andenken älterer deutscher Dichter zu erneuern, die mit Unrecht ganz aus den Augen des Publicums verschwunden waren. Der biedere Sänger Hans Sachs sollte zuerst dem unwürdigen Dunkel der Vergessenheit entzogen werden. Mangel an Theilnahme zerschlug dies Unternehmen, das er, nach der mitgetheilten „Probe einer neuen Ausgabe von Hans Sachsens Werken" (Weimar, 1778, gr. 4.) wieder aufgeben mußte. Halb unwillig wandte er seinen Blick nach dem Süden zurück und gab, in Verbindung mit Zanthier und v. Seckendorf, in den Jahren 1780—82 das „Magazin der spanischen und portugiesischen Literatur" heraus. Das im J. 1782 er-

schienene „Theater der Spanier und Portugiesen" rührt von Bertuch allein her.

Bald darauf im J. 1784 entwarf er den Plan zur Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung. Wieland und der jetzige Geh. Hofrath Schütz zu Halle, damals Professor in Jena, unterstützten das neue Blatt mit vereinten Kräften. Als Wieland, durch eine kritische Fehde entrüstet, seine Theilnahme zurückzog, trat Hufeland und späterhin Ersch an seine Stelle. Bertuch aber widmete dem neuen Institut, das sich bald emporhob, den unermüdlichsten Eifer bis zum J. 1805, wo den damaligen Herausgebern Schütz und Ersch, die nach Halle berufen wurden, die Allgemeine Literaturzeitung nachfolgte. Göthe und der verstorbene Geh. Rath von Voigt ließen es sich sehr angelegen seyn, eine neue kritische Zeitschrift zu errichten, der andere zu Wien, Leipzig, München u. s. w. nachfolgten, sodaß Bertuch wol der Vater aller deutschen Literaturzeitungen, wie ihn Böttiger irgendwo nennt, heißen kann.

Seiner rastlosen Thätigkeit als Staatsdiener, vorzüglich in den Unterhandlungen in Betreff des damals zu errichtenden Fürstenbundes, hatte Bertuch den Titel eines Raths zu danken gehabt. Im J. 1785 ward er zum Legationsrath ernannt.

Schon drei Jahre früher hatte er den Bau eines Hauses dicht an seinem Garten begonnen. Die Vergrößerung seiner Familie durch einen Sohn und eine Tochter hatte ihn hauptsächlich zu diesem Bau bewogen, der in heitern Formen emporsteigend, späterhin einen solchen Umfang gewann, daß er, außer Bertuch's Familie, eine Menge von Personen, die ihm in seinen Unternehmungen förderlich waren, bequem aufnehmen konnte. Auch der Verfasser dieses Aufsatzes, der, 1817 durch Ludwig Wieland zur Theilnahme am Oppositionsblatt aufgefodert, fast ein Jahr lang in Bertuch's Hause wohnte, erinnert sich mit Vergnügen der anmuthigen und zweckmäßigen Einrichtung, sowie der unermüdeten Thätigkeit, welche Bertuch bei einem bereits weit vorgerückten Alter beseelte; aber auch sein treuherziger, biederer Charakter muß Jedem, der ihn näher kannte, unvergeßlich bleiben.

In diese Zeit fällt ein Unternehmen Bertuch's, dessen Idee durch den beträchtlichen Absatz und die große Verbreitung der Jenaischen Literaturzeitung geweckt worden

war. Er wünschte eine Zeitschrift herauszugeben, die das für die Geschichte der Sitten werden sollte, was jenes kritische Blatt für die Literatur war. Sein „Journal des Luxus und der Moden" erschien (Weimar 1786 u. f. J.); und wenn es gleich etwas ganz Anderes ward, als es sich in der Idee dargestellt hatte, nämlich ein Verbreiter der Moden, so bot es doch einer nicht geringen Zahl von Menschen einen anständigen Unterhalt dar. Zeichner, Kupferstecher waren nöthig, sowie Personen, welche die darin enthaltenen Bilder illuminirten. Bei einem mäßigen Preise war es bald überall verbreitet und eine willkommene Erscheinung auf den Putztischen von Frauen und Mädchen, die von jeher allem Neuen und Aeußerlichen willig zu huldigen pflegen. Aber die Schwierigkeiten, welche Bertuch zu überwinden hatte, waren so groß, daß sie die Verbindung mit Kraus nöthig machten, der, ein alter Bekannter Bertuch's und Begleiter auf seinen Streifzügen nach Waldeck, damals durch Göthe nach Weimar gezogen ward, um den Grund zu der nachmaligen Kunstschule zu legen, aus der sich späterhin die jetzige Zeichenakademie unter Meyer's Leitung bildete. Diese freundschaftliche Verbindung dauerte bis zum J. 1806, wo Kraus, bei der damaligen Plünderung der Franzosen, heimathlos ward. Bertuch's Bereitwilligkeit, seine Wohnung mit ihm zu theilen, kam zu spät, da erlittene Mishandlungen bald den Tod seines Freundes herbeiführten.

Eine neue Idee ward um diese Zeit in Bertuch rege. Mit Batsch in Jena, dem zu früh verstorbenen geistreichen Professor der Naturgeschichte, war er Willens, ein Werk von bedeutendem Umfange erscheinen zu lassen, unter dem Titel: „Tafeln der allgemeinen Naturgeschichte aller drei Reiche." Allein Mangel an Theilnahme nöthigte Bertuch, es bei den Probeblättern bewenden zu lassen. Aber er gab seine Idee nicht völlig auf, und realisirte sie nur auf eine andere Weise in seinem „Bilderbuch für Kinder" *), das, nach und nach durch eine

*) Der vollständige Titel dieses Werks ist: „Bilderbuch für Kinder, enthaltend eine angenehme Sammlung von Thieren, Pflanzen, Blumen, Früchten, Insekten, Trachten und allerhand andern unterrichtenden Gegenständen aus dem Reiche der Natur,

sorgfältigere Wahl der Gegenstände gehoben, den Sinn für Naturgeschichte in nicht geringem Grade geweckt und verbreitet, und noch diesen Augenblick sich einer lebhaften Theilnahme des Publicums zu erfreuen hat.

Durch Unternehmungen dieser Art wurde die Thätigkeit derer, die dabei behülflich waren, ungemein erweitert. Schon früher hatte Bertuch's Gattin jungen Mädchen Unterricht ertheilt in Verfertigung künstlicher Blumen. Alles dies vereinigte sich, um in Bertuch den Wunsch rege werden zu lassen, daß es einen Ort geben möchte, wo die durch ihn herbeigeführte Industrie einen hinlänglichen Absatz fände. Auf diese Weise trat ein schon früher von ihm begründetes industriöses Institut in's Leben, und ward der Stamm einer im J. 1791 unter der Firma Industrie-Comptoir von ihm errichteten Kunst- und Verlagshandlung, welche sich bald zu einem der achtbarsten literarischen Institute Deutschlands erhob.

Der Lieblingsbeschäftigung Bertuch's mit der spanischen Literatur hatte die erwähnte vielseitige Thätigkeit damals keinen Eintrag gethan. „Die literarischen Fabeln des Don Thomas de Yriarte" erschienen in einer Uebersetzung zu Leipzig 1788, nachdem Bertuch mehrere derselben im Deutschen Merkur mitgetheilt hatte. Auch durch das „Manual de la langua Española, oder Handbuch der spanischen Sprache" (Leipzig, 1790), welches eine Sammlung von Uebungsstücken aus den vorzüglichsten Dichtern und Prosaisten Spaniens enthält, suchte Bertuch das Studium jener Sprache zu empfehlen.

Die vielfachen Klagen, welche damals über den Mangel einer Vereinigung von Künstlern im Kupferstechen laut wurden, hatte Bertuch nicht überhört und war schnell entschlossen thätig für diesen Zweck zu wirken. Der Fürst von Dessau und der treffliche Kenner v. Erdmannsdorf interessirten sich dafür, und die chalkographische Gesellschaft, zu welcher Bertuch den Plan entworfen hatte, trat im J. 1797 in's Leben. Ihre Dauer bis zum J.

---

der Künste und Wissenschaften; alle nach den besten Originalen gewählt und gestochen, und mit einer kurzen wissenschaftlichen und den Verstandeskräften angemessenen Erklärung begleitet." Weimar und Gotha, 1790 u. fg. J., gr. 4.

1800 war freilich kurz, woran theils v. Erdmannsdorf's Tod, theils Bertuch's Entfernung von Dessau schuld war; allein Deutschland hat doch in diesen drei Jahren so manche Arbeiten aufzuweisen gehabt, welche der Kunstfreund mit Vergnügen betrachtet.

Diese nach allen Richtungen hin verbreitete Wirksamkeit war ein Hauptzug in Bertuch's Charakter. Ueberall, wo es Förderung der Wissenschaft und Kunst im weitesten Sinne des Worts galt, zeigte er sich thätig, die Ideen Anderer nicht minder lebhaft als seine eignen ergreifend. Als Beleg dienen die von ihm unternommenen Zeitschriften für Forstwesen, Geographie, Ethnographie, Linguistik, Himmelskunde u. s. w. Zum Ruhm gereicht es ihm dabei, daß er Stärke in sich fühlte, Unternehmungen, von deren Nützlichkeit er überzeugt war, selbst mit Schaden und der größten Aufopferung von seiner Seite fortzusetzen.

Schon längst war es ihm indeß fühlbar geworden, daß die Erfüllung seiner Pflichten als Staatsdiener sich mit seiner literarischen Thätigkeit nicht füglich vereinigen ließ, um so weniger, da die letztere sich mit jedem Jahr vermehrt hatte. Sehr erwünscht mußte es ihm daher kommen, daß er von dem jetzigen Großherzog von Weimar seine Entlassung erhielt. Im J. 1804 ward sein einziger Sohn Karl der Gehülfe in den mannichfachen Geschäften des Comptoirs, das bei dem sich vergrößernden Umfange seit dem J. 1802 die Firma eines Landes-Industriecomptoirs führte.

Karl Bertuch, der sich im J. 1807 verheirathet und dem Vater späterhin zwei Enkel gegeben hatte, zeigte viel Bereitwilligkeit, die immer schwerer werdende Last der Geschäfte mittragen zu helfen. Er übernahm die Redaction einiger Zeitschriften, da Bertuch damals von der Idee, ein Geographisches Institut zu begründen, mit jugendlicher Lebhaftigkeit ergriffen war.

Der Baron von Zach, ein geborner Ungar, der damals durch Herzog Ernst den Zweiten von Gotha als Director der Sternwarte nach Seeberg berufen worden war, schien Bertuch, der seine persönliche Bekanntschaft gemacht hatte, zur Ausführung der vorhin erwähnten Idee sehr nützlich werden zu können. Ein freundschaftliches Verhältniß war bald angeknüpft, und durch achtungswerthe Gehülfen, wie Gaspari, Güßefeld, Streit,

Weiland, Ehrmann, Hassel, Uckert u. A. unterstützt, war Bertuch im Stande, geographische Compendien und vorzüglich Landkartensammlungen zu liefern, von denen jene durch Vollständigkeit und geistreiche Bearbeitung, diese durch Feinheit und Sauberkeit sich in so ungemeinem Grade auszeichneten, daß sie frühere und gleichzeitige Unternehmungen ähnlicher Art zu Nürnberg, Augsburg und Leipzig durchaus verdunkelten. Ausgezeichnet zu werden verdient vorzüglich die große topographisch-militairische Karte von Deutschland in 220 Blättern, und die Erweiterungen derselben nach Westen (die Niederlande, das östliche Frankreich, die Schweiz), sowie eine Karte von Preußen und Polen in 85 Blättern, der Gaspari'sche Hand- und Schulatlas, und mehre höchst wichtige Werke für Geographie, Völker- und Länderkunde, auf die wir späterhin zurückkommen werden.

Aber es bedurfte auch Unternehmungen dieser Art, um Bertuch vom pecuniairen Untergange zu retten, zu einer Zeit, wo durch Napoleons Herrschaft der deutsche Buchhandel fast ganz daniederlag. Durch den lebhaften Absatz, den jene Werke fanden, unterstützt, konnte er damals, wo jeder Verkehr abgeschnitten war, eine wöchentliche Ausgabe von 400 Rthlr. blos für die in seinen Diensten stehenden Personen bestreiten.

Die Idee zu den „Geographischen Ephemeriden" war von Bertuch ausgegangen, wenn gleich der früher erwähnte Baron von Zach die Ausführung übernahm. Ein günstiges Vorurtheil für die Karten wußte Bertuch dadurch zu erwecken, daß die Worte: revidirt auf der Sternwarte Seeberg, stets darauf bemerkt wurden, wiewol dies ihn von neuen Revisionen nicht abhielt. Die Trennung Bertuch's und des Barons von Zach im J. 1800 geschah größtentheils auf Veranlassung des Herzogs von Gotha, der eine ähnliche Unternehmung in Gotha selbst beabsichtigte *). Weniger die Trennung selbst, als die Art und Weise, wie sie hinter Bertuch's Rücken geschah, kränkte diesen auf's empfindlichste, und er pflegte sich gegen Freunde darüber nie anders als mit dem tiefsten

*) Dies war v. Zach's „Monatliche Correspondenz der Erd- und Himmelskunde," die aber bald, aus Mangel an Theilnahme des Publicums, aufgegeben werden mußte.

Unmuth zu äußern. Bertuch hatte sich jetzt mit dem Hofrath Reichard in Lobenstein zur Herausgabe der Geographischen Ephemeriden verbunden, die er auch da noch fortsetzte, als jener bereits davon zurückgetreten war.

Gewissermaßen verwandt mit der erwähnten Zeitschrift war die „Länder- und Völkerkunde," welche Bertuch, in Verbindung mit Gaspari, herausgab, und das Journal „London und Paris;" eine rein politische Tendenz hatten die „Nemesis" und das „Weimarische Oppositionsblatt," das der gegebenen Preßfreiheit seine Entstehung verdankte und in der Aufhebung derselben seinen Untergang fand. Wiewol die beiden letztgenannten Zeitschriften ihre eigenen Herausgeber hatten, die erste den Geheimen Hofrath Luden, die letztere den leider zu früh verstorbenen Dr. Ludwig Wieland, so standen sie doch in gewisser Rücksicht unter Bertuch's Einflusse. Diese Zeitschriften in ihrem ganzen Umfang zu würdigen, liegt außer dem Plan und Zweck dieser Darstellung, und muß demjenigen überlassen bleiben, der eine vollständige Biographie Bertuch's zu liefern gedenkt, zu der die hier gegebene Skizze vielleicht als Vorarbeit dienen kann.

In Bertuch's thätiger Theilnahme an der Akademie der nützlichen Wissenschaften zu Erfurt, deren Director er im J. 1816 ward, glauben wir eine neue Bestätigung zu finden, wie lebhaft er jede Idee, für die er sich begeistert, ergriff und ausführte. Keine Mühe noch Kosten wurden in solchen Fällen gespart, und das Unternehmen war öfters schon in's Leben getreten, während Andere noch die Möglichkeit der Ausführung bezweifelten.

Auch in solchen Fällen, wo es nicht glückte, war er stets bereit, die größten Opfer für sich und seine Freunde zu bringen. Wenigstens gönnten ihm seine Verhältnisse öfters, einem liebenswürdigen Zuge seines Herzens Genüge zu thun. Er empfand nämlich stets die innigste Freude, wenn er Menschen in für sie geeignete Wirkungskreise bringen konnte. Seine Sorgfalt für Personen, die in seinen Diensten oder auch nur in irgend einer Verbindung mit ihm standen, erstreckte sich nicht selten bis in die größten Einzelheiten. Er war ihnen förderlich in ihrer häuslichen Einrichtung und sorgte für sie, als wären sie die Seinigen, mit liebenswürdiger Aengstlichkeit auch um ihre kleinsten Angelegenheiten sich bekümmernd. Er erwarb sich dadurch, mit wenigen Ausnahmen, Ansprüche

auf Erkenntlichkeit, und zartfühlende gemüthliche Charaktere fühlten sich angespornt zu verdoppeltem Eifer in den ihnen übertragenen Geschäften.

Schon im J. 1776 war Bertuch in den Freimaurerorden getreten und hatte sich auch diesem Bunde auf mannichfache Weise förderlich und nützlich erwiesen, sowie durch seine Treue und Anhänglichkeit sich im Jahr 1808 den Grad eines Meisters vom Stuhl erworben.

Ueberall, wo es Wirksamkeit und gemeinnützige Thätigkeit galt, war Bertuch in seinem eigentlichen Elemente. Darum hatte er auch den Ruf zum Stadtältesten von Weimar nicht zurückgewiesen, als die Wahl der Bürger bei diesem für das allgemeine Beste wichtigen Amte einstimmig auf ihn fiel. Wenn er daher einer der ersten war, dem die Auszeichnung des Falkenordens zu Theil ward, so war dies, in Bezug auf die Statuten dieses Ordens, nur gerechte Anerkennung der großen Verdienste, die er sich um den weimarischen Staat erworben hatte.

Von einer schönen Seite zeigte sich sein Charakter in der rüstigen Bekämpfung des Nachdrucks, in Verbindung mit Cotta in Tübingen, der, wenn auch in mancher andern Beziehung, doch wenigstens an Unternehmungsgeist Bertuch nicht nachstand.

Schon vor mehren Jahren hatte der letztere einen satyrischen Vorschlag zu einer allgemeinen Nachdruckerbibliothek im Deutschen Merkur abdrucken lassen, der aber wenig beachtet, ja vielleicht von denen, die er treffen sollte, nicht einmal verstanden ward. Bei Deutschlands Wiedergeburt glaubte Bertuch, durch den Beistand der Mächtigen unterstützt, zum Schutze des edelsten Eigenthums der Geister nicht ohne Erfolg zu kämpfen. Täuschte er sich hierin, so war wenigstens sein Muth und die freudige Hoffnung achtungswerth, die ihn in diesem mißlichen Kampfe aufrecht erhielt.

Aber tief gebeugt ward er durch einige Schicksalsschläge, die ihn in dem Raum seines langen thätigen Lebens trafen. Seine Gattin, eine, glaubwürdigen Zeugnissen zufolge, durch Geist und Herz gleich ausgezeichnete Frau, starb im J. 1810, und dieser für ihn unersetzliche Verlust konnte nur dadurch einigermaßen gemildert werden, daß ihre Schwester, bereits länger ein Mitglied der Familie, sich des Haushalts nach besten Kräften annahm. Aber auch sie entschlummerte im J. 1821, und fand ihr

Grab an der Seite ihrer vorangegangenen Schwester. Noch schmerzlicher hatte Bertuch der unerwartete Tod seines einzigen Sohnes im J. 1815 berührt. Glücklich als Gatte und Vater, allgemein geliebt und geschätzt von seinen Freunden, war er dahingeschieden, und die Last der Geschäfte, die er bereitwillig getheilt, fiel nun Bertuch wieder allein zu. Aber er blickte in dieser kummervollen Lage vertrauend zum Himmel empor, und schien durch die Idee getröstet, daß seine Vereinigung mit den Dahingeschiedenen nicht fern sey. An das offene Grab hintretend, worin die Hülle seines Sohns versenkt ward, sprach er sich selbst jenen Trost laut zu, nicht ohne Rührung von Seiten der Anwesenden. Dann aber suchte er, mit vieler Fassung, Vergessenheit seines Kummers im Drang der Geschäfte, die jetzt seine verdoppelte Thätigkeit in Anspruch nahmen. Doch die Vorsicht hatte bereits für ihn gesorgt und bot ihm unverhofft eine Stütze aus der Ferne.

Schon im J. 1801 hatte er seine einzige Tochter an den Dr. Froriep, damaligen Professor der Heilkunde zu Jena, verheirathet, der späterhin einen Ruf nach Halle, Berlin und Tübingen erhalten hatte. Er lebte hierauf als Leibarzt Friedrichs I. von Würtemberg, der ihn in den Adelstand erhoben, zu Stuttgart, und stand an der Spitze des Medicinalwesens im Königreiche Würtemberg. Aber er gab diese glückliche Stellung ohne Bedenken auf, als sein Schwiegervater den Wunsch geäußert, daß er ihm in seinen überhäuften Geschäften behülflich seyn möchte. Der Obermedicinalrath v. Froriep trat nun in die Dienste des Großherzogs von Sachsen-Weimar, und die unermüdliche Thätigkeit und Umsicht dieses vielseitig gebildeten Mannes war so groß, daß Bertuch, bei sehr vorgerücktem Alter, ihm die Leitung aller Geschäfte übergeben konnte, während er sich selbst nur die Redaction einiger Zeitschriften vorbehielt, an denen er ein lebhaftes Interesse nahm. Welch ein Verhältniß der Eintracht und Innigkeit zwischen Bertuch und Froriep herrschte, und welche Rücksichten der letztere dem in so vielfacher Hinsicht achtungswerthen Greise widmete, darüber gibt es unter denen, die Beide genau kannten, sicher nur eine Stimme. Auch der Verfasser dieses Aufsatzes kann davon aus eigner Erfahrung

ein Zeugniß ablegen, wenn es eines solchen überhaupt noch bedürfte.

Beruhigt über die Zukunft der Seinigen, lebte Bertuch ein sorgenloses, fröhliches Alter. Einen großen Theil seiner Erholungsstunden pflegte er in seinem Garten zuzubringen, der ihm so lieb geworden war, daß er sich auch im Grabe nicht davon trennen wollte. Unter freundlichen Bäumen und Blumen, die er selbst gepflanzt und gezogen, mitten unter den Büsten Wieland's, Herder's, Schiller's und Göthe's, hatte er sich, im Vorgefühl des bald herannahenden Todes, sein Grab da bereitet, wo seine Gattin und deren Schwester sowie sein Sohn schlummerten. Seine Ahnung hatte ihn nicht betrogen, und sanft nahte ihm der Tod den 3. April 1822 in einem Alter von 75 Jahren. Seine letzten Worte waren Aeußerungen des Danks gegen Gott, der sein Wirken gesegnet habe, und der Liebe gegen seine Kinder. Der geliebte Garten empfing, Bertuch's Verordnung gemäß, die Hülle des verehrten Greises.

Bei einem flüchtigen Ueberblick von Bertuch's Leben tritt uns zuerst sein glücklicher Kampf mit den beschränkten Verhältnissen entgegen, in denen er geboren war; aber auch seine unendliche Wißbegierde, vorzugsweise stets auf das Praktische gerichtet; sein schnelles Ergreifen eines jeden Plans, der ihm nützlich schien oder auch nur für die Zukunft nützlich zu werden versprach; seine seltene Gewandtheit in der Ausführung, und sein genaues Anschmiegen an die Veränderungen des Zeitgeschmacks.

Selten war Unternehmungsgeist und poetisches Talent so innig in einem Individuum vereint, als es bei Bertuch der Fall war. Seine eigentlichen literarischen Arbeiten fallen zwar in eine Zeit, die sich mit der unserigen nicht mehr messen kann, aber dies thut Bertuch's Genius durchaus keinen Eintrag. Wir wollen zwar nicht in Aberede seyn, daß er eigentlich mehr durch Aufregung Andrer, als durch eigene Productionen gewirkt hat; aber selten war Jemand geeigneter zum Auffinden irgend einer glücklichen Idee, zur Förderung so manches Wissenswerthen, zur geistreichen Compilation interessanter Gegenstände des In- und Auslandes.

Daß Bertuch, der bei seiner ausgebreiteten Thätigkeit in vielfache Berührung mit Andern kommen mußte, mitunter misverstanden ward, ließ sich kaum anders er-

warten. In einer treuen Charakterschilderung dürfen auch über den Verdiensten die Schwächen nicht ungeschildert bleiben, und so sey hier offen gestanden, daß Bertuch an jenen Irrungen nicht selten insofern Schuld war, als er bei der durch ihn erregten Thätigkeit Anderer auch einen Theil ihres Ruhms sich anzueignen pflegte, wodurch jene sich sehr natürlich beeinträchtigt fühlten: er ging dabei von der durchaus falschen Idee aus, daß er um den Erfolg eines literarischen Unternehmens, blos weil es durch seine Hände gegangen war, gleiche Verdienste mit dem dabei interessirten Schriftsteller habe. Dies gab zu manchen Kränkungen und Zwisten mit Gelehrten und Schriftstellern Anlaß. Von dieser Schwäche, zu der sich noch mitunter eine kleinliche Genauigkeit in pecuniairer Hinsicht gesellte, hat unter andern der treffliche Ludwig Wieland bei seiner Redaction des Oppositionsblattes in einem Grade zu leiden gehabt, der ihn bald nöthigte von der Herausgabe zurückzutreten und den bekannten „Volksfreund" auf eigene Rechnung herauszugeben. Der Verfasser dieses Aufsatzes glaubt das hier Gesagte dadurch hinlänglich verbürgen zu können, daß er es aus Wieland's eigenem Munde hörte.

Höchst ungern haben wir diese Schwächen berührt, die durch so manchen edlen Charakterzug verdunkelt wurden. Nur einen wollen wir hervorheben, weil er zugleich einen Beweis gibt, daß die allgemeine Trauer bei Bertuch's Tode nicht allein dem Gelehrten, sondern auch ganz vorzüglich dem Menschen galt. Dieser Zug war Bertuch's Wohlthätigkeit, sein rastloses Streben, den Armen seiner Vaterstadt eine Stütze zu werden. Aber ihm blühte auch der Lohn, daß er dies schöne Ziel in nicht geringem Grade erreichte.

Einige Worte an Bertuch's Grabe, im Namen der Loge Amalia zu Weimar am Morgen des 6. April 1822 gesprochen, und nur als Manuscript für Freunde gedruckt *), mögen den Beschluß dieser biographischen Skizze machen.

*) Diesen halben Quartbogen, den ich unter meinen Papieren fand, erhielt ich im J. 1822 aus dem Landes-Industrie-Comptoir zu Weimar durch einen meiner dortigen Freunde. D.

„Ein langes, thaten- und segenreiches Leben ist beschlossen, ein fester, kräftiger Wille, der nach allen Richtungen menschlicher Thätigkeit, von frühester Jugend herauf bis zum spätesten Alter, gemeinnützige Zwecke rastlos und glücklich verfolgte, hat für unsere Kreise zu wirken aufgehört.

Um den zärtlich liebevollen Familienvater weinen tief gebeugte Kinder und Enkel; um den warmen, redlichen Freund die Verbündeten seines Geistes und Herzens; den unermüdet thatkräftigen Bürger beklagt die Stadt, das Vaterland; unser erhabenes Fürstenhaus den treuen, innigst anhänglichen Diener.

Doch wie gerecht auch diese Klagen, wie tief und schmerzlich uns alle die Trauerkunde seines Verlustes ergriff: am Grabe des Mannes, der sein Leben durch die eigenthümlichste Lebenskunst zu vervielfachen und in zahllosen Geisteswirkungen zu verewigen verstand; am Grabe des Weisen, der im Glück und Unglück heitern Blicks dem Tod in's Auge zu sehen gewohnt war, ist kein Todtenopfer würdiger, als die Betrachtung seines Strebens, als das dankbarste Anerkenntniß jener höhern Fügung, die ihm, dem Einzelnen, so viel Treffliches und Großes zu vollbringen vergönnte.

Denn es strebt der bessere Mensch, mitten im Wechsel des Irdischen, ein Bleibendes zu ergreifen, ein Ewiges festzuhalten; um die Urne seiner Geliebten schlingt er den Kranz der Unsterblichkeit, und steigert durch treues Gedächtniß ihres wohlthätigen Wirkens das eigene Bewußtseyn menschlicher Würde.

Und an welcher Stätte, in welcher Umgebung sprechen wir es aus?

Diese freien, weiten Gartenräume, die das heitere Grün des Frühlings schon mit neuem Leben zu schmücken beginnt; jene hohen stattlichen Gebäude, umsichtig verbundene Werkstätten der mannichfaltigsten künstlerischen und wissenschaftlichen Erzeugnisse, in denen Hunderte unserer Mitbürger nützliche Ausbildung ihrer Kräfte und gesicherten Lebensunterhalt finden: diese ganze lebensfrische Umschaffung vormals öder und unwirthbarer Bezirke, sind es nicht die beredtesten Zeugen seiner Willens- und Thatkraft?

Und nicht etwa durch ein Gemeinwesen, oder durch die Hülfe reichen Erbtheils sehen wir dies Alles rings um-

her gegründet, geordnet und auf's sinnigste geschmückt; sondern durch die Erfindsamkeit, durch die folgerechte Thätigkeit eines einzelnen, unbemittelten Mannes, der in seinem Geiste ein unversiegbares Capital, in seiner eisernen Beharrlichkeit und in richtiger Erkenntniß der Zeitbedürfnisse die sichere Bürgschaft des Gelingens so kühner Unternehmungen fand.

Und von wie kleinen Anfängen ging dies Alles aus! Welche Schwierigkeiten mußten überwunden, welche feindliche Gegenwirkungen bekämpft werden! Wie oft mag in jenen Jahren harter Kriegs- und Zeitbedrängnisse stille nagende Sorge die Stirn gefurcht haben, die der Außenwelt immer noch heitern Muth zu zeigen bemüht war!

Und fanden wol je in solchen trüberen Tagen die Freunde ihn theilnahmloser, die Mitbürger unzugänglicher und minder hülfreich, das Gemeinwesen kälter und engherziger?

Mitten in den besorglichsten Verschlingungen eines vielbewegten Lebens wußte sein klarer Geist die Herrschaft darüber festzuhalten, und, bei verständiger Benutzung jeder Gunst des Augenblicks, doch den immer offenen Sinn für höhere Wahrheit und für jedes bleibende Gut der Menschheit zu bewahren.

Wie ein befruchtender Strom führten seine weltbürgerlichen Verbindungen die Ausbeute des vielseitigsten Forschens den entferntesten Ländern zu; jeden neuen Lebenskeim im Gebiete des Wissens verstand er auf's zweckmäßigste auszubilden, jede schlummernde Kraft in seinem Kreise zu wecken und zu steigern.

Wie blitzte sein heiteres Auge noch im Greisenalter auf, wenn er neue nützliche Entdeckungen vernahm, oder wenn es Förderung und Berathung vaterländischer Wohlfahrt galt!

Nach der weisesten Sparsamkeit hielt er Haus mit seiner Zeit; doch, wie er sie achtete, hat sie ihn belohnt. War, vom frühesten Morgen an, der Tag den zahllosen Anfoderungen und dem nimmer rastenden Getriebe seines Geschäfts gewidmet, so entschädigte die späte Abendstunde durch freie geistreiche Mittheilung im Kreise gewählter Freunde, oder, bei der einsamen Lampe, durch vertrauten Umgang mit den Genien der Vor- und Mitwelt.

Jugend- und Altersgenosse jener großen Männer, die an Weimars Namen den höchsten Ruhm deutscher Literatur geknüpft haben; theilnehmender Förderer und Würdiger ihres Strebens; vielen der edelsten Geister des Auslandes innig befreundet; mit Achtung genannt, so weit deutsche Schrift und Betriebsamkeit reichen, war seine Erinnerung der reichste Schatz denkwürdiger Lebensverhältnisse und Beziehungen.

Von früher Zeit her in unsern Maurerbund eingeweiht, hat er dessen rein menschliche Zwecke mit eigenthümlichster Lebendigkeit erfaßt, und mit jeder persönlichen Aufopferung unermüdet verfolgt.

Ihm verdanken wir die Wiedererweckung unserer Loge Amalia *); ihm unzählige Stunden des reinsten, geistigsten Genusses.

Tief gerührt sprechen wir es aus, hier am offenen Grabe, wo jede Schmeichelrede verstummt: Er war eine der schönsten Zierden, eine der treuesten Stützen unsers Bundes."

„Ein so gehaltvolles Leben war des schönsten Todes würdig.

Sanft und schmerzlos ging er aus den treuen Armen der liebevollen Tochter in die Wohnungen des Friedens, in den ewigen Osten ein, dessen heitere Ahnung ihn so oft tröstend umschwebte.

Hier, in diesem stillen anmuthigen Hain, unter den Blumen und Gesträuchen, die er mit zarter Liebe und Sorgfalt gepflegt, rings umgeben von den Denksteinen unsterblicher Zeitgenossen, hatte er sich längst schon die friedliche Ruhestätte bereitet. — Hier, wo die vorangegangene treue Gefährtin seines Lebens, wo die schwesterliche Pflegerin seiner spätern Jahre schlummert, wo wir ihn vor wenig Jahren, am frühen Grabe des einzigen, auch uns unvergeßlichen Sohns, mit bewunderungswürdiger Fassung Worte der Ergebung, des frommen Vertrauens sprechen hörten — hier, verbündete Brüder und Freunde, laßt uns der mütterlichen Erde die müde irdi-

*) Im Jahr 1808.

sche Hülle unsers Freundes wiedergeben und, während der Glaube vertrauend aufblickt zu dem ewigen Baumeister der Welten, uns alle still geloben, treu und rein des Entschlafenen Gedächtniß zu bewahren und als ein heiliges Vermächtniß auf späte Enkel fortzupflanzen." —

Nachrichten über Bertuch's Leben und Schriften liefern, außer dem ersten Bande von Meusel's Gelehrtem Deutschland, folgende Schriften:

1) Küttner's Charaktere deutscher Dichter und Prosaisten. Berlin, 1781. S. 525 — 527.
2) Heerwagen's Literaturgeschichte der evangelischen Kirchenlieder. Neustadt a. d. Aisch, 1792. Th. 2, S. 237 fg.
3) E. J. Koch's Compendium der deutschen Literaturgeschichte. Berlin, 1795. Th. 1, S. 139, 315, Th. 2, S. 114.
4) J. F. Degen's Literatur der deutschen Uebersetzungen der Griechen. Altenburg, 1797. Bd. 2, S. 590.
5) G. L. Richter's Allgemeines biographisches Lexikon alter und neuer geistlicher Liederdichter. Leipzig, 1804. S. 482.
6) C. M. Wieland's ausgewählte Briefe. Zürich, 1815. Bd. 3, S. 165, S. 234.
7) Conversationslexikon.
8) An Bertuch's Grabe, im Namen der Loge Amalia in Weimar, gesprochen in der Morgenstunde den 6. April 1822. Als Manuscript für Freunde (ohne Druckort).
9) K. F. Leidenfrost, Historisch biographisches Handwörterbuch. Ilmenau, 1824. S. 429.
10) H. A. Pierer's Encyklopädisches Wörterbuch der Wissenschaften, Künste und Gewerbe. Altenburg, 1825. Bd. 3, S. 356 *).

---

*) In den Handbüchern der Geschichte der Poesie und Literatur von Bouterwek, Wachler, Fr. Horn u. A. werden Bertuch's Verdienste gänzlich ignorirt.

Bertuch's eigene Schriften, mit Einschluß der Journale, an denen er Antheil hatte, sind in chronologischer Ordnung folgende:

1) Copien für meine Freunde. Altenburg, 1770.
2) Heinrich und Emma. Aus dem Englischen des Prior. Ebendas. 1771.
3) Das Märchen von Bilboquet. Ebendas. 1772.
4) Wiegenliederchen. Ebendas. 1772.
5) Der Schauspieler, ein dogmatisches Werk für das Theater. Aus dem Französischen (des St. Albine). Ebendas. 1772.
6) (J. Fr. Isla) Geschichte des berühmten Predigers Bruders Gerundio von Campazas, sonst Gerundio Zotes. Aus dem Englischen. Leipzig, 1773; N. A. 1777, 2 Bde. Vergl. die Beurtheilung im Deutschen Merkur, August 1773, S. 195 fg.
7) Ueber die dramatische Dichtkunst, von H. Marmontel. Aus dem Französischen. Erster Theil. Leipzig, 1774.
8) Ines de Castro, ein Trauerspiel aus dem Französischen (des Houdard de la Motte). Leipzig, 1774.
9) Das große Loos. Eine komische Oper (nach K. S. Favart) für das Theater zu Weimar bearbeitet. Weimar, 1774.
10) Elfride, ein Trauerspiel in drei Acten. Weimar, 1775; N. A. Berlin, 1789. (Clavierauszug der Musik dazu von Edeling. Ebendas. 1789. Fol.)
11) Leben und Thaten des weisen Junkers Don Quixote von la Mancha. Aus dem Spanischen. Weimar, 1775 — 1777. N. A. Leipzig, 1780, 6 Bde. Vergl. den Deutschen Merkur, December 1774, S. 265.
12) Proben aus des alten deutschen Meistersängers Hans Sachsens Werken, zum Behuf einer neuen Ausgabe derselben. Weimar, 1778. Vergl. Bertuch's Frage an das Publicum über die Erhaltung der poetischen Werke des alten deutschen Meistersängers Hans Sachs im Deutschen Merkur, Mai 1778, S. 181 fg.
13) Magazin der spanischen und portugiesischen Literatur. Weimar, 1780, Bd. 1 u. 2, 1782, Bd. 3. Theater der Spanier und Portugiesen. Vergl. den Deutschen Merkur., März 1780, S. 180.

14) Journal der Moden. Weimar 1786 u. f. J. (Nachher unter dem Titel: Journal des Luxus und der Moden; neuerlich Journal für Literatur, Kunst, Luxus und Mode.)

15) Cagliostro in Warschau, oder Nachricht und Tagebuch über desselben magische und alchymische Operationen in Warschau 1780, von einem Augenzeugen. Aus dem französischen Manuscript übersetzt mit Anmerkungen. Strasburg, 1786.

16) Allgemeine Literaturzeitung. Jena, 1785 — 1803 (gestiftet von Bertuch und C. G. Schütz), fortgesetzt zu Halle 1804 u. f. J., zu Jena als Jenaische Allgem. Lit. Zeitung, von H. K. A. Eichstädt, 1804, u. f. J.

17) Pandora, oder Kalender des Luxus und der Moden auf d. J. 1787—1789. Leipzig, 1786 u. f. J. 3 Jahrgänge.

18) Vorrede zu der moralischen Kinderklapper für Kinder und Nichtkinder, nach dem Französischen von J. C. Musäus. Gotha, 1788.

19) Don Thomas de Yriarte literarische Fabeln. Aus dem Spanischen übersetzt. Leipzig, 1788. (Mehre dieser Fabeln standen früher im Deutschen Merkur, April 1784, S. 86 fg.)

20) Handbuch der spanischen Sprache für Anfänger; eine Sammlung von Uebungsstücken aus den besten spanischen Dichtern und Prosaisten. Leipzig, 1790.

21) Bilderbuch für Kinder; enthaltend eine angenehme Sammlung von Thieren, Pflanzen, Blumen, Früchten, Insekten, Trachten und allerhand andern unterrichtenden Gegenständen aus dem Reiche der Natur, der Künste und Wissenschaften; alle nach den besten Originalen gewählt und gestochen, und mit einer kurzen wissenschaftlichen und den Verstandeskräften angemessenen Erklärung begleitet. Weimar und Gotha, 1790 u. f. J. (nachher fortgesetzt von K. Bertuch).

22 (J. Fr.) v. Bourgoings neue Reise durch Spanien vom J. 1782 — 1788, oder vollständige Uebersicht des gegenwärtigen Zustandes dieser Monarchie in allen ihren verschiedenen Zweigen. Aus dem Französischen (1789 von A. C. Kayser und Bertuch). Jena, 1790. 2 Bde. Bd. 3. Zusätze und Verbesserungen zu den beiden ersten enthaltend. Aus dem Französischen (der neuen Auflage 1797), mit Anmerkungen von C. A. Fischer. Jena,

1800. Bd. 4. Zusätze und Verbesserungen zu dem dritten enthaltend. Ebendas. 1808.

23) Die blaue Bibliothek aller Nationen (herausgegeben von Bertuch). Gotha, 1790. Bd. 1—4 (fortgesetzt von F. Jacobs). 1791 — 1800. Bd. 5 — 12 (eine Sammlung von Feenmärchen, aus dem Französischen übersetzt).

24) Polyxena, ein lyrisches Monodrama (componirt von A. Schweizer). Weimar, 1793 (zuerst im Deutschen Merkur, October 1774, S. 64 fg.)

25) Allgemeine Theorie des Armenwesens. Weimar, 1796.

26) Wie versorgt ein kleiner Staat seine Armen und steuert der Bettelei? Weimar (ohne Jahrzahl).

27) Allgemeine geographische Ephemeriden. Herausgegeben von F. v. Zach. Weimar, 1798 — 1799. Bd. 1 — 4 (von Zach fortgesetzt als Monatliche Correspondenz der Erd- und Himmelskunde). 3ter bis 5ter Jahrgang, herausgegeben von A. C. Gaspari und Bertuch, 1800 — 1802. 6ter bis 8ter Jahrgang, herausgegeben von Bertuch und C. G. Reichard 1803 — 1805; von Bertuch allein 1806 u. f. J.

28) Ueber die Mittel, Naturgeschichte gemeinnützig zu machen und in dem praktischen Leben einzuführen; nebst Plan und Ankündigung einer Folge dahin abzweckender Werke. Weimar, 1799.

29) Tafeln der allgemeinen Naturgeschichte nach ihren drei Reichen, nebst vollständiger synoptischer Enumeration aller bis jetzt bekannten Naturkörper und ihrer Charakteristik. Weimar, 1801 — 1802. Neue umgearbeitete Auflage, 1807. Mineralreich, 4 Hefte, in 2 Abtheilungen. Gewächsreich, 3 Hefte, in zwei Abtheilungen. Thierreich, 9 Hefte.

30) Vorrede zu H. Rockstroh's Anweisung zum Modelliren auf Papier. Weimar, 1802.

31) Allgemeines Archiv für Ethnographie und Linguistik (in Verbindung mit J. S. Vater und andern Gelehrten). Weimar, 1808. Bd. 1.

32) Sammlung aller bekannten geographischen Ortsbestimmungen. Weimar, 1809 — 1810. 4 Lieferungen.

Folgende Aufsätze und Gedichte *) Bertuch's findet man zerstreut in Zeitschriften.

1) Beschreibung der herzogl. freien Zeichenschule in Weimar (in der Monatsschrift d. Akademie der Künste und mechanischen Wissenschaften zu Berlin, 1789, Bd. 3, St. 1.)
2) Die Wahl des Hercules, nach dem Englischen eines Ungenannten. (In dem Deutschen Merkur, August 1773, S. 158 fg.)
3) Scipio, ein heroisches Pantomim-Ballett. (Im Deutschen Merkur, August 1773, S. 202 fg.)
4) Versuch über Don Estevan Manuel de Villegas, einen lyrischen Dichter der Spanier. (Im Deutschen Merkur, Februar 1774, S. 237 fg.)
5) Gedichte, (im Deutschen Merkur, 1774, April, Juli, August, September, 1775, August, 1777, Januar, Juli.)

Einigen Antheil hatte Bertuch auch an den im Verlag des Landes-Industrie-Comptoirs zu Weimar erschienenen Zeitschriften: „Der allgemeinen Länder- und Völkerkunde," dem Journal „London und Paris," der „Nemesis" und dem „Oppositionsblatt," dem „Gartenmagazin," der „Pomologischen Zeitschrift" u. a. m.

Eine Büste Bertuch's hat Klauer geliefert, und Tischbein 1796 ein Gemälde, das sich in Gleim's bekanntem Ehrentempel befindet. (S. dessen Leben von W. Körte, S. 450.)

---

*) Mehre derselben hat Matthisson in seine lyrische Anthologie, Th. 9, S. 37 — 80, mit einigen Aenderungen aufgenommen.

Abraham Gottlob Werner.

Digitized by Google

Abraham Gottlob Werner *).

Abraham Gottlob Werner stammt aus einer Familie, deren männlicher Theil über drittehalbhundert Jahre dem praktischen Hüttenwesen treu geblieben ist.

Der Vater Abraham David, am 31. Mai 1708 zu Ludwigstadt geboren, war dem Gewerbe seiner Väter treu geblieben, und zu der Zeit, wo unser Werner geboren ward, Inspector der Gräflich Solms'schen Eisenhüttenwerke zu Wehrau und Lorzendorf (in der Oberlausitz, am Queis gelegen, angrenzend an Schlesien). Werner selbst schildert ihn auf einem Blatte, das, eigenhändig von ihm geschrieben, in seinem Nachlasse aufgefunden worden ist, „als einen Mann von sehr hellem Verstande, rastloser Thätigkeit, unbegrenzter Rechtschaffenheit und Uneigennützigkeit, von Gefälligkeit und Geschmeidigkeit im Umgange mit Andern, von etwas Härte gegen seine Kinder, und von sehr strengen Religionsprincipien." Er hielt den Sohn, nach dessen eigner Versicherung, zum fleißigen Bibellesen an, und blieb in seinem Hause der guten Sitte treu, täglich einmal alle die Seinigen zu einer Betstunde zu versammeln. Aus dem Munde der Schwester Werner's kann über den Ernst bei der Erziehung seiner Kinder noch diese kleine Anekdote hinzu-

---

*) Auszuge aus der größern Schrift über denselben von Dr. Sam. Gottlob Frisch, die in der Verlagshandlung der Zeitgenossen unter dem Titel erschienen ist: „Lebensbeschreibung Abraham Gottlob Werner's. Nebst zwei Abhandlungen über Werner's Verdienste um Oryktognosie und Geographie von Christian Sam. Weiß. (1825, 8., 1 Thlr. 8 Gr.)

gefügt werden. Sie hatte schon in sehr frühen Lebensjahren die Rechnung über Einnahme und Ausgabe bei der Hauswirthschaft zu führen. Einst fehlten ihr bei Ablegung der Rechnung zwei Thaler, über welche sie durchaus nicht Auskunft geben konnte. Mit größter Angst legte sie das Geständniß ab. Der Vater gab ihr einen gelindern Verweis, als sie besorgt hatte; aber sie mußte über ein Jahr die fehlenden zwei Thaler in der Rechnung fortführen, zur beständigen heilsamen Erinnerung, fernerhin bei dem ihr übertragenen Geschäfte größere Aufmerksamkeit zu beweisen.

Abraham Gottlob Werner ward am 25. Sept. 1750 geboren und erhielt, nach seiner eignen Versicherung, seine vorzüglichste Geistesbildung in der frühesten Jugend durch seinen Vater. Sein erster Lehrer außer demselben war ein Candidat des Predigtamtes, Rothe, in Thomendorf, dem ihn die Aeltern eine Zeit lang, bis er eine Predigerstelle erhielt, übergaben; worauf er im neunten Jahre seines Alters in die Waisenhausschule nach Bunzlau in Schlesien, dem Geburtsorte seiner Mutter, einer gebornen Schilling, gebracht wurde. Nach seiner eignen Angabe konnte er bereits im vierten Lebensjahre lesen, im fünften schreiben und rechnen, im sechsten und siebenten unterhielt er sich schon viel mit Bücherlesen. Außer den Schulbüchern war seine liebste Lecture unter Anderm: „Minerophili Bergwerks-Lexikon" und Hübner's „Berg-, Gewerbs- und Handlungs-Lexikon," worin ihn vorzüglich die Abschnitte von Mineralien anzogen. Auch mußte er dem Vater die Zeitungen vorlesen, und er gewann schon im ersten Knabenalter Interesse an politischen Nachrichten. Sehr zeitig hatte der Vater, ohne etwas mehr als die Unterhaltung des Kindes zu beabsichtigen, die Aufmerksamkeit desselben auf die Erzeugnisse des Steinreichs gelenkt, dadurch aber den in ihm verborgenen Sinn für Mineralogie geweckt und belebt. Das drei- und vierjährige Kind hatte kein angenehmeres Spielwerk, als Steine zusammenzutragen und die weichern zu zerpochen. Ein kleines Pochwerk, wie es die Bergleute schnitzen und auf den Märkten verkaufen, gewährte ihm die höchste Freude. Der Vater wußte den Fleiß und die gute Aufführung des Knaben im vierten, fünften und sechsten Jahre nicht besser zu belohnen, als daß er ihm einen kleinen Vorrath von Mineralien, den

er in einer Schachtel aufbewahrte, vorzeigte und ihm dabei Mehres über ihre Fundorte und ihren Gebrauch erzählte. Werner hat sich zu der Zeit, zu welcher er diese Nachrichten niederschrieb, noch genau erinnert, daß jene Schachtel Stücken von Bleiganz, Kupferkies, Zinngraupen, rothen Glaskopf, Spatheisenstein, Eisenglimmer, Flußspath und einige andere, dem Vater selbst unbekannte Mineralien enthalten hat, und es ist von ihm zugleich bemerkt worden, er habe damals auch den Raseneisenstein, der auf dem Wehrauer Hammerwerke verschmolzen ward, und den von Zeit zu Zeit als Zuschlag angeführten Kalkstein kennen gelernt, und auch bald wahrgenommen, nach welchen Richtungen sich das Fraueneis, der Kalkspath, der Bleiglanz spalten lasse. Auf jedem Spaziergange, wie bei dem minder bewachten Umherstreifen, sammelte der Knabe, oft zum Nachtheil seiner Kleider, die Taschen voll Steine, die er nach seiner Art benannte. Nach einer Nachricht über sich selbst (in der Vorrede zur Theorie der Gänge), hatte er schon vom zehnten Jahre an seine Aufmerksamkeit auf das Innere der Gebirge gerichtet und eigne Erfahrungen darüber gesammelt.

In der bunzlauer Schule blieb er bis nach erfolgter Confirmation im Jahre 1764. Noch zu Ende dieses, und folglich zu Anfange des funfzehnten Lebensjahres wurde er, zur Unterstützung seines Vaters, als Hüttenschreiber zu Wehrau angestellt. Der Vater wollte ihn auf dieser Stelle zu seinem Nachfolger bilden, denn der Graf Solms hatte ihm die schriftliche Versicherung gegeben, daß er den Sohn mit der Zeit in seinen Posten als Hütteninspector wollte eintreten lassen.

Anhaltender Fleiß in Bunzlau und Wehrau führte bald einen kränklichen Zustand herbei, welcher nicht durch gewöhnliche Arzneimittel gehoben werden konnte. In Gesellschaft eines Raths Krumpe besuchte er im achtzehnten Jahre das erste Mal die Heilquellen von Karlsbad, die er im Laufe seines künftigen Lebens mehr als dreißig Mal wieder sah und eben so für die Erhaltung seiner Gesundheit als zu Studien für seine Wissenschaft benutzte. Der Weg dorthin ging über Freiberg, wo der Rath Krumpe Verwandte hatte. Sobald der junge Werner am Hammerberge die ersten zum kirschbaumer Zuge gehörigen Halden sah, bat er um Erlaubniß, aussteigen zu dürfen, und verfolgte den Haldenzug auf eine

große Strecke so eifrig, daß er den Wagen seines Begleiters fast verlor. In Begeisterung gerieth er, als die Verwandten des Raths diesen und ihn auf einen schwunghaft betriebenen Grubenbau geführt hatten. Die freiberger Beamten waren aufmerksam auf den jungen Mann geworden, hatten mehre Fragen an ihn gerichtet und aus seinen Antworten geschlossen, daß er sich für die Bergwerkswissenschaften vorzüglich eignen würde; daher sie auch den Rath Krumpe gebeten hatten, daß er den Vater bewegen möge, den jungen Werner auf die zwei Jahre zuvor errichtete Bergakademie zu schicken. Der fromme Vater betrachtete jene Vorfälle als einen höhern Wink und beschloß sogleich, den Sohn im künftigen Jahre nach Freiberg zu bringen. Er sollte sich dort mit den Bergwerkswissenschaften bekannt machen, um sie künftig theils bei der ihm zugedachten Verwaltung der Solms'schen Eisenhüttenwerke, theils auch sonst in seinem Vaterlande, der Oberlausitz, in Ausübung bringen zu können. Es ist ganz wahrscheinlich, daß es dem Vater hauptsächlich um metallurgische Chemie zu thun war, wie d'Aubuisson (Annales de Chemie, Tom. 69, p. 241), vielleicht nach einer mündlichen Aeußerung Werner's, versichert.

Der Vater begleitete den Sohn nach Ostern 1769 selbst nach Freiberg. Sie kamen gerade zu der Zeit dahin, als dem damaligen Kurfürsten und jetzigen Könige von Sachsen feierlich gehuldigt ward, und ein großer Bergaufzug veranstaltet war. Die Feierlichkeiten hielten den Vater einige Tage länger in Freiberg zurück. Der glänzende Bergaufzug gab dem Jünglinge die Weihe für seinen Beruf.

Werner traf die Lehranstalt noch in der Wiege. Der Unterricht in der gesammten Mineralogie und Bergbaukunde bestand in nicht viel mehr als im Vorzeigen und Nennen der vorhandenen, planlos gesammelten Mineralien, und in der Erklärung der in Modellen vorgezeigten Maschinen. An eine Wissenschaft der Mineralogie war noch ebenso wenig, als an eine wissenschaftliche Ansicht und Behandlung des Bergbaues zu denken. Nur dem Oberberghauptmann von Oppel war über die letztere ein Licht aufgegangen, welches jedoch in der Finsterniß noch nicht stark genug leuchtete. Durch seine „Anleitung zur Markscheidekunst" und seinen „Be-

richt über den Bergbau" stahd er höher noch, als durch seinen Posten, über den freiberger Bergbeamten. Der Berghauptmann Pabst von Ohain hingegen fühlte mehr als irgend ein Lehrer und Beamter die Nothwendigkeit, die mineralogischen Studien zu fördern und eine bessere Kenntniß von denselben zu verbreiten. Für den Unterricht in der Mathematik und Zeichenkunst war durch die kurz vorher erfolgte Anstellung Charpentier's, welcher sich späterhin rühmlichst bekannt machte, für die metallurgische Chemie durch den damaligen Oberhüttenverwalter Gellert gesorgt. Mineralogie und Bergbaukunde lehrte der Inspector Lommer, die Markscheidekunst der Bergamtsassessor und Markscheider Richter.

Werner bezog die Akademie, obgleich ohne bedeutende Vorkenntnisse, doch mit viel Vorbereitung. Sein Beobachtungsgeist hatte sich an den eingesammelten Naturkörpern geübt; er war zum anhaltenden Fleiß gewöhnt, die Führung eines nicht unbedeutenden Rechnungswesens hatte ihn zum Ordnen der Gegenstände angeleitet; er war mit den praktischen Arbeiten des Eisenhüttenwesens bekannt, durch den fast ununterbrochnen Umgang mit seinem Vater gebildet. Von diesem schon in der frühesten Jugend auf den Betrieb des Bergbaues aufmerksam gemacht, hatte er mehre von seinem Geburtsort nicht weit entfernte Bergwerke in der Lausitz und Schlesien befahren. Vergnügungssucht war ihm fremd, die beste Anwendung seiner Zeit seine unablässige Sorge. So ergriff er die vorhandene Gelegenheit, zu lernen, blieb nicht bei dem Anhören der Vorträge und den aufgegebenen wenigen Arbeiten stehen, sondern ließ sich das Befahren der Grubengebäude, die genaue Erforschung von den Eigenthümlichkeiten eines jeden, nicht nur in den freiberger Revieren, sondern auch in dem obern Erzgebirge angelegen seyn, und benützte sorgsam die Gespräche über Gegenstände der Mineralogie und des Bergbaues mit den obern und niedern Beamten. Mit einer eigenthümlichen Geschicklichkeit wußte er den Steigern Alles, was sie wußten, abzufragen. Was er von ihnen erfuhr, was er von der Structur der Gebirge, den Lagerstätten der Fossilien, von den zur Gewinnung derselben gewöhnlichen Arbeiten und Vorrichtungen in allen Theilen des technischen Bergbaues selbst beobachtete, das sammelte er, führte es auf Grundsätze zurück, ordnete es, so gut es

damals gelingen wollte, systematisch, schuf sich für's erste selbst einen Leitfaden zur glücklichen Fortsetzung seiner Studien, und bereitete sich zu den trefflichen Anleitungen vor, welche er in späterer Zeit über die bessere Betreibung aller bergmännischen gab; zu seinen Skizzen für Förderungs-, Aufbereitungs-, Wetter-, Gruben-Berichte, Fahrt-, Gang-Beschreibungen, welche Muster für angehende wissenschaftliche Bergleute bleiben.

Von dem eigentlichen Lehrer der Mineralogie konnte er sehr wenig lernen. Doch wartete er ausdauernd die Unterrichtsstunden ab, da ihm dieses Gelegenheit gab, die allerdings nicht viel bedeutende Mineraliensammlung der Bergakademie zu sehen, und durch Anschauen und Vergleichen die charakteristischen Verschiedenheiten, die bestimmten äußern Kennzeichen zu abstrahiren und die zusammengehörigen zu verbinden. Von großer Wichtigkeit für seine Bildung zum Mineralogen war der Umstand, daß der genannte Berghauptmann Pabst von Ohain, der damalige Curator der Akademie, sehr bald aufmerksam auf ihn ward, und ihm den Zutritt zu sich und zu seiner Mineraliensammlung verstattete, welche ebenso in jener Zeit die vorzüglichste, als Pabst von Ohain selbst, nach Werner's späterm Urtheile, der größte damals lebende Mineralog war. Werner's Aeußerungen darüber, welche in der Vorrede zu dem Verzeichniß von jenes Mineraliensammlung enthalten sind, verdienen hier erwähnt zu werden. „Der verstorbene Berghauptmann besaß, nächst vielen andern ausgezeichneten wissenschaftlichen Kenntnissen und besonders einer ganz ungemein ausgebreiteten Literatur, vorzügliche Kenntnisse in allen Zweigen der Mineralogie. Wir haben ihm unter Andern verschiedene von den Grundsätzen zu einer richtigen Beurtheilung der Gebirge und einige genauere Bestimmungen der Gebirgsarten zu danken; auch kannte und benutzte er in der Oryktognosie die äußern Kennzeichen besser als jeder Mineralog vor ihm, und war der Meinung, daß ein natürliches Mineralsystem nach chemischen Bestimmungen und äußern Kennzeichen zugleich (methodus mixta) entworfen werden müsse, daß man aber nächst solchem auch noch ein künstliches Mineralsystem, wie er es nannte, entwerfen und haben sollte, das gleichsam loco indicis diente, um neu entdeckte Fossilien in dasselbe sogleich einzutragen und die bekannten und be-

reits aufgeführten darin leicht und schnell auffinden zu können." Noch vorher sagt Werner: „Ich bekenne mit Vergnügen und Gefühlen der Dankbarkeit, daß ich dasjenige, was ich aus der mündlichen Belehrung Anderer von mineralogischer Kenntniß in der Zeit meiner ersten wissenschaftlichen Ausbildung geschöpft habe, größtentheils, ja fast ganz diesem Gelehrten schuldig bin; ob ich schon nachher für nöthig fand, einen eignen Weg zur Bearbeitung dieses wichtigen Theils der Naturgeschichte einzuschlagen und darin, so viel meine Kräfte verstatteten, weiter und weiter zu gehen."

Werner muß in der Mineralogie und Bergbaukunde bald Ungewöhnliches für sein Alter und den damaligen Zustand der Akademie geleistet haben. Denn Pabst von Ohain faßte so große Hoffnung von ihm, daß er ihm schon jetzt vorläufige Anträge zur Annahme sächsischer Bergwerksdienste machte. Auch muß er bereits im ersten Jahre seines Aufenthalts zu Freiberg etwas Nützliches geschrieben oder vorgeschlagen haben, denn er wurde schon 1770 zum Ehrenmitglied der Leipziger ökonomischen Gesellschaft aufgenommen.

Uebrigens beschränkte er in Freiberg sein Studiren nicht einzig auf Mineralogie und Bergbaukunde, sondern erweiterte auch seine auf der bunzlauer Waisenhausschule erlangten geringen Sprach- und sonstigen Kenntnisse, vergaß auch nicht die deutsche Literatur, und las die besten deutschen Schriftsteller.

So wenig abgeneigt er war, in sächsische Bergwerksdienste zu treten, so hatte er sich doch vorbehalten, seine Studien erst noch einige Jahre in Leipzig fortzusetzen, wozu ihn wol der Umstand antrieb, daß nach der sächsischen Verfassung des Bergwesens Niemand zu den höhern Beamtenstellen gelangen kann, der nicht überhaupt eine höhere wissenschaftliche Ausbildung und insbesondere wissenschaftliche theoretische und praktische Rechtskenntniß erworben hat. Er bezog die Universität Leipzig im Jahre 1771. Aus den in seinem Nachlaß aufgefundenen Blättern ist zu ersehen, daß er sich die beiden ersten Jahre fast ausschließend den Rechtswissenschaften gewidmet hat. Auf jenen Blättern sind die Collegien verzeichnet, welche er im zweiten, dritten und vierten Halbjahre gehört hat und im fünften hören wollte. Das erste Semester, von welchem nichts angemerkt ist, benutzte er wahrschein-

lich zur Einsammlung mehrer Kenntnisse in der lateinischen Sprache, der Philosophie, der Geschichte. Unter den Vorlesungen, die er in den übrigen Halbjahren besucht hat, sind nur wenig philologische und philosophische, bei weitem der größte Theil sind juristische. Dem Studium der Naturwissenschaften waren im vierten Halbjahre blos die Zusammenkünfte mit einigen Freunden bestimmt, bei welchen täglich einer nach der Reihe eine Vorlesung über Psychologie, Astronomie und Mineralogie zu halten hatte. Zu den Freunden, mit welchen er sich zur Unterhaltung über Psychologie, Astronomie und Mineralogie vereinigte, gehörten Gehler, nachher berühmt geworden durch sein physikalisches Wörterbuch, Gallisch, der sich als praktischer Arzt, Lehrer der Arzneikunde und Dichter auszeichnete, Oehme, welcher als praktischer Arzt in Dresden starb und zur Aufnahme der Freimaurerschule daselbst sehr viel beigetragen hat, Leske, Kenner und Lehrer der Naturwissenschaften in Leipzig und zuletzt in Marburg. — Ein älterer Bruder des genannten Gehler, ein sehr scharfsinniger Mann und hochgeschätzter Arzt in Leipzig, hatte damals bereits seine Disputation De characteribus fossilium externis (Lips., 1757, 4.) geschrieben. Dieser Gegenstand war in den Jahren 1770, 1771 und 1772 durch die Schriften von Peithner, Hill und Waller auf's Neue zur Sprache gebracht worden. Die mineralogischen Unterhaltungen in der Gesellschaft mochten sich eben über diesen Gegenstand sehr oft verbreiten. Werner hatte die Gehler'sche Disputation in's Deutsche übersetzt, wollte sie mit Anmerkungen herausgeben, und hatte dazu zwei Tafeln gezeichnet und colorirt, zur Darstellung der Haupt- und der gemischten Farben und der Uebergänge der einen in die andere. Er zeigte die Uebersetzung und diese Tafeln einem ältern Freunde, dem späterhin ebenfalls so berühmt gewordenen Dr. Kapp, welcher ihn ermunterte, nicht mit der Uebersetzung einer Schrift, auf welche Gehler selbst wenig Werth legte und die den Gegenstand sehr unvollständig behandelte, aufzutreten, sondern ein eignes Werk über die äußern Kennzeichen, welche er schärfer aufgefaßt, genauer gesondert und bestimmt und besser geordnet habe, auszuarbeiten. Werner befolgte diesen guten Rath und fing noch im Jahre 1773 an, seine Abhandlung über die äußern Kennzeichen der Fossilien zu schreiben, die er im

folgenden Jahre vollendete. Diese Arbeit gab seinen Studien die bestimmteste Richtung. Er gab das Studium der Rechtswissenschaften auf und widmete sich der Erlernung neuerer Sprachen und der Beschäftigung mit seiner Lieblingswissenschaft, der Mineralogie, verließ auch in eben diesem Jahre zu Michaelis die Universität Leipzig und ging in das väterliche Haus zurück. Mit Freiberg scheint er in keiner Verbindung fortgelebt und auf eine Anstellung daselbst nicht gerechnet zu haben. In der Heimath machte er Vorbereitungen zu einigen mineralogischen Reisen.

Wir verweilen einen Augenblick am Schlusse seines akademischen Lebens bei Betrachtung der Fortschritte, die er bis hieher in seiner Hauptwissenschaft gemacht hatte. Das obengenannte Werk legt ein rühmliches Zeugniß ab, daß er bereits viel schärfer gesehen, viel genauer beobachtet, viel besser geordnet, viel deutlicher als alle bisherigen Lehrer und Schriftsteller über Mineralogie die einzelnen Mineralien beschrieben hat. Es kann Niemandem einfallen, die systematische Darstellung der äußern Kennzeichen der Fossilien nach dem gegenwärtigen Stande der Mineralogie beurtheilen und würdigen zu wollen. Vergleicht man sie aber in dieser Absicht mit dem, was nach seiner umständlichen Aufzählung, S. 52 — 70, von Agricola bis Wallerius zur Bestimmung der äußern Kennzeichen geschehen war, so verdient sie in der That Bewunderung. Er machte es in der Einleitung zu seiner Schrift S. 15 zur Aufgabe eines mineralogischen Lehrbuchs, welches nach seinen Vorschlägen geschrieben würde, „daß man bei'm Aufschlagen desselben von einem Fossil, welches man blos dem Namen nach kenne, den vollständigen Begriff bekomme; oder von einem Fossil, welches man gefunden und an dem man die äußerlichen Kennzeichen aufgesucht habe, zu erfahren, wie es heiße und welchen Platz es in dem System der Fossilien einnehme:" eine Aufgabe, welche jetzt noch nach 50 Jahren auch Herr Mohs in seinem Grundriß der Mineralogie, 1ster Th., §. 18, als die wichtigste und als die von ihm zu lösende angibt. Sie ist eigentlich diejenige, welche sich Linné in seiner Philosophia botanica für die Botanik gegeben hat.

Damit ein künftiges Lehrbuch zur Erreichung des genannten Zweckes eingerichtet werden könne, bestimmte

er (§. 13—20) den Begriff der äußern Kennzeichen, sonderte davon die bis dahin nicht deutlich genug unterschiedenen innern physikalischen und die empirischen, zeigte den großen Werth jener bei der Erkennung der Fossilien, stellte dann von §. 39 an die verschiedenen Gattungen und Geschlechter derselben in einer natürlichen und daher leicht faßlichen systematischen Ordnung mit großer Vollständigkeit zusammen, erklärte jedes einzelne Kennzeichen und erläuterte es mit Beispielen. „In einem Systeme der äußerlichen Kennzeichen der Fossilien," sagt er S. 84 fg., „werden also erstlich alle Abänderungen unter ihren Gattungen, die zusammengehörenden Gattungen unter ihren allgemeinen oder besondern Geschlechtern, und die besondern Geschlechter wiederum, je nachdem sie unter eins oder das andere der allgemeinen gehören, auch unter demselben stehen. Zweitens werden alle Geschlechter oder generische Kennzeichen in der Folge, in welcher sie sich an einem Fossil unsern Sinnen darbieten, nacheinander vorkommen, sodaß diejenigen, welche das Auge bemerkt, zuerst stehen, weil sie sich uns zuerst darbieten, und unter diesen wieder die Farbe den Vorzug haben, weil wir die Farbe eher gewahr werden und unterscheiden können, als die äußere Gestalt und dergleichen; nach denen, die das Auge aufgesucht, werden zufolge dieses Grundes diejenigen kommen, welche das Gefühl bemerkt, und endlich die, so für Geruch und Geschmack gehören. Drittens werden alle speciellen Kennzeichen und Abänderungen derselben in der Ordnung stehen, in welcher sie in einander übergehen, so daß z. B. beim Bruche auf die fasrigen die straligen, die blättrigen, die schuppigen und alsdann die dichten folgen. Nach diesem Grunde habe ich mein System der äußerlichen Kennzeichen entworfen."

Durch die scharfe Bestimmung der Begriffe von den verschiedenen Gattungen, Geschlechtern und Abänderungen der äußerlichen Kennzeichen der Fossilien und durch die Bezeichnung derselben mit allgemein verständlichen Benennungen sollte dem fühlbaren Mangel an einer mineralogischen Kunstsprache, an welche bis dahin bei der großen Verwirrung der Begriffe nicht gedacht worden war, abgeholfen, und durch das System der äußern Kennzeichen und die bestimmte mineralogische Sprache eine neue, aus der Natur selbst ab-

geleitete Methode der äußern Beschreibung der Fossilien eingeführt werden, welche es möglich mache, die Mineralien gründlich kennen zu lernen. Die Anwendbarkeit dieser Methode zeigte er S. 291 fg. an der Beschreibung des Fahlerzes, grünen Bleierzes, russischen Glases, Talks und Fraueneises. Die Regeln für die Wahl der Benennungen gibt er S. 29 fg., die Regeln für die äußere Beschreibung S. 286 fg. an.

Ueber Classification der Mineralien erklärte er sich zu dieser Zeit: „Meine Meinung ist (S. 20): die Fossilien müssen, bis auf ihre Gattungen herunter, nach ihrer Mischung eingetheilt werden. Denn ein Mineralsystem hat keinen andern Zweck, als die natürliche Folge oder Reihe der verschiedenen Fossilien zu bestimmen, und je genauer dieses darin geschieht, desto vollkommner wird das Mineralsystem seyn. Nun liegt aber die wesentliche Verschiedenheit der Fossilien in ihrer Mischung, sowie sie bei den Thieren und Pflanzen in ihrer Zusammensetzung liegt, und erstreckt sich bis auf die Gattung herunter. Es müssen also auch die Fossilien bis auf ihre Gattungen herunter nach dem Grunde ihrer wesentlichen Verschiedenheit, d. i. nach ihrer Mischung geordnet werden.“ Er misbilligt es S. 28, daß die Mineralogen die vierstufige Eintheilung der Logiker in Classen, Ordnungen, Geschlechter und Gattungen anbringen und dadurch der Natur einigermaßen Gewalt anthun.

Angedeutet wird schon in dieser Schrift die nothwendige Sonderung der verschiedenen mineralogischen Wissenschaften. Es soll nicht das Wesentliche einer Mineralogie über den Nachrichten von der Erzeugung der Fossilien, der Geographie derselben und dem Gebrauche vernachlässigt werden; es sey in einer Mineralogie kein Platz für ein Probirbuch, für Beschreibung von Grubengebäuden u. s. w. — Merkwürdig ist (S. 35) die Aeußerung, daß die äußern Kennzeichen der Fossilien zuverlässig von der wesentlichen Verschiedenheit derselben, d. i. von der Mischung zeugten. Er erläutert dieses durch Beispiele und gibt in einer Note zur Ursache, warum einige Mineralogen die äußern Kennzeichen zur Unterscheidung und Kenntniß der Fossilien nicht für zulänglich halten, diese an, daß sie nicht alle äußerlichen Kennzeichen, die an einem Fossile aufzusuchen möglich sind, gekannt haben.

Werner war in Freiberg nicht vergessen worden. Es erfolgte ohne sein Zuthun und wider sein Erwarten bereits zu Anfange des Jahres 1775, ehe er seine mineralogischen Reisen antrat, die jetzt unterbleiben mußten, ein Ruf zu der erledigten Stelle eines Inspectors bei der Bergakademie und Lehrers der Mineralogie und Bergbaukunst an der freiberger Bergakademie, mit 300 Thaler Gehalt. Werner nahm die Stelle mit Freuden an, ward schon am 4ten März dazu verpflichtet und trat sein Amt zu Ostern 1775 an.

Er faßte seinen Beruf als Lehrer einer Anstalt zur wissenschaftlichen Ausbildung junger Bergleute scharf in's Auge, und erkannte den doppelten Zweck, die beiden Doctrinen selbst, über die er unterrichten sollte, zu Wissenschaften zu erheben und sie anzubauen, und durch sie junge Leute für die wissenschaftliche und technische Betreibung des Bergbaues tüchtig zu machen. Diesen doppelten Zweck suchte er von dem Antritte seines Amtes an mit unermüdlichem Eifer und ausdauernder Anstrengung zu erreichen. Mineralogie und Bergbaukunde waren von ihm aus Neigung gewählt; er war durch vorzügliches Talent dafür geeignet, hatte für die erstere schon öffentlich mit glücklichem Erfolge gearbeitet und konnte kaum an irgend einem andern Orte mit der zweiten, lernend und lehrend, mit größerer Hoffnung sich beschäftigen. Die Foderungen, welche an ihn als Inspector der Bergakademie gemacht wurden, mochten ihm von Anfange an als sehr lästig vorkommen. Es gehörte dazu die Aufsicht über die Bücher-, Mineralien- und Modellsammlungen, das Ordnen und Katalogiren derselben, das Herumführen der Fremden. Das Letztere raubte ihm Zeit für wissenschaftliche Beschäftigungen.

Im ersten Jahre seines Lehramtes von Ostern 1775 bis dahin 1776 las er, wie es bis jetzt bei der Akademie geschehen war, ein gemischtes, ein mineralogisch-bergmännisches Collegium. Er trug nämlich bei'm Vorzeigen der vorhandenen Mineralien und Maschinenmodelle so viel von Mineralogie und Bergbau vor, als wozu jene Veranlassung gaben. Aber schon im folgenden Jahre hielt er geordnete Vorlesungen über die Bergbaukunst, welchen jedoch die Mittheilungen über Kenntniß der Fossilien und Gebirge einverleibt wurden. Es diente ihm zum Leit-

faden dabei das oben erwähnte Werk des Oberberghauptmanns von Oppel: „Der Bericht vom Bergbau," nach der Ausgabe des Berginspector Kern. Aber er schuf sich, vorbereitet, nach seiner eigenen Angabe, durch frühere Kenntniß lausitzer Grubenbaue, durch den erhaltenen Unterricht über den Bergbau, durch das fleißige Befahren der wichtigen freiberger und obergebirger Grubengebäude, durch Handanlegen bei den Arbeiten des Bergmanns, durch den belehrenden Umgang mit obern und niedern Bergbeamten, bald eine neue zweckmäßigere Methode, „weil er," wie seine eigenen Worte lauten, „sehr bald einsah, daß mit bloßem Dociren nicht viel zur Bildung guter, zu allerhand Dienstgeschäften geschickter Bergleute gethan sey, und daß selbst das Grubenbefahren, ohne Hauptplan und ohne einen bestimmten Zweck für jede Befahrung festzustellen, wenig zur praktischen Ausbildung helfe." Außerdem nun, „daß er sich eine Vortragsmethode bildete, welche die Aufmerksamkeit der Zuhörer erregen und erhalten, das Fassen und Behalten des Vorgetragenen erleichtern und theoretisch und praktisch begründen sollte," suchte er „seine Schüler erst so viel möglich zu einer guten Vorbereitung zu diesem Studio zu ermuntern, und dann den ihnen gegebenen Unterricht durch viererlei Hauptbeschäftigungen, die er ihnen in zweckmäßiger Folge und mit sorgfältiger Auswahl aufgab, zu unterstützen." Diese mit den Vorlesungen ununterbrochen fortrückenden, aber außer denselben und außer den zu solchen nöthigen Präparationen und Repetitionen vorzunehmenden Beschäftigungen waren:

1) das Lesen bergmännischer Schriften in gehöriger Folge mit der dazu nöthigen Vorbereitung durch die Vorlesungen;
2) das Befahren der Grubengebäude; aber mit gewissen durch das fortrückende Studium sich bestimmenden Zwecken;
3) die Treibung der bergmännischen Handarbeiten, so wie solche nach und nach in den Vorlesungen erklärt worden waren;
4) die fleißige Ausarbeitung schriftlicher bergmännischer Aufsätze, ebenfalls in einer gewissen Ordnung und nach besonders ertheilten Anweisungen.

Es folgten nämlich nach speciell ausgearbeiteten Dispositionen und Instructionen zuerst Beschreibung einzelner

Oerter, einzelner Häuerarbeiten ꝛc., dann Gangbeschreibungen, Förderberichte, Wetter-Aufbereitungsberichte ꝛc., endlich ganze Grubenberichte und ähnliche Arbeiten. Er ging diese sehr sorgfältig und belehrend mit den Verfertigern durch.

Zur Abfassung solcher Aufsätze fing er in demselben dritten Lehrjahre, in welchem er die Bergbaukunst nach seiner eigenen Methode zu lehren begann, Unterricht zu ertheilen an, und setzte sein Elaboratorium fort bis zu seinem Tode, jedoch band er sich in den letzten Jahren nicht an bestimmte Stunden.

Die Bergbaukunst las er das erstemal in einem Jahre; späterhin theilte er sie in drei Jahrescursus, und ungefähr in den letzten achtzehn Jahren in zwei Cursus, wovon der eine die gemeine, der andere die mechanische Bergbaukunst begriff. Zur Bergbaukunde haben wir außer dem, was sein Werk: „Neue Theorie der Gänge," Anwendbares für den praktischen Bergbau enthält, nur einen einzigen, aber sehr schätzbaren Aufsatz: „Von den verschiedenen Graden der Festigkeit des Gesteins und der Hauptverschiedenheit der Häuerarbeiten." (Bergmännisches Journal, Jahrgang 1788, St. 1, S. 4 fg.) Durch das Aufsammeln der empirischen Kenntnisse des Bergmanns, durch Aufstellung derselben unter bestimmte Gesichtspunkte, durch eine wissenschaftliche Gestaltung des Ganzen, durch Einführung einer bestimmten wissenschaftlichen Sprache, durch Verbindung von Lehren aus der Geognosie und der Mechanik mit der Bergbaukunde, durch die oben genannte Unterweisung in Aufsätzen über Gegenstände des Bergbaues brachte er wissenschaftlichen Sinn unter die zahlreiche Classe der Bergleute, und befähigte junge Officianten, über alle Theile des praktischen Bergbaues sich klar und wissenschaftlich auszudrücken und genügende Berichte über wirkliche Vorfälle und getroffene Abänderungen abzustatten.

Nachdem er die Vorträge über Bergbaukunde von den Vorlesungen über Mineralogie getrennt hatte, schied er nun auch sehr bald die wissenschaftliche Belehrung über die Fossilien (die einfachen, sichtbar nicht gemengten Mineralien), und über die Gebirge und Gebirgsarten. Im vierten oder fünften Lehrjahre, also 1779 oder 1780, hielt er zum erstenmale Vorlesungen über die Gebirgslehre, welche er späterhin und zwar zuerst im Jahre 1785 in erweiterter und wissenschaftlicher Form unter dem Namen

Geognosie vortrug. Zum Leitfaden für die Vorträge über die letztere bediente er sich eines von ihm entworfenen Aufsatzes, welcher, nach einer von ihm selbst herrührenden Notiz, im J. 1777 schon der Presse übergeben war. Der Abdruck muß unterbrochen worden seyn, der Aufsatz ist nicht erschienen und wahrscheinlich ganz verloren gegangen. Zehn Jahre später, im J. 1787, ließ einer seiner Freunde zu Dresden auf 28 Quartseiten drucken: „Kurze Classification und Beschreibung der verschiedenen Gebirgsarten." Zu dieser kleinen Schrift bekannte er sich aber und berief sich späterhin auf sie in seinen Streitigkeiten über die Entstehung des Basalts. — Die Lehre von den Fossilien (bald darauf von ihm Oryktognosie genannt) trug er vor, in dem präparativen Theile, nach seiner Abhandlung über die äußern Kennzeichen der Fossilien; in dem applicativen Theile aber, nach Cronstedt's Mineralogie. Werner sagt in seiner Vorrede zur Uebersetzung dieses Buchs: „er habe bei seinen auf der Bergakademie zu haltenden Vorlesungen über die Naturgeschichte der Fossilien nöthig gehabt, unter den über diese Wissenschaft geschriebenen Lehrbüchern eins auszuwählen. Seine Wahl sey auf die deutschen Uebersetzungen von Cronstedt's „Försök till Mineralogie" (von Wiedemann und Brünnich) gefallen. Die großen Fehler dieser Uebersetzungen hätten ihn veranlaßt, die schwedische Sprache zu erlernen und eine eigene Uebersetzung auszuarbeiten. Von dieser kam der erste Theil 1780 heraus unter dem Titel: „Axel von Cronstedt's Versuch einer Mineralogie. Auf's Neue aus dem Schwedischen übersetzt und nächst verschiedenen Anmerkungen vorzüglich mit äußern Beschreibungen der Fossilien vermehrt von Abr. G. Werner," Leipzig, 1780.

Von dieser Zeit an beschloß er die Gebirgslehre und die sogenannte Mineralogie ein Jahr um's andere zu lesen und machte im Jahre 1780 mit Vorlesungen über diese den Anfang. Außer den Vorlesungen über die genannten drei Wissenschaften hielt er auch im zweiten Lehrjahre Vorlesungen über mineralogische Geographie von Ungarn, legte denselben Born's Briefe zum Grunde, und zeigte dabei eine Suitensammlung vor, nach Anleitung dieses Buches geordnet.

Diese Nachrichten sind großentheils von Blöde ent-

lehnt *); sie beurkunden den großen Fleiß Werner's und seine Thätigkeit für die Akademie in dieser Periode schon hinlänglich. Die Wichtigkeit und Fruchtbarkeit aber dieser fünf Jahre von Werner's Anstellung in Freiberg bis zur Herausgabe von Cronstedt's Werke erhellt noch mehr durch die Bemerkung, daß er in dieser Zeit die Mineralogie in fünf Doctrinen, deren Bestandtheile bis dahin chaotisch unter einander lagen, von einander schied, jeder ihre Grenzen anwies, in jeder die Begriffe bestimmte und ordnete und diese an sorgsam gewählte Worte band, daher für jede eine Kunstsprache einführte. Er schrieb im Jahre 1778 eine Abhandlung: „Von den verschiedenen Mineraliensammlungen, aus denen ein vollständiges Mineraliencabinet bestehen soll" (Sammlungen zur Physik und Naturgeschichte. Lpzg., 1str. Bd., 4tes Stück), in welcher er fünf verschiedene Sammlungen als nöthig erklärte. Jene fünf Wissenschaften sind Oryktognosie, chemische Mineralogie, Geognosie, geographische Mineralogie, technische oder ökonomische Mineralogie.

Wieviel die erst genannte Wissenschaft durch ihn bis zu diesem Zeitpunkte gewonnen hatte, davon legt die Uebersetzung des ersten Theils von Cronstedt's Versuche Zeugniß ab. Mit diesem verwirft er die bis dahin beliebte Abtheilung der ersten Classe der Fossilien in Erden und Steine, und wirft den Sand, die gemengten Steinarten, die Versteinerungen, die gemengten Erze, die Naturspiele, die Bildsteine, die Steine und Producte aus Thieren und Pflanzen aus dem Mineralsysteme heraus. Von ihm nimmt er die Eintheilung des ganzen Mineralreichs in vier Classen an, in erdige, salzige, brennliche und metallische Mineralien, nach den Grundbestandtheilen, die vorwaltend in die Mischung der Mineralien eingehen, und erklärt sich sehr bestimmt über die Begriffe: vorwaltend, Grundbestandtheile und Bestandtheile; — da aber Cronstedt die Bestimmung der Fossilien nach äußern Kennzeichen sehr oft vernachlässigt hatte, so setzte er äußere Beschreibungen nach der Methode, welche er in seiner Schrift über die äußerlichen Kennzeichen bestimmt hatte, hinzu, ordnete darnach

*) Nekrolog von A. G. W., vorgelesen in der mineral. Gesellschaft zu Dresden, und im 2ten Bde. der Schriften derselben abgedruckt.

die Fossilien richtiger, vermehrte die Zahl der speciellen äußern Kennzeichen und fügte ein neues generisches hinzu, nämlich die Gestalt der abgesonderten Stücke *). Ueber die Wahl der Benennungen schreibt er die beherzigenswerthen Worte: „Ich bin zu sehr von der Verwirrung, welche die Erfindung neuer Namen, die in unsern Zeiten (1780) bei verschiedenen Schriftstellern, welche vermuthlich eine Originalität darin suchen, fast zur Sucht geworden ist, in der Mineralogie verursacht, und von dem Nachtheil, welcher dieser Wissenschaft daraus erwächst, überzeugt, als daß ich mich nicht, so viel als mir nur immer möglich gewesen, in Acht genommen haben sollte, neue Benennungen zu brauchen. Ich habe vielmehr unter der großen Menge alter Namen diejenigen ausgesucht, welche mir einem Fossil am angemessensten schienen, oder auch am gewöhnlichsten und von den besten Schriftstellern zur Benennung desselben gebraucht wurden. Nur in den höchst wenigen Fällen habe ich neue Benennungen gemacht, wenn ein Fossil entweder noch gar keine, oder eine unschickliche Benennung, oder auch eine mit einem andern Fossil gemein hatte."

Da übrigens über die verschiedenen Wissenschaften, in welche er die gesammte Mineralogie getheilt hatte, noch keine Lehrbücher vorhanden waren, so fügte Werner seinen Beschreibungen noch verschiedene Anmerkungen bei, über die Lagerstätte und das Vorkommen der Gattungen und Arten, ihre gewöhnlichen Geburtsörter, besonders in Sachsen, ferner ihren Gebrauch, auch wol einige besondere Eigenschaften derselben, oder auch ihr Verhalten in der Chemie, endlich auch die vorzüglichsten Schriftsteller, welche ein Fossil ganz oder zum Theil abgehandelt haben. Auf diese Notizen legte er indessen selbst einen viel geringern Werth als auf die wissenschaftlichen Beschreibungen, durch welche, wie durch Hinzufügung der eignen systematischen Anordnung der erdigen Fossilien, wie er sie damals gemacht hatte, die Uebersetzung des Cronstedt'schen Versuchs einen viel höhern Werth bekam.

*) Eine um diese Zeit oder etwas später geschriebene Erklärung der Gestalt der abgesonderten Stücke, eines noch nicht beschriebenen generischen Kennzeichens der festen Fossilien, ist abgedruckt in der kleinen Sammlung berg- und hüttenmännischer Schriften, von A. G. Werner. (Leipz., Vogel, 1811.)

Die Uebersetzung sollte in vier Theilen herauskommen. Es ist aber bei dem ersten Theile geblieben, weil durch seine fernere Bearbeitung der Oryktognosie dieselbe in jeder Hinsicht eine so veränderte Gestalt bekam, daß die Uebersetzung eines auf diese Weise unbrauchbar gewordenen Lehrbuches eine nutzlose Arbeit würde gewesen seyn *).

Ueber seine wissenschaftliche und akademische Thätigkeit in diesen ersten fünf Jahren wollen wir nur noch zweierlei bemerken. Die Mineraliensammlung der Akademie war bei dem Antritte seines Lehramts noch sehr unbedeutend. Am wenigsten war dieselbe für seine Kennzeichenlehre eingerichtet und zureichend. Er sammelte und brachte durch Kaufen, Eintauschen und durch Geschenke bald eine eigne bedeutende Sammlung zu Stande, um durch Vorzeigen derselben zu ersetzen, was in der öffentlichen fehlte. Auf seine Veranlassung aber wurde von dem Oberbergamte an alle Bergamtsreviere die Verordnung gegeben, „von allen vorkommenden schönen und seltnen Fossilien eine Anzahl Exemplare an die Bergakademie einzusenden," wovon Werner mit Genehmigung des Oberbergamtes eine Mineralienniederlage etablirte, aus welcher die besten Exemplare zu dem akademischen Cabinet, die übrigen aber zum Tausch und Verkauf genommen wurden. Diese Anstalt ist fernerhin sehr erweitert worden und hat große Dienste geleistet. Sie bekam einen eignen Administrator, und Werner ward von dem Ertrag eine tantième zugestanden, welche er aber stets den Administratoren überließ. Für seine eigne Sammlung scheute er schon damals keine Kosten. Späterhin bekam er große Sendungen von Mineralien durch seine Schüler und Verehrer aus den Ländern ihrer Heimath und auf Reisen gesammelt. Er erwähnt selbst bei der Abhandlung über den Chrysolith **) einer reichen Sendung Edelsteine von seinem Freunde Hawkins. Einer frühern Sendung von böhmischen und ungarischen Gebirgsarten durch die Brüder D'Elhuyar aus Logrono in Spanien

*) Doch ist die Uebersetzung beendigt worden und hat sich unter den nachgelassenen Papieren gefunden.

**) Sie wird weiter unten näher bezeichnet werden.

verdankt die Beschreibung derselben in der Sammlung berg- und hüttenmänn. Schr., S. 155 fg., ihr Entstehen. — Seine wissenschaftlichen Fortschritte und die vermehrten Sammlungen standen fortdauernd in einer genauen Wechselwirkung. Der verbesserte Vortrag der Oryktognosie und Gebirgslehre machte größere, wohlgeordnete, planmäßige Sammlungen nothwendig. Der Zufluß von Mineralien gab Gelegenheit zu mehren Beobachtungen, Vergleichungen, Bestimmungen, erweiterte und berichtigte die Wissenschaft. Der große Gewinn ward in der Folge erst recht bemerkbar.

Die Begründung einer neuen Wissenschaft, die Umbildung zweier Aggregate von Notizen zu wissenschaftlichen Doctrinen, die Eintheilung der gesammten Mineralogie in fünf Wissenschaften, die Einrichtung der genannten Anstalt und der beiden Sammlungen gibt einen Begriff von Werner's Thätigkeit in dieser Periode, zu welcher wir auch noch rechnen müssen, daß er die Erlernung der schwedischen Sprache zu seinem Privatstudium gemacht hatte und sich auch im Winter $17\frac{79}{80}$ wöchentlich in zwei Abendstunden mit der cursorischen Lecture mehrer römischen Schriftsteller, gemeinschaftlich mit einem gelehrten Arzte in Freiberg, Dr. Bidermann, beschäftigte.

So große und anhaltende geistige Anstrengungen konnten nicht anders als nachtheilig auf den Körper wirken, und es ist daher nicht zu verwundern, daß Werner hypochondrische Anfälle bekam. Bei seinem Befahren der Gruben dauerte, da er immer für sich selbst Beobachtungen anstellte und seine Schüler, von welchen ihn stets einige begleiteten, zu Beobachtungen anleitete, die Spannung des Geistes fort. Hierzu die Abneigung vor Arbeiten, welche sein Amt als Bergakademie-Inspector von ihm foderte, zumal da er bei denselben gedrängt ward. Er hielt daher in diesem Jahre (1780) um das erledigte Amt eines Oberhüttenraiters zu Freiberg an. Sein Gesuch ward ihm zum Heil der Wissenschaften und der Bergakademie abgeschlagen; aber es ward ihm für jene Arbeiten ein Gehülfe gegeben an Karl Immanuel Löscher, der sich nachher durch mehre bergmännische Schriften, noch mehr durch Fertigung von Krystallmodellen bekannt machte. Mit dessen Hülfe scheinen auch manche jener Arbeiten in Ordnung gekommen zu seyn, und späterhin

bekamen die vermehrte Bibliothek, Modell- und Mineraliensammlung ihre eignen Aufseher, wodurch auch die Vorzeigung der einen oder andern an Fremde Werner abgenommen war. Er konnte sich ruhiger seinen Arbeiten als Lehrer und Gelehrter widmen. Das geschah denn auch. Hatte er schon bisher und namentlich vom Jahre 1778 an, nachdem er über Mineralogie, Gebirgslehre und Bergbaukunde besondere Vorlesungen gehalten und Ausarbeitungen über die zur letztgenannten Wissenschaft gehörigen Gegenstände vorgeschlagen und eingeführt hatte, kräftig auf vollkommnere Organisation und Ausbildung der Akademie eingewirkt, so verging von nun an fast kein Jahr, in welchem er nicht zweckmäßige Veränderungen der Lehrpläne, der Unterrichtsmethode, der Disciplin, der praktischen Ausbildung der Zöglinge, der Aufstellung der Apparate und Sammlungen in Vorschlag und Gang gebracht hätte. Auch wendete er nun, da für die dringendsten Bedürfnisse der akademischen Zöglinge hinlänglich gesorgt war, seinen Fleiß auf verwandte, dem sächsischen Bergmanne höchst wichtige Wissenschaften.

Es wird hier eine Uebersicht der wissenschaftlichen Untersuchungen an ihrem Orte seyn, welchen er von dieser Zeit an bis an's Ende seines Lebens als akademischer Lehrer, als Mineralog, als Berg- und Hüttenmann Fleiß und Nachdenken vorzüglich widmete, deren Resultate zum Theil in besondern Vorlesungen, zum Theil durch kleinere und größere Druckschriften bekannt wurden. Von den letztern wollen wir nur diejenigen, auf welche wir weiter unten nicht zurückkommen, hier namhaft machen.

Im Jahre 17$\frac{81}{82}$ las er zum erstenmale mineralogische Geographie nach einer angelegten Suitensammlung. Bis zum Jahre 1785 entwickelte er die Grundzüge der von ihm geschaffenen Geognosie. Von 1788 an hielt er mehrmals Vorlesungen über die Eisenhüttenkunde, welche er ebenfalls aus einer chaotischen Zusammenhäufung von allerhand empirischen Kenntnissen zum Range einer Wissenschaft erhob. Was er indessen dafür geleistet hat, ist nur den Wenigen genau bekannt, welche diese Vorlesungen gehörig benutzt haben. Er selbst hat nichts Zusammenhängendes darüber niedergeschrieben, wenigstens nichts von Bedeutung hinterlassen, und keiner seiner Schüler hat, wie es in Ansehung anderer Vorträge geschehen ist, diese Vorlesungen dem Druck übergeben. Schon früher

hatte er viel über das Schmelzwesen überhaupt gedacht und zum Theil geschrieben, wie die große Anzahl von Anmerkungen zu Klinghammer's Grundsätzen des Schmelzwesens (Kleine Sammlung mineral. berg- und hüttenm. Schriften) beweist. Auch dankt ihm das Hüttenwesen eine Verbesserung des Zinnschmelzens und mehre glückliche, zum Theil in Ausführung gebrachte Ideen. Von seinen metallurgischen Versuchen zeugt unter andern auch: „Beschreibung einer Suite böhmischer und ungarischer Gebirgsarten, nebst dazugefügten erläuternden Anmerkungen.“ Diese sind metallurgischen und mineralogischen Gehalts (Kleine Samml. mineralog. berg- und hüttenm. Schriften). Bis zum Jahre 1792 beschäftigten ihn vorzüglich die Arbeiten über die neptunische Entstehung der Gebirgsarten, namentlich des Basaltes und der Flötztrappformation; die Darstellung der Schichtungs- und Lagerungsverhältnisse; die Entstehung und Ausfüllung der Gänge, die Bestimmung der Gangformationen, besonders der Gangformationen des freiberger Reviers und der einzelnen Formationsverhältnisse; die Theorie der Steinkohlengebirge und der Vulkane. In den beiden folgenden Jahren die nähere Bestimmung der Uebergangsgebirge. Gleichzeitig bearbeitete er bis 1785 die Lehre von den Häuerarbeiten und Grubenbauen; 1792 die Lehre vom Grubenausbau (Mauerung und Zimmerung) und Aufbereitung. Mit Beziehung auf den ersten Gegenstand ist der oben angeführte Aufsatz geschrieben: „Von den verschiedenen Graden der Festigkeit des Gesteins rc.“ Von 1795 an beschäftigte ihn die genauere Entwicklung seiner classificatorischen Grundsätze und die Einführung der Sippschaften in sein System, sowie die weitere Ausbildung der Geognosie; von 1797 an die Anleitungen zu geognostischen und petrographischen Untersuchungen. Im Jahre 17$\frac{98}{99}$ las er zum erstenmale Encyklopädie der Bergwerkskunde. Seine Schrift (siehe die oben angeführte kleine Sammlung): „Skizze zu einer Encyklopädie der Bergwerkswissenschaften,“ ist von früherem Datum. Im folgenden Lehrjahre über Versteinerungslehre. Von 1800 an über sächsische Bergwerksgeschichte und Geographie, von 1803 an über Literargeschichte der Mineralogie, und von 1812 über Bergwerksadministration. Von diesen Vorlesungen wurden jedesmal nur diejenigen gehalten, zu welchen sich bei hinlänglicher Muße und Gesundheit eine

gehörige Anzahl Zuhörer fand. In dem bezeichneten Zeitraume war er zugleich bis 1800 mit der Lehre von dem Wasserhaushalt, und von 1800 an mit der Krystallographie oder den Systemen der Krystalle beschäftigt, von welchen er insbesondere mit dem Tesseralsystem zu Stande kam, welches er, von dem eigentlichen Würfel ausgehend, durch alle Abänderungen verfolgend, in einen Kreis zeichnen ließ. Was er übrigens in diesem ganzen Zeitraume für Oryktognosie gewirkt und zum Theil auch durch den Druck bekannt gemacht hat, das soll zunächst genauer dargestellt werden. Hier bemerken wir nur chronologisch, daß er vom Jahre 1807 an mehre Privatpersonen und Vorsteher von wissenschaftlichen Instituten im In- und Auslande durch zahlreiche Mineraliensendungen für Mineralogie und Mineraliensammeln enthusiasmirte und dahin arbeitete, dem Studium der Mineralogie namentlich in Sachsen auch nach seinem Tode gewisse feste Punkte vorzubereiten. Bis 1810 war sein Fleiß vorzüglich auf die Bergmaschinenlehre und späterhin auf das Bergcameralwesen gerichtet.

Wir haben diese allgemeine Uebersicht der angestrengten und ausdauernden Beschäftigung mit seinen Hauptwissenschaften, der Erfüllung seiner Pflichten als Lehrer und Gelehrter, als Bildner praktischer Bergleute vorausgehen lassen. Was er zur Vollendung seines oryktognostischen Systems und für die von ihm geschaffene Geognosie gethan hat, was von ihm als Mitglied des Oberbergamtes für die Akademie und den Bergbau geleistet worden ist, was er als Sprach- und Geschichtsforscher, Literator, Archäolog, Numismatiker versucht hat, soll nun einzeln dargestellt werden.

Bekanntlich hat Werner keine Schrift in Druck gegeben, welche die ganze Oryktognosie umfaßte und uns durch seine eigne Feder mit seinen Bestimmungen aller Hauptpunkte, mit seiner systematischen Anordnung und seinen Ansichten des Einzelnen ausreichend bekannt machte. Nachdem er die Abhandlung von den verschiednerlei Mineraliensammlungen, aus denen ein vollständiges Mineraliencabinet bestehen solle, im Jahre 1778 bekannt gemacht, und in dem „ausführlichen und systematischen Verzeichniß des Mineraliencabinets des Berghauptmanns Pabst

von Ohain" (s. o.), das in jenem Aufsatze aufgestellte Ideal zur Ausführung gebracht hatte, oder vielmehr unter seiner Anleitung die Herren Karsten und Hofmann das Verzeichniß hatte fertigen lassen, schrieb er in Beziehung auf Oryktognosie nur kleine Aufsätze über einzelne Fossilien, welche er sämmtlich in das Bergmännische Journal einrücken ließ. Doch ist sein oryktognostisches System durch seine Schüler der Hauptsache nach im In- und Auslande genugsam bekannt geworden. Wie viele Lehr- und Handbücher seines Systems auch ohne sein Mitwirken oder auch nur Mitwissen, zum Theil zu seiner großen Unzufriedenheit, herausgekommen sind, so haben wir doch Eins, um welches er gewußt, das er theilweise durchgesehen, das er gebilligt hat. Es ist des Inspector Hofmann's „Handbuch der Mineralogie," dessen erster Theil 1811 erschien.. Hofmann war einer der vorzüglichsten Schüler Werner's. Seiner ist schon oben bei dem Verzeichniß von dem Pabst von Ohain'schen Cabinet gedacht worden. Er lebte fast dreißig Jahr in Werner's Nähe, war ein Mann von seltner Gabe des reinen Auffassens fremder Ideen und von ungemeiner Klarheit in seinen Vorstellungen und Darstellungen. Das Werk, welches in vier Bänden von 1811 bis 1818 (Freiberg, bei Craz und Gerlach) erschienen ist, war zwar bei Hofmann's 1813 erfolgtem Tode kaum zur Hälfte vollendet, aber es bekam einen Fortsetzer, der nicht minder vertraut mit dem System des Meisters und von gleich großer Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit in seiner Arbeit war, den dermaligen Edelstein-Inspector Breithaupt, seit jener Zeit vortheilhaft bekannt durch selbständiges Wirken für die Wissenschaft. Hofmann kündigte in der Einleitung des genannten Handbuchs als einen Hauptzweck an: „die Werner'schen Angaben und Bestimmungen in ihrer Reinheit liefern, und alles Fremdartige, was von andern hinzugesetzt, und von dessen Richtigkeit er nicht vollkommen überzeugt wäre, abscheiden zu wollen." Auch stimmt dasselbe in dem applicativen Theile mit der Anordnung, welche Werner seinem großen und herrlichen oryktognostischen Cabinet gegeben hat, und mit dem letzten Mineralsystem Werner's *), das nach dessen Tode herausge-

*) A. G. Werner's letztes Mineralsystem. Aus dessen Nachlasse

geben ward, vollkommen überein und findet darin die Gewährleistung seiner Richtigkeit. Wir haben aber auch über eine Hauptlehre des präparativen Theils von Werner's Oryktognosie ein eignes Werk von ihm, wider seinen Willen gedruckt, obwol von ihm für den Druck bestimmt. Ich meine seine „Classificationslehre." Die Herausgabe derselben war nur noch durch einige rückständige Tabellen aufgehalten, und sollte unter des Hofrath Böttiger's Vermittelung bei Cotta erfolgen. Werner theilte das Manuscript auf einer Reise durch Prag im Jahre 1816 dem Herausgeber des Hesperus mit. Dieser nahm ohne Werner's Mitwissen eine Abschrift davon, und ließ diese in dem September-, October- und Novemberhefte des genannten Jahres drucken. Werner war über die Nachricht davon nicht auf die angenehmste Weise überrascht. Da er indessen die Authenticität dieser Schrift keineswegs abgeleugnet hat, so sind wir doch im Stande, mehre Hauptpunkte seines oryktognostischen Systems mit seinen eignen Worten angeben zu können. Die 44ste Nummer des Hesperus von 1816 enthält die allgemeinen Classificationsgrundsätze. Nr. 48 macht uns mit den Grundsätzen der oryktognostischen Classification der Fossilien bekannt. Aus diesem Capitel heben wir zuerst die „Definition der Oryktognosie" aus. „Sie ist," nach Werner, „diejenige mineralogische Doctrin, welche uns die Fossilien in einer natürlichen Ordnung unter festgesetzten Benennungen und durch gehörig bestimmte Kennzeichen leicht und sicher erkennen und das Ganze ihrer natürlichen Verschiedenheiten systematisch überschauen lehrt." „Die Fossilien sind das Object" — so wie der Doctrin überhaupt, so — „einer zum Zweck des Studiums der Oryktognosie zu entwerfenden Classification. Fossilien sind aber diejenigen selbständigen, mechanisch einfachen, chemisch zusammengesetzten, unbelebten natürlichen Körper, welche miteinander den festen Erdkörper ausmachen und in oder unter der Oberfläche desselben gefunden werden." — Nun erklärt er sich über jeden Bestandtheil dieser Erklärung und nimmt dabei unverkennbar Rücksicht

---

auf Oberbergamtliche Anordnung herausgegeben, mit Erläuterungen versehen von Breithaupt und Köhler und mit einer Vorrede von Freiesleben. Freiberg und Wien, 1817.

auf ihm gemachte Einwürfe. Chenevix *) in seiner überscharfen und unbilligen, zum Theil unrichtigen Kritik wirft ihm unter Anderem vor, daß er den Heliotrop und Prasem, dessen mechanische Mischung sichtbar sey, unter die mechanisch einfachen Körper rechne. Werner sagt: „Bei einigen mechanischen Zusammensetzungen von Fossilien sind die Theile so fein, und die Gemenge so innig, daß jene gemeiniglich nicht mehr erkennbar für das Auge sind, sondern daß dergleichen Zusammensetzungen dem Gesichte einfach erscheinen. Solche Fossilien müssen daher als mechanisch einfach angenommen, wenigstens präsumirt werden; sie gestatten keine andere als eine oryktognostische Betrachtung, und müssen also unter den übrigen Gegenständen der Oryktognosie betrachtet und aufgeführt werden. Dergleichen innige Gemenge sind Prasem, Heliotrop, Ziegelerz u. a." Mit Beziehung auf den Vorwurf: er nehme flüssige Körper unter die Fossilien auf, heißt es: „Der Zusatz: die den festen Erdkörper ausmachen und in oder unter seiner Oberfläche gefunden werden, zieht die Grenze zwischen dem Atmosphäril und Fossil; als welche außerdem durch das Wort — flüssig für das erstere, und — fest für das andere — nicht scharf genug bestimmt wäre. Denn wir haben unter den Atmosphärilien doch auch feste, als Eis und Schnee, und unter den Fossilien auch flüssige, das gediegene Quecksilber und Bergöl, welche jedoch, die einen und die andern, immer als Ausnahme von der Regel zu betrachten sind. Aber Schnee und Eis wird über, und gediegen Quecksilber und Bergöl unter der Erde gefunden, und constituiren die beiden ersten, durch warme Temperatur sich schnell auflösenden Körper nicht eigentlich den festen Erdkörper. Erstere beide sind also Atmosphärilien, und letztere Fossilien."

Bei Darstellung des Zwecks der Oryktognosie sagt er: „Erkennung der Fossilien ist und bleibt der Hauptzweck der Oryktognosie. Die oryktognostische Classification der Fossilien muß diese unterstützen und erleichtern. Sie thut es durch gehörige und richtige Auffindung und Aufstellung des oryktognostischen Classificationsgrundes,

*) Annales de Chimie. Tom. 65. Janv., Févr., Mars, pag. 40.

durch gehörige und vollständige Entwicklung und Aufhellung der darin liegenden Verschiedenheiten, und durch Zusammenstellung der oryktognostisch verwandten, folglich weniger verschiedenen und folglich auch schwerer zu unterscheidenden Fossilien; — es ist demnach die oryktognostische Classification der Fossilien eine systematische Aufstellung von diesen natürlichen Körpern, in Rücksicht auf deren natürliche Verschiedenheits- und Verwandtschaftsverhältnisse, und zwar nach den sowol untereinander als nebeneinander geordneten Verschiedenheiten, welche die Fossilien in der Untersuchung dieser Verhältnisse der Betrachtung darbieten."

„Der Classificationsgrund sind also die natürlichen Verschiedenheiten und Verwandtschaftsverhältnisse der Fossilien. Natürliche Verschiedenheiten sind die, welche wir in denjenigen ihrer Eigenschaften, und vorzüglich der Gesammtheit derselben bei einzelnen Fossilien wahrnehmen, wodurch sie sich unserer sinnlichen Betrachtung darstellig machen. Aeußere Kennzeichen. Der Grund der natürlichen Verschiedenheiten der Fossilien, besonders der ausgezeichneten, liegt in der innern und ganz vorzüglich chemischen Zusammensetzung dieser natürlichen Körper. Diese Zusammensetzung kann jedoch nicht unmittelbar durch die Sinne erkannt werden und folglich für sich weder zu der Erkennung, noch der Classification dienen. Aber die Verschiedenheiten dieser Zusammensetzung sind von Natur in den Fossilien durch äußere oder sinnliche Eigenschaften so deutlich ausgedrückt und bezeichnet, daß man sich sehr füglich und sicher dieser letztern sowol für die Erkennung als auch zur Classification bedienen kann. Auch die geognostischen Verwandtschaften der Fossilien, d. h. das Miteinandervorkommen derselben, haben meist ihren Grund in chemischen Verhältnissen dieser Körper, und dienen alsdann die oryktognostischen Verschiedenheits- und Verwandtschaftsverhältnisse der Fossilien zu erläutern und zu bestätigen."

„Nach Bestimmung sowol des Objects als auch des Grundes der oryktognostischen Classification ist die Gattirung der oryktognostischen Classificationsmasse, d. i. die Abtheilung und Bestimmung der Gattungen von Fossilien, das nächst folgende und zugleich von der ganzen Classification das wichtigste Geschäft. Nur allein dadurch wird eine hinlänglich auszeichnende Charakterisirung mög-

lich; auf dieser aber beruht die leichte und sichere Erkennung der Individuen der Fossiliengattungen, der wichtigste Zweck der Oryktognosie. Gattungen der Fossilien sind aber diejenigen sehr wesentlichen speciellern classificatorischen Verschiedenheiten dieser natürlichen Körper, welche jede für sich durch die bezeichnendsten äußern Kennzeichen charakterisirt, und folglich, mehre derselben gegen einander gehalten, sehr ausgezeichnet verschieden sind, — wo aber die zu einer Gattung gehörigen Fossilien nur durch wenige und minder bedeutende Kennzeichen sich unterscheiden, durchaus in einander übergehen, und ein vollkommen geschloßnes, naturhistorisches Ganzes ausmachen."

„Die gesammten Charaktere, in welchen die nächsten classificatorischen Verschiedenheiten einer Fossiliengattung übereinkommen, constituiren den vollständigen Gattungscharakter derselben. Zu diesem gehören

A. von äußern Kennzeichen der Fossilien: Farbe, äußere Gestalt, besonders Krystallisation, Art des Glanzes, Bruch, besonders die bestimmten Durchgänge desselben, Gestalt der Bruchstücke, besonders der regelmäßigen, Gestalt der abgesonderten Stücke, Durchsichtigkeit, Strich, Härte, Festigkeit, Biegsamkeit, Anfühlen d. i. Fettigkeit oder Magerkeit, Schwere, Geruch, Geschmack."

Nach dieser Angabe der äußern Kennzeichen folgt eine Rechtfertigung, daß er die Farbe zu den charakterisirenden Kennzeichen rechne.

B. „Verschiedene chemische Kennzeichen, als Auflösbarkeit in nassen Auflösmitteln, Tingirung derselben, Aufbrausen mit Säuern, Verflüchtigung im Feuer, Schmelzbarkeit, Aufschwellen im Feuer u. a."

C. „Mehre physikalische Kennzeichen, als Elektricität, Magnetismus, Phosphorescenz, Zerspringen im Wasser."

D. „Das geognostische, und auch wol

E. das geographische Vorkommen solcher Gattungen."

„Alle diese vier hier bemerkten Verhältnisse können wenigstens als suppletorische und adjunctorische bei der Bestimmung der Fossiliengattungen betrachtet und gebraucht werden."

„Das zweite Entwickelungsgeschäft (Nr. 52) in der oryktognostischen Classification der Fossilien ist die Gradirung der abgetheilten Gattungen. Unter Gradirung

wird aber die Aufsuchung und Bestimmung der höhern und niedern (d. i. der allgemeinern und speciellern) classificatorischen Verschiedenheiten der gattirten oryktognostischen Classificationsmasse — als unter welche erstere sich die aufgefundenen Fossiliengattungen bringen, und in welche letztere sie sich noch weiter abtheilen lassen — verstanden. Eine oryktognostische Gradirung hat es also mit der Bestimmung der Classificationsstufen der Fossilien und ihrer Glieder zu thun. Die sowol höhern als niedern Classificationsstufen ergeben sich aus den in der gattirten Classificationsmasse auffindlichen Stufencharakteren. Betrachtet man die gesammten bekannten Fossiliengattungen in dieser Hinsicht, so zeigen sich erst, was die höhern Classificationsstufen betrifft, einige sehr wenig ausgezeichnete, ganz allgemeine Abtheilungen, die keine höhern, als genus summum — das Mineralreich — über sich haben. Es sind folglich Classen."

„Classen der Fossilien sind demnach die generellsten classificatorischen Verschiedenheiten dieser natürlichen Körper, welche durch ihre Charaktere im Vergleich mit den Gattungen zwar etwas minder als diese, jedoch nach ihnen durch die mehrsten und wichtigsten Charaktere, immer aber durch sehr generelle Abtheilungen derselben ausgezeichnet sind. Alle Kennzeichen, worin die Unterschiedenheiten einer Fossilienclasse übereinkommen, constituiren auch hier wiederum den Gesammtcharakter derselben. Die Kennzeichen sind vorzüglich äußere, dann aber auch hier wieder einige chemische, das geognostische Vorkommen, und die oryktognostische Verwandtschaft. Der Classen sind vier: die erdigen, salzigen, brennlichen, metallischen Fossilien."

„Die Gattungen der verschiedenen Fossilienclassen (Nr. 54) treten aber in jeder dieser Classen wieder nach ihrer oryktognostischen Verwandtschaft in verschiedene Gruppen zusammen, die auch außerdem noch durch gewisse weniger wesentliche äußere Kennzeichen schwach charakterisirt sind. Die Gruppen machen die Geschlechter der Fossilien aus. Die Verbindung zu Geschlechtern wird auch außerdem noch durch die geognostischen Verwandtschaften unterstützt."

„Die Geschlechter sind also die classificatorischen Verschiedenheiten derselben von mittlerm Allgemeinheitswerthe (d. i. zwischen Classen und Gattungen stehend), welche

zwar durch äußere Kennzeichen ungemein schwach, und unter allen untereinander geordneten classificatorischen Verschiedenheiten am wenigsten unterschieden, aber vorzüglich durch mehre oryktognostische und geognostische Verwandtschaft der begreifenden Gattungen ausgezeichnet sind."

„Die Classe der erdigen Fossilien stellt acht Geschlechter auf, das Demant-, Zirkon-, Kiesel-, Thon-, Talk-, Kalk-, Baryt-, Hallithgeschlecht. Die Classe der metallischen Fossilien einundzwanzig."

Mit Aufzählung der metallischen Fossilien schließt sich im Hesperus die Werner'sche Classificationslehre. Entweder hat der Herausgeber die letzten Bogen nicht erhalten, oder nicht Zeit gehabt, sie abzuschreiben. Das Letztere wird wahrscheinlich, weil schon gegen das Ende mancherlei Widersprüche vorkommen, welche von Eile zeugen. Ich bezeichne das Fehlende nach dem Hofmann'schen Handbuche. Vorher nur noch die Selbstvertheidigung Werner's, daß er den Demant an die Spitze der erdigen Fossilien stellt.

„Der Demant, dieses so merkwürdige und noch immer so wenig gekannte Fossil, ist von der Natur im Aeußern ganz als ein erdiges, als Stein charakterisirt. Sein geognostisches Vorkommen spricht ebenfalls für diesen Platz. Denn der Demant kommt, soviel bekannt ist, nur mit und unter andern Steinen vor, nicht aber unter brennlichen Fossilien, als wohin er neuerlich gezählt wird. Aller Gebrauch, der von ihm gemacht wird, wird von ihm als Stein gemacht. Und endlich unterstützt es keinesweges die Erkennung desselben, wenn man ihn in Vorträgen und Sammlungen zu dem Erdpech, den drei Steinkohlengattungen, dem Graphit u. s. w. setzt; wol aber, wenn man ihn zu dem schon weit ähnlichern Zirkon und übrigen Edelsteinen stellt. Mag der mineralogische Chemiker diesen Stein immer als Kohle betrachten und wohl dazu ordnen; er erlaube aber dem Oryktognosten bei der Einordnung des Demants in das oryktognostische Mineralsystem seinem Zwecke gemäß zu handeln. Auch der Orykturge wird hierin jenem folgen."

„Sowie die Unterordnung der Gattungen unter höhere Classificationsstufen die Uebersicht des Ganzen ungemein erleichtert, so macht die genaue Kenntniß und Beschreibung der einzelnen Gattungen es nöthig,

diese auch wiederum in niedrigere Classificationsstufen abzutheilen. Die wesentlichsten derselben sind die Arten und Abänderungen. Die zu einer Gattung gehörenden Fossilien stimmen selten in allen ihren äußern Kennzeichen vollkommen überein (in welchem Falle sie dann keiner weitern Abtheilung bedürfen, noch fähig sind), sondern zeigen mehrentheils bald in dem einen, bald in dem andern derselben zugleich, vorzüglich in Farbe, äußerer Gestalt, Glanz, Bruch, Absonderung, Durchsichtigkeit u. s. w., mehre oder wenigere Verschiedenheiten. Diese einzelnen Verschiedenheiten in den äußern Kennzeichen der Fossilien nennt man Abänderungen, und so viel Verschiedenheiten der Farbe, der äußern Gestalt u. s. w., bei den Individuen einer Gattung gefunden werden, so viel hat sie Abänderungen. Diese machen nicht leicht Sprünge, sondern verlaufen sich, zum Beweise ihrer Gattungsidentität, in einander, und schließen oft von mehrern Seiten an einander an. Sie bilden die niedrigste Classificationsstufe. — Wenn ein Theil der zu einer Gattung gehörenden Individuen von den übrigen derselben Gattung in mehren äußern Kennzeichen zugleich und ausdauernd verschieden sind, und sie auch wol in andern, besonders in geognostischen Verhältnissen beträchtlich von einander abweichen, so theilt man die Gattung in Arten ab, welche folglich eine Mittelstufe zwischen Gattung und Abänderung ausmachen. Manche Arten erfodern sogar zu noch bequemerer Uebersicht der darin begriffenen Abänderungen eine Abtheilung in Unterarten, sowie unter den höhern Classificationsstufen manche Geschlechter der leichtern Uebersicht wegen noch in Abtheilungen getrennt werden."

„Die dritte classificatorische Arbeit ist die Reihung oder die Nebeneinanderstellung der Glieder einer jeden Classificationsstufe in einer natürlichen Ordnung, um sie gehörig übersehen zu können. Das Anhalten dabei geben ausschließlich die Verwandtschaften und die Annäherungen und Uebergänge der Glieder zu und in einander. Unter dem Worte Uebergang versteht man hier, nach der Analogie der übrigen naturhistorischen Classification, ein Classificationsglied, das in seinen Eigenschaften zwischen zwei andern das Mittel hält; und der Ausdruck, ein Fossil geht in das andere über, will soviel sagen: das Fossil nähert sich einer andern Gattung durch eine

bei seinen Individuen allmählige Verminderung derjenigen Verschiedenheiten, welche es von dem letztern trennen; es wird sich sonach immer ähnlicher und ähnlicher, und am Ende finden sich Individuen, die zwischen beiden Gattungen genau das Mittel halten. — Bei den Verwandtschaften der Fossilien findet indeß eben so wenig eine einfache Reihenfolge statt, als bei den Verwandtschaften der übrigen natürlichen Körper. Die Fossilien schließen gegentheils immer an mehre andere zugleich an und bilden so eine Art von unregelmäßigem Körpernetze. Die Gesammtheit mehrer auf diese Art unter einander verwandten Gattungen nennt Werner eine Sippschaft. — Die Reihung ist vorzunehmen bei den höhern und niedern Classificationsstufen. Werner hat genau angegeben, warum er die Classen, die Geschlechter, die Gattungen in jedem Geschlechte, die Arten und Abänderungen so und nicht anders geordnet hat, wie sie in seinem System geordnet sind."

Die Classificationslehre ist von dem präparativen Theile des Werner'schen Systems die zweite Unterabtheilung. Ich hole ein paar Worte nach über die erste, welche die Kennzeichenlehre enthält.

Vergleicht man die Uebersicht der Gattungen von äußern Kennzeichen in dem frühern Werke Werner's von den äußern Kennzeichen der Fossilien mit der Uebersicht, welche Hofmann davon gibt, so fällt die Bereicherung dieses präparativen Theils der Oryktognosie nicht so stark in die Augen. Hier sind blos unter den Kennzeichen für das Gesicht: die Gestalt der abgesonderten Stücke, die Absonderungsflächen und der Absonderungsglanz hinzugefügt. Stellt man aber zwischen den Tafeln des frühern Werkes „über die Verschiedenheiten jeder Gattung der äußern Kennzeichen" und den Verzeichnissen derselben bei Hofmann eine Vergleichung an, so erstaunt man über die Schärfe und Genauigkeit, mit welcher Werner bei fortgesetzten Beobachtungen die feinsten Unterschiede der Kennzeichen für das Gesicht, das Gefühl, das Gehör, das Anfühlen, die Kälte, die Schwere, den Geruch, den Geschmack aufgefaßt und bezeichnet hat. Und nicht weniger bewundert man die große und übersichtliche Ordnung, in welcher er die Verschiedenheiten, die Veränderungen, die Uebergänge u. s. w. aufgestellt hat. Da von Blöde in seinem bereits angeführten Nekrolog (S.

290 in der Note) genauer angegeben worden ist, welche Verbesserungen die Kennzeichenlehre bis zum Jahre 1811 durch Werner erhalten hat, so bedarf es keiner wiederholten Vergleichung. Man wird ungewiß, ob man die Schärfe seiner Sinne, oder den ordnenden Geist, oder den unermüdlichen Fleiß im Aufsuchen und Zusammenstellen von zahllosen Verschiedenheiten für außerordentlicher und seltner halten soll. Darüber kann nur Eine Stimme seyn, daß der, bei welchem sich dieses alles vereinigt fand, dem die ganze geordnete Masse seiner aufgefundenen Merkmale gegenwärtig war, der darnach mit überraschender Schnelligkeit ein Fossil erkannte und bestimmte, das ausgezeichnetste Talent für seine Wissenschaft gehabt hat.

Auch für die Nomenclatur hatte Werner die Regeln und Grundsätze in dieser Zeit schärfer gefaßt und ausgedrückt, als in dem frühern Werke über die äußern Kennzeichen der Fossilien. „Das wesentlichste Stück bei Entwerfung einer wissenschaftlichen Nomenclatur für die natürlichen Körper sind die Namen der Gattungen. Bei Körpern, die schon früher bekannt waren und einen oder mehre triviale Namen besaßen, werden die Gattungsnamen auch in der systematischen Nomenclatur gewöhnlich aus diesen gewählt, wobei denn vorzüglich auf die frequentesten und gebräuchlichsten, insofern sie die Erfodernisse guter Namen besitzen, Rücksicht genommen wird. Bei neu entdeckten Körpern aber müssen sie ganz neu gebildet werden. Im letzten Falle ist es wohlgethan, wenn die Namen da, wo sich eine Veranlassung dazu darbietet, aus einer der todten Sprachen entlehnt werden, weil diese den Vortheil gewähren, sie in jeder andern Sprache beibehalten zu können. Bei Bildung neuer Namen hat man übrigens darauf zu sehen, daß dieselben so viel als möglich „sachrichtig, sprachrichtig, kurz, bezeichnend und ausgezeichnet seyen." — Ueber die Benennung der Fossilien nach berühmten Männern hat sich Werner in einem besondern Aufsatz erklärt: „Aeußere Beschreibung des Prehnits, nebst etlichen Bemerkungen über die ihm beigelegte Benennung, sowie überhaupt über die Bildung einiger Benennungen natürlicher Körper von Personennamen" (Bergm. Journal, Jahrg. 1790, St. 1, S. 99 fg.). In Ansehung des applicativen Theils der Oryktognosie hat Blöde (Auswahl

aus den Schriften der dresdner Gesellschaft für Mineralogie B. 1, S. 175 fg.) eine Vergleichung angestellt zwischen dem ältesten bekannten vollständigen Werner'schen Mineralsystem (Bergmännisches Journal, 1789, B. 2, S. 373 fg.) und dem oben angeführten, nach seinem Tode herausgegebenen von 18$\frac{16}{17}$. Die gezogene Parallele lehrt, daß die Zahl der Gattungen, welche Werner von 1789 bis 1816 in sein System aufgenommen hatte, von 183 bis zu 310 Nummern vermehrt worden war.

Wer Werner's Verdienste um Bekanntmachung, Beschreibung und Benennung einzelner Fossilien kennen lernen will, der darf nur, außer den von Hofmann und Karsten bekannt gemachten Charakteristiken einzelner Fossilien, und dem in Werner's Bearbeitung des Cronstedt'schen Werkes befindlichen Lehrbuche der Mineralogie, das treffliche und vollständige Handbuch der Oryktognosie von Steffens (Halle, 1817 und fg. Jahre, 4 Bände) einsehen. Steffens unterläßt bei keinem Fossil, das durch Werner zuerst und genauer bekannt worden ist, dessen dankbare Erwähnung zu thun. Das Bergmännische Journal enthält mehre Aufsätze Werner's über einzelne Fossilien: „Geschichte, Charakteristik und kurze technische Untersuchung des Apatits." Jahrg. 1788, B. 1, St. 1, S. 76 fg. Die oben angeführte Beschreibung des Prehnits: „Aeußere Beschreibung des Cyanits." Jahrg. 1790, St. 2, S. 164 fg. „Aeußere Beschreibung des Olivins, Krysoliths, Berils und Krysoberils nebst noch einigen über diese Steine, besonders den ersten, hinzugefügten Bemerkungen." Erste Hälfte. Bergm. Journal, Jahrg. 1790, St. 7, S. 54 — 94. Auch in den Leipziger Sammlungen zur Naturgeschichte und Physik finden sich: „Beschreibung einer neuen Gattung Silbererz" (Silberarsenik) Band 1, S. 454 fg. „Sendschreiben an Leske über eine besondere Erzeugung der Gypskrystalle in einer alten Halde." Bd. 2, S. 259 fg.

Der große Fleiß, der ungemeine Scharfsinn, welchen Werner fortgesetzt auf Absteckung der Grenzen der Wissenschaft, auf die Bereicherung in ihrem Innern, auf den Ausbau des Systems, auf die Bestimmung und Benennung des einzeln Hinzugekommenen, wovon uns noch das nach seinem Tode herausgegebene letzte Mineralsystem Zeugniß gibt, gewendet hat, leuchtet aus dem bisher Gesagten einem Jeden ein. Man bewundert Scharf-

sinn und Fleiß desto mehr, je tiefer man in's Detail eindringt. Doch darf auch nicht verschwiegen werden, daß gegen sein oryktognostisches System früher und später schwächere und stärkere Angriffe gemacht worden sind. Wir übergehen die frühern, von welchen die von Estner in Wien unbedeutend, die von Graf Veltheim witzig und spöttisch waren, und bleiben bei den spätern, weit ernsthaftern von Chenevix, die sich im 65sten Band der Annales de Chimie unter der Aufschrift finden: „Réflexions sur quelques méthodes minéralogiques.“ Wenn in dieser Schrift sehr vieles mit dem Anschein des Uebelwollens und mit Aristophanischer Laune gegen den nuovo Socrate nella mineralogia, wie der Ritter Napione Werner nennt, gesagt ist, so möchten doch einige Vorwürfe schwerlich ganz abzulehnen seyn, namentlich dieser, daß es dem Werner'schen System an Einheit des Princips fehle. Und wenn auch keinesweges eine solche Verwirrung der Principe stattfindet, als Chenevix nachzuweisen sucht, so erkennt doch Werner selbst in seiner Classificationslehre außer den äußern Kennzeichen auch die chemischen, wenigstens als suppletorisch und adjunctorisch zum Bestimmen der Gattungen, der Classen, der Geschlechter u. s. w. an. Geht man das System selbst durch, so finden sich allerdings mehre Gattungen und Geschlechter, ja schon die Classen nach chemischen Gründen bestimmt und bezeichnet. Es wird ungewiß bleiben, ob Werner darum sein System nicht consequent auf dem Princip der äußern Kennzeichen erbauete, weil er aus der ersten Zeit seiner Bildung eine Vorliebe für die chemisch gefundenen qualitativen und quantitativen Verhältnisse der Bestandtheile behielt, oder weil er die äußern Kennzeichen in der That nicht ausreichend zur Basis seines Systems fand. So viel ist aus seiner Classificationslehre zu ersehen, daß er die schon früher in der Schrift über die äußern Kennzeichen der Fossilien geäußerte Meinung nicht aufgegeben hat: „der Grund der natürlichen Verschiedenheiten der Fossilien oder der äußern Kennzeichen liege in der innern und zwar vorzüglich der chemischen Zusammensetzung dieser natürlichen Körper. Die Verschiedenheiten der Zusammensetzungen von der Natur in den Fossilien seyen durch äußere Kennzeichen deutlich ausgedrückt und bezeichnet“ (Hesperus 1816, Nr. 48,

S. 379). Vielleicht hatte er öfter als Jemand die nach äußern Kennzeichen erkannten Fossilien nachher auch chemisch analysirt oder analysiren lassen, und ward bei der seltnen Schärfe seiner Sinne und seiner großen Combinationsgabe eine genauere Uebereinstimmung des Aeußern und des Innern gewahr, als Andere. Wirklich bestimmte er öfter nach der genauern Betrachtung eines neuen Fossils die innern Bestandtheile desselben. Ein merkwürdiges Beispiel erzählt d'Aubuisson in seiner Vertheidigung Werner's gegen Chenevix (Annales de Chimie, tom. 69, p. 226). Werner habe bei seinem Aufenthalte in Paris im Jahre 1802 die Bergschule besucht, als eben Herr Descotils mit einigen Eisenerzen die chemische Untersuchung habe anstellen wollen. Werner habe die Stücke genommen, sie aufmerksam betrachtet, in der Hand gewogen und die Quantität des Eisens, welche jedes haben würde, angegeben. Herr Descotils habe d'Aubuisson versichert, die Resultate des Versuchs wären beinahe völlig übereinstimmend mit Werner's Angabe gewesen. Nach dieser seiner erwiesenen Berücksichtigung chemischer Kennzeichen ist es dem Verfasser der kurzen Biographie Werner's in der Allgemeinen Zeitung (Jahrg. 1817, Beilage 92) zu glauben, daß derselbe sich für den nächsten Winter das Studium von Berzelius Schriften und seine versuchte Classification der Fossilien vermittelst des Auffindens der Verbindungsgesetze der Urstoffe vorbehalten, und daß er G. H. Schubert's Ausgleichungsversuchen seinen Beifall geschenkt habe. Wenn aber auch zugegeben werden möchte, daß Werner's Oryktognosie die höchste wissenschaftliche Strenge abgeht, so ist es unstreitig von Chenevix und andern Gegnern Werner's eine große Uebereilung, wenn sie ihr den Namen einer Wissenschaft ganz absprechen wollen. Chenevix behauptete, die Oryktognosie sey in Freiberg nur als Kunst betrieben worden. Fast mit ihm übereinstimmend äußert sich Göthe gegen den Verfasser dieser Schrift in der einzigen Unterredung, welche diesem mit jenem vergönnt gewesen ist. „Werner's Oryktognosie," sagte er, „ist mehr eine Kunst, als eine Wissenschaft; wird von ihm mehr nach einem feinen Tact geübt, als durch Belehrung auf Andere übergetragen." Aber der feine Tact Werner's war nicht sowol Naturgabe, als Erzeugniß einer lang fortgesetzten Beobachtung und des Zusammenfassens aller der Kenn-

zeichen, welche er einzeln bemerkt, verglichen, bestimmt, benannt, geordnet hatte. Er konnte jedesmal genau nachweisen und wies genau nach, warum er ein vorliegendes Fossil für dieses oder jenes erkenne. Und wer will es denn bestreiten, daß in der langen Reihe von Jahren, in welcher er gelehrt hat, eine große Anzahl Schüler von ihm gebildet worden ist, welche von ihm das vollständige Auffassen aller der genau bestimmten äußern Kennzeichen und der Verwandtschaftsverhältnisse erlernt und einen gleich feinen Tact erhalten haben? Wer will es bestreiten, daß er eine Schule gestiftet hat, aus welcher beinahe alle Oryktognosten unserer Zeit ausgegangen sind, ohne jedoch durch die Art seines Unterrichts dem eignen Geiste derselben Fesseln anzulegen und ihr selbständiges Wirken für die Wissenschaft zu hindern? Schon seine Terminologie fand durch ihre anspruchslose Natürlichkeit, leichte Faßlichkeit, große Bestimmtheit so allgemeinen Beifall, daß sie nicht allein in Deutschland vorherrschend, sondern auch in allen Ländern Europas und selbst in Amerika eingeführt ward. Hofmann hat in seinem Handbuche die französische Uebersetzung der Werner'schen Terminologie beigefügt (Th. 1, S. 120 fg.), und Werner selbst hat in seinen Papieren Anfänge und Beiträge zu einem Polyglotton über seine mineralogische Sprache hinterlassen. Blöde's Nekrolog, S. 292, und Ludwig's Catalecta literaria, No. VII — XVII, enthalten die Namen der Spanier, Italiener, Portugiesen, Dänen, Engländer, Franzosen, Schweden, Amerikaner, welche durch ihre Schriften die Werner'sche Oryktognosie nach allen Erdgegenden verbreitet haben. Weit genauer noch und chronologisch ist diese Verbreitung erzählt in: „Einige literarische Notizen über die Verbreitung des Werner'schen Systems der Mineralogie im Auslande" (Neues Bergm. Journ. B. 3, 1807, S. 477 — 490, und in d'Aubuisson Vertheidigung: Ann. de Ch., p. 235 — 238). Dabei ist wohl zu bemerken, daß die Brüder d'Elhuyar, die Del Rio, d'Andrada, Napione, Wad, Esmark, Mitchel, Struve, Berghem, Berthout, Jameson, Brochaut, d'Aubuisson und Andere, die Deutschen zu geschweigen, nicht als Jünglinge, an eignes Denken noch nicht gewöhnt, nach Freiberg kamen, sondern daß es Männer von wissenschaftlichem Sinn und Geiste waren. Es scheint ihnen nicht zum Nachtheil gewesen zu seyn, daß Herrn

Chenevix Rath: „die Wissenschaft der Oryktognosie nicht in Freiberg zu suchen, sondern dorthin nur Bergleute und Dilettanten zu schicken," für sie zu spät gekommen ist.

Der Verfasser vergißt indessen bei Darstellung des großen und weit verbreiteten Beifalls, den Werner's Oryktognosie erhielt, keineswegs, daß man die Größe und das Verdienst der Urheber und Reformatoren von Wissenschaften mehr nach dem vorausgegangenen Zustande des Wissens, als von dem Standpunkte aus betrachten muß, auf welchen durch den von jenen ausgegangenen Impuls die Wissenschaften gekommen sind. Auch weiß er wol, daß Systeme, die lange Zeit für die einzig richtigen erkannt wurden, durch neue oder verbesserte verdrängt werden können. Als Werner's Oryktognosie schon beinahe den Culminationspunkt erreicht hatte, trat Hauy in Paris mit seiner auf mathematische Principien gegründeten Mineralogie auf. Es bildete sich allmählig eine neue Schule in Paris. Er fand einzelne Anhänger in Deutschland. Diese haben sich vermehrt. Durch Deutsche ist Hauy's System fortgebildet, folgerichtiger, begründeter geworden. Die Umschaffungen haben bereits wieder den Namen von den Urhebern derselben angenommen. Bei diesem Stande der Dinge fand sich der Verfasser dieser Schrift desto weniger geeignet, ein Urtheil über den bleibenden Werth der Werner'schen Oryktognosie zu fällen. Die Beurtheilung der Verdienste Werner's um diese Wissenschaft, welche Blöde's Nekrolog enthält, ist mit Rücksicht auf die vorausgegangene Zeit, mit großer Umsicht und Wahrheitsliebe abgefaßt. Mit Rücksicht auf den gegenwärtigen Standpunkt der Mineralogie erbat sich der Verfasser das Urtheil des Professor Weiß, der es ihm mit der Erlaubniß zum Gebrauch für diese Biographie übergeben hat. Es wird hier an seiner Stelle seyn.

„Werner's Oryktognosie lebt ganz und durchaus in der Anschauung. Das Bild der sinnlichen Anschauung der Gegenstände vollständig und genau aufzufassen und in Worten deutlich ausgeprägt wiederzugeben, war die Seele seiner oryktognostischen Methode. Worte, Kennzeichen, Beschreibungen waren nur das Mittel; die sinnliche Anschauung, welche ihm klar und lebhaft vorschwebte, wieder zu erwecken, war das Ziel. Jene sollten nicht für sich dem Gedächtniß eingeprägt werden; sie erhielten ihren wahren Sinn und Bedeutung durchgän=

gig erst durch die Beziehung auf das Bild der Anschauung, für welches sie nur dawaren. Dieses Bild Andern mitzutheilen bestrebte er sich durch die Sprache; freilich wirkte seine lebendige Mittheilung, sein lebendiges Aussprechen eingreifender, als das abgesonderte Wort wirken kann; das Beispiel eines Sehenden war er, welches auf's leichteste und sicherste die Augen dessen öffnete, der gleicher Anschauung fähig war, in dem Maße der Anschauungskraft des Lernenden; und so war Werner persönlich Lehrer im eminenten Sinn. Wenn man, wie in früherer Zeit von Einzelnen wol geschehen seyn mag, durch ein Auswendiglernen Werner'scher Beschreibungen die Werner'sche Oryktognosie sich anzueignen glaubte, wenn man die Anschauung selbst nicht zu erwerben trachtete, zu deren Schärfung und Festhaltung die unterschiedenen einzelnen Merkmale dienen sollten, so verfehlte man sein Ziel; an die Stelle einer zusammengreifenden, Mannichfaltiges enthaltenden Anschauung mußte ein Aggregat von verschiednerlei Vorstellungen treten, deren jede einzelne für sich auch auf einen ganz andern Gegenstand übergetragen werden konnte; das Studium, das seiner lebendigen Quelle sich entfremdete, mußte in ein ungenügendes, todtes oder absterbendes Hauswerk auseinanderfallen." „War nun die unmittelbare sinnliche Anschauung das Element, in welchem die Werner'sche Oryktognosie einheimisch war, so ist auch deutlich, daß, je individueller die Gegenstände waren, die sie in wissenschaftlicher Form behandelte, um so mehr sie ihre Stärke und Meisterschaft beweisen konnte. Dagegen möchten wir keineswegs in Abrede stellen, daß, je allgemeiner die Begriffe wurden, zu welchen seine Oryktognosie aufzusteigen genöthigt war, weniger und weniger die Werner'sche Anschauung ausreichte und dem Bedürfniß der Wissenschaft Genüge leistete. Von der Evidenz an, welche die ersten Schritte der Werner'schen darstellenden Methode siegreich begleiteten, sieht man auf den folgenden Stufen das scharfsinnige Urtheil bis in die Region treten, wo nur der dem ungewöhnlichen Talente eigenthümliche Tact die Schritte noch richtig zu leiten vermag."

„Die wesentlichste Stufe höherer Abstraction aber, bis zu welcher die wissenschaftliche Erörterung an Wichtigkeit zunimmt, statt daß sie in den über ihr liegen-

den, nach dem jetzt zugänglichen Kreise wirklicher Naturforschung, an Wesentlichkeit vielmehr wieder abnimmt, — ist keine andere, als die der Bestimmung der mineralogischen Gattung, wie Werner's richtiger Sprachsinn die Stufe nannte, welche man leider neuerlich wieder Art zu nennen angefangen hat."

„Es war für die Stellung des Gattungsbegriffs in der Werner'schen Oryktognosie ein merkwürdiger Schritt, für den sich ihr Urheber früh genug entschied: daß er von der Gattung keine äußere Beschreibung aufstellte, sondern blos von jeder unter derselben begriffenen Art und Unterart, jeder für sich, ob er wol die entschiedene größere Wesentlichkeit des Gattungsbegriffs vollkommen anerkannte, und durch Sprache und Behandlung durchweg als solche bezeichnete. Er stellte damit selbst den Hauptbegriff, den Gattungsbegriff, in eine Region, in welcher er der unmittelbaren Sphäre seiner oryktognostischen Darstellung schon entrückt erschien. Und so ist darüber unter den heutigen Mineralogen kein Zwiespalt mehr: die richtige Bestimmung der Gattungen verdankt Werner's Scharfsinn viel; aber Genüge leistet seine Methode hier nicht: es ist unumgänglich nothwendig geworden, strengere Hülfsmittel, als die dem unmittelbaren Sinneseindruck zu Gebote stehenden, zu einer naturgemäßen Bestimmung der Gattungen anzuwenden; und wo mit solchen die Werner'schen Gattungen sich in Dissonanz befanden, da ist der Sieg mit Evidenz zu Gunsten ersterer ausgeschlagen. Die mathematische Schärfe und Bestimmtheit ist es, welche diesen Sieg erfochten hat; und eben darum war er unfehlbar. Einzelne Behauptungen Werner's konnten sich in Disharmonie mit den Resultaten schärferer Untersuchungen befinden; dies waren Zufälligkeiten, nicht nothwendig aus seiner Methode hervorgehende Behauptungen; von seiner Methode leuchtet ein, wie sie sich mit jeder weitern Untersuchung völlig befreunden kann, indem sie jede Belehrung über Eigenschaften, die nicht so unmittelbar den Sinnen sich darbieten, und über die aus ihnen sich ergebenden Gleichartigkeiten und Ungleichartigkeiten der Mineralien benutzt, indem sie die Foderung an die scharfe Auffassung der Eigenschaften innerhalb ihres eigenen Gebietes, zufolge dieser Belehrungen, steigert, und freilich —

darauf verzichtet, die natürlichen Einheiten ausschließlich mittelst der den Sinnen unmittelbar sich darbietenden Merkmale erkennen und bestimmen zu wollen. Die Werner'sche Oryktognosie, welche es sich zum Gesetz gemacht hatte, mit Verzichtleistung auf alle bedingten und höhern wissenschaftlichen Hülfsmittel, einzig durch die den Sinnen unmittelbar wahrnehmbaren Eigenschaften alle verschiedenen Mineralien erkennen und unterscheiden zu lehren, mußte dann freilich insofern sich nicht in sich abschließen, als sie die Gründe der Festsetzung der Gattungen einzig aus diesem ersten Kreis möglicher Beobachtungen schöpfen wollte; sie mußte vielmehr einer allgemeinen Mineralogie sich unterordnen, in welcher alle Erfahrungen, alle Thatsachen gehört und gegenseitig abgewogen wurden, welche gleichartige und ungleichartige Eigenschaften an den Mineralien kennen lehrten. Wirklich hat Werner, indem er gewisse Gattungen anerkannte, oder indem er diese und jene Arten zu einer Gattung vereinigte, gar oft auf eine einzelne Stimme aus dieser allgemeinern Mineralogie, auf die Stimme der Chemie gehört."

„Ein Naturell wie Werner's, hat Freude an der Mannichfaltigkeit; zu unterscheiden und zu ordnen ist sein Lieblingsgeschäft; eine Fülle von Mannichfaltigkeit vor sich zu sehen, Grenzen darin wahrzunehmen und zu ziehen, das gegenseitig Begrenzte in einem Zusammenhang zu überblicken, nach einem nicht willkürlich hineingetragnen Begriff, sondern nach einem Faden, den der Gegenstand selbst in allerlei Verzweigungen darbietet, zu ordnen, ist seinem Geiste Nahrung. Und wenn die Liebe für die Mannichfaltigkeit ihn vergleichungsweise zur Vervielfältigung der Gattungen antrieb, so bewährte sein Geist einen schönen Sinn für Vereinigung durch und durch. Die Neigung, Verkettungen in der Natur zu sehen, war bei ihm nicht minder ohne Grenze; man kann sagen: auf dem Boden reicher Mannichfaltigkeit war der Sinn und die Seele seiner Ideen dennoch die einer durchgreifenden, alles durchdringenden Verbindung. Und obwol Atomist in den allgemeinen Vorstellungen über Naturgegenstände durch Erziehung seines Zeitalters, war sein Geist doch für eine reinere Ansicht der Dinge ganz geeignet und innerlich ihr verwandt."

„Das Feld, in welchem sein ordnender Geist bestän-

dige Beschäftigung fand, war nächst der Verbindung, Zusammenreihung und Aufeinanderfolge dessen, was in einer Gattung sich vereinigte, die Anordnung aller der verschiednen Gattungen unter einander, die Bildung eines Systems. Seine Absicht war durchaus: die Ergebnisse natürlicher Vergleichungen zu verfolgen, Glied für Glied an einander zu reihen, und wo auch das Bedürfniß der Uebersicht Abschnitte zu machen erheischte, die ganzen Gruppen auf ähnliche Art zusammenzureihen, wie die Einzelnheiten einer jeden Gruppe. So hoffte er ein natürliches System der Mineralien darstellen zu können. Er hat, wiederum durch die Erziehung, die sein Zeitalter ihm gab, an vielen Stellen anders verfahren; er ist von Anfang an bei Bildung seines Systems, und zwar was die Abtheilung der zu machenden Gruppen betraf, offenbar den Resultaten der chemischen Kenntnisse seines Zeitalters gefolgt: aber eben dies war etwas von außen Hineingekommnes, ihm Fremdes, kein wesentliches Stück seiner Arbeit, nicht von seinem Geiste ausgegangen. Es war vielmehr das, was er in seine Anordnungen zu verweben, womit er gleichsam sich auszugleichen, zu versöhnen hatte. Die stufenweise Reihung der Einzelnheiten von unten aufwärts, nicht nach irgend einem Princip von oben abwärts, war, was ihn beschäftigte. Sagen wir unsre Meinung, so ist es diese: Die Stellung der richtig erkannten und unterschiednen echten natürlichen Einheiten, d. i. der Gattungseinheiten, in allgemeinern Gruppen verschiedener Stufen oder den Systembau, halten wir an sich von weit minderem Belang, als die Entscheidung über das, was als Gattung anzuerkennen ist; wir erkennen in ihm entschieden mehr das Werk und das Bedürfniß des Verstandes, der einen kurzen Ueberblick verlangt, als die zu der innern Verkettung der Gattungen und der höhern Gruppen unter sich aufsteigenden Naturforschung. Nur soweit der letztere Gesichtspunkt sich verfolgen läßt, wird Nothwendigkeit das Gesetz des Verfahrens werden können; auf dem erstern aber, dem bis jetzt herrschenden, wird nur von Zweckmäßigkeit, und was mit ihr schon gegeben ist, Folgerichtigkeit des gewählten Verfahrens die Rede seyn. Zweckmäßigkeit aber läßt sich auf den verschiedensten Wegen, ja nach der Natur der Zwecke auf's verschiedenartigste, und vollends Consequenz selbst bei der

Unzweckmäßigkeit erreichen. Aber jeder sucht mehr im System; jeder möchte das seinige als ein nothwendiges anerkannt sehen; er macht wol gar die Sprache in Beziehung auf die Gattungen, welche doch das anerkannte Fundament und Sichgleichbleibende aller Systeme seyn müßte, abhängig von der zufälligen, immer beliebigen Wahl seiner Gruppen. — So verfuhr Werner nicht. Die Selbständigkeit des Gattungsbegriffs und seine Unabhängigkeit von der Systembildung, erkannte er durch die Einheit und Geschlossenheit des Gattungsnamens an. So mußte derselbe sich in jedes nicht unrichtige System übertragen lassen. Der höhern Gruppe legte er nicht eine höhere Nothwendigkeit, einen höhern Werth durch die Sprache bei, der ihr nicht gebührt. Nur mit leiser Hand hat Werner durch die Einführung seiner Sippschaften oder Familien in das System das angedeutet, was ihm von innerer Verwandtschaft der Gattungen, und dies im engern Kreise der sich am nächsten stehenden, als ein wahres Naturverhältniß, und somit als ein nothwendiges Glied bei einem natürlichen Systembau sich auszusprechen schien. Ueberzeugt aber, daß es nur theilweise mit Evidenz aufgestellt werden konnte, anderwärts Lücken ließ, die nicht mit gleichem Gepräge der Naturgemäßheit, im Gegentheil nur mit Willkür ausgefüllt werden konnten, führte er seine Sippschaften nicht einmal durch das ganze Gebiet des Systems durch; er gab sie vielmehr nur als ein Nebengeschenk der tabellarischen Uebersicht des Systems zu, und folgte bei diesem in Wahrheit der Chemie, nach Maßgabe des Standpunktes, auf welchem sie sich bei der Gründung seines Systems befand. Während er ihren späteren Schritten nur wenig, langsam und mit geringem Vertrauen folgte, geschah es, daß die mineralogischen Systeme, die auf die jedesmaligen neusten Fortschritte der Chemie gebaut wurden, sich immer weiter von dem Werner'schen trennten, bis zuletzt keine Aehnlichkeit mehr zwischen beiden bestand, und, soweit ein neueres System sich von der Chemie unabhängig aufzustellen strebte, es darin dem Werner'schen verwandter blieb, daß es die Familienähnlichkeit der Gattungen mit mehr Glück und weiter zu verfolgen sich bestrebte, als Werner that."

„Der herrschende Charakter des fortschreitenden mineralogischen Studiums seit Werner ist offenbar gewor-

den: aus den Anschauungen in die Begriffe übergetreten zu seyn. Wir müssen ihm zurufen: daß es in diesem Fortschreiten der Anschauung sich nicht entfremde. Denn allerdings ist es ein anderes Element geworden, in welchem der reflectirende Verstand sich einheimisch fühlt, ein anderes Feld, als der vollen unmittelbaren Sinnesanschauung, das er bearbeitet! Und sey es, daß er die Pflege dieser sinnlichen Anschauung, und somit der Werner'schen Oryktognosie lieber Andern zu überlassen, als selbst fortzuführen geneigt sey, so rege er das bleibende Bedürfniß eines durchaus in der Anschauung lebenden Studiums, als erster Stufe der Wissenschaft, selbst immerfort an in jeder Berührung! er bemühe sich verständlich zu bleiben, selbst dieser ersten Stufe, und erschwere die Verständlichkeit nicht durch ein fremder gewähltes Kleid, in welchem auch das Bekanntere und für jene Erkennbare ihr unkenntlicher wird. Werner's geflissentliche Absicht war Popularität; wir fodern nicht von dem heutigen Mineralogen, daß dies sein Ziel sey; Werner legte großen Nachdruck auf einen Tadel, welchen er, nicht ohne Grund, gegen eine der Anschauung sich entfremdende Methode in der Mineralogie aussprach: „„„Das heißt ja die Wissenschaft depopularisiren!"'"' es bleibt ein wol zu würdigendes gutes Warnungswort!" —

Dieser Aufsatz sowol, als der Nekrolog von Blöde, berichtet nur im Vorbeigehen Werner's Verdienste um Verbreitung des oryktognostischen Studiums und um Erleichterung des Fortschreitens der Wissenschaft. Hier darüber noch ein paar Worte. Sollte Liebe für diese Wissenschaft erweckt werden, so mußte man das Sammeln von Fossilien möglich und leicht machen; so mußten mit Geschmack angelegte Sammlungen das Verlangen nach ähnlichen andern anregen, so mußte der Eifer im Aufsuchen neuer unbekannter Fossilien in Gegenden, auf welche bis dahin kein Oryktognost einen Blick geworfen hatte, belebt werden. Auf Werner's Vorschlag war, wie oben erzählt worden ist, eine mit der Bergakademie verbundene Mineralienniederlage zum Eintausch und Verkauf eingerichtet worden. Für sich hatte Werner mit Anlegung eines Mineraliencabinets schon in Leip-

zig den Anfang gemacht. Weit ämsiger fuhr er in Freiberg fort, und verwendete, als sein Vater gestorben war und ihm kein ganz unbedeutendes Vermögen hinterlassen hatte, den größten Theil desselben auf den Ankauf von Mineralien. In Auctionen war er unersättlich, ob er gleich auch hier seinem Lehrtriebe und seiner achtungswürdigen Uneigennützigkeit treu blieb. Er machte nie ein Geheimniß aus dem, was selten war, machte vielmehr seine gegenwärtigen Schüler auf dieses und das Ausgezeichnete aufmerksam und bezahlte dann theurere Preise. Die Gelegenheit, welche seine Stellung und seine Verbindung mit dem ganzen Erzgebirge darbot, benutzte er nicht anders als auf die rechtlichste Weise, und war der bis dahin nur allzuweit verbreiteten Sitte, sich schöner und brauchbarer Fossilien heimlich und unentgeldlich, wo man dieselben auch fände, zu bemächtigen, eifrigst entgegen. Sie ist durch seine Rechtlichkeit in völligen Verruf gekommen. Seine Ankäufe waren theils unmittelbar für seine Sammlungen berechnet, theils zum Umtausch gegen Fossilien, welche durch fremde Studirende nach Freiberg gebracht wurden, theils zu Vorräthen für künftigen noch ungewissen Gebrauch bestimmt. Durch seine Sammlung, welche sich bald durch die Wahl charakteristischer und gut gehaltener Stücke, durch das Gefällige eines gleichen Formats, durch wissenschaftliche Anordnung und eine gleichförmige Vollständigkeit in allen Classen und Geschlechtern auszeichnete, lehrte er praktisch, wie man wissenschaftlich und mit Geschmack sammeln müsse, und belebte den Wunsch, auf gleiche Weise zu sammeln. Er lehrte aber nicht nur mit Geschmack sammeln, sondern auch die Fossilien gut erhalten, nicht zu betasten (man sieht ja, sagte er, nicht mit den Fingern), geschickt anzufassen, passend zu legen. Wie er mit der größten Bereitwilligkeit seine sich täglich bereichernde Sammlung Fremden zeigte und die geübtern Schüler zuließ, so gab er auch allen Studirenden und jedem, welcher einige Liebhaberei zur Mineralogie zeigte, den doppelten Rath, selbst zu sammeln und so viele Sammlungen, als er Gelegenheit zu sehen hätte, mit Aufmerksamkeit zu sehen. Das Auge müsse geübt werden, man müsse die Fossilien mit der bereits erlangten Kenntniß von den äußern Merkmalen beobachten; man müsse sich durch Vielsehen mit dem verschiednen Vorkommen dessel-

den Fossils an verschiedenen Orten bekannt machen. Das eigene Sammeln werde für Jeden eine Aufmunterung, die zusammengetragenen Fossilien weit genauer und mit größerem Interesse zu betrachten. Um diesem Rathe noch mehr Eingang zu verschaffen, reichte er Liebhabern, die Lust und einige Geschicklichkeit zum Sammeln zeigten, reiche Gaben aus seinen Vorräthen. Je reicher er selbst wurde, um desto größer reichte er diese Geschenke. In den letzten Jahren gab er an mehre Erziehungsinstitute, z. B. an die Gymnasien in Budissin und Görlitz, an die Ritterakademie in Dresden, nicht unbeträchtliche, wohlgeordnete Sammlungen auserlesener Stücke. Selbst als im Jahre 1811 unter Napoleons Regierung für die italienischen Lyceen bei der Mineralienniederlage Sammlungen bestellt wurden, und diese die seltnern Fossilien nicht sogleich in größerer Anzahl besaß, half er mit seinen Vorräthen aus, wie dieses auch schon bei mehren Sammlungen für ausgezeichnete Gelehrte oder Institute geschehen war.

Durch Belebung des Eifers zu sammeln wurden nicht blos Viele veranlaßt, um des Gewinns willen sich nach bisher noch wenig oder gar nicht besuchten Gegenden zu wenden und dort neue Fossilien aufzusuchen; es wurden nicht nur an mehren Orten Deutschlands, Ungarns und in andern Ländern, die Behörden aufmerksamer auf vorkommende neue oder ausgezeichnete Fossilien und trafen Anstalt, daß von dem Verkauf derselben Vortheile erlangt würden, sondern es gingen auch Werner's Schüler, aus allen Erdgegenden zu ihm gekommen, wiederum nach allen Richtungen und unter alle Zonen aus, und wo sie nur in Steinbrüchen, Flußbetten, bei'm Grubenbau, bei andern Nachgrabungen Fossilien zu finden hoffen konnten, da wurde nachgespürt. Der große Werth, welchen auch Werner auf Krystallisationen legte, ermunterte insbesondere zum Aufsuchen krystallisirter Fossilien und zur sorgfältigsten Schonung derselben. Es wurden nach und nach eine große Anzahl von Fossilien, welche man vorhin nur derb gekannt hatte, in Krystallen aufgefunden und auf diese Weise das *Fortschreiten der Wissenschaft* gefördert. Die Menge aufgefundener Naturkörper machte neue Abstractionen möglich, erleichterte das Aufstellen von Formenreihen desselben Krystallisationssystems, erlaubte die Vermuthung, daß die in den Reihen

noch fehlenden Formen bei weitern Nachforschungen sich finden würden, und beschleunigte sichere Resultate der Krystallometrie. Es ist nicht zu berechnen, wieviel bereits durch Zöglinge der Werner'schen Schule und durch seinen übrigen Einfluß aufgefunden war, bevor Hauy sein System gründete und bekannt machte, und wieviel diejenigen, welche der Wissenschaft eine tiefere Begründung, als Werner und Hauy zu geben suchen, beiden zu verdanken haben.

Wirkte Werner durch seine Schriften, seinen mündlichen Vortrag, seine Sammlung und seine Anstalten ungemein viel für das wissenschaftliche Studium und die Verbreitung der Oryktognosie, und zeigten sich über die Grenzen unsers Erdtheils hinaus die Wirkungen davon ungemein ersprießlich, so erwarb ihm die Wissenschaft, deren Urheber er ward, die Geognosie, noch eine größere Anzahl Bewunderer und Anhänger, besonders im Auslande.

Die Aufmerksamkeit war zu der Zeit, als Werner Lehrer der Mineralogie ward, bereits auf die Verschiedenheit der größern Massen, die den festen Erdkörper ausmachen, gerichtet, das Nachdenken über die Entstehung und Bildung derselben angeregt. Wenn früher die großen Veränderungen, welche von Zeit zu Zeit Feuer und Wasser auf der Erdoberfläche anrichteten, den Blick nicht rückwärts gelenkt und zu keinen Vermuthungen über das erste Entstehen der Gebirge und der Lagerstätten der Fossilien veranlaßt, oder wenn Zeitumstände die wenig begründeten Urtheile eines Agricola und Bernard de Palisay bald in Vergessenheit gebracht hatten *), so ward es nach Buffon's Vorgang bald gewöhnlich, Schöpfungsgeschichte zu schreiben, mit Hülfe der Phantasie aus wenig Thatsachen und einseitigen Beobachtungen der Natur zusammengewebt. Die reiche Phantasie Buffon's und der

---

*) Daß es indessen in jedem Zeitalter einzelne große Männer gab, welche der Frage über die Bildung der Erde nachdachten, und daß beinahe gleichzeitig mit Werner, aber unabhängig von ihm, Wallerius und Bergmann geognostische Facta sammelten, lehrt die Vorrede zu d'Aubuisson's „Traité de Géognosie."

blühende Vortrag desselben begeisterte zum Forschen über die Entstehung und Beschaffenheit des Erdkörpers, von dem man viel zu rasch Resultate in neuen Geogonien und Geologien zu geben wagte. Werner's scharfes Auge und beobachtender Geist hatte bei bergmännischen Arbeiten und Zwecken, vielleicht eher als er von irgend einer Geogonie und Geologie etwas gelesen und gehört hatte, Bemerkungen über die Lagerung der Gebirge, über ihre Structur im Innern gemacht. Es mußten ihn, nachdem er über die Bestimmung der Fossilien mit sich einig war, die größern Massen, in welchen jene gefunden wurden, und von denen sie öfters Gemengtheile ausmachen, noch mehr anziehen. Durch seine Verhältnisse, durch seinen Aufenthalt auf einem für Mineralogen höchst wichtigen Erdpunkte, dem sächsischen Erzgebirge, die Erdrinde und ihre Theile mit dem Auge des Oryktognosten und Bergmanns betrachtend, lag ihm die Auffoderung sehr nahe, seine Beobachtungen fortzusetzen, zu schärfen, zusammenzureihen, und was er damit aus fremden Bemerkungen vereinigen konnte, zu einem geordneten Ganzen zu bilden. Daraus entstanden seine ersten Vorlesungen über die Gebirgslehre im Jahre 1775.

Es ist gar nicht zu bezweifeln, daß die Entdeckungen von Pallas und Saussure und anderer großer Männer desselben Zeitalters von Werner benutzt wurden, und daß sich durch die Verknüpfung seiner eignen damit zusammenstimmenden Wahrnehmungen, durch den Kampf gegen manche Urtheile und Meinungen Anderer, durch neue scharfsinnige Combinationen und selbst durch Schlüsse von dem, was noch unter unsern Augen geschieht, auf Ereignisse der Vorzeit, die neue Wissenschaft bildete, welcher er den Namen Geognosie beilegte. Wir können indessen die allmälige Bildung und den Gang derselben blos vermuthen. — Nur die allgemeine Einleitung in diese Wissenschaft ist von ihm selbst bekannt gemacht worden: „Allgemeine Betrachtungen über die festen Erdkörper. Eine Vorlesung des B. R. Werner in der Mineralog. Gesellschaft zu Dresden." Mit ihr beginnt die Reihe der Schriften dieser Gesellschaft B. 1, S. 39 fg. — Sie bestätigt, was d'Aubuisson in seiner Vertheidigung Werner's gegen Chenevix sagt: „er sey von den bekannten Sätzen der Kosmologie und physikalischen Geographie ausgegangen, welche bei einigermaßen gebildeten

Zuhörern wol vorauszusetzen gewesen wären. Aber abgerechnet, daß seine Vorlesungen in der Regel vor noch nicht gebildeten Zuhörern gehalten worden wären, so habe er unstreitig die allgemeinsten Betrachtungen, die unbestrittensten Resultate und Beobachtungen, die Jedermann hätte machen können, vorangehen lassen, um sofort im Eingang jeden Verdacht der Phantasiespiele und unbegründeten Hypothesen zu entfernen und mit echter Lehrerweisheit vom Bekannten zum Nichtbekannten zu führen." Der Schluß der genannten Vorlesung läßt indessen Alle, welche mit dem Inhalt der Geognosie unbekannt sind, ersehen, wovon sich's in derselben handelt.

Nur durch seine Schüler sind seine Lehrvorträge, mehr und minder richtig, vollständiger und unvollständiger, in's größere Publicum gebracht worden. So wenig er damit zufrieden war, so verhinderte er doch die Herausgabe und Bearbeitung der in seinem Hörsaale nachgeschriebenen Hefte weder durch ein eignes Werk, noch durch Rüge dessen, was wider sein Wissen und Wollen geschah. Vielleicht ging er auch darum nicht an eine eigne schriftliche Bekanntmachung seines Systems, weil er noch immer an demselben fortbaute, gegen manche seiner Annahmen großen Widerspruch besorgte, der Streit ihm zuwider, und er gegen Widerspruch empfindlich war. Man war aber auch bald sehr unfreundlich gegen ihn aufgetreten. Wol mochten manche seiner Schüler in der Zeit von 1785 an sich allzu hingebend auf Werner's Autorität berufen, und selbst wenn sie seine Lehren und die Gründe für dieselben nicht genugsam aufgefaßt hatten, sich mit Berufung auf des Meisters Ausspruch vertheidigen. Es wird ihnen dieses wenigstens in einem Aufsatz: „Ueber die Classification der Fossilien" im 4ten Band des „Höpfner'schen Magazins für die Naturkunde Helvetiens," von dem Herausgeber selbst verfaßt, mit strenger Rüge Schuld gegeben. Der Aufsatz ist zum großen Theil gegen die „Classification der verschiedenen Gebirgsarten," welche ein Freund Werner's im Jahre 1787 hatte drucken lassen, gerichtet, und greift diese mit einer durch die blinden Nachbeter Werner's gereizten Empfindlichkeit an.

Heftiger ward der Streit über die Entstehung des Basaltes und der Vulkane, nachdem, und schon ehe Werner darüber einige Abhandlungen in verschiedene Journale hatte einrücken lassen. — Da diese Schriften einen

wichtigen Theil dessen enthalten, was er über geognostische Gegenstände hat drucken lassen, und durch seine Meinung von dem Basalt eine noch fortdauernde Bewegung unter den Geognosten entstanden ist, so mag hier eine kleine Uebersicht dieses Streites, der Darstellung seiner Verdienste um die Geognosie vorangehen, da jener wahrscheinlich dazu beitrug, daß Werner fernerhin sehr wenig für die Presse niederschrieb.

Bis auf Werner hatten nur Wenige daran gezweifelt, daß der Basalt vulkanischen Ursprungs sey. Man hatte hauptsächlich die Basaltberge Frankreichs, Schottlands, Irlands beobachtet, und es schien bei Betrachtung derselben und ihrer Umgebungen kein Zweifel über ihr Entstehen obwalten zu können. Herr Cuvier hat in seinem Eloge historique de Nicolas Desmarets (gelesen in derselben Sitzung der Akademie, in welcher die auf Werner gelesen ward) erinnert, wie durch die zufällige Bekanntschaft Guettard's mit den Basalten von Auvergne im Jahr 1751 und durch die absichtliche Untersuchung des Puy de Dôme von Desmarets im Jahr 1763 und den folgenden, deren Resultate er 1768 der Akademie mittheilte, und durch die fortgesetzten Beobachtungen in den Euganeischen Gebirgen, über welche er im Jahr 1771 eine Vorlesung hielt, sich die Meinung desselben über den vulkanischen Ursprung des Basaltes verbreitet und eine allgemeine Bewegung unter den Mineralogen hervorgebracht habe.

„Doch, eben als jene Meinung nichts fürchten zu dürfen schien," fährt er fort, „erhob sich ein unvorhergesehener Sturm gegen dieselbe. Die ersten Wolken stiegen im Norden auf. Der Basalt hatte dem Chemiker Bergmann dieselben Bestandtheile wie der Trapp gegeben, eine Gebirgsart von beinahe gleicher Dichtigkeit und Farbe als der Basalt. Er sah beide Gebirgsarten für die nämlichen an; und weil der Trapp gewiß nicht vulkanischen Ursprungs ist, so konnte nach seiner Meinung auch der Basalt nicht durch Vulkane entstanden seyn. Indessen machte diese Folgerung kein großes Aufsehen. Das geschah von Werner in Ansehung des Basaltes. Durch ihn allein ward der Angriff ernsthaft. Der Basalt von Sachsen und Hessen macht die Kuppen von Höhen aus, welche oft von jedem andern Gebirge durch weite und schroffe Räume getrennt sind. Man findet in ihrer Nähe

weder Schlacken noch Züge von Laven; man sucht in einem großen Kreise um dieselben her vergebens Spitzen oder Krater, welche den Anschein von Vulkanität hätten. Sie liegen endlich bisweilen auf Steinkohlenlagern und enthalten Substanzen, welche verglaset seyn würden, wenn jene selbst Erzeugnisse der Schmelzung wären."

„Diese Thatsachen, von Werner bekannt gemacht, wurden durch dessen Schüler mit derselben Wärme, wie andere seiner Lehren, weiter erörtert und festgehalten. Es schien beinahe, als wollten sie die Meinung über den vulkanischen Ursprung des Basaltes lächerlich machen. So konnte es nicht fehlen, daß sich die zahlreichen Naturforscher, welche soviel Zeit und Mühe auf Erforschung und Beschreibung der erloschnen Vulkane verwendet hatten, gegen sie erhoben, sich mit einer gewissen Bitterkeit vertheidigten, oder die Ironie zurückgaben. Die mineralogische Welt theilte sich in zwei Parteien: in die Vulkanisten, welche der Meinung Desmarets beitraten und die Entstehung des Basaltes dem Feuer zuschrieben; in die Neptunisten, welche Werner folgten und den Basalt für ein Erzeugniß des Wassers hielten. Wie es immer der Fall ist, so auch hier, keine Partei hörte mehr auf die Gründe der andern."

Werner fand allerdings in Deutschland selbst großen Widerspruch. Einer seiner Schüler, der damalige Bergsecretair Voigt in Weimar, erklärte sich schon vor 1788 in seiner „Mineralogischen Reise durch Weimar und Eisenach," und seiner „Mineralogischen Beschreibung des Hochstifts Fulda" für die Vulkanität des Basaltes und glaubte überall ausgebrannte Vulkane gesehen zu haben. Er war als Schüler Werner's bereits mit dessen abweichenden Meinungen bekannt, aber griff dieselben in diesen Reisen nicht offen an. Nachdem aber Werner's Meinung durch die „Classification der Gebirgsarten" bekannt gemacht, und Höpfner, der Herausgeber, für die Naturkunde Helvetiens am Schlusse des dritten Bandes die Preisfrage aufgegeben hatte: „Was ist Basalt? ist er vulkanisch oder nicht vulkanisch?" so erklärte sich Voigt in einer eingesandten Schrift gegen Werner. Diese Schrift war eingesendet, aber noch nicht abgedruckt, als Werner im October d. J. 1788 im 57sten St. des Intellig. Blattes der Jen. Literatur-Zeitung eine „Neue Entdeckung am scheibenberger Hügel," die er als einen wichtigen

Aufschluß über die Entstehung des Basaltes, welche seinen nassen Ursprung fast außer Zweifel setze, ankündigte, einrücken ließ. Gegen diesen Aufsatz ließ Voigt sehr schnell, schon im 60sten St. desselben Jahrgangs, abdrucken: „Berichtigung über die neue Entdeckung des Hrn. Bergakademie-Inspector Werner." Werner's neue Entdeckung, welche er in Begleitung ausgezeichneter junger Männer gemacht hatte, war mit seinen eignen Worten folgende: „Die hier auf Gneus ruhende Basaltkuppe wird von ihrem Grundgebirge durch ein Unterlager geschieden, das aus mehren söhlichen Schichten von verschiedenen Fossilien besteht, die sich keineswegs von einander scharf abgeschnitten unterscheiden, sondern allmählig in einander verlaufen. Zu unterst besteht dieses Unterlager aus Grus, etwas höher aus wahrem, aber grobem und thonreinem Sande, noch höher aus feinem und thonigem Sande, weiter oben aus sandigem Thone, dann aus fettem Thone und endlich aus Wacke, welche letztere unmittelbar in Basalt übergeht. Von allen diesen Schichten kann man an keinem Orte bestimmt sagen: hier hört diese auf, und jene geht an; sondern sie verlaufen sich ganz allmählig in einander, und selbst Wacke verläuft sich unten in Thon, so wie oben in Basalt." Aus dieser neuen Entdeckung ging für Werner der Gedanke auf: „Dieser Basalt, Wacke, Thon und Sand sind alle von einer Formation, sind alle durch nassen Niederschlag aus einer und derselben ehemaligen Wasserbedeckung dieser Gegend entstanden. Das diese Gegenden damals bedeckende Gewässer schwemmte erst Sand hin, setzte dann auf diesem Thon ab, änderte nach und nach seinen Niederschlag in Wacke und endlich in wahren Basalt ab." Er schloß diesen Aufsatz mit den Worten: „Ich bin in Ansehung des Basaltes überhaupt jetzt völlig der Meinung: aller Basalt ist nassen Ursprungs und von einer und zwar sehr neuen Formation. Aller Basalt machte ehedem ein einziges ungeheuer weit verbreitetes (verschieden uranfängliche und Flötzgebirge bedeckendes) mächtiges Lager aus, das von der Zeit größtentheils wiederum zerstört worden, und wovon alle Basaltkuppen Ueberbleibsel sind." Zur richtigen Schätzung des Werthes dieser Entdeckung, die sich auch am Pöhlberge zu Annaberg wiederholte, ist noch zu bemerken, daß Werner schon vorher die Wacke als eine besondere Steinart erkannt und erwiesen hatte,

ob sie gleich mit dem Basalt geognostisch verwandt ist, und Basalt und Wacke durch unzählige Nuancen in einander übergehen; daß er sie schon in seinem, der Uebersetzung des Cronstedt'schen Werkes beigefügten damaligen Mineralsystem und in seiner oryktognostischen Sammlung unmittelbar vor dem Basalt aufgestellt, und ihre Entstehung auf nassem Wege aus ihrer Beschaffenheit und ihrem Vorkommen als erwiesen betrachtet hatte. Davon hatten ihn noch fester die im Jahre 1787 angestellten Beobachtungen über die Butzenwacke zu Joachimsthal auf dem Barbarastolln überzeugt (die Beschreibung davon findet sich in dem 1sten Thl. von Crell's Chemischen Annalen, 1789, S. 131 fg.), in welchen sich noch wirkliche Holzstämme mit Zweigen, Aesten und Blättern befinden, in jener Gegend unter dem Namen des Sündfluthholzes bekannt.

Voigt gab allerdings in seiner Widerlegung große Blößen und beleidigte Werner. Er nannte das eine Berichtigung der neuen Entdeckung, was höchstens nur eine Berichtigung des daraus gezogenen Schlusses seyn konnte. Er versicherte, daß diese neue Entdeckung nicht einem für die Vulkanität des Basalts eingenommenen Mineralogen etwas von der Ueberzeugung nehmen werde, daß der Basalt wirklich Lava sey; er setzte den Beobachtungen Werner's eigene Erfahrungen als widerlegend entgegen, welche von ganz anderer Art waren und obendrein mehr für die Entstehung des Basalts auf nassem Wege sprachen, und gab sich das Ansehen, als ob er die Wacke eben erst aus Karsten's Preisschrift darüber (Höpfner's Mag. B. 3) habe kennen lernen, da ihm doch seine längere Bekanntschaft damit aus den Werner'schen Vorlesungen und Sammlungen, aus seinen eignen Reisen und seinen Berufungen auf Charpentier's mineralogische Geographie von Sachsen nachgewiesen werden konnte. Werner, hierdurch beleidigt, sandte unverzüglich an die Jen. Lit.-Zeitung eine scharfe Duplik ein, ließ aber auch fast zu gleicher Zeit alle drei Aufsätze zu mehrer Verständlichkeit und zu Beurtheilung des Tons, welchen Herr Voigt gegen ihn angenommen habe, in dem Bergmännischen Journale (Band 2, St. 9, S. 845 fg.), einrücken. In dieser Duplik, so wie in den Noten zu Voigt's Aufsatz besiegte er allerdings dessen Einwendungen vollständig, und es würde desselben Beantwortung der Preisfrage

unstreitig gründlicher ausgefallen seyn, wenn er Werner's Aufsatz und Bemerkungen, sowie die Beschreibung der Butzenwacken vorher hätte lesen und unbefangen lesen können. Daß er überdies im Namen aller für die Vulkanität eingenommenen Mineralogen unberufen gesprochen hatte, zeigte der Erfolg. Denn durch jene Werner'schen Aufsätze und durch die gekrönte Preisschrift des würtemb. Bergamtssecret. Wiedemann *), welcher mit Ruhe und Gründlichkeit gegen die Behauptungen der Vulkanisten kämpft und seine mit Werner übereinstimmende, durch diesen zu größerer Klarheit gebrachte Meinung mit Bescheidenheit vorträgt, wu den in der That sehr viele deutsche Mineralogen für die Meinung von der Neptunität des Basalts gewonnen. Wiedemann war unter den Begleitern Werner's bei Untersuchung des scheibenberger Hügels gewesen und machte ebenfalls die dort gemachten Entdeckungen geltend. Werner's Meinung konnte in Deutschland einige Zeit darauf als herrschend angesehen werden, und mehre seiner vorzüglichsten Schüler aus dem Auslande verließen die Akademie mit voller Ueberzeugung von der Richtigkeit derselben. Höpfner's in einem Anhange zu jener Preisschrift geäußerte Hoffnung, daß nach den neuern von Dolomieu auf einer Reise durch Sicilien gemachten Entdeckungen, von welchen er einen kurzen Bericht gibt, die Vulkanität des Basalts bald erwiesen seyn werde, ging sehr unvollständig in Erfüllung.

Unter den französischen Geognosten behielt die Meinung von der Vulkanität des Basalts die Oberhand. Sie wurden durch die übereinstimmenden Beobachtungen von Faujas St. Fond, dem Grafen Montlosier, Dolomieu darin bestärkt. Der bejahrte Desmarets war in seiner Ueberzeugung so fest, daß er sich mit keinem Neptunisten in einen Streit einließ, sondern ihm nur antwortete: „Gehet und sehet!" Und wenn Dolomieu noch in dem Kerker zu Neapel nichts sehnlicher wünschte, als nur noch eine Reise nach Freiberg zu Werner machen zu können, so hegte er dabei wol die Hoffnung, diesen von der Vulcanität des Basaltes zu überzeugen. Der Kampf verlor

*) Beide Preisschriften (die von Voigt hatte das Accessit erhalten) sind in Höpfner's genanntem Magazin im vierten Bande abgedruckt.

für einige Zeit an Lebhaftigkeit, doch fuhr die eine und die andere Partei fort ihre Gründe darzustellen und die Gründe der andern zu widerlegen. Reuß hat in seinem Lehrbuche der Geognosie bei Beschreibung des Basaltes die Gründe beider Parteien bis zum Jahre 1804 aufgezählt. Ein Gleiches ist von mehren geognostischen Schriftstellern geschehen. — Je nachdem diese der einen oder der andern Erklärungsart von dem Entstehen des Basalts anhängen oder anhingen, lassen oder ließen sie auch auf die Gründe für diese oder jene ein vortheilhafteres Licht fallen. Hier mögen nur noch die Aufsätze über den Basalt, welche theils von Werner selbst herrühren, theils von andern Verfassern geschrieben und mit Anmerkungen von Werner begleitet in das Bergmännische Journal aufgenommen sind, verzeichnet werden.

Ueber das Vorkommen des Basaltes auf Kuppen vorzüglich hoher Berge, Bergm. Journal, Jahrg. 1789, 3tes St., S. 252 fg.

Herrn Dr. Faust's Nachricht von dem auf dem Meißner in Hessen über Steinkohlen und bituminösem Holze liegenden Basalte, mit erläuternden Anmerkungen von A. G. Werner. Ebendas., S. 261 fg.

Schreiben des königl. preuß. Bergraths Herrn Eversmann an Werner über eine von ihm an dem berühmten Basaltberge König Arthurs Sitz bei Edinburg gemachte ganz conforme Beobachtung mit der des letztern am scheibenberger Hügel; von Werner mit einer Vorbemerkung und einigen erläuternden Anmerkungen, wie auch einer Notiz von zwei andern hieher gehörigen Beobachtungen begleitet. Ebendas., S. 485 fg.

Auszug eines Briefes von Herrn Wiedemann, über einige ungarische Fossilien, mit Anmerkungen von Werner. Ebendas., S. 596.

Schreiben des Chevalier de Napione an Werner, mit Anmerkungen von dem letztern. Ebendas., Jahrg. 1789, B. 2, St. 12, S. 1096 fg.

Ueber den Trapp der Schweden, sowie auch eine kurze Bestimmung derjenigen Gebirgsformationen, welche künftig mit der Benennung Trappgebirge zu bezeichnen seyn dürften. Von A. G. Werner. Jahrg. 1793, B. 2, St. 6, S. 46 fg. Eine unvollendete Schrift mit großer Kenntniß der schwedischen Literatur begonnen.

Der Kampf begann von Neuem, als einer der be-

rühmtesten Schüler Werner's, welcher aber in der Geognosie bald seinen eignen Weg ging, Leopold von Buch, die Auvergne im Jahr 1802 besuchte, gleich nachdem er vorher den Vesuv verlassen hatte. „Er beschreibt," sagt Cuvier, „mit der Wärme eines Mannes, welcher in große Verwunderung gesetzt ist, die furchtbaren Ströme, welche weit umher Verwüstung und Tod verbreitet haben. Man könnte glauben, er habe sie fließen gesehen. Sein Blick versenkte sich in die hundert Krater und hundert Schlünde der Hölle, welche den Puy de Dôme umgeben. Bis zum höchsten Gipfel des Mont d'or aufsteigend, verfolgte er mit dem Auge die alten, gegenwärtig durch Thäler zerrissenen Züge, auf welchen sich die Lava in Millionen Säulen, die eben so bewunderungswürdig durch ihre Regelmäßigkeit als ihre Größe sind, gestaltet hat. In seiner Begeisterung ward er aus einem eifrigen Neptunisten beinahe Plutonist. Nicht blos den Basalt betrachtete er als eine Wirkung von Vulkanen; selbst der Porphyr, auf welchem der Basalt gelagert ist, und welcher über einen Kreis, dessen Diameter funfzehn Stunden beträgt, von welchem der Mont d'or das Centrum ausmacht, hervorragt, ist nach seiner Meinung, wenn auch nicht von unterirdischem Feuer ausgeworfen, doch emporgehoben."

Etwas später als v. Buch, machte ein anderer warmer Verehrer Werner's, durch seltene Vorbildung schon während seines Aufenthalts auf der freiberger Bergakademie selbständig, die Reise nach der Auvergne, Weiß aus Leipzig. Und auch er ward überzeugt, daß sich hier der Basalt nicht könne aus dem Wasser niedergeschlagen haben, und daß er keineswegs auf dem Granit aufliege, sondern den Granit durchbrochen habe. Auf Weiß's Unbefangenheit, scharfen Blick und Wahrheitsliebe setzte Werner einen großen Werth. Weiß berichtete ihm nach seiner Rückkehr, was er gesehen habe. Werner hörte ihn sehr aufmerksam an, dankte ihm für die Genauigkeit seiner Relation und für das Vertrauen, das er durch offne Darstellung der Gründe für eine entgegengesetzte Meinung ihm beweise, versicherte aber, daß er die seinige um jener willen und ohne jene Gegenden selbst gesehen zu haben, nicht aufgeben könne.

Wenn schon durch v. Buch's im Jahr 1809 und früher bekannt gemachte Beobachtungen einige deutsche

Geognosten gegen die Meinung Werner's über das Entstehen des Basaltes mehre Zweifel gefaßt hatten, aber dieselben bei Lebzeiten Werner's nicht laut werden ließen, so ist dieselbe nach seinem Tode von mehren aufgegeben worden, wozu auch v. Humboldt's Nachrichten über die amerikanischen Gebirge und über Teneriffa viel beigetragen haben.

Derselbe Fall findet statt in Ansehung seiner Meinung über das Entstehen der Vulkane, welche mit der über den Ursprung des Basaltes in Verbindung steht, und in Rücksicht der Einwürfe gegen seine Theorie der Gänge. „Indem ich," spricht er in der „Höchstwahrscheinlichen Vermuthung, daß die mehrsten, wo nicht alle Vulkane von entzündeten, tief liegenden Steinkohlenflötzen herrühren, und daß die in einigen Laven vorkommenden Hornblende- und granatförmigen Krystalle aus über solchen Steinkohlenflötzen liegenden Wacken und Basaltlagern sind" (Höpfner's Magaz., B. 4, S. 240 fg.), „meiner neuen Theorie über die Entstehung des Basaltes nachdachte, so gerieth ich auf eine Entdeckung, welche, sowie sie einige erwähnter meiner Theorie gemachte Einwürfe völlig hebt, zugleich ein großes Licht über die Natur der Vulkane verbreitet." Bis dahin war Werner für den fast von allen Mineralogen und Physikern behaupteten Satz eingenommen gewesen, daß die Vulkane ihren Sitz in uranfänglichen Gebirgen hätten und von sich auflösenden Schwefelkiesen entständen und unterhalten würden. Es war ihm allerdings sehr wichtig vorgekommen, in vesuvischen Laven dieselben Hornblendekrystalle zu finden, welche so häufig in Wacke und Basalt gefunden werden, und über dieses weiße granatähnliche Krystalle (nachher Leugite genannt), die in den Basalten von Bolzona und andern Orten Italiens so häufig vorkommen. Die Mineralogen setzten voraus: Basalt und Wacke sind nichts anders als wahre vulkanische Erzeugungen; so schlossen sie nun weiter: man trifft jene Krystalle in keiner andern bekannten unvulkanischen Steinart an, also müssen sie durch's Feuer erzeugt seyn. Wäre die Voraussetzung so richtig gewesen als man glaubte, so würde wider die daraus gezogene Folgerung nichts einzuwenden seyn. So aber fällt mit ihr auch der daraus gezogene Schluß. „Denn ich glaube," fährt er fort, „in den von mir in das Bergmännische Journal eingerückten Aufsätzen zur

Genüge bewiesen zu haben, daß Basalt und Wacke nichts weniger als vulkanische Erzeugungen sind, und diese sind ja mit den bemeldeten Hornblendekrystallen fast überall und in Italien auch noch dazu mit den erwähnten granatförmigen Krystallen angefüllt. Ehedem war ich mit andern Mineralogen der Meinung zugethan, daß diese Krystalle sich in der flüssigen Lava gebildet hätten, und dies zwar nicht aus jener vorhin angeführten Voraussetzung, sondern aus drei andern Gründen." Unter diesen führt er als den ersten an, daß ihm in den uranfänglichen Gebirgen, aus welchen, seiner bisherigen Meinung nach, die Vulkane hervorgingen, keine bekannt gewesen wären, welche dergleichen Hornblende- und granatförmige Krystalle enthielten, aus welchen sie in die Laven hätten kommen können. Nachdem er sich von der Entstehung des Basaltes auf nassem Wege überzeugt, habe er, da die nämlichen Hornblendekrystalle in den Basalten gefunden würden, sich nicht vorstellen können, daß dieselben in den Basalten auf nassem, in den Laven auf trocknem Wege entstanden seyn sollten. Da nun aus mehren Nachrichten hervorginge, daß der Basalt oft über Steinkohlen und zum Theil über sehr mächtigen dergleichen Lagern ruhe, daß Basalt auch in Italien häufig vorkomme: so habe ihn dieses auf den Gedanken gebracht, ob nicht die verschiedenen Vulkane, wenigstens der Vesuv, ihre Entstehung und Fortdauer entzündeten und mächtigen Steinkohlenflötzen zu danken haben; und ob nicht die in den Laven befindlichen Hornblende- und granatförmigen Krystalle aus den über diesen Steinkohlen liegenden, von dem vulkanischen Feuer geschmolzenen und in Lava verwandelten Wacke und Basalt herrühren sollten, wo sie als weit streng-flüssiger wie Wacke und Basalt, ungeschmolzen und zurückgeblieben und blos calcinirt und gebrannt mit der Lava ausgeworfen worden. — Er gibt hierauf die Gründe an, aus welchen er die Meinung, daß die Vulkane von sich entzündeten und geschmolzenen Schwefelkiesen entstanden wären, aufgeben müsse; dann aber führt er an, was für seine gegenwärtige Ueberzeugung spreche. Erstens sey zur Genüge bekannt, welche ungeheure Massen Steinkohlen man in einigen Gegenden habe und wie frequent mächtige Steinkohlenflötze seyen. Zweitens seyen brennende Steinkohlen nichts Seltenes, und von ihrer zuweiligen Selbstentzün-

dung sey man ebenfalls überzeugt. Allerdings dürfte aber zur Entstehung eines Vulkans außer der Entzündung eines mächtigen Steinkohlenflötzes auch eine hohe und feste Bedeckung und Communication mit dem Meere, wenigstens mit anderm Wasser, erforderlich seyn. Drittens kämen die Steinkohlen gerade in solchen Gegenden, in welchen auch die Vulkane zu Hause wären, nämlich in Plänen, hüglichem Lande und Vorgebirgen, vor. Viertens schienen auch die Verbreitungen mehrer Vulkane durch ganze Gegenden die Nothwendigkeit eines mehr ausgebreiteten, aber keines in die Tiefe niedersetzenden Lagers zu heischen, welche erstere Lage bei den Steinkohlenflötzen, die letztere hingegen bei Schwefelkieslager statt" finde. Fünftens, so solle sich, nach Morand, bei einem Steinkohlenbrande in Frankreich Schwefel und Salmiack erzeugen. Sechstens schienen die entdeckte Nachbarschaft und geognostische Verwandtschaft der Steinkohlen mit Basalt, ferner die anscheinende geognostische und oryktognostische Verwandtschaft des Basaltes mit Laven und die fast ganz ausgemachte nasse Entstehung des Basaltes und der Wacke völlig zu beweisen, daß nicht allein entzündete Steinkohlenflötze den Vulkanen ihre Entstehung und Nahrung gäben, sondern auch, daß dies mit Wacken und Basalt bedeckte dergleichen Flötze wären. Es sey bekannt, wie häufig Basalt über Steinkohlen und zwar zum Theil über sehr mächtigen Lagern derselben läge; jeder Chemiker und Mineralog kenne die große Leichtflüssigkeit des Basaltes und der Wacke. Wenn man sich nun ein großes, oft ungeheuer großes Steinkohlenflötz größtentheils in Brand, die Enden desselben verschlossen, so leichtflüssige Steinarten als Basalt und Wacke unmittelbar darüber, und einige durch den Brand selbstentstandene Aushohlung denke, würden da die darüber liegenden leichtflüssigen Steinarten nicht schmelzen? — Es dürfe dann nur Wasser in hinlänglicher Menge zu der in einer starken Quantität vorhandenen geschmolzenen Masse bringen, so sey die Eruption und mit ihr der Vulkan da. Daß aber Basalt und unter ihm vielleicht auch Wacke wirklich die Decke der vulkanischen Feuerstätte ausmache und diejenige Masse sey, woraus die Vulkane die Laven schmelzen, bewiese auch das bekannte Vorkommen des Basaltes ganz in der Nachbarschaft der Vulkane. — Die in den Laven be-

findlichen Hornblende- und granatförmigen Krystalle entstünden also nicht in den flüssigen Laven, sondern wären in dem über der Feuerstätte liegenden, an und für sich unvulkanischen Basalte und Wacke, welche das vulkanische Feuer zu Lava schmelze, die streng flüssigern inliegenden Krystalle aber ungeschmolzen in Laven umwickele und auswerfe, enthalten; jedoch wirke das Feuer einigermaßen auf dieselben ein. Die Hornblendekrystalle, in dem Basalte schwarz, erschienen in den Laven grün, auch wol gar gelb, und hätten auch nicht mehr den vollkommen blättrigen Bruch. Die granatförmigen Krystalle hätten ihre Krystallisation noch mehr verloren und erschienen fast immer ganz mehlig. — Er beschließt den Aufsatz mit der Bemerkung, daß, wenn sich seine Vermuthungen bestätigten, sich wiederum die Verwandtschaft zweier Phänomene, welche manche sich sonst als verschieden dachten, erweisen würde; der Erdbrände nämlich und der Vulkane. Die ehemaligen ansehnlichen Erdbrände in Böhmen hätten Vulkane werden können, wenn sie entweder eine höhere Bedeckung oder leichtflüssigen Basalt zur Bedeckung oder auch Communication mit höher gelegenen Wassermassen gehabt hätten.

Er selbst überzeugte sich immer mehr, daß der Feuerherd der Vulkane aus entzündeten Steinkohlenflötzen bestände, und leitete von diesen auch die heißen Mineralquellen ab, besonders die heißen Quellen des von ihm so oft besuchten, und mit dessen Umgebungen so oft untersuchten Karlsbades. Dorthin, wo er fast jährlich mehre Wochen zubrachte, beschied er gemeiniglich einen oder einige seiner Schüler, und zeigte ihnen, wo, nach seiner Vermuthung, der Feuerherd und das Reservoir des gekochten Wassers sey, und wie sich die Erscheinungen über Tage daraus erklärten. Die Erklärung überhaupt von Erdbeben, Erdbränden und heißen Mineralquellen ward von ihm mit immer mehren Beobachtungen in Verbindung gesetzt, und wurde lange Zeit von dem größern Theile der Mineralogen als die beste angenommen; auch fehlt es ihr gegenwärtig noch keineswegs an Anhängern. War sie Manchem auch nicht ganz genügend, so verdrängte sie doch die frühern von einem Centralfeuer und von aufgelöstem Schwefelkiese, und ließ einige neuere nicht aufkommen. Gegenwärtig werden auch sie von großen Geognosten verlassen, welchen, wie gewöhnlich, die

Mehrzahl derer nachspricht, die gern eine Meinung haben, ohne eigne Untersuchung anstellen zu können.

Von einem unterirdischen Feuer, daraus entstehenden Auflösungen und aufsteigenden Dämpfen, sich wiederum verdichtenden Sublimaten, leitet man zum Theil auch die Ausfüllung der Gänge und die Veränderung ganzer Gebirge ab. Es hat daher auch das wichtigste und größte geognostische Werk Werner's nicht mehr in allen seinen Theilen die fast allgemeine Zustimmung, welche es bei seinem Erscheinen erhielt, behauptet. Ich meine seine „Neue Theorie von der Entstehung der Gänge, mit Anwendung auf den Bergbau, besonders den Freibergischen" Freiberg, 1791, gedruckt und verlegt in der Gerlach'schen Buchdruckerei.

In diesem Werke machte er seine Theorie von den Ursachen der Gebirgsspalten und von der völligen oder unvollständigen Ausfüllung derselben mit verschiedenartigen, von der Gebirgsmasse mehr und weniger verschiedenen Fossilien, welche er längst mündlich vorgetragen hatte, nun auch nach einem Besuche seines Landesherrn und auf dessen Veranlassung durch den Druck bekannt. Er führt zunächst mit seltener Belesenheit alle verschiedene Erklärungsarten der Mineralogen vor ihm über das Entstehen und die Ausfüllung der Gänge an, unter denen der aufmerksame Leser manche finden wird, welche das Rad der Zeit unter allerlei Modificationen jetzt wieder zum Vorschein bringt. Wie er den fraglichen Gegenstand genauer aufgefaßt, wie er die Erklärungen verbessert, was an seiner Theorie neu sey, hat er selbst in der Vorrede Seite XVIII u. XIX angegeben:

„Von der von mir vorgetragenen Theorie ist, wie die im zweiten Capitel entworfene kurze Geschichte der ältern Gangtheorien zeigen wird, der Satz: daß die Gangräume Spalten sind, alt und von den mehrsten Geognosten vorgetragen. Nur die Ursachen der bemeldeten Entstehung der Gangräume glaube ich bestimmter angegeben und diese Entstehung selbst einleuchtender bewiesen zu haben. Neu ist aber die ausführliche Bestimmung der innern Structur der Gänge und der Bildung der so verschiedenartigen Massen, woraus sie bestehen, besonders mit Hinweisung auf ihre Bildungszeit. Neu ist die genauere Betrachtung und Bestimmung des Durchsetzens der Gänge, und vorzüglich die Anwendung desselben zu

der Bestimmung ihres relativen Alters. Neu ist die Bestimmung der verschiednen Gang- und besonders Gang-Erzformationen und die Bestimmung ihrer Altersfolge. Neu ist der Gedanke, daß sich die Gangräume unmittelbar aus derjenigen Auflösung füllten, woraus sich zu gleicher Zeit die Gebirgsmassen mit ihren Lagern und Flötzen niederschlugen. Neu sind die Beweise dafür, wie auch, so viel ich weiß, die Bestimmung des Unterschiedes zwischen der innern Beschaffenheit der Gänge und Flötze und Lager. Neu dürfte größtentheils die Widerlegung der gegen diese Theorie gemachten Einwendungen und die Gründe gegen die ältere Theorie seyn. Neu ist größtentheils die von dieser Theorie auf den Bergbau gemachte Anwendung. Von mehren will ich mein Erfindungseigenthum gar nicht behaupten, da allerdings während des Zeitraums von siebzehn Jahren, als ich hier in Freiberg die Lehre von den Gangklüften, sowol in der Geognosie, als auch in der Bergbaukunst öffentlich vortrage, Vieles davon in andere Köpfe gekommen, und aus diesen in andere Federn geflossen ist, das sich nicht gut wieder zurückfodern läßt. Die eignen Erfahrungen, auf welche meine Gangtheorie gegründet ist, habe ich schon in meinen ganz jungen Jahren in der Oberlausitz und Schlesien zu sammeln angefangen; vorzüglich aber habe ich solche in dem sächsischen Erzgebirge während meines zweiundzwanzigjährigen Aufenthalts in solchem und bei den sehr häufigen Befahrungen der Grubengebäude sowol des freiberger Bergamtsbezirks, als auch der übrigen gemacht."

Dieses Werk trug bei seiner Erscheinung ungemein viel bei zur Befestigung von Werner's Ruhm. Die Gelehrsamkeit, Ordnung und Klarheit, womit es verfaßt ist, die Genauigkeit der Beobachtungen, die scharfsinnige Sonderung unleugbarer Naturwirkungen nach verschiedenen Zeitaltern, die Sicherheit der daraus gezogenen Schlüsse, die Brauchbarkeit der Beobachtungen und Folgerungen für den praktischen Bergbau, erhöhten die Achtung gegen den Verfasser und verschafften seinen Ideen die allgemeine Zustimmung. Man freute sich, wenigstens über einen so wichtigen Theil der Geognosie eine von Werner selbst vollendete Schrift zu besitzen. Die abwechenden Theorien einiger Männer von berühmten Namen fanden keinen oder wenig Eingang. Werner's

Theorie ward durch seine Schüler nicht nur mündlich in andere Länder verbreitet, sondern auch schriftlich durch Recensionen und Uebersetzungen. Es ist besonders bemerkenswerth, daß der rühmlichst bekannte Brasilianer Joseph Bonifac. d'Andrada sehr bald nach der Herausgabe des Werkes eine Recension desselben in die „Commentationes Lipss., vol. XXXIV, pag. 113 sqq." einrücken ließ, und daß ein nicht minder geist- und kenntnißreicher Franzose D'Aubuisson eine doppelte Ausgabe der von ihm gefertigten Uebersetzung besorgte: „Nouvelle théorie des filons, par A. G. Werner. Ouvrage traduit de l'allemand et augmenté d'un grand nombre des notes, dont plusieurs ont été fournies par l'auteur même." Die erste Ausgabe, Freiberg, 1802; die zweite, Paris, 1803. Nur die ganz veränderten Ansichten der letztern Zeit von der Bildung der Erdoberfläche, haben auch bei diesem Theile der Werner'schen Geognosie Einiges vermissen lassen. Doch ist diese Theorie auch von einem andern scharfsinnigen und unterrichteten Franzosen, Bonnard, der ebenfalls Werner's Unterricht in Freiberg aufsuchte, vertheidigt, und ihre Uebereinstimmung mit den meisten Erscheinungen in der Natur in ein helles Licht gesetzt worden. — Ueber die Verdienste Werner's um die Geognosie überhaupt und über den Standpunkt, bis zu welchem er sie erhoben hat, läßt der Verfasser eben jenen großen Mineralogen sprechen, dessen Urtheil über Werner's Oryktognosie er zuvor mitgetheilt hat.

„Erwarb sich Werner einen weiten Kreis von Freunden, Verehrern, Bewunderern durch seine sinn- und anschauungsvolle Behandlung der Oryktognosie, so stieg die warme Anhänglichkeit an den Lehrer gewiß bis zum Enthusiasmus durch das zweite Hauptwerk, welches er in dem Gebiete der Mineralogie durch sein Lehrgebäude der Geognosie errichtete. Eine noch jugendlichere Wissenschaft mit einem ihr ganz eigenthümlichen Zauber begabt! Denn wer, dem sie sich als Darstellerin des innern Baues des Erdkörpers verkündet, als Malerin der Monumente, aus denen die allmälige Bildung und Entwickelung der Erde, der Gang der Ereignisse, wie und in welcher Folge sie sich auf ihr zugetragen haben, in klar lesbaren Schriftzügen hervorgeht — wer, dem sie eine so hohe Kunde öffnet, würde nicht voll Eifer seyn, ihr die Palme unter allen irdischen Naturwissenschaften zuzuerkennen, deren

aller Vereinigungspunkt sie wird! Aber wir hören, wie aus einem Munde, Werner den Schöpfer der heutigen Geognosie nennen, und nennen ihn billig so. Wir vergessen darum keineswegs den wesentlichen Antheil, den Zeitgenossen und Vorgänger Werner's an der Umgestaltung einer ältern sogenannten Geologie oder Geogenie nahmen; aber der entscheidendste Schritt, wodurch an deren Statt, nach Inhalt und Methode neu, unter den Erfahrungswissenschaften, im Bereich der Naturkunde, eine Wissenschaft erschien, ganz geeignet, jenen Enthusiasmus zu erregen und an Interesse, das sie unfehlbar einflößen mußte, alle ihre Schwestern hinter sich zu lassen, — die Durchdringung des ganzen Gebietes mit dem Lichte einer durchgreifenden klaren Einsicht, die Rundung eines Ganzen von Wissenschaft, von welcher vorher zerstreute Bruchstücke zur Kenntniß gelangt waren, diese Schöpfung der Geognosie entsprang aus Werner's Geiste, und es ist Vieles, was durchaus originell ihm hier angehört. Der durchdringende, das Ganze ordnende Blick war ganz sein eigen."

„Es liegt jedoch in der Natur der Sache, daß, wenn eine so große Epoche eintritt, wol ein Mann, dessen Blick weiter und klarer schaut, als seine Zeitgenossen, das Signal geben mag, wodurch es verkündet und weltkundig wird, die neue Epoche sey da; zugleich aber, daß sie vorbereitet war durch den ganzen Stand der Dinge."

„Die ältere Geologie und Geogenie — wir können sie noch bis zu Werner herab repräsentirt ansehen durch Buffon — war im Vorherrschenden eine Reihe von Hypothesen, ersonnen zu Gunsten der Erklärung einiger, früher nur isolirter, allmälig sich mehrender Thatsachen, die man kannte, die erklärt seyn wollten, wo aber freilich insgemein die Hypothesen weit über das Ziel hinausschlugen, welches zu erreichen sie sich vorsteckten, und zu welchem allerdings ein wahres Bedürfniß trieb; so geschah es, daß neben der Erklärung oder dem versuchten Verständniß von Thatsachen, welche bei noch geringer Schärfe in ihrer Auffassung um so mehr Biegsamkeit besaßen und Drehungen, Verkürzungen oder Zusätze geduldig ertrugen, auch noch für reine Erfindungen einer wenig gezügelten Phantasie großer Spielraum gelassen und reichlich genug mit ihren Geschöpfen bevölkert wurde, sodaß dem ernstern Naturforscher das, was sich Geologie und Geogenie nannte

und eben so schnell bis in Kosmologie und Kosmogenie überzutreten sich wenig scheute, höchst verdächtig blieb, oder gar, wie ein geistreicher und berühmter neuerer Naturforscher spottete, der Name derselben nicht habe genannt werden können, ohne Gelächter zu erregen."

„Es kam darauf an, die zweideutig gewordene Geologie durch und durch auf Beobachtung zu gründen, durch und durch zur Erfahrungswissenschaft zu machen. Die Beobachtungen hatten sich vervielfältigt; sie standen nicht mehr isolirt wie ehedem, sondern in schon sichtlich vielfachem Zusammenhang unter einander; es war Hoffnung da, es zeigte sich wol schon eine nahe Aussicht, die Kette der Beobachtungen durch das ganze Feld, ohne eine Hauptlücke durchführen zu können. In Werner's Geiste blitzte der Gedanke auf, mit den vorhandenen Mitteln ein zusammenhängendes System von Beobachtungen über die Structur des Erdballes aufstellen zu können; er nannte dieses System von Beobachtungen Geognosie, charakteristisch dafür, daß es Kunde der Erdmasse, in Bezug auf die Verhältnisse ihrer Zusammensetzung, daß es Beobachtungswissenschaft sey, welches sich den neuen Namen gebe im Gegensatz einer ältern, weniger auf Beobachtung als auf selbst erfundenen Gedanken, Meinungen, Einbildungen ruhenden Lehre von der Bildungsgeschichte oder allgemeinen Theorie der Erde, die man Geogenie oder Geologie genannt hatte."

„Es war in den 70er und noch mehr in den 80er Jahren, wo durch ausgebreitetere Beobachtungen von Gebirgsverhältnissen die nähern Vorbereitungen jener heilsamen Umgestaltung der Geologie in der Geognosie gemacht waren. Nicht mehr auf einen so geringen Beobachtungskreis eingeschränkt, wie bis dahin etwa der Bergmann auf sein Revier, gewöhnte sich der Gebirgsbeobachter an einen größern Maßstab und an größere Aufgaben. Mit Bestimmtheit im kleinen Kreise wahrzunehmen geübt, war der Bergmann es allerdings vorzugsweise, von welchem die erweiterte Gebirgsforschung ausgehen konnte und in der That ausging; allein da, wo ihn sein näheres technisches Interesse auch weniger in die Erforschung der Gebirgsverhältnisse verflocht, mußte der Naturhistoriker, der Physiker den Faden der Beobachtung aufnehmen; und oft legte die Natur ihn selbst dem im engern Sinn sogenannten Naturhistoriker unmit-

telbarer in die Hände, als dem Bergmann. In der That macht in der Vorbereitungsperiode der 70er und 80er Jahre einestheils Epoche, was der Bergwerkskundige, als er absichtlich zu reisen und stetig im Großen und im Zusammenhang auf Reisen zu beobachten anfing, für Gebirgskunde in erweiterter Sphäre leistete; anderntheils wird an Wichtigkeit seiner ganzen Ausbeute der Rang ihm streitig gemacht durch das, was ein einziger Mann, der nicht Bergmann, wenig Naturhistoriker, aber trefflicher Physiker war, was Saussure durch seine musterhaften und treuen Beobachtungen in den Alpen der wahren Gebirgskunde gewann."

„Werner's Ausbildung seines geognostischen Lehrgebäudes fällt gewiß erst an das Ende der 80er, selbst noch in den Anfang der 90er Jahre. Er hatte seine Oryktognosie schon nahe zu ihrem Gipfel gebracht, als er die Geognosie von Grund aus zu bearbeiten unternahm. Er brachte zwei große Stützpunkte für dieselbe mit, welche Keiner wie er in sich vereinigte; die Erfahrung des Bergwerkskundigen und das Auge des Oryktognosten, welches ihm in der Unterscheidung der einzelnen Gebirgsarten eine sogleich erkannte und entschiedene Superiorität gab. Wie er in diesen beiden Requisiten den trefflichen Saussure gewiß übertraf, und dieser herrliche Mann das Anerkenntniß hiervon selbst an den Tag legte, indem er auf das eifrigste bemüht war, sich Werner's oryktognostische Ausbeute anzueignen, so würde vielleicht mancher zu gewagte Schritt bei der Grundlegung des Werner'schen geognostischen Lehrgebäudes unterblieben und nicht zum Fehltritt geworden seyn, wenn Werner als Physiker hoch genug gestanden hätte, um mit gleicher Sicherheit die allgemeinen Verhältnisse des Erdballs im Brennpunkt seiner Betrachtung zu erfassen, wie sein physisches Auge den Stein und den Felsen, der wirklich vor ihm stand."

„Wir dürfen noch ein Zweites bemerklich machen, was bei der Schöpfung einer, einem so erhabnen Gegenstand gewidmeten, und allerdings auch im Erhabnen einfach großen Style entworfnen Lehre, wie die Werner'sche Geognosie, unter die Warnungszeichen sich stellt: Für Werner war, was von seinen Erfahrungen und darauf gebauten Ansichten Abweichendes von Andern beobachtet und angegeben wurde — fast verloren. Gewohnt seine

Oryktognosie ganz und gar aus eigner Kunde der Sache, aus Autopsie zu schöpfen, hier, mit dem Minerale selbst, im Besitz von Allem, was er zu dessen Kenntniß bedurfte, Anderer Angaben über dasselbe leicht entrathend, verließ er sich auch in der Geognosie lediglich auf das, was er selbst sah, und mochte bei Angaben, die ihm unglaublich schienen, bald durch den ältern Zustand der Geologie, der fast nur aus Hypothesen in Hypothesen schweifend, ihnen zu Gefallen beobachtete, und wo oft die entschiedenste Absicht, durch die Beobachtungen ein vorher bestimmtes, der Beobachtung selbst fremdartiges Ziel zu erreichen, noch unter den neuesten Geologen, wie de Luc, vorherrschend und von sichtlich großer Wirkung auf die Substanz der Beobachtung blieb, bald auch durch das gar Ungenügende und allzu Mangelhafte der oryktognostischen Bestimmungen über Gegenstände, von denen die Rede war, sich zum Mistrauen sehr allgemein berechtigt glauben. Genug, er blieb durchgängig abgeneigt auf fremde Angaben zu achten; was er nicht gesehen hatte, liebte er einzig nach der Analogie und aus dem Gesichtspunkte dessen, was er selbst gesehen hatte, zu beurtheilen; ja bei einem großen Talente, welches Werner besaß, sich Länder zu vergegenwärtigen, die er nie gesehen hatte, dünkte ihm die Beihülfe Andrer, um die geognostischen Resultate über dieselben zu entwirren, um so entbehrlicher. Mit den Augen Anderer sah er durchaus nicht. Indessen hatte Werner weder die Alpen, noch die Vulkane gesehen. Wie ganz anders würden sich die Grundlehren seiner Geognosie gestaltet haben, wenn ihm bei der Grundlegung seines Lehrgebäudes diese beiden großen Gegenstände unmittelbar vorgeschwebt und ihm nicht erst durch die Berichte Anderer hätten kund werden sollen!"

„Nichts desto weniger hat Werner sein Gebäude auf eine Basis gegründet, welche im Stande ist sogar die Berichtigung der Irrthümer, in welche er hie oder da gefallen seyn könnte, selbst herbeizuführen; und so hat er allerdings jeder neuern echten Gebirgskunde die Bahn gebrochen. Die Grundlage aller geognostischen Schlußfolgen ist die Kenntniß der räumlichen Verhältnisse zwischen den verschiedenen, die Erde zusammensetzenden Massen. Die Bestimmung der Natur der einzelnen Massen hat die zweite Stelle; Bestimmung der

räumlichen Lage der einen gegen die andere die erste. Durch die Vervollständigung unsrer Kenntnisse von dieser schreitet die Geognosie am festesten und am bedeutendsten fort."

„Was vor Werner nur theilweise von der räumlichen Lage der Gebirgsarten gegeneinander bekannt war, unternahm er zuerst auf eine durchgreifende Weise darzustellen. Seine Lagerungslehre wurde die Fundamentallehre der Geognosie; seine Unterscheidungen der gleichförmigen und abweichenden, bei der letztern insbesondere der Gedanke der übergreifenden Lagerung, — das wurden die einfach großen Züge, welche mit einemmale in den verworrensten Verhältnissen Licht verbreiteten und das Ganze höchst einfach übersichtlich machten. Es ist eine Klarheit, eine Simplicität in der Werner'schen Darstellung der Gebirgsverhältnisse, eine Bündigkeit in seinen Folgerungen, aus der einen und andern Art und Weise, wie die Gebirgsmassen gegeneinander gelagert sind, daß diese seine Fundamentallehre der Geognosie bei seinen Zuhörern ein unbedingtes Vertrauen erwecken mußte, und jeder gewiß nur wider seinen Willen durch die sprechendsten Thatsachen überführt werden konnte, daß nicht alles so sey, wie es aus Thatsachen theilweise gefolgert, und so befriedigend, so faßlich, so evident erscheinend, von Werner als allgemein ausgesprochen wurde. So viel Wahres, so viel sich immer wieder Bestätigendes, Treffendes hatte Werner von diesen Verhältnissen aufgefaßt; und doch, man mußte lernen, daß es noch andere Verhältnisse geben könne und gebe, welche in der Werner'schen Lagerungslehre keine Stelle fanden, so vollständig sich diese auch zu runden und in sich abzuschließen schien."

„Um eine Gattung der besondern Lagerstätten, gerade um die und deren nächstverwandte es sich hier vornämlich handelt, um die Theorie der Gänge hat sich Werner durch eine eigne Schrift besonderes Verdienst erworben; er hat in dieser Schrift ein wahrhaftes Muster aufgestellt, wie ein solcher Gegenstand mit Evidenz zu behandeln sey, wenigstens soweit die nächste eigentliche Beschaffenheit der Sache und die nächsten Gründe der Erscheinungen zu erkennen und zu entwickeln waren; bei der Aufsuchung der entferntern Gründe sehen wir zwar immer, wie durch die ganze Geognosie, die Werner'sche Klarheit und Planheit hindurchleuchten,

aber es werden uns auch hier die nämlichen Lücken und Mängel fühlbar, welche, wie wir glauben, in dem Werner'schen Ideenkreise überhaupt in Bezug auf das Verhältniß des Aeußern zum Innern der Erde geblieben seyn möchten; und wenn wir zugeben, daß auch in der Theorie der Gänge dann die Natur selbst geschildert zu werden aufhört, so war dies nur eine der natürlichsten Folgen der Grenzen, innerhalb welcher Werner das Wirksame in der Bildung der Gebirgsschichten durchgehends erblickte."

Mit dem Jahre 1792, in welchem der zweite Theil von dem Verzeichnisse des Pabst von Ohain'schen Cabinets herauskam, hörte Werner's schriftstellerische Thätigkeit beinahe gänzlich auf. Nur die Classificationslehre, welche, wie schon oben erwähnt worden ist, vor der rechtmäßigen Herausgabe im Drucke erschien, ist in dieser Zeit von ihm vollendet worden. Die kleine im Jahr 1811 erschienene Sammlung berg- und hüttenmännischer Schriften enthält früher ausgearbeitete Aufsätze. In der Zeit von 1789 bis 1792 hat er übrigens viele, zwar nicht für das Publicum, aber doch zum Behuf seiner Vorlesungen und für seinen Schreibetisch, zwar wenig Vollständiges, noch weniger Vollendetes, aber Vieles in Entwürfen und Bruchstücken geschrieben. Sein literarischer Nachlaß, welcher größtentheils aus diesem Zeitraume herstammt, ist von ungemein großem Umfange. Es wird wol Mehre, welche hörten und lasen, wie ungern Werner geschrieben habe, überraschen, wenn sie versichert werden, daß sich in diesem Nachlasse viele, zum Theil weitläufige Aufsätze über alle Zweige der Bergbaukunst, Eisenhüttenkunde, Mineralogie, Salinistik, Bergwerksgeschichte, über Archäologie, Linguistik, besonders für deutsche Sprache und Polyglotten u. s. w. befinden; aus frühern Jahren mehre zum Abdruck vorbereitete Manuscripte, z. B. der zweite Theil des übersetzten Cronstedt'schen Werkes, mehre Uebersetzungen spanischer und englischer Bergwerksschriften, eine mineralogische Geographie mehrer deutscher und östreichischer Provinzen (Salzburg, Böhmen, Tyrol u. s. w.), einzelne Abhandlungen für ein allgemeines Journal der Bergwerkswissenschaften u. s. f. Indessen bedürfen diese nachgelassenen Schriften einer ge-

nauern Sichtung, welche ihnen in Freiberg werden soll. Dorthin sind seine sämmtlichen Papiere, die eine Zeit lang in Dresden waren, nach des Geh. Finanzraths Blöde Tode in vier großen Kisten zurückgegangen. Die Ursache seiner verminderten schriftstellerischen Thätigkeit lag in der anderweitigen Erweiterung seines Wirkungskreises. In dem genannten Jahre ward er, zur Anerkennung seiner Verdienste, auf Vorschlag des Geheimen Finanzcollegii, durch höchstes Rescript vom 10. März, mit dem Charakter eines Bergcommissionsraths, zum Mitgliede des Oberbergamtes zu Freiberg ernannt.

Diese Auszeichnung war früher dem ältern Lehrer bei der Bergakademie, dem Professor Charpentier, widerfahren, welcher aber mit seinem Eintritt in's Oberbergamt seine Lehrerstelle bei der Akademie aufgab und sich ausschließend den Geschäften der neuen Stelle widmete. Werner wollte und sollte in seiner akademischen Wirksamkeit durch diese Beförderung zu einer höhern Stelle nicht gestört werden. Es wurde daher durch höchstes Rescript seine Theilnahme an den Oberbergamtlichen Arbeiten dahin beschränkt: daß er vornämlich in Sachen, welche theoretische Untersuchungen bergmännischer und mineralogischer Gegenstände und dahin abzweckende allgemeine Veranstaltungen, ingleichen bei der Akademie zu treffende Einrichtungen und Verbesserungen des Eisenhüttenhaushalts beträfen, gleich andern Oberbergamtsbeisitzern gebraucht, übrigens aber von den ordentlichen Vorträgen, schriftlichen Votis und Geschäften, dem Signiren und Unterschreiben derjenigen Ausfertigungen und Berichte, bei welchen er nicht zuvor mittelst der ihm zugetheilten Relationen, von ihm erfoderten Gutachten, oder sonst gegebenen Aufträgen concurrirt habe, dispensirt, auch von Abwartungen der Sessionen, dafern er nicht dazu wegen vorkommender besondern Sachen von dem Directorio beschieden worden, freigelassen werden solle.

Der Director des Oberbergamts, Berghauptmann von Heynitz, und der erste Rath von Charpentier waren mit dieser Beförderung Werner's zum Mitgliede des Collegii vielleicht am wenigsten zufrieden. Beide Männer, ebenfalls durch persönliche Vorzüge und große Verdienste um das sächsische Bergwesen ausgezeichnet, lebten mit ihm aus verschiedenen Ursachen nicht in vollkommnem Einverständnisse. Von Heynitz hatte nach dem Tode

des Berghauptmanns Pabst von Ohain die Curatel der Akademie überkommen. Er hatte hohes Interesse für alle Unterrichts- und pädagogische Anstalten und wollte bei der Akademie mit manchen Verbesserungen rascher vorwärts. Pünktlich in Geschäften, vertraut mit der Verfassung und an ihr hangend, kam er mit Werner, der in Geschäften unentschlossen, zögernd war, mit Fertigung schriftlicher Aufsätze stets zurückblieb, mehrmals in Mishelligkeiten und besorgte daher von seinem Eintritt in's Oberbergamt für manche Geschäfte, bei welchen er concurriren sollte, nachtheiligen Einfluß. Von Charpentier's Ansichten über die meisten mineralogischen Gegenstände wichen weit von Werner's Theorien ab. So dankbar Werner in seiner Uebersetzung des Cronstedt'schen Werks und anderwärts die Belehrungen erkannte, welche er Jenes mineralogischer Geographie über Sachsen schuldig war, so verließ er ihn doch gänzlich durch seine scharfe Trennung der Geognosie und Oryktognosie durch die für letztere aufgestellten Principien, durch die Theorie der Gänge und andere, besonders geognostische Meinungen, welchen auch von Charpentier, ohne gerade zu polemisiren, einige Jahre später sein Werk über die Erzlagerstätten entgegensetzte. Zwei Gelehrte eines Faches von ganz abweichenden Meinungen werden, wenn diese zumal auf die Geschäfte und Geschäftspläne einigen Einfluß erlangen, nicht leicht in sehr angenehmen Verhältnissen leben. Darum konnte denn auch von Charpentier die Beförderung Werner's zum Mitgliede des Oberbergamts nicht eben erwünscht seyn. — Es mußte jener Misverständnisse hier Erwähnung geschehen, weil in französischen und deutschen Denkschriften auf Werner von einer Verbindung v. Heynitz's, v. Veltheim's und v. Trebra's, um Jenen zu stürzen, und von feindschaftlichen Angriffen v. Charpentier's auf denselben geredet wird. Von Heynitz gab sich gar nicht das Ansehen, Mineralog zu seyn, und bekümmerte sich nicht um Theorien. Wenn er mit Werner uneinig ward, so war es über Geschäfte. Die Streitigkeiten mit Gr. v. Veltheim, v. Trebra und v. Charpentier waren ursprünglich gelehrte, und wurden nur von dem Erstern, der es nicht ertragen konnte, von Werner und Leuten ohne Rang als Mineralog verdrängt zu werden, mit Sarcasmen und witzigen Spöttereien, die Werner nicht erwiderte, geführt. Bei v. Charpentier

und bei v. Trebra, nachdem dieser nach v. Heynitz's Tode wiederum in sächsische Dienste trat, hatten Meinungen in der Wissenschaft allerdings einigen Einfluß auf Geschäftsverhältnisse. Aber an eine Verbindung der genannten verdienstvollen Männer zum Sturze Werner's war nicht zu denken; und wenn er selbst etwas darüber geäußert haben sollte, so ist dieses unstreitig nicht mehr als eine hypochondrische Ansicht gewesen. Je höher sein Ruhm im Auslande stieg, und je mehr ihm in Geschäftsverbindungen im Inlande Schwierigkeiten gemacht wurden, um desto schmerzlicher ward er von diesen berührt und beunruhigt.

Schon seit 1778 hatte er sehr wohlthätig in die innere Organisation und immer vollkommnere Ausbildung der Akademie eingegriffen, und es verging fast kein Jahr, in welchem er nicht zweckmäßige Veränderungen sowol in Betreff der Lehrpläne, als der Unterrichtsmethode, der Aufsicht, Disciplin und praktischen Bildung der Zöglinge, der Aufstellung der Apparate und Sammlungen u. s. w. in Vorschlag und in Gang gebracht hätte. Besonders thätig für Alles, was den Flor der Akademie befördern konnte, ward er, nachdem sich sein Einfluß als Oberbergamtsmitglied verstärkt hatte. Der hochbejahrte Bergrath Gellert konnte für metallurgische Chemie nicht mehr leisten, was der Stand der Wissenschaft und das Bedürfniß des Instituts erfoderte. Werner sorgte angelegentlich dafür, daß ein junger Mann von vortheilhaftem Rufe nach Freiberg gezogen und das Studium theoretischer und praktischer Chemie gefördert würde. Lampadius ward 1794 in Freiberg angestellt. Um dieselbe Zeit war von höchster Behörde bemerkt worden, daß sich für einige erledigte Stellen nicht genug tüchtige Leute zur Wiederbesetzung derselben gefunden hätten. Dem Oberbergamte wurde Anzeige abgefodert, worin der Grund davon liegen möge. Es war nahe daran, daß man den akademischen Lehrern die Schuld davon beigemessen hätte. Es gelang Werner, sich mit dem Oberbergamte zu verständigen, daß man vielmehr diese Gelegenheit benutzen müsse, der höchsten Behörde wahr, genau und einleuchtend darzustellen, welcher Reformen und welcher Unterstützungen die Akademie noch bedürfe, um ihren Haupt-

zweck vollständiger zu erreichen. Er arbeitete darüber einen meisterhaften Vortrag aus, in welchem er die trefflichsten pädagogischen Grundsätze mit besonderer Anwendung auf die Verhältnisse und den besondern Zweck der Bergakademie entwickelte, mit großer Klarheit ausführte und eingänglich machte; sodann aber auch nöthig scheinende Verbesserungen zur völligen Ueberzeugung darstellte, Hülfsquellen zur Vermehrung der Einkünfte nachwies, sich an die Freigebigkeit des Landesherrn zur Anschaffung wissenschaftlicher Apparate und dergl. mit Vertrauen wendete und durch dieses alles ungemein viel beitrug, daß die innere Organisation der Akademie verbessert, die freiberger Bergschule, in welcher von besonders angestellten Lehrern in den Anfangsgründen der Mathematik, der Mineralogie, der deutschen Sprache, des Zeichnens u. s. w. Unterricht ertheilt wird, zu einer zweckmäßigern Vorbereitungsanstalt für die Akademie eingerichtet, und die Unterstützung beider ansehnlich vermehrt ward. Durch Einführung akademischer Conferenzen, welche hauptsächlich auf von Heynitz's Vorschlag und Betrieb eingeführt wurden, und welchen dieser selbst beiwohnte, wurden die Lehrer zum gemeinschaftlichen Wirken genauer vereinigt, mehr erwärmt, und der Hauptzweck der Anstalt in lebendiger Erinnerung erhalten. Zu Förderung dieses Zweckes, brauchbare und tüchtige Leute für die sächsischen Bergwerksdienste heranzuziehen, gereichte ganz vorzüglich der auch jetzt von Werner fortgesetzte Umgang mit den Zöglingen, von welchem weiterhin noch etwas mehr gesagt werden soll. Hier nur so viel, daß bei der genauen Bekanntschaft, welche Werner von jedes Einzelnen Kenntnissen, Talenten, Eigenthümlichkeiten erlangt hatte, auch auf seine Vorschläge zur Anstellung junger Leute, welche er im Oberbergamte that, ganz vorzügliche Rücksicht genommen ward. Ihm waren die Vorarbeiten zu dem jährlichen akademischen Berichte und die Regulirung der Studienpläne, sowol im Ganzen als für jeden einzelnen Zögling übertragen. Da in diesen Aufsätzen nicht nur die Urtheile über jedes Individuum motivirt, sondern auch für jedes die Vorlesungen und Beschäftigungen in dem neuen Lehrjahre nach seinem Fortschreiten oder Zurückbleiben, nach seiner besondern Neigung zum Berg- oder Hüttenwesen, nach seiner besondern Bestimmung gewählt und angeordnet wur-

den, so erhielt Werner desto mehr Gelegenheit, die Wirksamkeit der Akademie zu ihrer nächsten Bestimmung zu erhöhen. Nicht minder wirkte er für bessere Organisation sowol der freiberger, als der obergebirger Bergschulen, suchte insbesondere das Personale der freiberger Bergschule genau kennen zu lernen, half mit, daß bei derselben guter Geist, Fleiß, Sittlichkeit und Anstand aufrecht erhalten ward, und wirkte durch Anleitung der Lehrer auf Verbesserung des Unterrichts.

Doch Werner's Thätigkeit als Mitglied des Oberbergamtes beschränkte sich nicht auf die Lehranstalten. Durch die Verbesserung des Wasserhaushaltes, und die Beförderung der geognostischen Untersuchung Sachsens hat er sich ungemein große Verdienste erworben. Es war zur Vermehrung des Aufschlagewassers für die freiberger Grubengebäude die Herbeischaffung des Wassers aus dem höhern Gebirge, und dazu eine große Wasserleitung nöthig. Diese war, von Scheuchler, von Heynitz und Freiesleben entworfen, höchsten Orts vorgeschlagen, und nach erhaltner Genehmigung unternommen worden. — Die Herbeischaffung des Wassers würde indessen einen großen Theil ihres Werthes verloren haben, wenn nicht zugleich für die richtige Vertheilung und Bewirthschaftung desselben gesorgt worden wäre. Der sächsische Grubenbau wird gegenwärtig in sehr großer Tiefe betrieben. Je größer die Tiefe ist, in welche man sich hinunterarbeitet, um desto schwerer wird es, die sich sammelnden Wasser, welche natürlich sich immer anhäufen, durch zusammengesetzte und zusammenwirkende Plumpen, welche man Kunstgezeuge nennt, und durch ähnliche Maschinen heraufzuheben und auf einer gewissen Höhe zum Abfluß zu bringen. Um jene Maschinen durch Räder in Bewegung zu setzen, bedarf man der Aufschlagewasser, welche unausgesetzt in hinlänglichem Maße auf die Räder fallen. Ist in der Nähe des Bergbaues kein großer Fluß, so müssen kleine Flüsse und Bäche theils in Wasserbehälter oder Teiche geleitet, theils auf Punkten, die mit den Rädern in gleicher Höhe liegen, aufgefaßt und in Kunstgräben zu den Rädern geleitet werden. Ein Theil des freiberger Bergbaues bedarf des Wassers zum Umtriebe von ungefähr achtzig Rädern. Die große Aufgabe war nicht blos, dasselbe vier bis fünf Stunden weit herbeizuschaffen, sondern hauptsächlich, es gehörig zu verthei-

len, und wenn bei großer Trockenheit es dennoch nicht für alle Gruben zureicht, dasselbe jedesmal auf die Gruben, an deren Betrieb am meisten gelegen ist, leiten zu können. Die Höhe, auf welcher die aus der Tiefe gehobenen Wasser ablaufen, ist der Stolln, d. i. ein Canal, welcher ein Gebirge in horizontaler Richtung durchschneidet. Das Wasser, das auf diesem abfließt, kann nicht nur da, wo es am Fuße des Gebirges in die freie Ebene tritt, wiederum zum Umtrieb von Pochwerken, Erzwäschen, Mühlen, Schmieden u. s. w. gebraucht, sondern es kann auch innerhalb des Gebirges auf Schächte geleitet werden, in welchen in gleicher Ebene Räder von Kunstgezeugen eingehangen sind. Die Grubenwasser selbst liefern demnach wieder einen Beitrag zur allgemeinen Wasserhaushaltung. — Werner reichte gleich in den ersten Jahren nach seinem Eintritt in's Oberbergamt zur zweckmäßigen Vertheilung und Bewirthschaftung der sparsam vorhandenen Wasser einen eben so tief durchdachten, als wol berechneten Plan ein, und setzte ihn durch mit Bekämpfung großer Schwierigkeiten. Es kann von jenem Plane hier nur eine kleine Andeutung gegeben werden. Bis dahin war nicht berechnet, wie viel ein gut gebautes Rad zur gehörigen Wirkungsleistung für jede Minute brauche. Man gab jeder Grube für ihre Räder soviel Wasser, als diese ungefähr bedurften, und also zu größerer Sicherheit immer etwas mehr. Es ward jetzt berechnet, daß ein wohlbeschaffnes Rad in jeder Minute einhundert Kubikfuß Wasser brauche. Dieses Maß wurde zur Norm genommen, und was nun in jedem Zeitabschnitte normalmäßig gebraucht wird, heißt ein Rad Wasser. Waren die Maschinen auf einer Grube noch nicht in gehörigem Stande, so mußten sie zwar auch das nöthige Wasser bekommen, aber es konnte nun berechnet werden, ob sie $1\frac{1}{4}$ oder $1\frac{1}{3}$ Rad, desgleichen, wie viel die gesammten Räder eines Reviers bedurften. Hierdurch wurde eine Ausmessung der Teiche und eine Berechnung möglich, wie viele Räder Wasser sie bei dieser und jener Höhe enthielten, wie lange man mit denselben entweder bei einem gewissen Zuflusse von Wasser, oder wenn dieser und das zuströmende Regenwasser zu den Kunstgräben außenbliebe, ausreichen könne; wie lange man demnach noch alle Gruben werde zu versorgen im Stande seyn, oder wenn man von einigen das Wasser

werde abschützen müssen. Es wurde auf diese Weise ferner möglich, für die gesammten im Süden von Freiberg gelegenen Gruben, die dem Wassermangel am meisten ausgesetzt sind, einen gemeinschaftlichen Haushalt einzurichten, und die Anzahl der Aufschläge, welche das Wasser nach den einzelnen Gruben führen, bis auf gewisse Punkte zu vermindern, und große Ersparnisse wie an Wasser, so an kostspieliger Unterhaltung mehrer Canäle zu machen. Durch diese trefflichen Vorschläge ward die Fortdauer des wichtigen Silberbergbaues, namentlich der fernere Betrieb der Gruben, Sonnenwirbel, Sonne und Gottesgabe, Alte Mordgrube, Neu Glück drei Eichen, Matthias u. s. w. gesichert, und Werner errichtete sich auch als Bergmann ein unzerstörbares Denkmal.

Zur Entwerfung des genannten Planes war Werner eine anhaltende Beschäftigung mit den Gruben- und Revierplänen unerläßlich, und in Folge der Ausführung wurde Revision und Verbesserung verschiedener Kunstgezeuge, die Vermehrung und theilweise Verbesserung der flachen Risse, Nivellimentsrisse, besonders für Maschinen Gefälle (Gefällrisse) veranlaßt. Ueberhaupt aber ward eine systematische, nach wissenschaftlicher Methode bearbeitete, allenthalben auf feste Bestimmungen und Begriffe gegründete Uebersicht des gesammten Wasserhaushaltes, sowol im Allgemeinen, d. h. wie er bei jedem Bergbau zu reguliren im Stande ist, als insbesondere für die freiberger Reviere befördert.

Die erste Veranlassung zur geognostischen Untersuchung Sachsens gab zu Ende des letzten Jahrzehents im vorigen Jahrhunderte der eingegangene höchste Befehl, daß in Sachsen brennbare und andere nutzbare Fossilien aufgesucht werden sollten. Werner ergriff diese Veranlassung und knüpfte daran den Plan, die geognostischen Verhältnisse des Landes überhaupt, besonders auch in wissenschaftlicher Hinsicht, bei dieser Gelegenheit mit untersuchen zu lassen. Daher beschäftigten ihn, am meisten in den Jahren von 1799 bis 1806, die musterhaften Arbeiten zur Organisation dieses Geschäfts. Diese bestanden erstens in den immer genauer bestimmten Principien und in den darauf gegründeten ausführlichen Instructionen, welche er den zur Untersuchung in verschiedene Gegenden ausgesendeten jungen Leuten ertheilte, deren Geist auch öffentlich durch mehre Schriften, namentlich durch

Pusch bekannt worden ist. Zweitens in der Bearbeitung einer Farben- und Zeichentafel oder Colorirungsmethode für die petrographischen Charten. Ueberdies prüfte Werner die eingereichten Relationen auf's genaueste, sandte zur Untersuchung zweifelhafter oder kritischer Punkte das zweitemal einen geübtern jungen Mann, stellte die Resultate zusammen, und erwarb sich durch dieses alles noch das große Verdienst der Untersuchungsmethode. Für ihn selbst und für seinen Vortrag der Geognosie in spätern Jahren waren die gezogenen Resultate von bedeutendem Werthe. — Die Untersuchung war bei seinem Tode rücksichtlich der Hauptpartien beendigt, aber sie wird seitdem noch für die rückständigen Punkte, auch zum Theil in dem angrenzenden Böhmen, Franken, Thüringen unter specieller Leitung des Commissionsraths Kühn fortgesetzt und nähert sich eben der Beendigung.

Das hier zum Ruhme von Werner's Wirksamkeit als Mitglied der obern praktischen Behörde des sächsischen Bergbaues Gesagte, stellt zum Theil sein unmittelbares Hinwirken auf den Flor desselben dar; wobei noch zu bemerken ist, daß er sich in mehren Hinsichten um das Technische des Bergbaues durch Mittheilung glücklicher Ideen, die zum Theil gleich ausgeführt, zum Theil nur in Modellen dargestellt wurden, namentlich über Mauerung, Häuerarbeit, Aufbereitungsmaschinen ꝛc. sehr verdient machte.

Was Werner als Lehrer beinahe für sämmtliche Bergwerkswissenschaften, was er in seinen amtlichen Verhältnissen von seiner Anstellung an bis in die spätern Jahre für Akademie, Bergbau und Hüttenwesen leistete, ist vor unsern Augen vorübergegangen. Des Beifalls, womit sein oryktognostisches und geognostisches System im In- und Auslande, in Europa und außer Europa aufgenommen, verbreitet, fast ohne Ausnahme befolgt worden, ist Erwähnung geschehen. Die Mittel aber haben wir kaum noch angedeutet, durch welche der Einfluß auf seine Schüler und Zöglinge verstärkt ward, durch welche er sie für die Wissenschaft bildete und erwärmte, für den Dienst erzog. — Werner's Vortrag war ganz frei. Wenn irgend etwas in einer Stunde abgelesen wurde, so ward es von dem Fossil, das er in der

Hand hielt, abgelesen. Was von charakterisirenden Merkmalen an demselben zu finden war, ward in wissenschaftlicher Ordnung beschrieben. Anschaulich stellte immer seine Rede dar, denn der Gegenstand, den sie behandelte, schwebte bis zur Anschauung vor seiner Seele. Der Reichthum der Gedanken, der Fluß der Worte, das Feuer der Augen, der Ausdruck des ganzen Gesichts wirkte auf Geist und Gemüth des Zuhörers. D'Aubuisson sagt in seiner Vertheidigung Werner's gegen Chenevix *), und in der Vorrede zu seinem Werke über die Geognosie **): er habe Werner's Vorlesungen mit großen Vorurtheilen gegen ihn besucht, welche in den ersten Stunden eher vermehrt als vermindert worden wären. „Aber," fährt er fort, „wie er auf die Structur der Gebirge, auf die Lagerung und Aufeinanderlagerung derselben, auf die Geschichte einer jeden Gebirgsart kam, wurde mir dieser Gegenstand ungemein anziehend; ja ich muß gestehen, daß es mir unmöglich scheint, man könne einnehmender und eindringender vortragen als Werner. Hier erreicht sein Vortrag den Gipfel der Vollkommenheit. Er hat nie ein Wort über das, wovon er sprechen will, aufgeschrieben. Ehe er in den Hörsaal eintritt, sammelt er sich einen Augenblick auf seinem Zimmer und ruft die Materie, wovon er sprechen will, in lebhafte Erinnerung. Nun entströmen ihm die Gedanken in so richtiger Folge und mit einer solchen Steigerung, daß er die Aufmerksamkeit der Zuhörer auf eine einzige Art fesselt und für seinen Gegenstand einnimmt. Sie sind durchdrungen davon bis zum Enthusiasmus. Aus seinen Vorlesungen eilten Freiesleben, Mohs, Esmark, d'Andrada, Raumer, v. Engelhardt, der jüngere Charpentier, Brocchi u. A. auf die Berge in alle Gegenden Europas, und füllten die Archive der Mineralogie mit ihren zahlreichen Beobachtungen. Aus jenen ging Humboldt, trotzend allen Gefahren, Mühen und Entbehrungen, in's Innere der neuen Welt und erregte unser Erstaunen über die Menge und Wichtigkeit der Ergebnisse seiner Untersuchungen. Aus jenen begab sich Herr von Buch auf die Wanderschaft durch Norwegen, Italien, die afrikanischen Inseln

*) Annales de chimie. Tome LXIX.

**) Traité de géognosie. Strasbourg, 1819.

u. s. w., woher er uns einen reichen Schatz von geognostischen Thatsachen brachte. Man kann auf Werner anwenden, was man von Linné sagte: „Die Erde ist mit seinen Schülern bedeckt, und von einem Pole bis zum andern befragt man die Natur im Namen des einzigen Mannes."

Wie er durch das lebendige Wort auf seine Schüler wirkte, so durch sein Verhalten gegen sie, seinen Umgang mit ihnen. Es ist hier zunächst daran zu erinnern, daß seine Schüler von sehr ungleicher Art waren. Die einen Jünglinge, aus der Bergschule oder aus dem Privatunterricht in dem älterlichen Hause zur Akademie übergegangen, die andern gebildete, jüngere und ältere Männer, die bereits andere Studien beendigt, in Geschäften gearbeitet, durch Wissenschaften ihren Geist vielseitig geübt hatten. Den Vortrag in öffentlichen Vorlesungen änderte er wegen der Gebildeten niemals. Er behielt die Ungebildeten im Auge, für welche er von den allgemeinsten Erfahrungen und Sätzen ausging. Die Unterrichtetern hatten in der Regel Geduld, und bald wurden sie mit den Anfängern von den Gegenständen und der Art des Vortrags angezogen. Verhalten und Umgang änderten sich natürlich nach der Beschaffenheit der Schüler um. Schon bei der Aufnahme der jüngern Leute, welche für sächsische Dienste erzogen werden sollten, sprach er prüfend, freundlich, ermunternd mit jedem; machte sich mit ihren Umgebungen und Umständen bekannt, und erinnerte sie, daß er jederzeit auf ihren Fleiß und ihr Betragen achten werde. Sie wußten, daß dies wirklich geschehe. Sie waren nie sicher, daß sie nicht zu ihm gerufen würden, um über die Anwendung ihrer Zeit und über ihren Umgang Rechenschaft abzulegen. Sie mußten Tagebücher über ihre Beschäftigungen halten, und er prüfte, ob das, was sie gelernt und bearbeitet haben wollten, auch gefaßt und ausgeführt worden sey. Zu schriftlichen Ausarbeitungen erhielten sie bald Aufgaben, und jene mußten zu bestimmten Stunden eingereicht werden. Bald darauf ließ er sie einzeln rufen, um dieselben mit ihnen durchzugehen. Was etwa in Rücksicht der Sitten und des Benehmens zu erinnern war, ward auf eine Weise erinnert, welche die jungen Leute überzeugte, daß man ihr Bestes wolle. Die persönliche Bekanntschaft, welche Werner von jedem erhielt, und die Urtheile der übrigen Lehrer, an deren Vor-

lesungen sie Theil genommen hatten, leitete ihn bei Bestimmung der Lehrstunden, welche dieselben in dem nächsten akademischen Jahre besuchen sollten. Wer für den praktischen Bergbau, oder für das Hüttenwesen, oder für die Mechanik mehr Talent und Neigung, als für die wissenschaftliche Mineralogie zeigte, war nicht weniger seiner Liebe und Fürsorge gewiß, und des Zöglings Studien wurden zu dem Ziel geleitet, welches ihm die Natur angewiesen hatte. Es sind in Werner's Nachlaß Censuren von ihm über vormalige Zöglinge, die bei seinem Tode längst in Aemtern waren, vorgefunden worden, aus denen zu ersehen war, wie genau er ihre Gemüthseigenschaften, ihre Fähigkeiten und Neigungen erkannt hatte. Diejenigen von diesen Akademisten, welche sich insbesondere dem Studium der Mineralogie oder der Bergbaukunst widmeten und sich vortheilhaft durch ihr Betragen auszeichneten, zog er noch mehr an sich, ließ sich in frühern Zeiten, wenn er das freiberger Revier befuhr, oder Reisen in's Gebirge machte, von ihnen begleiten, bestellte sie nach Karlsbad, wohin er fast jährlich reisete, instruirte andere für ihre kleinen wissenschaftlichen Reisen während der Ferien, gab die Geübtern den Ungeübtern zur Begleitung. Die Ausgezeichneten wurden Führer der Fremden bei den geognostischen und oryktognostischen Wanderungen, zu welchen er diese veranlaßte. In Ansehung der gebildeten Fremden hörte natürlich mit Beendigung jedes Lehrvortrages der Lehrerton auf, aber der Unterricht durch's Gespräch, so lange dieses über mineralogische Gegenstände geführt ward, dauerte fort, und Werner erweckte und begeisterte sie oftmals für die Gegenstände der Unterhaltung, indem er das, was sie in ihrem Vaterlande, auf Reisen gesehen hatten, womit sie auf gewisse Weise beschäftigt worden waren, zu ihrem deutlichen Bewußtseyn brachte. Napione hatte sehr Recht, ihn den nuovo Socrate nella mineralogia zu nennen. Werner selbst hatte durch das Lesen von Reisebeschreibungen, durch den Gebrauch der besten Karten, durch die Gespräche mit Fremden über dieselben und deren Berichtigung, durch ihre genauern Angaben, mit Hülfe seiner ungemein lebhaften Phantasie und seines treuen Gedächtnisses sich so deutliche Vorstellungen von den Ländern Europas verschafft, daß er die Bergzüge, Thalwege, Flußgebiete, Gebirge und Gebirgsgestaltungen genau zu

beschreiben und lebendig darzustellen wußte. Was er bereits bis zur Anschauung deutlich kannte, das fragte er mit großer Geschicklichkeit den Ausländern wiederum ab, und überraschte sie durch die Wahrnehmung, daß sie im Vaterlande und auf Reisen bereits die Belege für die vorgetragenen Lehren gefunden hatten. Auch mit Ausländern machte er in frühern Zeiten geognostische Excursionen. In seiner Beschreibung des scheibenberger Hügels sind die Fremden, die ihn begleitet haben, namentlich angeführt. Andern gab er für weitere Reisen genaue Instructionen und wies sie an, Belegstücke von den Gebirgsarten, welche sie finden würden, zu sammeln und den Beschreibungen von diesen beizufügen, auch nach Beschaffenheit der Umstände die Duplicate an ihn zur fernern Untersuchung und Belehrung einzuschicken. So ist ein sehr lehrreicher Aufsatz über niederungarische Mineralien entstanden, welche die Gebrüder D'Elhuyar nach seiner Anleitung gesammelt und eingesandt hatten. (Kleine Berg- und Hüttenm.-Schriften, S. 135 fg.) Das letzte Beispiel von Anweisung, die er einem Reisenden gab, findet sich in Odeleben's Vorrede zum ersten Theil seiner „Beiträge zur Kenntniß von Italien" (Freiberg, 1819).

Ungeachtet aller dieser ausgezeichneten Verdienste, die sich Werner als Lehrer, als Schöpfer der neuern Mineralogie, als Mitglied des Oberbergamtes erwarb, blieb er nicht frei von Vorwürfen. Diejenigen, welche ihm als wissenschaftlichem Mineralogen gemacht wurden, sind schon erwähnt worden. Als Lehrer ward er getadelt, daß er oft seine Vorlesungen lange nach dem Zeitpunkte begann, wo dieselben gesetzmäßig hätten angefangen werden sollen, und er nicht selten erst dann seine kleinen jährlichen Reisen begann, wenn bald der neue Lehrcursus seinen Anfang nehmen sollte. Es entstanden daraus in der That manche Nachtheile: die Ausländer fanden sich zu der Zeit ein, zu welcher nach der öffentlichen Ankündigung die Vorlesungen beginnen sollten, und blieben, da sie vor Werner's Rückkehr auch keine andern Lehrstunden wählen wollten, unbeschäftigt. Die jungen Beneficiaten, welche den meisten Unterricht von ihm zu erwarten hatten, wußten öfters auch nicht, was sie

mit ihrer unfreiwilligen Muße anfangen sollten. Allerdings leistete er dann, wenn er nun eingetroffen und Alles wieder in Gang gekommen war, ungleich mehr, als wozu ihn das Gesetz verpflichtete, und vergütete, insoweit es möglich war, reichlich das Versäumte. Doch wäre die Bequemung nach den Verhältnissen eine Vollkommenheit mehr gewesen. Mangel an Ordnung ward auch in seinen oberbergamtlichen Geschäften von Zeit zu Zeit getadelt. Er konnte selten mit einem Vortrage zur bestimmten Zeit fertig werden. Was er niedergeschrieben hatte, ward von ihm immer und immer wieder überarbeitet; wenn es kaum mehr wegen der häufigen Correcturen und Nachträge zu lesen war, abgeschrieben; die Abschrift wiederum verbessert und noch einmal erneuert. Er konnte, sobald er für die amtliche oder öffentliche Bekanntmachung schrieb, mit sich selbst nicht einig werden; und diese Unentschlossenheit war eine Folge der immer neu zuströmenden Gedanken. Natürlich ward große Verzögerung der Geschäfte dadurch veranlaßt. Diese und die Störung der akademischen Ordnung war auch die vornehmste Ursache mancher Unzufriedenheit der Chefs von dem Oberbergamte und seiner Collegen.

Selten lag der Aufschub seiner Vorlesungen und Geschäfte in seinen anderweiten Studien. Die Lebhaftigkeit seines Geistes, der rege Durst nach Kenntnissen, der Eifer des Forschens, des Eindringens, des Sichtens und Ordnens von dem Gefundenen, blieb dennoch dem Eifer für die Berichtigung und Verbreitung seiner Hauptwissenschaft untergeordnet, und was er noch seit seinem Eintritt in's Oberbergamt von Anderer Fortschritten in den Wissenschaften sich bekannt zu machen suchte, geschah mehr durch die Unterhaltung mit Gelehrten und mit jungen wissenschaftlichen Männern, als durch eigenes Lesen und Forschen. Aber sehr groß war der Umfang der eingesammelten vielfachsten Kenntnisse: wenig Haupttheile des menschlichen Wissens waren ihm fremd geblieben, mit den Principien und Hauptleistungen fast aller Wissenschaften und den veränderten oder wiederkehrenden Richtungen derselben war er vertraut. Er sprach mit jedem kenntnißreichen Manne, mit jedem Gelehrten irgend einer Profession über die Gegenstände, welche diesem am liebsten waren, und überraschte denselben oft bald durch die Schärfe und tiefe Begründung seiner Urtheile, bald

durch originelle Ansichten, bald durch genaue Literaturnotizen. Der General, der Staatsmann, der gebildete Oekonom, keiner fand ihn fremd in den Wissenschaften seines Bereichs. Aber in einigen, dem Anschein nach sich einander nicht berührenden und mit seiner Hauptwissenschaft in keiner Verbindung stehenden Wissenschaften hatte er eigentliche Studien gemacht. Geschichte, besonders einzelne Theile derselben, Geographie (Terrainkunde, Strategie), Linguistik, Archäologie, Numismatik, hatten ihn ernstlich beschäftigt.

Zu Geschichte und Geographie hatte ihn schon in den frühesten Jahren das Vorlesen der Zeitungen in dem älterlichen Hause geführt. In seiner Kindheit und Jugendzeit durchwüthete der siebenjährige Krieg das Vaterland. Auf einen so empfänglichen Geist wirkten die Kriegsberichte. Im Kriege nehmen Leute, die zu anderer Zeit die Karten im Staube liegen lassen, diese fleißig in die Hand; wie sollte sich nicht ein Jüngling mit ihnen bekannt gemacht haben, zu dessen Eigenthümlichkeiten es gehörte, sich Alles möglichst zu veranschaulichen, und dem dieses auch so leicht ward! Sobald, etwas späterhin, seine Aufmerksamkeit auf die Gebirge, den Zug derselben, die Verhältnisse der Hochländer zu den Niederungen, auf den Durchbruch von Binnenmeeren und Flußgebiete gerichtet wurde, zogen ihn auch die Nachrichten über den Zug der Völker von den Höhen nach den tiefer liegenden Ländern, von den Ansiedelungen an den Flüssen, von den Zerstörungen und Umwandlungen bestehender Staaten durch einwandernde Völker an. So wurde z. B. die große Völkerwanderung ein Hauptstudium für ihn. Er sprach über dieselbe, vielfach abweichend von den meisten Geschichtsforschern, aber ungemein interessant, alle seine Behauptungen durch die genaueste Kenntniß der Gebirgszüge und des Laufes der Flüsse unterstützend. Auch soll er darüber eine beinahe ausgearbeitete Abhandlung hinterlassen haben. Die Geschichte Deutschlands und insbesondere Sachsens, die Geschichte der Hierarchie und der Reformation, die Geschichte der meisten Wissenschaften, vor allem die Geschichte der Mineralogie, war ihm genau bekannt. — Bei der Wichtigkeit, welche im Kriege die Höhen, Thalwege, Engpässe, Flüsse haben, machte ihm seine anschauliche Kenntniß der Länder und Gegenden die Beschreibungen krie-

gerischer Operationen in denselben ungemein verständlich. Die Heereszüge und Schlachten, das Vor- und Rückwärtsgehen in der Geschichte der Vorzeit und des Tages, lagen vor ihm wie Gemälde. Er begriff darum die Regeln der Strategie sehr wohl und erkannte die hohe Bedeutung dieser Wissenschaft sowie der dazu erfoderlichen Terrainkunde für die Befehlshaber der Heere.

Die Fossilien und Gebirgsarten, aus welchen die Alten ihre Kunstwerke gebildet hatten, ihre Gemmen, Cameen, Statuen, Reliefs, Gebäude in Steine geschnitten, aus Steinen gehauen, von Steinen gebaut, welche zum Theil gar nicht mehr, zum Theil höchst selten im Naturzustande gefunden werden, leiteten ihn zum Studium der Archäologie. Und wenn dieses auch nicht umfassend war, so versichert doch der große Archäolog Böttiger, welcher sehr oft mit ihm über Gegenstände, namentlich in Plinius Naturgeschichte beschriebene, sich unterhalten, auch wol darüber mit ihm disputirt hat, daß überall von seinem scharfen Blick, von seinem Achten auf alle kleine Umstände und seinem combinatorischen Sinne viel zu lernen gewesen sey. In dem Theil der Archäologie, die aus edeln Steinen gefertigten Kunstwerke betreffend, welchen er besonders umfaßte, waren die Bücher Mosis, das Buch Hiob und einige Fragmente in den übrigen historischen Schriften der Hebräer, des Theophrast Buch *περὶ λίθων* und die Naturgeschichte des Plinius Hauptquellen. Sie waren es auch für seine Geschichte der Mineralogie; für die spätere insbesondere die Schriften des Agricola. Das Werk des Plinius und die Schriften des Agricola wurden überhaupt von ihm als reiche Fundgruben mineralogischer Ideen benutzt; das Werk des Plinius benutzte er unter Anderm oft, um für neu gefundene Fossilien durch Vergleichung mit solchen, die Plinius unvollkommen beschrieben hatte, schickliche Namen zu finden. Mit Agricola hatte nach seiner Meinung die Morgenröthe der Mineralogie und der Bergbaukunde begonnen *). Werner erwähnte immer dankbar, wo ihm das matte Licht in großer Dunkelheit wohlthätig geworden war.

---

*) Werner und Agricola, von dem Rector Becher zu Chemnitz. Freiberg, 1820.

Das Studium der schwedischen Sprache reizte ihn, sich mit den übrigen skandinavischen Sprachen bekannt zu machen, die Töchtersprachen genauer mit der Muttersprache zu vergleichen, sich einige Kenntniß von der gothischen Sprache zu verschaffen. Der Umgang mit Fremden, das Bedürfniß, ihnen manche mineralogische Gegenstände durch Zurückweisung auf ihr Vaterland und die Benennungen in demselben deutlicher zu machen, als es für sie durch das Deutsche oder Französische möglich war, fernerhin seine Hypothesen über Völkerwanderung, Uransiedelung der Menschen, Verzweigung der Völker, hatten ihn zur Vergleichung der Sprachen, zur Untersuchung über die Verwandtschaften derselben, über Grundlaute und Stammwörter, und zu ähnlichen Studien geleitet. Als einem gebornen Lausitze rwar ihm die wendische Sprache nicht fremd geblieben; daher zog er in den Kreis seiner linguistischen Forschungen auch die slavischen Sprachen und suchte sich Licht über die verschiedenen Dialekte zu verschaffen. Vielleicht hat er über keine Wissenschaft mehr schriftliche Aufsätze verfaßt und hinterlassen, als über Linguistik, und von diesen betreffen sehr viele insbesondere die deutsche Sprache, ihren Zuwachs aus der lateinischen und griechischen, die Sinnverwandtschaft der Wörter nach den Grundlauten derselben.

Die Numismatik zog ihn erst in den letzten Lebensjahren an und diente ihm in diesen mehr zur Erholung, als zur Erläuterung seiner historischen und archäologischen Studien. Nachdem er in einer nürnberger oder augsburger Auction die erste kleine Sammlung von Münzen für einen geringen Preis erhalten hatte, zeichnete er in den nächsten Versteigerungen größere Sammlungen für höhere Preise an und brachte bald eine sehr bedeutende Anzahl griechischer und römischer Münzen zusammen, unter welchen sich auch bei dieser Art des Ankaufs viele Doubletten finden mußten. Diese bestimmte er, wie die Doubletten von Mineralien, zu Geschenken, welche andere zum Münzstudium ermuntern sollten. In Freiberg hat er sich über seine numismatische Beschäftigung mit Niemandem mehr, als mit dem damaligen Rector M. Gernhard *) unterhalten, der auch nach Werner's Tode

*) Jetzt Consistorialrath und Director des Gymnasiums zu Weimar.

den Auftrag übernahm, das erste kürzere Verzeichniß der hinterlassenen Münzsammlung zu machen. Gernhard sagt in der Einleitung zu demselben: „Er pflegte seine Münzen so zu betrachten, daß er bald die Bilder der Götter und Imperatoren mit eines jeden Geiste, Charakter, Thaten, Regierung u. s. w. verglich; bald den Ursprung und das Wachsthum der Kunst und des Geschmacks bewunderte; bald betrauerte, wie nach und nach die Bildung abgenommen, das Gefühl für's Schöne mit dem Gepräge vom 2ten Jahrhundert an gesunken sey; oder daß er die Misgestaltung der Bilder und Zeichen mit Laune durchzog. Bei seiner Augenschärfe sah er noch dem verdorbensten Gepräge etwas ab." — Der Meister in der Lehre von den äußern Kennzeichen verleugnete sich auch bei seinen numismatischen Studien nicht. Er fand sehr bald die unechten Münzen, legte ganze Suiten von unechten Münzen an, die er nach den verschiedenen Mischungen der Metalle und dem verschiedenen äußern Ansehen, welches sie dadurch erhielten, ordnete, sodaß er auch Anderer Blick für echt und unecht schärfen konnte. — Die Münzsammlung betrug bei seinem Tode 6650 Stück mit Einschluß der noch übrigen Doubletten. Vierhundert derselben hatte er in einer geordneten Sammlung im Jahre 1815 nebst mehren werthvollen Büchern an die Schulbibliothek in Freiberg geschenkt. Werner's Münzsammlung, von Gernhard consignirt, wurde ein Jahr nach seinem Tode nach Dresden geschickt und hier von Lipsius systematisch beschrieben. Von Dresden ist sie nach Freiberg zurückgekehrt und ist noch ein integrirender Theil des ganzen Vermächtnisses, von welchem weiterhin wird erzählt werden.

Wir haben von diesen wissenschaftlichen Beschäftigungen, Forschungen, Abhandlungen Werner's, bisher hauptsächlich insofern gesprochen, als sie seinen nie befriedigten Durst nach Kenntnissen, seinen unermüdlichen Fleiß, seine weise Haushaltung mit der Zeit beurkunden. Um in dieser Hinsicht zusammenzustellen, was zusammengehört, machen wir noch darauf aufmerksam, wie von der Zeit an, als sein Ruf sich ausbreitete und seine Sammlungen einiges Aufsehen erregten, die Zahl der Fremden, die ihn und diese kennen lernen wollten, von Jahr zu Jahre zunahm. Schon ehe sich der französische Krieg nach Sachsen zog, verging in den Sommermonaten sel-

ten ein Tag, an welchem sich nicht mehre durchreisende Fremde gemeldet hätten. Im Kriege nahmen die Besuche zu. Es kamen insbesondere französische Officiere von jedem Range, es meldeten sich einigemale Generale mit einem Theile des Stabes. Nach dem Kriege ward das Reisen immer mehr zu einer herrschenden Mode, und hiermit der Zufluß der Reisenden zu Freibergs Berg-, Hütten- und Amalgamirwerken, und besonders zu Werner und seinen Sammlungen immer größer. Wie viel Zeit ihm solche Besuche raubten, wie sie ihm die nöthige Erholung zwischen den Lehrstunden entzogen, die Beschäftigung mit amtlichen und wissenschaftlichen Gegenständen unterbrachen, läßt sich leicht, auch ohne eigene Erfahrung denken. Die Leistungen Werner's erscheinen daher um so größer. — Mit obiger Darstellung aber von seinen wissenschaftlichen Bestrebungen wird sich auch am besten eine kurze Nachricht von seinem gesammelten Bücherschatz verbinden lassen.

Cuvier, welcher in seiner Eloge so wenig wie andere Franzosen unterlassen kann seine Zuhörer oder Leser mit einer Schilderung von Werner's Air pédantesque zu amusiren, erzählt uns, er habe eine große Menge Bücher gekauft, nicht um sie zu lesen, sondern nur um seinem Trieb, zu ordnen, zu rubriciren, aufzustellen, eine Befriedigung mehr zu verschaffen. Es ist gar nicht zu leugnen, daß bald Alles, womit Werner sich beschäftigte, in tabellarische Formen gebracht ward, aber gerade an seiner Bibliothek zeigte sich sein Ordnungssinn am wenigsten, und die Liebe zum Ordnen war keinesweges die Ursache von Sammlung derselben. Die Bibliothek allein ist von allen seinen Sammlungen am meisten und beinahe allein in großer Unordnung gefunden worden. Kaum daß Bücher, welche zu Einer Hauptwissenschaft gehören, in denselben Localen standen. Eine Hauptursache war der Mangel an Raum, in welchem er sie aufstellen konnte; ein beträchtlicher Theil davon befand sich in einem benachbarten Hause. Er hatte allerdings große Liebe zu Büchern, aber er machte doch, zumal in frühern Jahren, seine Ankäufe niemals ohne die Absicht, die angekauften Bücher zu lesen oder doch zu benutzen. Die Bibliothek ward jedesmal mit einer Menge von in- und ausländischen, ältern und neuern Werken bereichert, wenn sich sein Studium auf eine andere Wissenschaft lenkte. Da-

her die Fächer, in welchen er gearbeitet hat, unverhältnißmäßig stark besetzt, in andern große Lücken vorhanden sind. Nur bei den mineralogischen Wissenschaften und in einigen Theilen der Geschichte ist eine gewisse, übrigens vermißte Vollständigkeit und Planmäßigkeit zu finden. Ueberfluß hier und Mangel dort zeigen, daß die Sammlung mehr für individuelle Zwecke als wegen der Freude am Ordnen der Bücher gemacht worden ist.

Daß Werner übrigens bei dem brennenden Verlangen, die Tiefen einer Wissenschaft zu ergründen und mit der Geschichte derselben vertraut zu werden, die Kürze des Menschenlebens und die Beschränkung seiner Muße bisweilen vergessen, daß er öfters neben dem Hauptsächlichsten in einer Wissenschaft auch das Seltenste zu besitzen gewünscht, und folglich weit mehr, als ihm nöthig war, gekauft, auch vieles doppelt und dreifach in Auctionen erstanden hat, weil er nach Ankunft der großen Kisten erstandener Bücher aus Nürnberg, Augsburg, Regensburg und Leipzig zu Arbeiten ganz anderer Art fortgerissen worden war, und den neuen Zuwachs der Bibliothek nur interimistisch untergebracht, aber nicht genau kennen gelernt hatte, ist ihm mit vielen Gelehrten von lebhaftem Geiste und großer Liebe für Literatur gemein.

Werner's Bibliothek besteht mit Einschluß von beinahe 2000 Dissertationen, Flugschriften u. s. w., aus ungefähr 20,500 Nummern. Sie ist ein Eigenthum der Bergakademie zu Freiberg. Jedes einzelne Fach ist von einem kundigen Manne verzeichnet und gegenwärtig in zwei Abtheilungen gebracht. Die eine Abtheilung von Büchern, welche für jene Anstalt geeignet ist, ist, vereinigt mit der frühern Büchersammlung derselben, in einem neu errichteten, anständigen Locale aufgestellt. Die andere Abtheilung enthält diejenigen Bücher, über welche, da deren Beibehaltung für die Anstalt nicht zweckmäßig wäre, noch weiter disponirt werden soll. Wie Werner die ganze Bibliothek nebst allen übrigen reichen Sammlungen der Bergakademie als Eigenthum überlassen, und wie er dadurch sein Verdienst um diese Anstalt und um das Vaterland über viele Generationen hinaus dauernd gemacht hat, mag die Schilderung seines herrlichen Wirkens beschließen, auf welche nur noch eine kurze Erzählung, wie die Mitwelt diese

Verdienste würdigte, und noch eine Skizze seines Geistes und Charakters folgen soll.

Sein patriotischer Sinn hatte ihn schon lange daran denken lassen, der Akademie seine reiche, vollständige wissenschaftlich geordnete, mit so großen Aufopferungen zusammengebrachte oryktognostische Sammlung zu erhalten. Indessen mußte dies auf eine Art geschehen, bei welcher er lebenslang im ungestörten Besitz blieb und zugleich von manchen Verlegenheiten, worin er einzig durch seine großen Ankäufe für die Wissenschaften gebracht worden war, befreit wurde. Privatanträge an Mitglieder der höhern Behörde wurden als höchst beachtenswerth anerkannt, aber sie mußten bis auf günstigere Zeiten abgelehnt werden. Der französische Krieg, welcher Sachsen seit den neunziger Jahren so große Summen kostete, vom Jahre 1806 an die Cassen des Landes erschöpfte und die Quellen zum Versiegen brachte, machte die Ausführung von Werner's Gedanken unmöglich. Die unerwartete Wendung der politischen und kriegerischen Ereignisse brachte, wie bekannt, das Königreich Sachsen zu Ende des Jahres 1813 unter die Verwaltung eines vom russischen Kaiser eingesetzten Gouvernements. Die Zukunft war in ein trauriges, ahnungsvolles Dunkel gehüllt. Jetzt, oder vielleicht nie, konnte Werner seine wohlwollende, patriotische Absicht ausführen, wenn er zugleich seine Vorschläge auf eine Weise, wie sie den erschöpften Staatscassen angemessen wäre, einrichtete. Die Vorschläge wurden gethan, und der nächste Erfolg auf dieselben war, daß eine amtliche Schätzung der Sammlung anbefohlen ward. Diese ward dem durch seltne mineralogische Kenntnisse und durch eigenes Sammeln von Fossilien mit den Preisen derselben vertrauten Geh. Finanzrath Blöde aufgetragen. Noch einige kundige Männer wurden ihm zugeordnet. Das Resultat der Schätzung fiel dahin aus, daß der Werth der Sammlung etwas über 60,000 Thaler anzuschlagen sey. Werner hatte ein Gebot von 50,000 Thalern aus England; er überließ sie der Bergakademie für 40,000 Thaler unter folgenden Bedingungen: daß ihm 7000 Thaler als Angeld aus der Staatscasse zur Berichtigung sei-

ner Angelegenheiten sogleich ausgezahlt, die übrigen 33,000 Thaler aber auf Lebenszeit mit 5 Procent verzinset würden. Nach seinem Tode sollten die Zinsen von 17,000 Thalern sogleich der Bergakademie, die Zinsen von 16,000 Thalern aber erst seiner Schwester, der verwittweten Frau Pastor Glaubitz, wenn diese ihn überlebte, nach deren Ableben aber ebenfalls der Bergakademie zufallen. Durch unsers allverehrten Königs Gnade ist dieses im Jahre 1814 geschlossene, für die Bergakademie so vielfach wohlthätige Kaufgeschäft aufrecht erhalten und ausdrücklich bestätigt worden. Die Bergakademie sieht sich seit Werner's Tode nicht nur im Besitz jener herrlichen Sammlung, sondern erhält auch die ihr zugefallenen Zinsen von 17,000 Thalern und ist dadurch in den Stand gesetzt, diese Sammlung selbst und andere zu vermehren.

Damit aber das mineralogische Cabinet, dessen erste Abtheilung in einer kostbaren Sammlung von Edelsteinen besteht und allein über 20,000 Thaler gewürdert ist, die zweite: die systematisch-oryktognostische Aufstellung des reichen Schatzes der schönsten Fossilien, die dritte: die Prachtstücke, die vierte: die Kennzeichen-, die fünfte: die geognostische, die sechste: die mineralogisch-geographische, die siebente: die Petrefacten, die achte: die Conchyliensammlung enthält, ein wissenschaftliches Verzeichniß bekäme, ward ein junger Mann als Custos angestellt, welcher unter Werner's Aufsicht katalogiren sollte. Er selbst blieb übrigens im vollen Besitz und bei'm ungestörten Gebrauche des ganzen Cabinets. Dafür verwendete er mit einer seltenen und höchst bemerkenswerthen Uneigennützigkeit den größten Theil der einkommenden Zinsen auf Bereicherung dieser und seiner übrigen Sammlungen, welche er ebenfalls noch der Akademie zu sichern wünschte.

Ueber die Art, wie dieses geschehen, wie er dabei seiner rechtmäßigen Erbin nicht zu nahe treten und auch manche andere wohlthätige Absichten erreichen wollte, war er wol nicht mit sich selbst einig, als er im Sommer 1817 von schwerer Krankheit überfallen ward. Er hatte schon im Frühjahr, mehr als seit langer Zeit, sich unwohl gefühlt, die Annäherung einer großen Krankheit kündigte sich auf seinem Gesichte, in seiner ganzen Haltung an. Er wollte aber um so weniger seine Lehrstunden abbrechen, je näher das Ende des jährigen Lehrcursus und das bergakademische Examen war, er ver-

doppelte sogar die Lehrstunden. Erschöpft eilte er nach Dresden, um den Rath der dortigen Aerzte, ungestört von Anlauf und Geschäften, befolgen und dann vielleicht in Karlsbad zum zweiundvierzigsten Male Hülfe finden zu können. Sehr complicirte Unterleibsübel entwickelten sich aber täglich mehr, und bei einem hinzutretenden Schleimfieber ward sein Zustand von Woche zu Woche bedenklicher. Ich sage hier nichts von seinem Verhalten in der Krankheit, welches so oft der Spiegel der innersten Gesinnung und Wünsche ist, um jetzt nicht die Erzählung von seinen Stiftungen zu unterbrechen. Mehre seiner nächsten Freunde wußten wol, was in Ansehung seiner Hinterlassenschaft seine Hauptabsicht sey; sie erkannten die Wichtigkeit eines letzten niedergeschriebenen Willens. Aber der Kranke hatte auf seinem langen Lager auch nicht gegen den vertrauten Schüler, den Custos Köhler, welcher, seine eigene Kränklichkeit nicht achtend, hinunter nach Dresden zur Pflege des verehrten und geliebten Lehrers geeilt war, irgend etwas über ein Testament geäußert. Es war keine geringe Besorgniß für die Kundigen vorhanden, daß bei einer nöthig werdenden Sonderung der bereits abgetretenen Sammlung von den Vorräthen und sonst verbliebenem Privateigenthume, große Schwierigkeiten entstehen würden. Aber wer sollte dem Kranken die Furcht des nahen Todes gewahr werden lassen? wer ihn an ein Testament erinnern? Der damalige Bergrath Freiherr v. Herder wagte es am letzten Tage vor Werner's Tode, noch einmal den väterlichen Freund zu besuchen, im Vertrauen auf die gegenseitige Liebe ihn an seine vormals geäußerten Absichten zu erinnern, und ihm bemerken zu lassen, daß man in schwerer Krankheit die Ausführung nicht aufschieben dürfe. Er hatte sich auch jetzt in seiner Meinung von Werner's edeln und männlichen Gesinnungen nicht geirrt. Werner ging auf seine Vorstellungen ein, ließ die Gerichtspersonen holen und sprach seinen letzten Willen dahin aus: „daß alle seine noch übrigen Sammlungen an Büchern, Landkarten, Rissen und Zeichnungen, Münzen, Vorräthen an Fossilien und Gebirgsarten u. s. w., sowie sein gesammter literarischer Nachlaß, der freiberger Bergakademie, gegen eine seiner einzigen Schwester und Erbin zu bezahlenden Entschädigung von 5000 Thalern, verbleiben solle."

Dieser Nachlaß, der leicht das Vier- und Mehrfache

des Werthes betragen kann, ist der Bergakademie von größerer Bedeutung, als wenn derselben das Capital des wahren Werthes baar legirt worden wäre. Sie ist in Besitz von Sammlungen gekommen, die schwer zu machen sind. Aber was vermöchte ihr dieses Denkmal der Liebe zu ersetzen, für dessen Errichtung der Stifter so vielfache Opfer brachte, in welchem er aber auch die größte Erheiterung und Stärkung fand; welches nach seinem Tode fortsetzt, was bei seinem Leben ihm das höchste Vergnügen gewährte: Geisteskräfte anzuregen, Kenntnisse zu verleihen, für Wissenschaft und nützliches Wirken zu beleben? Dankbar wird sie aber auch jederzeit das Verdienst des jetzigen Berghauptmanns v. Herder, welches wol nur Er allein sich erwerben konnte, verehren.

Das Erbe der theuren Schwester Werner's, welche ebenfalls zur Pflege des inniggeliebten Bruders von Hirschberg in Schlesien herbeigeeilt war, ward noch durch einige Legate vermindert, aber sie eiferte auf eine höchst würdige Weise dem Edelmuthe des Bruders nach. Sie zahlte die Legate nicht von den 5000 Thalern aus, sondern überließ diese volle Summe dem sächsischen Bergbaue, um des Bruders Andenken auch hier zu erhalten, dergestalt durch eine Schenkung, daß nach ihrem Tode die Zinsen davon alljährlich am Todestage des Bruders unter Arme vertheilt werden sollen. Der König von Sachsen hat den Werth dieser schönen Handlung durch Uebersendung eines kostbaren Ringes an die Frau Pastor Glaubitz anerkannt; diese aber es bei jener Schenkung nicht bewenden lassen, sondern von dem unbedeutenden Ueberreste der brüderlichen Erbschaft noch 2000 Thaler zu Stipendien für unbemittelte Bergakademisten und Bergschüler ausgesetzt, welche nach ihrem Ableben von den Zinsen dieses Capitals ausgezahlt werden sollen. Auch dem Verfasser dieser Biographie vertraute sie für eine von ihm errichtete Arbeitschule für arme Kinder von Berg- und Hüttenleuten ein Capital von 100 Thalern an.

Das große oryktognostische Cabinet bleibt unter allen diesen Vermächtnissen nicht nur wegen seines innern Werthes, sondern insofern am wichtigsten, weil es zugleich auf das bestimmteste den Punkt, bis auf welchen Werner die Wissenschaft gehoben hat, bezeichnet. So betrachteten es die freiberger obere praktische Behörde und die höchsten Behörden in Dresden, und es ward ein-

müthig beschlossen das Cabinet in dem Zustande, in welchem es bei des Verewigten Tode war, zu erhalten und was von neuen Fossilien hinzugekauft würde, als einen Anhang desselben zu betrachten. Man war und ist der Meinung, daß man so dem Sinne Werner's gemäß handeln und dieses Verfahren ihm, wenn es zu seiner Kenntniß gelangen könnte, wohlgefällig seyn würde.

So große Verdienste, welche sich Werner durch sein ganzes Leben hindurch und bis zum letzten Hauche desselben um die Wissenschaften, die Bergakademie, das Berg- und Hüttenwesen, das Vaterland und Ausland erwarb, konnten nicht unbemerkt, nicht unbelohnt bleiben. Er erhielt in frühern Jahren mehre lockende Anträge von fremden Staaten, welche er im Stillen ablehnte, ohne dieses zu einem Mittel der Erhöhung seines Einkommens zu benutzen. Er befand sich in einer Lage, in welcher er seinen Wissensdurst befriedigen, den Wissenschaften leben und durch Mittheilung seiner Entdeckungen, Ideen und Lehren sich den höchsten Genuß des begeisterten Liebhabers der Wissenschaft, des wahren Weisen verschaffen konnte. Kein Wohnort konnte geschickter seyn, seinen Schülern in der Natur und der praktischen Bergbaukunst Alles nachzuweisen, was er ihnen vom Lehrstuhl herab und in der Unterhaltung vorgetragen hatte. Er fand seinen schönsten Lohn darin, daß er im Verein mit sehr wackern Lehrern, von welchen die spätern großentheils ihre Anstellung seinen Vorschlägen zu verdanken hatten, dem sächsischen Bergstaate tüchtige Beamte ziehen konnte; glücklich, daß seine wissenschaftlichen Bemühungen in einem immer größern Kreise anerkannt, mit Eifer benutzt wurden; daß sein Einfluß von Mexiko bis nach Nertschinzk, von den skandinavischen Provinzen bis nach Portugal sich verbreitet hatte, daß überall Lehrstühle der Mineralogie nach seinem Systeme errichtet wurden, daß man seine mineralogische und bergmännische Sprache überall redete, daß Gebildete aus allen Nationen ihn aufsuchten, von ihm lernten und seiner in der Entfernung dankbar gedachten. Die Anhänglichkeit, welche ihm zu Anfang der neunziger Jahre der Engländer Hawkins, späterhin der Franzose D'Aubuisson, zuletzt noch der Schotte Jameson bewiesen, war ihm von hohem Werthe. Dem ersten schrieb er selbst einen großen Theil des Ruhmes zu, dessen er sich außerhalb der Schule, unter den hö-

hern Classen vieler Länder erfreute. Der zweite übernahm im Jahre 1809 die Vertheidigung Werner's gegen Chenevix, der aufgereizt, ich weiß nicht durch wen, in ein französisches, ein deutsches, wahrscheinlich auch in ein englisches Journal gegen Werner nicht nur scharfe wissenschaftliche, sondern persönlich verleumdende Angriffe abdrucken ließ, auf das freundschaftlichste und würdigste. Jameson hatte im Jahre 1808 in Edinburg unter den Augen von Plairfair und Hall eine Gesellschaft von Naturforschern gestiftet, welche den Namen Wernerian society erhalten hatte und in ihrem Siegel Werner's Bildniß führte. Noch vierzehn Tage vor seinem Tode erhielt Werner von jenem durch einen jungen Schotten, den Sohn des Prof. Adams, einen Brief mit der erfreulichen Versicherung: „Die Ihren Namen führende Gesellschaft ist im blühenden Zustande. Die geologische Gesellschaft in London und die unter dem unmittelbaren Schutze des Königs stehende Gesellschaft von Cornwallis tragen sehr viel zu dem beispiellosen Eifer in der Mineralogie bei, der jetzt unsere Insel durchdringt. In Oxford, Cambridge, London, Glasgow, Cork, Dublin und Belfast sind seit Kurzem eigene Lehrstühle für die Mineralogie gestiftet worden, und bald wird kein namhafter Platz im britischen Reiche seyn, der nicht seinen Professor der Mineralogie hätte." — Die Verdienste deutscher Gelehrten werden in Frankreich und England so selten erkannt, oder doch die Benutzung derselben so selten eingestanden. In Ansehung Werner's fand eine Ausnahme statt. Durch D'Aubuisson lernte dieser den Bericht kennen, welchen Cuvier im Namen des Nationalinstituts dem Kaiser im Staatsrathe von den Fortschritten der Wissenschaften erstattet hatte. In diesem führt Cuvier, ohne irgend einen beschränkenden Zusatz, Werner's Leistungen, besonders für die Geognosie, unter den Ursachen auf, welche die Mineralogie zu dem Range einer Wissenschaft erhoben hätten, nennt die Geognosie insbesondere, wie sie gegenwärtig behandelt werde, eine wahre Wissenschaft und schreibt diese Behandlung dem Genie Werner's zu *). Der Engländer Thomson hatte in seinem System der Chemie ein gleiches Urtheil ausgesprochen. Die Beschrei-

*) Annales de Chimie, Tom. 69, pag. 228.

bung der mineralischen Formationen von dem Bassin der Seine in der Nähe von Paris, von Cuvier und Brogniart, war nicht ohne Rücksicht auf Werner'sche Belehrung entstanden, und in England war die geognostische Untersuchung zweier Grafschaften nach seinen Grundsätzen angestellt worden. Der Anerkennung seiner Verdienste in Frankreich hatte Werner die zuvorkommende Aufnahme in Paris bei einem Besuche im Jahr 1802 und die Ernennung zum Mitgliede der physikalischen und mathematischen Classe des Nationalinstituts im Jahr 1812 zu verdanken. Beides blieb ihm sehr erfreulich, verschaffte ihm während des ganzen französischen Kriegs viele interessante Besuche von französischen Officieren höhern Ranges, und einst 1813 als Freiberg einmal in einer sehr bedenklichen Lage war, für seine Wohnung ganz unaufgefodert eine Sauvegarde.

Deutschland und vorzüglich Sachsen blieben nicht zurück, den Ruhm des Schöpfers der neuern Mineralogie zu verkündigen und für seine Verdienste sich dankbar zu bezeigen. Es werden von den neunziger Jahren an wenig oryktognostische oder geognostische Schriften von einiger Bedeutung erschienen seyn, welche nicht seine großen Verdienste um diese Wissenschaften priesen, und es ist keine einzige namhafte deutsche Akademie oder gelehrte Gesellschaft, welche ihn nicht eben so, wie die pariser, petersburger, stockholmer, harlemer zu ihrem Mitgliede aufgenommen hätte. In seinem Nachlaß haben sich zweiundzwanzig Diplome gefunden. Bei Blöde (a. a. O. S. 276) sind dieselben chronologisch verzeichnet. So wenig er sich der Aufnahme in diese Akademien zu rühmen, so wenig er sich vor seinen Schriften als Mitglied derselben zu unterzeichnen, so wenig er nach einer seltsamen Verwöhnung für erhaltene Einladungen und Diplome schriftlich zu danken pflegte, so fühlte er sich doch durch dieselben geehrt. Die mineralogische Gesellschaft in Dresden, welche noch unter seinem Mitwirken im Jahre 1817 vorzüglich durch Blöde gestiftet ward, erwählte ihn zu ihrem Präsidenten. Daß er im Jahr 1792 als Bergcommissionsrath wirkliches Mitglied des Oberbergamtes geworden war, ist schon oben erwähnt worden. Sieben Jahr später wurde er zum Bergrathe ernannt, und bei der zweiten Vertheilung des neuen sächsischen Ordens für Verdienst und Treue, im Monat Junius 1816 em-

pfing er das Ritterkreuz dieses Ordens. Als ihn die letzte Krankheit in Dresden zurückhielt, eilten seine Freunde von Freiberg nach Dresden, um ihm ihre Theilnahme zu beweisen; seine dresdner Freunde sorgten angelegentlich für seine Unterhaltung. Die angesehensten Familien erkundigten sich täglich nach seinem Befinden. Von dem Prinzen Friedrich August erhielt er ein höchst wohlwollendes Handschreiben, das den angenehmsten Eindruck auf den Kranken machte.

Werner war für äußere Ehre empfänglich, und diese Auszeichnungen im Vaterlande, jene Ehrenbezeigungen aus der Ferne machten ihm große Freude. Mit der Auszeichnung, welche er erhielt, waren seine übrigen Verhältnisse in Uebereinstimmung. Er lebte zwar keineswegs im Ueberfluß, aber doch unter günstigen Umständen. Nehmen wir zusammen, welchen Genuß ihm das Gefühl seiner Kraft, das Bewußtseyn seines immer zunehmenden Einflusses, die Anerkennung seiner Verdienste, der Umgang mit den geistreichsten Zeitgenossen, die ihn aufsuchten und, wenn er auf Reisen war, ihm überall entgegenkamen, die Liebe und Verehrung seiner Schüler, die Vortheile guter Vermögensumstände verschafften; überdies, daß ihn keine Unfälle von einiger Bedeutung betrafen; daß er nicht kränker war, als daß zur Hebung der erneuerten schlimmen Folgen großer geistiger Anstrengungen der jährliche Gebrauch des Karlsbades und eine kleinere oder größere Reise ausreichte; daß er wegen seiner wissenschaftlichen Arbeiten und Leistungen nicht mehr angegriffen und in seinen Geschäftsplänen nicht mehr angefochten wurde, als zur Verschönerung seiner Siege nöthig war; daß nur vorübergehende Geldverlegenheiten eintraten, über welche ihn und seine Gläubiger ein Blick auf das reiche Capital seiner Sammlungen völlig beruhigte, zu deren Tilgung von dem ganzen Verkaufspreis der 40,000 Thaler für sein Cabinet, nicht einmal die 7000 baar empfangenen Thaler erfodert wurden: so werden wir ihn gewiß unter die vorzüglich Glücklichen zählen.

Doch Eins fehlte an seinem Lebensglück. Er war unverheirathet und kannte nicht die Freuden des Gatten und Vaters, welche er doch wenigstens im spätern Alter bisweilen vermißte. Er ging sehr gern mit gebildeten Frauen um, und wußte selbst mit weniger gebildeten sich zu unterhalten. Er würde bei der Aufmerksamkeit

und dem Zuvorkommen, das er bewies, und bei der Achtung, die er einzuflößen und zu behaupten wußte, bei sehr feinen Gefühlen und einer großen Neigung sich mitzutheilen, wol ein glücklicher Ehemann, und bei seinen bewährten Erziehungsgrundsätzen ein guter Vater geworden seyn. Auch hat er wol in frühern Jahren zu einem oder dem andern jungen Frauenzimmer Neigung gefaßt. Aber früher reichten seine Einkünfte nicht hin, um sich, ohne gewisse Rücksichten zu nehmen, zu verheirathen. Später nahm seine Bedenklichkeit und Unentschlossenheit in dem Maße zu, daß er ohne einen Impuls von außen einen so wichtigen Schritt nicht zu thun wagte. Die Hauptursache seiner unterbliebenen Verehelichung lag unstreitig in seinem Eifer für die Wissenschaften und seinen Beruf. Er sah wol ein, daß sich unausgesetzte bis in die Nacht fortdauernde wissenschaftliche und Amtsthätigkeit nicht mit dem ehelichen Glück vertrüge, und daß die Erfüllung der häuslichen Obliegenheiten nur allzuoft von der angestrengten Beschäftigung mit den Wissenschaften und dem Berufe abhält. Die Wissenschaft blieb seine Verlobte; seine Schüler wurden seine Kinder; die Geschäfte mußten ihn für häusliche Freuden entschädigen.

Für den Mangel des häuslichen Glücks und der Erholung im Kreise einer Familie nach den beendigten jährlichen Lehrcursen mußte ihn auch eine Reise nach Karlsbad und von da aus eine längere, oft über die Ferien hinaus verlängerte Reise entschädigen. Prag, Wien, München, Augsburg, Regensburg, Paris waren die Orte, welche er ein oder mehremal besuchte; bisweilen kam er nur bis Dresden, von welchem er vielfach angezogen ward. Ueberall, wohin er kam, waren es die Schätze der Kunst und Wissenschaft, die neuen Erfindungen und Fortschritte in beiden, die Menschen, die Gesellschaften, hin und wieder das Theater, wodurch er angezogen ward. Zugleich wurden Käufe von Mineralien gemacht, Aufträge für Versteigerungen gegeben, in spätern Jahren aber wenig geognostische Excursionen unternommen. Von diesen Reisen kam er mit gestärkter Gesundheit, mit erheitertem Geiste, aufgelegt zur Unterhaltung über seine gemachten Beobachtungen, über seine genossenen Freuden, über die erhaltenen Freundschafts- und Ehrenbezeigungen zurück. Keine Reise hatte ihm, wenn er gleich auch mit Wien sehr zufrieden war, grö-

ßeres Vergnügen gegeben, als die Reise nach Paris. Dort nahm man ihn auf das schmeichelhafteste auf, erleichterte ihm zuvorkommend die Bekanntschaft mit dem Sehenswürdigsten. Wenn auch, damit die alte Bemerkung nicht an Wahrheit verliere, daß jeder Freude etwas Herbes beigemischt werde, der erste Consul, dem er sich vorstellen ließ, ihm flüchtig gesagt hatte: „Ich kenne Sie, Sie haben sich sehr verdient um die Chemie gemacht:" so hatte ihn doch Cambacérès zu einem glänzenden Diner geladen, so hatten sich doch die Gelehrten beeifert ihn in ihren Häusern zu sehen, so hatte er doch viele große Männer kennen gelernt, und seine Verdienste von ihnen gekannt und anerkannt gefunden.

Wie dem Lebensglücke Werner's die häuslichen Freuden abgingen, so verliert wol die Beschreibung seines Lebens für Viele an Interesse, weil ihr die Darstellung irgend eines zärtlichen Verhältnisses fehlt. Es ist in der That auch nicht das Geringste, nicht einmal von einem kurzen Einverständniß, von einer flüchtigen Leidenschaft, von einer kleinen Verirrung der Sinnlichkeit zu erzählen. Dieser Mann von sehr lebhaften Empfindungen, dem es Bedürfniß war sich an Jemand anzuschließen, wich weder durch Wort, noch Blick, noch That von der strengsten sittlichen Ordnung. Sein Herz und Wandel waren so rein, daß ich bei einem so vieljährigen Aufenthalte mit ihm an einem Orte auch nicht den kleinsten Vorwurf, welchen er veranlaßt, oder den Splitterrichter ihm gemacht hätten, gehört habe. Das höhere Interesse an ihm kann bei denen, welche es nicht an ihm, als dem Begründer seiner Wissenschaften, dem Lehrer, dem Staatsdiener und Patrioten genommen haben, nur durch die Darstellung der einfachen Größe seines Geistes und Herzens geweckt werden. Daß diese auch durch Erhebung über den Druck widriger Umstände und durch den Kampf mit feindlichen Schicksalen keinen höhern Glanz erhalten hat, hat sich aus der bisherigen Erzählung ergeben.

Das Innere Werner's war auf das lesbarste ausgeprägt in seinem Aeußern. Man wird bei wenig Menschen den höhern Genius und die besondere Beschaffenheit desselben und die Reinheit und Güte des Herzens in ihrer Kopf- und Gesichtsbildung, in ihrer Rede, in

ihrem Benehmen so sicher wahrnehmen, als dieses bei Werner, wenn er nur einigermaßen angeregt war, geschehen konnte. Der ganze Kopf war von schöner Form, der Schädel sehr regelmäßig gewölbt, die Augenknochen traten stark und scharfkantig hervor, wodurch der obere Theil der Stirne von einer sanft gesenkten Linie abweichend sich zurückneigte. Durch die stark sich erhebenden Augenknochen bildete sich bei der Nasenwurzel ein tiefer Einbug, und die Augen selbst traten tiefer in die Augenhöhle zurück; diese waren nicht besonders groß, aber von dem reinsten Blau. Sie hatten bisweilen die Mattigkeit, welche die Folge des Scharfsehens und angestrengter Arbeit zu seyn pflegt; aber so wie sich Werner im Gespräch oder im Vortrag nur einigermaßen erwärmte, wurden sie ungemein glänzend. Der lebendige Geist strahlte aus ihnen belebend hervor; je größer seine Begeisterung ward, um desto strahlender wurde das Feuer der Augen, doch niemals stechend und beunruhigend für den, auf welchen der Blick gerichtet war. Man sah mit Wohlgefallen in das reine strahlende Auge. Die starken Augenbrauen waren nach der Nase zu etwas in die Höhe gezogen, wodurch der allgemeine Ausdruck des Gesichts von Freundlichkeit eine kleine Beimischung von Aengstlichkeit und Bedenklichkeit erhielt. Die Nase trat in derselben Richtung wie die Stirne frei aus dem Gesichte heraus, am Rücken wenig bemerkbar ausgeschärft, die Spitze rund und etwas kolbig. Der Mund gut geformt, mit vollen etwas hervortretenden Lippen, das Kinn rund mit einem tiefen Grübchen. Um diese Theile schwebte, wenn er sprach, zumal in der gesellschaftlichen Unterhaltung, eine attische Feinheit. Die Haare, ehe das Alter sie bleichte und dünn machte, sehr stark und flachsgelb. Die Gesichtsfarbe, jene zarte Röthe, welche alternden Blondins in gesundem Zustande eigen ist *). — Werner hat sich, vielfach dazu aufgefodert, mehrmals malen lassen. Es sind überdies Porzellan-, Eisen-, Gypsbüsten, Wachsbilder von ihm vorhanden. Sie sind ihm alle ähnlich, da ausgezeichnete Züge leicht darstellbar sind,

---

*) Nach einem Aufsatz über Werner's Kopf- und Gesichtsbildung von dem Herrn Inspector Naumann zu Freiberg, einem sehr guten Zeichner.

aber sie lassen alle viel zu wünschen übrig. Das vorzüglichste Gemälde in Ansehung der Ausführung ist das von Kügelgen, im Jahr 1815 gefertigt, welches auch Herr Professor Hasse in seiner trefflichen Erzählung von dem Leben des Künstlers, jedoch ohne einige Beschreibung anführt. Es ist mit großer Sorgfalt ausgeführt, aber der Oberkopf ist mehr spitzig als rund, in dem Gesicht liegt mehr der Ausdruck von Höflichkeit und Feierlichkeit, als der von Milde und Freundlichkeit. Kügelgen muß ihn nie im lebhaften, anziehenden Gespräche gesehen haben. Werner, welcher an eine sehr warme Temperatur gewöhnt war, erzählte, Kügelgen habe ihn in einen kalten Saal geführt, in welchem er gefroren habe, und der Künstler habe den Frost ihm in's Gesicht gemalt. Werner's Schwester schenkte das Original der Bergakademie. Auf Anordnung des geh. Finanzcollegiums zu Dresden ward eine Copie davon in Dresden für die Frau Pastor Glaubitz gefertigt, welche ich im letzten Herbste in Hirschberg gesehen und noch weniger ansprechend gefunden habe. Ein zweites Gemälde, welches die Akademie besitzt, ist von Herrn Müller in Weimar. Es hat mehr von dem Charakteristischen Werner's, besonders der Form des Kopfes. Aber es ist schwarz, finster; es fehlt ihm an Geist und Leben. Ein drittes Portrait ist im Jahre 1800 von Prof. Vogel dem Aeltern gemalt und ist von Werner einer Freundin, der Frau Dr. Salzmann, die gegenwärtig in Dresden lebt, geschenkt worden. Das Bild scheint einen dreißigjährigen Mann darzustellen. Werner war aber damals schon funfzig Jahr. Das Auge hat die obenerwähnte Mattigkeit, welche man ungern auf dem Portrait wiederfindet, wie wahr sie auch gezeichnet seyn mag. Es ist zur Zeichnung kein Moment, in welchem sich der Geist im Gesichte ausspricht, gewählt worden. Die Finger der rechten gehobenen Hand haben die Stellung, welche er ihnen bei einer leichten Demonstration zu geben pflegte; aber der Arm ist so scharf an den Leib gedrückt, daß die ganze Haltung des Körpers auffallend steif wird. — Die Wachsbilder von einem gewissen Herrn Lode sind keine Kunstwerke, aber manche der sehr vervielfältigten Copien haben eine große Aehnlichkeit. Die Büsten sind allgemein bekannt. Ich lasse ihren Werth auf sich beruhen. Die Porzellanbüsten sind in Meißen, die Eisenbüsten zu Gleywitz in Schle-

sien verfertigt. — Werner war von mittler Größe, alle Theile des Körpers im richtigen Verhältniß, die Muskeln ausgearbeitet, straff, von ungeschwächter physischer Kraft, die Brust breit. Die ganze Haltung würdevoll, ohne die kleinste Spur des Stolzes, aber nicht ohne einigen Ausdruck von Verlegenheit. Die Bewegung, die Geberden, der Ton der Stimme gemäßigt. Nur wenn er in einige Aengstlichkeit gerieth, welches leicht der Fall war, entweder wenn er Gäste bei sich bewirthete oder Fremde erwartete, da wurden seine Bewegungen ungemein rasch, da gerieth Alles an ihm in Agitation, und die ohnedies klare und dünne Stimme erhielt eine auffallende Höhe.

Die Fähigkeiten des Geistes waren ihm in großem Maße und in dem richtigsten Verhältniß zu einander mitgetheilt; sie waren in einer herrlichen Harmonie ausgebildet. Mit einer seltenen Schärfe der äußern Sinne war ein seltenes Wahrnehmungsvermögen verbunden. Und wie er alles Einzelne an einem Gegenstand auf das genaueste sah, so vereinigte er schnell das einzelne Wahrgenommene zu einer vollständigen und deutlichen Vorstellung. Was er einmal aufgefaßt hatte, war auf immer sein Eigenthum, und sein treues Gedächtniß behielt zugleich alle Umstände, unter welchen etwas ihm eigen geworden war. Die Bilder der Berge, Thäler, Schluchten, die Schichtung der Gebirge, wie er sie einmal genau beobachtet hatte, schwebten seiner Seele wie gegenwärtig vor und waren so lebendig, daß er durch Vergleichung mit ihnen die genauen Beschreibungen und Zeichnungen anderer Gebirge nicht nur völlig verstehen, sondern sich auch ein treues Gemälde von denselben einprägen konnte. Sowie das Gespräch auf das Oberflächenansehen eines Landes oder auf andere Eigenthümlichkeiten desselben, von welchen er ein Bild erhalten hatte, sich lenkte, so stellte ihm seine lebhafte und treue Einbildungskraft das Ganze und das Einzelne wiederum in voller Klarheit dar. Oft beschrieb er Reisenden die Gegenden, von welchen sie erzählten, mit einem weit größern Detail, und wenn sie ihn fragten, zu welcher Zeit er jene Gegenden besucht habe, so versicherte er mit einer triumphirenden Freude, daß er nie einen Fuß in jene Gegenden gesetzt habe. — Mit gleicher Schärfe als sein leibliches Auge bei sinnlichen Gegenständen alles Einzelne unterschied, bemerkte auch sein geistiges Auge alle Bestandtheile eines Begriffs,

und bestimmte und sonderte darnach ähnliche Begriffe auf das genaueste. Es mag ungewiß seyn, ob das Vermögen, sinnliche Gegenstände sowol als Begriffe leicht und scharf zu unterscheiden, zu verbinden, zu ordnen, die Neigung erweckt habe zum Katalogiren und Entwerfen von Tabellen, oder ob die frühe Gewöhnung im väterlichen Hause, über den ganzen Hüttenhaushalt Rechnung abzulegen und zu führen, ihn zur genauen Sonderung der Gegenstände und zum Systematisiren geleitet habe. Soviel ist gewiß, daß bei ihm in spätern Jahren eine Wechselwirkung zu bemerken war, und daß er es für ein Bildungsmittel junger Leute ansah, fleißig zu katalogiren und ihr Wissen in tabellarische Form zu bringen. — Die niedern Seelenkräfte und Thätigkeiten erscheinen da erst in ihrem vollen Werthe, wo sie unter dem Einfluß der höhern Geisteskraft stehen. Durch diese werden die großen Gedanken, die leitenden Ideen hervorgebracht, durch diese die Gesetze erkannt, nach welchen sich ein Chaos von Vorstellungen und Kenntnissen entwirrt. Aus dieser gehen die Lichtfunken hervor, welche Finsternisse aufhellen. Fehlt es hingegen bei dieser höhern Geisteskraft an dem Vermögen der sinnlichen Wahrnehmung und aufmerksamen Beobachtung, an Gedächtniß, an Abstractionsvermögen, so verliert sich jene Kraft in Träumereien und Luftgebilden und wirkt schädlich und zerstörend. Werner war reich an eigenen großen Ideen, empfänglich für fremde, und bei dem richtigsten Verhältnisse der höhern Geisteskraft mit den niedern Seelenthätigkeiten gelangten seine Ideen zur vollen Klarheit, und er vermochte Andern die Beziehung derselben auf das Reale vollkommen klar zu machen. Diese Klarheit seiner Ideen, dieser Scharfsinn in seinem Urtheile thronte auf seiner Stirn, leuchtete aus seinen Augen. Diese Harmonie der Kräfte ward von der regelmäßigen Form des Kopfes angekündigt. Das reine Feuer seiner Augen ward auch durch keine sittlichen Mängel getrübt, das ganze Muskelspiel des Gesichts durch keine Leidenschaft verwirrt. Ein Kenner der Gall'schen Schädellehre bemerkte, daß ihm das Organ der Theosophie gänzlich abgegangen sey. Wenn es bei manchen Menschen wirklich ein solches Organ gibt, so kann es Werner doch in der That nicht gehabt haben. Es würde dasselbe nicht aus einer besondern Seelenkraft, sondern nur aus einem Misverhältnisse der

Seelenkräfte zu erklären seyn; und in dem Kopfe des Theosophen ist das Gegentheil von Klarheit, Bestimmtheit und Ordnung der Ideen, von einem harmonischen Zusammenwirken der Kräfte. Die Gall'sche Schädellehre selbst sprach Werner deswegen nicht an, weil so viele Beobachtungen, auf welche sie sich gründen soll, nach vorausgefaßten Meinungen gemacht, weil so viele Begriffe ganz unbestimmt sind, und in der Eintheilung der Organe selbst nicht ein Gedanke von logischer Ordnung ist. Keine Idee, wie blendend sie auch seyn mochte, wenn er sie nicht auch irgendwo, obschon unvollkommen ausgeprägt sah, wenn er gar keine Beobachtungen damit in Verbindung bringen konnte, verblendete ihn; und die höchsten Ideen der Gottheit, Vorsehung, Freiheit hielt er fest, weil sich dieselben in der Natur und im Menschenleben spiegeln. Da er selbst in seinen Beobachtungen sehr genau war, viele Andere aber in ihren Beobachtungen sehr unsicher gefunden hatte, so war er mistrauisch bei Angaben, bei welchen er die Beobachtung nicht wiederholen konnte, und ging in diesem Mistrauen bisweilen so weit, daß er ableugnete, was er allenfalls nur bezweifeln konnte. So glaubte er durchaus nicht an das Daseyn der Irrlichter: denn er hatte nie eins gesehen; so scherzte er im vertraulichen Kreise, jedoch mit der ihm eigenen Feinheit und Gutmüthigkeit, über die Wirkungen der magnetischen Kuren und den Somnambulismus, und glaubte nie daran: denn er hatte nie Erfahrungen darüber gemacht. Auch glaube ich, er habe deswegen lieber die Meinung des La Place von den Meteorsteinen, daß sie Auswürflinge des Mondes wären, vertheidigt, weil bei dieser doch ein Schluß nach Analogien stattfindet, da bei der Erklärung derselben aus einem chemischen Proceß von ihm kein Beispiel eines ähnlichen Processes nachgewiesen werden konnte; und die Meinung, daß dieselben als verirrte kosmische Fragmente anzusehen wären, nur auf einer glänzenden Hypothese ohne alle Unterlage ruht.

Um des Lichts willen, das von Werner in die Finsterniß eines Theiles der Naturwissenschaften leuchtete; um der Kraft willen, womit er neue Bahnen brach, große allgemeine Ideen auffaßte, darstellte, die Beziehung des Wirklichen in allen seinen beständigen und wechselnden Erscheinungen auf jene nachwies; um der gleichmäßigen Stärke seiner Geistesfähigkeiten willen ver-

dient er gewiß den Namen eines Genies und die ehrenvolle Stellung seines Namens unter die Namen der größten Köpfe Deutschlands.

Wenn bei einigen wissenschaftlichen Gegenständen seine Phantasie wirksamer als sein Beobachtungsgeist zu seyn schien, so lag die Schuld in kleinen Schwächen und Lieblingsneigungen, von welchen kein Sterblicher frei bleibt. Er glaubte nicht geringe Kenntnisse von der Pathologie und Therapie zu besitzen. Die in frühern Jahren schon eintretenden Beschwerden des Unterleibes hatten ihn frühzeitig veranlaßt, sich Kenntnisse von dem menschlichen Körper, von den vielfachen Krankheiten desselben und der Heilmittellehre zu verschaffen. Der Zusammenhang der Arzneikunde mit den Naturwissenschaften kam hinzu. Mit Physikern und Aerzten war er in Leipzig in der engsten Verbindung. So entstand bei ihm eine Vorliebe für die Heilkunde. Er schuf sich aber bald ein eignes System derselben, dessen Basis die Eintheilung der menschlichen Constitutionen in acide und alkalische war. Von diesem Standpunkte aus beurtheilte er die Krankheiten seiner Freunde und seine eignen; von diesem aus wollte er sich und Andere behandelt wissen und machte seinen Aerzten, wol auch den Aerzten seiner Freunde manche unangenehme Stunde. Darnach war seine Diät eingerichtet, darnach die Sorge für sich wegen einer Erkältung bis zur Aengstlichkeit gesteigert. Er bedeckte sich bei einigermaßen kühler Witterung mit zwei und drei wollenen Westen, Rock und Ueberrock und doppelter Wäsche; sein Zimmer ward Sommer und Winter geheizt; er meldete sich, wenn er im Winter reisete oder heimkehrte, drei bis vier Tage früher an, und ließ alle Tage in Erwartung seiner Ankunft heizen, damit er nur die Zimmer durchwärmt fände. Allerdings glaubte er auch von Beobachtungen auszugehen, aber es begegnete ihm hier durch eine Täuschung seiner Phantasie, daß er vieles sah, was nicht war. Das Geniale in vielen seiner Ansichten war nicht zu verkennen, aber es war nicht von unbefangner Beobachtung unterstützt. Sehr interessant soll übrigens die von ihm völlig ausgearbeitete Tabelle über die Krankheiten der Menschen nach den verschiedenen Lebensaltern gewesen seyn, welche mehre seiner Freunde in Händen gehabt haben; noch interessanter seine Gespräche über eine Tabelle, die er noch fertigen

wollte: von den Krankheiten der einzelnen Glieder des menschlichen Körpers, klimatisch und ethnographisch. Hr. Hofrath Böttiger wies ihm dazu Stellen aus dem Hippokrates nach. Die Tabelle ist aber nicht zu Stande gekommen.

So ward auch Werner bei dem Ausbruch der französischen Revolution vom republikanischen Fieber ergriffen. Sein Widerwille gegen die grenzenlose Willkür, mit welcher damals die französische Regierung verfuhr und so lange verfahren war, sein Abscheu vor der Sittenlosigkeit unter den höhern Ständen, ließ ihn auf kurze Zeit Frankreichs Heil nur in einer gänzlichen Umkehrung der Dinge als möglich annehmen. Seine Phantasie malte den Zustand Frankreichs, wie er gewesen war, mit den schwärzesten Farben und stellte ihm die Absichten und Bestrebungen der Helden des Tages reiner und größer dar, als sie waren. Politik wurde der einzige Gegenstand der Unterhaltung bei der Tischgesellschaft, welche sich mit ihm und zum Theil um seinetwillen an einer weniger als frugalen Wirthstafel genügen ließ. Er soll in den ersten beiden Jahren mit einer solchen Lebhaftigkeit die vorgeblichen republikanischen Zwecke vertheidigt haben, daß einige Schüchterne sich von der Gesellschaft ausgeschlossen hatten. Mit vielen weisen und unweisen Leuten kam er bald von seiner Verirrung zurück. Der Paroxysmus war bei ihm im Jahre 1794, in welchem der Verfasser dieses Aufsatzes nach Freiberg zurückkam, längst vorüber; und Liebe zum Neuen gehörte überhaupt so wenig zu seinen Eigenheiten, daß man eher das Gegentheil behaupten und ihm Anhänglichkeit an das Alte zuschreiben kann. Er hatte eine entschiedene Vorliebe für die deutsche Schrift, für alte Verfassungen, alte Moden (daher er den Haarputz seiner Jugend beibehielt), selbst alte Meubles. — Sein Urtheil über den Gang der Dinge war fernerhin sehr belehrend, wenn er auch bisweilen, was in Frankreich für die mathematischen und physikalischen Wissenschaften veranstaltet und gethan ward, was ihm selbst von der herrschenden Nation Schmeichelhaftes widerfuhr, dieses und jenes in ein zu glänzendes Licht stellte; oder wenn im Gegentheil eine von andern Seiten her aufgeregte Aengstlichkeit ihm bei andern Regierungen Mehres zu furchtbar und drohend darstellte.

Von einer durch Anstrengung erhöhten Reizbarkeit

des Nervensystems ist eine schnelle Umstimmung von Hoffnung zur Furcht, von Furcht zur Hoffnung die gewöhnliche Begleiterin. Die Phantasie wird zu lebendig, und verschönert oder verschlimmert Alles, wovon sie beschäftigt wird. Der kränkliche Zustand, in welchem er sich gemeiniglich am Ende des Lehrcursus befand, vermehrte die Besorgnisse für sich, für seine Anstalten, das Vaterland, das Allgemeine. Nach der Rückkehr aus Karlsbad und von dieser oder jener Reise waren ihm frohere Aussichten geöffnet, und er sah in den Staaten und Städten, wo ihm große Aufheiterungen geworden waren, manches Herrliche, woran seine heimischen Freunde nicht recht glauben konnten.

Eine zu große Meinung also von seinen medicinischen Kenntnissen, zu viel Vertrauen auf seinen diagnostischen Blick in Krankheiten, eine kurze politisch-contagiöse Verirrung, eine gewisse Bestechlichkeit durch schmeichelhafte Anerkennung seiner Verdienste, eine gewisse Aengstlichkeit, die ihn auch in mehren Verhältnissen befiel, z. B. bei dem ersten Zusammentreffen mit Personen hohen Standes, bei unerwarteten Zuhörern in seinem Auditorio und andern überraschenden Störungen, bei mehren zugleich erfolgenden Anfoderungen an seine Thätigkeit, oder wenn vornehme Frauen leicht verletzbare Fossilien rasch in die Hände nahmen, wol gar die Härte derselben mit den Zähnen untersuchen wollten: — das sind die kleinen Schatten, welche die Lichtpartien des Gemäldes nur desto mehr hervorheben. Mögen wir uns noch an sein Zögern in Geschäften und an die zunehmende Scheu vor einem Briefwechsel oder auch nur vor einer schriftlichen Antwort, ja selbst vor einer auszustellenden Quittung erinnern. Herr Cuvier malt in seiner Eloge diese Schwäche sehr belustigend aus. Wenn es aber gleich ungegründet ist, daß er einen Boten, von seiner geliebten Schwester gesandt, neun Wochen hindurch auf seine Kosten verpflegt habe, ehe er sich zu einer Antwort habe entschließen können, so ist es doch gewiß, daß einst sein Schwager, der aus einem öffentlichen Blatte von einer großen überstandnen Krankheit Werner's Nachricht erhalten, zweimal an ihn geschrieben und dringend, jedoch ohne Erfolg, gebeten hatte, ihm und der geliebten Schwester etwas von sich zu melden, sich endlich an mich wendete; und als ich zu Werner eilte und

ihn bat unverzüglich zu schreiben, als ich endlich, wie ich sah, es werde doch nicht dazu kommen, mich erbot, in seinem Namen, was er mir auftragen würde, schreiben zu wollen, ich sein Herz von einer großen Bürde sichtbar erledigte. Cuvier hatte wol Ursache, Werner's seltsame Scheu vor schriftlichen Antworten recht auffallend auszumalen, da es einer Entschuldigung desselben bei den Mitgliedern des Nationalinstituts galt, daß er nach Uebersendung des Diploms auch nicht ein Wort des Dankes geschrieben hatte.

Aber man fragt, ob denn diese kleinen Schwächen die ganze Schattenseite des Gemäldes ausmachen? Man hat die Frage nach Werner's Glauben, nach seiner Religiosität vielleicht schon früher in Bereitschaft gehabt. Er ist des Mangels an Religiosität beschuldigt worden, und man hat gemeint, daß auch er, wie viele Naturforscher, über der Erforschung der Natur und ihrer Gesetze den Glauben an einen Schöpfer und Gesetzgeber möge verloren haben: eine Meinung, welche an sich durch die Newton, die Leibnitz, die Keppler, die Haller u. A. als unbegründet erscheint. — Der Verfasser ist keinesweges gesonnen die Antwort auf jene Frage zu umgehen, er hat sie vielmehr schon früher gegeben, und Herr Hofrath Böttiger dieselbe in der bereits angeführten Rede: über den Umgang Werner's mit seinen Schülern, unter dem Namen des Verfassers ausgesprochen. Werner war religiös, er war christlich religiös, ein eifriger Protestant, aber er war durchaus nicht kirchlich. Wer öfter mit ihm umgegangen ist, weiß es, wie er keiner Gelegenheit aus dem Wege ging, bei welcher er sich über Vorsehung, Weltregierung, Unsterblichkeit aussprechen konnte, so wenig er auch seinen Glauben zur Schau trug. Selbst bei wichtigen schriftlichen Aufsätzen über Angelegenheiten seines Amtes, in Betreff des Bergbaues, wo er von der Sache ergriffen war, enthielt er sich nicht, diese mit wenig Worten der göttlichen Obhut zu empfehlen. Er redete sehr oft über die Wichtigkeit einer frühzeitigen religiösen Erziehung und war seinem Vater für dieselbe dankbar. Es war ganz gegen seinen Sinn, Zweifel an den Lehren des Evangeliums zu verbreiten, oder das Ansehen des Christenthums zu schwächen, und es misfiel ihm, wenn er von Predigern hörte, daß sie sich von den eigentlichen Wahrheiten desselben entfernten. Auch verbarg er bei

christlich religiösen Handlungen seine Rührung nicht. Nach einer Taufhandlung, welche ich verrichtete, und bei der Werner als Taufzeuge gegenwärtig war, näherte er sich mir, drückte mir die Hand und sagte; Sie haben große Gedanken und lebhafte Gefühle angeregt. — Daß er auch seine Periode des Zweifelns möge durchlaufen seyn, glaube ich, und seine Bibliothek enthält, neben den Werken unserer besten Theologen, auch die Schriften der Antitrinitarier, Deisten, Socinianer. Aber diese Periode schien zu der Zeit, als ich ihm näher kam, längst vorüber zu seyn. Daß er jedoch zwischen biblischem und kirchlichem Christenthum einen Unterschied annahm, daß er sich zu dem Ausspruch eines unserer Theologen bekannte: die symbolischen Bücher seyen Steine unter die Räder des Wagens, damit derselbe nicht zurückrolle, aber keine Hindernisse des Fortgehens, — daß er das Recht der freien Untersuchung vertheidigte, ist gewiß; und eben darum achtete er den Protestantismus so hoch, weil er das Wesen desselben in der freien und jedem frei stehenden Prüfung zu finden glaubte. Nichts beschäftigte ihn in seinem letzten Lebensjahre mehr, als die nahe Feier des Reformationsfestes und der Wunsch, daß sich die beiden protestantischen Gemeinden vereinigen möchten; lange vorher, ehe von einer Erfüllung desselben in mehren Staaten etwas bekannt geworden war. Noch bei einem zweimaligen Besuch, welchen auch ich ihm auf seinem Krankenlager machte, sprach er darüber mit großer Wärme, und in derselben Handbibel, in welcher alle für die Literatur der Mineralogie wichtige Stellen eingezeichnet waren, fanden sich auch die für die drei angesetzten Festtage der Reformation sehr zeitig ausgeschriebenen Texte unterstrichen. Er glaubte, durch jene Vereinigung insbesondere werde die protestantische Kirche die Macht bekommen, deren sie bei erneuerten öffentlichen und heimlichen Angriffen bedürfe. Gegen diese heimlichen Angriffe erklärte er sich mit Lebendigkeit, und von aller Duplicität und von verheimlichtem Katholicismus sprach er mit großem Unwillen. Ich habe ihn nie gegen Jemanden sich stärker aussprechen hören, als gegen den Verfasser von Theoduls Gastmahl; und er behauptete in seinem Unwillen, der Maler oder Kupferstecher habe bei dem Bildniß des protestantischen Hofpredigers vor seiner Geschichte der drei ersten Jahrhunderte des Christenthums mit Fleiß

die Knöpfe des Kleides auf die linke Seite gezeichnet, um durch den umgewandten Rock den verborgenen Convertiten anzudeuten.

Daß Werner ungeachtet seines religiösen Sinnes und seiner hohen Achtung gegen das Christenthum dennoch unkirchlich war und blieb, ist allerdings sehr zu bedauern. Er besuchte in frühern Jahren nur an Charfreitagen, in spätern Jahren nie, außer bei amtlichen Kirchgängen, welche während des Krieges und gleich nach demselben öfters vorfielen, und einigemal in Dresden, um Reinhard zu hören, die Kirche, und nahm keinen Antheil an der Abendmahlsfeier. Das war um seiner Stellung willen noch mehr zu tadeln. Und wenn er auch bisweilen junge Leute nach ihrer Theilnahme an dem Cultus fragte und sie dazu ermahnte, so richteten sich diese doch weniger nach seinen Worten als nach seinem Beispiel. — Diese Entfernung von den öffentlichen Uebungen des Christenthums ward wahrscheinlich in den frühern Jahren durch allzu großen Eifer in seinen wissenschaftlichen Forschungen veranlaßt. Am Sonntage ward er in seinen Studien am wenigsten unterbrochen. Es wurde zur Gewohnheit, am Sonntage vorzunehmen, wozu es an Wochentagen nicht gekommen war. Späterhin gesellte sich dazu die übertriebene Furcht vor Erkältung und der Kirchenluft. Er versicherte mich mehrmals alles Ernstes, ihn würde der Schlag treffen, wenn er sich wie der Prediger auf der Kanzel dem Luftzuge und dieser feuchtkalten Atmosphäre aussetzen sollte.

Der gerechte Tadel wegen dieser Unkirchlichkeit traf ihn im Leben, und brachte einen Mislaut in die Aeußerungen der innigsten Betrübniß über die Nachricht von seinem Tode, in die Bezeigungen der allgemeinen Verehrung bei seinem Verluste und bei seiner Beerdigung.

Aus seinem Herzen kam weder dieser Fehler, noch die vorher angeführten Schwächen. Dieses war, wie schon erwähnt worden ist, rein und voll Wohlwollen. Und wenn man bei großer Strenge auch die Empfänglichkeit für äußere Ehre ihm als einen Fehler anrechnen wollte, so kann doch versichert werden, daß sie keineswegs in Eigenruhm und Lobsucht ausartete oder je die Bescheidenheit verletzte. Seine Bescheidenheit mäßigte vielmehr stets das Gefühl seiner Geistesüberlegenheit, welche er für Viele, mit denen er in Verhältnissen stand,

sehr drückend hätte machen können. Er berücksichtigte Anderer Alter, Stand, Verdienste, von welcher Art sie auch seyn mochten, wie er gern die seinigen geachtet sah. Man hat ihn des Ehrgeizes beschuldigt, nach welchem er es nicht habe ertragen wollen, daß seine Schüler Studien in der Oryktognosie nach Hauy's Methode machten, oder daß sie von seinen geognostischen Lehren wichen: eine Beschuldigung, welche durchaus keinen Grund hat. Der verewigte Blöde, welcher Werner's Ansichten so genau kannte, versichert nicht nur, daß Werner weit entfernt gewesen sey, die krystallographischen Bemühungen des großen französischen Mineralogen zu verkennen, sondern daß er vielmehr seine Schüler auf den hohen Werth derselben für ein höheres Studium der Mineralogie aufmerksam gemacht habe. Wie wenig er verlangte, daß seine Schüler keine andern geognostischen Beobachtungen anstellen sollten, als welche sich mit seinem System vertrügen, beweist das oben erwähnte Benehmen gegen den Professor Weiß. Die Wahrheit ist, daß er Hauy's Methode für unzureichend ansah, einen Oryktognosten zu bilden, und es auf keinen Fall für gerathen fand, mit der Krystallometrie das Studium zu beginnen. Die Wahrheit ist, daß er über die Sucht, wonach sich jeder nach ein paar selbstgemachten Beobachtungen voreilig ein eigenes System zu bauen unternimmt, seinen Tadel nicht zurückhielt. Dagegen gab er mir einmal, als ich einen seiner treuen Schüler gegen ihn lobte, die charakteristische Antwort: „Es ist wahr, er kennt mein System sehr genau, und ich glaube, er würde darauf schwören; aber er wird die Wissenschaft um keinen Schritt weiter bringen." Der kleinliche Ehrgeiz, welcher ihn habe denken oder wünschen lassen, man werde oder solle in den mineralogischen Wissenschaften nicht weiter fortschreiten, war ihm unstreitig ganz fremd. —

Die Freundlichkeit, welche sich in seinem ganzen Gesicht ausdrückte, kam aus dem Herzen. Er hatte keine heftigen Begierden, keine feindseligen Leidenschaften zu bewachen, wobei sich nicht selten ein verdrießlicher Ernst auf die Stirn lagert. Es machte ihm in der That Freude, wenn Andern in seiner Nähe wohl ward; darum sprach er auch in der Gesellschaft Jeden an, der furchtsam zurücktrat und von Andern übersehen ward. Es machte ihm Freude, wenn er sich mittheilen konnte, und er ver-

galt gewissermaßen Andern die ihm verschaffte Freude, daß er dieselbe in Wort und Blick durchscheinen ließ. Diese Bescheidenheit, diese aus Reinheit und Wohlwollen ausblühende Freundlichkeit machte ihn ungemein liebenswürdig, fesselte an ihn seine Schüler, gewann ihm die Herzen der Männer und Frauen. „Er ist," sagt D'Aubuisson *), „von einer sanften, heitern, ansprechenden Gesichtsbildung; in der Gesellschaft entwickelt sich die Feinheit seines Verstandes, die Liebenswürdigkeit seines Charakters. Dieses Urtheil ist selbst in Paris von Allen, die ihn kennen gelernt haben, über ihn gefällt worden. Schreiben Sie an ihn, sagte mir Guyton, daß wir ihn recht sehr lieben, so sehr lieben, als wir ihn hochachteten, wie wir nur noch seine Schriften gesehen hatten."

Als Beispiele seines wohlwollenden, echt humanen Sinnes mögen hier nur folgende Züge stehen. Es war ihm sehr wichtig, daß auch seine Diener an Bildung des Verstandes und Herzens gewönnen, nicht nur, um sie besser gebrauchen zu können, sondern um ihrer selbst willen; und wieder nicht blos, daß er sie einmal zu einer Stelle vorschlagen könnte, sondern damit sie als bessere Menschen in jedem Verhältniß leben möchten. Auch sie ermunterte er, Tagebücher, so gut es ihnen möglich wäre, zu halten. — Als im Jahr 1813 nach der Schlacht bei Lützen so große Wagenreihen mit verwundeten Preußen durch Freiberg gingen, die Bürgerhäuser nicht zureichten um sie alle aufzunehmen, er selbst in einem öffentlichen Gebäude, in welchem so viele wissenschaftliche Schätze aufgehäuft waren, keine Einquartirung aufnehmen durfte, konnte er es nicht ertragen, zur Erleichterung der allgemeinen Noth und der unglücklichen Verwundeten nicht mitzuwirken. Eine Anzahl schwer Verwundeter war auf der Hauptwache einquartiert worden. Dorthin eilte er, dort half er verbinden und die Schmachtenden laben. — Nach unsers verehrten Königs Rückkehr ward auch in Freiberg ein allgemeines Freudenfest gefeiert. Als er zu demselben ging, kam er an der Hauptwache vorbei. „Sollen denn die wachhabenden Soldaten allein an der allgemeinen Freude keinen Theil nehmen können?" Er schickte sofort ein Geschenk hinein, damit

*) Annales de Chimie. Tom. 69, p. 233.

auch hier ein froher Abend gefeiert werde. — Als früher zu Anfang der neunziger Jahre das erst aufgebaute Amalgamirwerk abbrannte, hatte er, ehe noch irgend Jemand daran gedacht hatte, nach Freiberg geschickt, einen Transport von Lebensmitteln herauszuholen, um die Löschenden zu erquicken.

Aus seinem Wohlwollen entsprang auch seine Gastfreundlichkeit. Er zeigte nicht nur willfährig den Fremden, was jedem am anziehendsten seyn konnte, sondern erleichterte ihnen auch sonst die Bekanntschaft mit dem, was ihnen in Freiberg wissenswürdig schien, auf jede Weise. Und waren die Fremden besonders vom Gelehrtenstande, so ladete er sie zu einem Mahle entweder in seinem Hause, wieviel ihm dieses auch Unruhe machte, oder an einem öffentlichen Orte, und sorgte aufs angelegentlichste, daß es ihnen recht wohl würde. Man freute sich indessen am meisten, wenn das Desert aufgetragen war, die Rolle des geschäftigen Wirthes aufhörte, und seine Unterhaltung begann. Er war die Zierde jeder Gesellschaft. Jedes Haus wünschte ihn vorzüglich in dem Zirkel der gebetenen Gäste zu sehen. Mit der allgemeinen Hochachtung genoß er die allgemeine Liebe.

Die Theilnahme an ihm wurde in seiner letzten Krankheit durch die Geduld, womit er die Schmerzen und Beängstigungen eines verwickelten Eingeweideübels ertrug, durch die Gefahr, ihn zu verlieren, allgemeiner. Die Nachricht von dem männlichen Sinne, womit er sich in Augenblicken, in welchen man oft jede Erinnerung an den Tod von Kranken zu entfernen sucht, entschlossen hatte zu testiren, der Patriotismus, welcher sich auch in seinem letzten Willen ausgesprochen hatte, war schnell in Dresden verbreitet und ein Gegenstand des Gesprächs geworden. In Freiberg und Dresden war Jedermann mit dem theuern Kranken, Sterbenden beschäftigt. Er verschied am 30. Junius 1817, Abends zwischen acht und neun Uhr.

Der König, nicht minder theilnehmend an Werner's Krankheit, war unverzüglich von Werner's patriotischem Testament unterrichtet worden. Der ganze Hof beklagte bei der Todesnachricht den erlittenen Verlust. Des Königs Befehle gaben den sprechendsten Beweis, wie hoch er den Entschlafenen geachtet habe: „Der Leichenzug, welcher die sterblichen Ueberreste des Vollendeten von

Dresden in der Nacht zwischen dem zweiten und dritten Julius nach Freiberg zur feierlichen Beisetzung in der Domkirche daselbst bringen sollte, solle mit allen Auszeichnungen geschehen, welche eines so seltenen Staatsbeamten, Gelehrten, Lehrers und Menschen in so voller Beziehung vollkommen würdig wären."

Die Nachricht von Werner's Tode verbreitete sich schnell in Deutschland, schnell durch ganz Europa. Sie ward überall mit großer Rührung vernommen. Nach der schönen Sitte mehrer Akademien, gelehrten Gesellschaften und Anstalten wurden in den Versammlungen derselben Lobreden auf den Verewigten als Todtenfeier gehalten. Das geschah z. B. zu München den 15. Oct. 1817 von dem Ritter von Leonhard; zu Jena den 20. Juli 1817 von dem damaligen Pastor Schwabe zu Wormstedt bei Jena; in Paris von Cuvier; vor dem Corps royal des ingenieurs des mines von Heron de Villefosse. Die mineralogische Gesellschaft in Dresden beschloß, „um Werner's Andenken zu ehren und nach Kräften lebendig zu erhalten: das Amt eines Präsidenten vors erste nicht wieder zu besetzen, sondern dessen Stelle im Versammlungsorte durch Werner's Büste zu bezeichnen; dessen Bildniß in ihr Siegel aufzunehmen; seinen Todestag jährlich durch eine besondere Sitzung zu feiern; und endlich demselben an der Stelle, wo seine körperliche Hülle von seinen dresdner Gönnern und Freunden den von Freiberg abgesendeten Deputirten übergeben wurde, auf ihre Kosten ein einfaches Denkmal zu setzen."

Dieses Denkmal ist im Herbste 1818 zu Stande gekommen und besteht in einem aus Granitstücken und Basaltsäulen wohl zusammengefügten Ruhesitz: sinnvoll hindeutend auf Werner's Bestrebungen, die Entstehung dieser Felsarten zu erklären. Es führt den Namen, welcher in ein Felsstück gehauen ist: Werner's Ruhe. Die Stelle im Kreuzgange der Domkirche zu Freiberg, an welcher Werner's Leichnam eingesenkt worden war, zeichnete sich nicht durch das kleinste Erinnerungszeichen aus. Frau Pastor Glaubitz hatte schon längst gewünscht dem geliebten Bruder ein kleines Denkmal setzen zu können. Sie erfüllte ihren eignen und ihrer Freunde Wunsch im Laufe des Jahres 1823 und beauftragte den Verfasser dieser Biographie mit Besorgung eines kleinen Monumentes. Es ist von dem Herrn Professor Pettrich in Dres-

den gefertigt, auf Kosten des Geheimen Finanzcollegiums lithographirt, und der Abdruck einer Beschreibung desselben in der Abendzeitung vom Herrn Hofrath Böttiger (Jahrgang 1823, Nov.=Heft) als Beilage mitgegeben; auch unter diesem Abdruck noch folgendes Distichon von Böttiger beigefügt:

Nosse metalliferae genus et discrimina terrae
Hunc Natura docet, vivere Fama jubet.

Die Inschrift auf die marmorne Tafel des Monuments ist nach des Biographen Vorschlag eingegraben:

Dieses Denkmal errichtete ihm schwesterliche Liebe,
Ein bleibenderes er sich selbst.

Der gegenwärtige Vorsteher der geistlichen Gebäude zu Freiberg, Herr Senator Größel, hat den ganzen Theil des Kreuzganges, in welchem sich Werner's Gruft befindet, anständiger herzustellen sich angelegen seyn lassen.

So war Werner auch im Tode glücklich zu preisen. Er starb bei noch fortdauernder Kraft und Wirksamkeit; vermißt, betrauert von Schülern, Freunden, dem Staate, der gelehrten Welt, allen gebildeten Zeitgenossen, mit dem vollen Bewußtseyn, viel und nützlich gewirkt zu haben. Im hohen Alter mit ausdauernder Treue und Geduld, auch die schwachen Kräfte noch nützlich gebrauchend den Tod erwarten, ist Tugend; zur Zeit des noch kraftvollen Wirkens abgerufen werden, ist Glück. Der Verfasser dieser Lebensbeschreibung schließt mit dem Wunsche: Mögen die Freunde des Verewigten sein mit Liebe gezeichnetes Bild wahr und ansprechend finden! die jüngern Zeitgenossen durch Anschauen desselben mit Verehrung gegen so glänzende Vorzüge und Verdienste erfüllt und zur Nacheiferung aufgereizt werden! Bei der spätern Nachwelt bewährt sich gewiß das Wort des Tacitus: Suum cuique decus posteritas rependit.

Digitized by Google

Johann Daniel Falk.

Von

R. G.

Digitized by Google

Johann Daniel Falk.

Johann Daniel Falk verdient durch den Muth, mit dem er manche Thorheit gegeißelt und manches freie Kunsturtheil in Umlauf gesetzt hat, selbst auf die Gefahr der herrschenden Schule zu mißfallen, einen ehrenvollen Platz unter Deutschlands Schriftstellern. Noch liebenswerther erscheint er in den spätern Jahren seines Lebens als Mensch durch die Errichtung einer Bildungsanstalt für elternlose, verwilderte Kinder. Schon der muthige Kampf, den er in seiner Jugend zu bestehen hatte, um sich zur Schul- und Universitätsbildung emporzuarbeiten, beweist, daß ein echter Funke des Prometheus in seiner Brust gezündet hatte.

Im J. 1770 *) in der damaligen freien Reichsstadt Danzig geboren, war Falk unter seinen Brüdern Karl und Wilhelm der älteste. Dürftigkeit nöthigte seinen Vater, einen Perückenmacher, der an der Lestadie, den Schiffswerften gegenüber wohnte, ihn schon in seinem zehnten Jahre aus der St. Petrischule zu nehmen, wo ihn Piler im Lesen und Schreiben unterrichtet hatte.

Falk wurde nun von seinem Vater zum Herumtragen der Perückenschachteln und zu einer Profession ge-

*) Nicht 1768, wie hier und da Falk's Geburtsjahr angegeben wird.

braucht, gegen die er die lebhafteste Abneigung fühlte. Seinem Wunsche zu studiren, den die Mutter, wenn es in ihren Kräften gestanden, erfüllt hätte, stellte der Vater mannichfache Hindernisse entgegen, und fuhr ihn, wenn er ihn lesend fand, öfters an: ob ihn der Satan schon wieder mit einem Historienbuche in der Werkstatt habe.

Um seinen Heißhunger nach Lecture zu stillen, schlich sich Falk in der Abenddämmerung, wenn die Gesellen in seines Vaters Werkstatt Vesper hielten, öfters fort und trug sein kleines Spargeld in die Lesebibliothek, welche Brückner damals in der Hundegasse errichtet hatte. Dort holte er sich Gellert's, Wieland's, Lessing's u. a. Werke, und las darin heimlich, bei Tage oder bei Nacht, wie sich ihm eben die schicklichste Gelegenheit darbot. Oefters trat er auch damit auf die Beischläge *) der Häuser in die Nähe einer Laterne, in den rauhen Herbst- und Winterabenden nicht selten so lange lesend, bis ihm die Finger erstarrten und er kein Blatt mehr umwenden konnte.

Ueber sein langes Außenbleiben pflegte er sich bei seinen Eltern dadurch zu entschuldigen, daß er vorgab bei seinem Großvater (von mütterlicher Seite) Chalion, oder bei seinem Oheim Grell gewesen zu seyn. Beide waren aus Genf gebürtig, und dem erstern verdankte Falk den Unterricht in der französischen Sprache. Zur Erlernung des Lateinischen wollte sich indeß keine Gelegenheit darbieten, und manchen Kummer verursachte dies dem wißbegierigen Knaben, der den Wunsch zu studiren noch immer nicht aufgab.

Seine Liebe zur Musik gewährte ihm unter diesen Umständen wenigstens einigen Trost. Stundenlang verweilte er öfters Abends vor dem damaligen Bohon'schen Hause in der Heiligengeistgasse, um den Winterconcerten zuzuhören. Dringend bat er seinen Vater, ihm Musik lernen zu lassen. Dieser bewilligte es, und Falk, von dem damals auf St. Petrikirchhof wohnenden Musiklehrer Dominicus unterrichtet, machte bald so viel Fortschritte, daß er bei der großen Messe in der Schwarzmünchenkirche die zweite Violine spielen konnte. Bei

*) Eine Art von Galerie oder Altan unten um die Häuser i. Danzig, auf den man vermittelst einiger Stufen gelangt, die zur Hausthür führen.

dieser Gelegenheit erwarb er sich die Zuneigung des Pater Lambert, der ihn einst zu sich in seine Zelle nahm und ihn fragte, ob er wohl Lust habe katholisch zu werden, worauf ihm Falk aber entschlossen erwiderte: er sey auf Christum und Calvinum getauft und gedenke in diesem Glauben zu sterben.

Falk's Mißmuth über seine Lage nahm mit den Jahren in einem Grade zu, daß er schon mehrmals den Entschluß gefaßt hatte, das elterliche Haus zu verlassen und zur See sein Glück zu versuchen. Er entfernte sich wirklich einst heimlich und irrte einige Tage in den Waldungen an der danziger Münde umher. Die Schiffer, von denen er mitgenommen seyn wollte, schlugen ihm indeß diese Bitte ab, da er noch zu jung und der englischen Sprache nicht mächtig sey.

Der letzte Grund bestimmte ihn, sich an den englischen Informator Drommert zu wenden, der ihm zweimal wöchentlich Unterricht im Englischen ertheilte. Er gestattete ihm außerdem unentgeltlichen Zutritt zu einem Collegium, welches er einigen Gymnasiasten las. Diese, deren Väter im Raths- oder Schöppenstuhl saßen, verspotteten Falk wegen seines weißen Rocks, den er, da er täglich seinem Vater einige Stunden in der Werkstatt behülflich seyn mußte, gewöhnlich trug. Sie schämten sich neben ihm zu sitzen und wiesen ihn verächtlich zurück, als er in ihr Exemplar des Ossians einsehen wollte, da seine Armuth ihm nicht erlaubte sich ein eigenes zu kaufen. Er schrieb sich nun aus dem Buche seines Lehrers das jedesmalige Pensum ab und machte bald bedeutende Fortschritte im Englischen. Drommert's Aufmerksamkeit lenkte sich entschieden auf den wißbegierigen Knaben, als er in einer Uebersetzung aus Ossian, die zur gemeinschaftlichen Uebung aufgegeben ward, seine stolzen Mitschüler weit übertraf. Falk's Lehrer, darüber erfreut, wies diese Uebersetzung dem damaligen ersten Pastor der St. Petrikirche M.., und beide setzten es durch ihre Bitten bei Falk's Vater durch, daß er seine Einwilligung zum Studiren gab.

Zu Ostern des J. 1785 ward Falk in die St.-Petrischule zum Rector Payne geschickt. Die Schwierigkeiten, mit denen seine Lernbegierde zu kämpfen hatte, waren indeß noch immer nicht gehoben. Um die erforderlichen Bücher sich anschaffen und andere unerläßliche

Ausgaben *) bestreiten zu können, war er genöthigt, täglich fünf, sechs, ja sieben Stunden Unterricht zu geben und kleinere Kinder buchstabiren zu lehren. Eine seiner ersten Informationen erhielt er bei dem noch lebenden Schöppenherrn Schumann in der Langgasse, an der Ecke der mazkauschen Gasse. Der Tag ging auf diese Weise für seinen Privatfleiß verloren, und er mußte die Nächte durchwachen, um das Versäumte nachzuholen. Ueberfiel ihn dann der Schlummer, so pflegte er zu künstlichen Mitteln seine Zuflucht zu nehmen, um sich munter zu erhalten. Mehrmals hatte er schon die Füße eine Zeit lang in kaltes Wasser gesetzt, bis ihn ein heftiger Andrang des Bluts nach dem Kopfe belehrte, wie gefährlich dies Mittel sey.

Anhaltender Fleiß und eiserne Beharrlichkeit setzten ihn bald in den Stand, in die zweite Classe des akademischen Gymnasiums aufgenommen zu werden. Der damalige Rector desselben, Dr. Ver Poortenn bezeigte seine völlige Zufriedenheit mit Falk's Kenntnissen, als er ihn im J. 1785 examinirte. Bei Ver Poortenn hörte er einige theologische Collegien, bei Straus Philosophie. Vorzügliches Interesse nahm er an der Geschichte, welche Gralath vortrug, und an Blech's Vorlesungen über Experimentalphysik. Um aus den letztern einen größern Vortheil zu ziehen, hatte er sich einen kleinen Destillirofen angeschafft und entwickelte oft bis tief in die Nacht die verschiedenen Luftarten. Sein Hauptaugenmerk richtete er aber auf das Studium der römischen und späterhin der griechischen Dichter, vorzüglich Homer, Aristophanes und Lucian. Viel verdankte er hierin der Leitung und dem Rathe des trefflichen Trendelenburg. Gleichwohl muß man seinen Fleiß bewundern, der es in zwei Jahren so weit brachte, die vorzüglichsten Classiker in der Ursprache zu lesen. Denn als er im sechzehnten Jahre ins Gymnasium trat, war er völlig unbekannt mit den ersten Anfangsgründen der lateinischen und griechischen Sprache.

---

*) So mußten unter Anderm die Primaner der St.-Petrischule bei dem jährlichen großen Examen zu Johannis die Stube mit rothem Tuch ausschlagen lassen, und jeder derselben mußte sich außerdem noch einen blauen Mantel mit gesticktem Kragen und goldenen Lützen anschaffen.

Zu Falk's Lieblingsvergnügungen in Stunden der Muße gehörte das Schlittschuhfahren, das ihm aber im Winter 1785 beinahe das Leben gekostet hätte. Er war mit seinem jüngern Bruder Karl nach der Legan gelaufen, gerieth aber eine Strecke hinter dem Blockhause durch Unvorsichtigkeit in die Nähe einer sogenannten Wohne, oder Oeffnung, aus welcher das Wasser ganz schwarz und klar hervorsprudelte *). Sein Bruder, der ihm zu Hülfe eilte, wäre beim Einbrechen des Eises ebenfalls verunglückt, wenn nicht die herbeieilenden Fischer beide mit Haken und Stangen aus der Weichsel heraufgezogen hätten.

Falk mochte ungefähr achtzehn Jahre alt seyn, als das Gefühl der Liebe in seiner ganzen Stärke in ihm erwachte und ihn zu den ersten poetischen Versuchen begeisterte. Der Gegenstand seiner Zuneigung war Jeannette Z., die damals funfzehnjährige Tochter eines Rathsherrn, die, als er sie in früher Jugend auf dem Weihnachtsmarkt und späterhin in der Graumünchenkirche erblickt, einen wunderbaren Eindruck auf ihn gemacht hatte. Ihre nähere Bekanntschaft führte ein Liebhaberconcert bei ihrem Onkel in der Langgasse herbei, zu dem Falk durch ihren Bruder eingeladen worden war. Jeannette pflegte den Sommer auf einem Landsitze zu Oliva **) zuzubringen, doch kam sie Dienstags, Freitags und Sonntags zu bestimmten Zeiten nach Danzig. Vorzüglich aber bot sich in dem eine halbe Stunde von dieser Stadt gelegenen Kirchspiel zu Aller-Gottes-Engel eine erwünschte Gelegenheit zu heimlichen Zusammenkünften dar. Diesem Kirchspiel gegenüber liegt ein freundliches Gartenhaus, das damals Jeannettens Großeltern gehörte. Sie pflegte dort wöchentlich einige Tage zuzubringen, und wenn dies der Fall war, so zeigte sich an den Rosen- und Dornhecken ein von ihrer Hand gewundener Kranz, in wel-

---

*) Zu Sommerszeiten, vorzüglich wenn der Fischzug im Gange ist, werden oft ganze Schiffsladungen verfaulter Fische, von Polizei wegen, in die Weichsel geworfen. Von dem Oel, das sich daraus entwickelt, erhält das Wasser eine so thranige Beschaffenheit, daß es an solchen Stellen im Winter selten zufriert.

**) Er liegt vom dortigen Kloster, links an der Seeseite, in einer höchst romantischen Gegend.

chem die Zahl der Kornblumen die Stunde andeutete, welche zu einer geheimen Zusammenkunft günstig war. Ein rothes Gartenpförtchen war der bewußte Platz, und ihn bezeichnete im Kranz eine rosenrothe Schleife, welche die Kornblumen zusammenzog.

Dies Liebesverhältniß ward eine Zeit lang mit ziemlich günstigem Erfolg fortgesetzt, trotz der Mißbilligung von Jeannettens Eltern, die den Unterschied zwischen Falk's Stande und dem ihrigen vielleicht mehr als billig geltend zu machen wußten. Aber Falk ward allmälig an Jeannetten selbst irre. Er glaubte nach ihrer Rückkehr von einer kleinen Reise, die sie mit ihrem Vater und Onkel in den danziger Werder gemacht hatte, eine ungewöhnliche Veränderung an ihr zu bemerken. Sie suchte jenen früher erwähnten Zusammenkünften auszuweichen, und wenn Falk sie zufällig an öffentlichen Orten, z. B. auf der Illumination bei Götze am vorstädtischen Graben traf, so bewies sie ihm eine kalte Höflichkeit, die mit ihren frühern Beweisen wirklicher Zuneigung in offenbarem Widerspruche stand. Dies Räthsel löste sich bald durch einen jungen und reichen Engländer, der sie überall begleitete und sich wahrscheinlich um ihre Hand bewarb *). Eine Erklärung über diesen Punct suchte Falk absichtlich zu vermeiden; er fühlte sich zurückgesetzt und versank in eine düstere Stimmung, der zum Glück seine Abreise von Danzig eine andere Richtung gab.

Es war im J. 1788, als er die Universität Halle bezog und dort in dem philologischen Seminarium unter Wolf's Leitung seine Lieblingsstudien der alten und neuern schönen Literatur fortsetzte. Die Gunst oder Freundschaft mancher ausgezeichneten Professoren ward ihm hier zu Theil. Sein Landsmann Forster, Eberhard, Klein u. a. gewannen den talentvollen jungen Mann lieb. Indeß suchte er sich mehr durch den Umgang mit diesen Männern, als durch ihre Vorlesungen zu bilden. Abneigung vor jeder Brotwissenschaft bewog ihn bald dem Studium der Theologie zu entsagen. Es wurden ihm manche Aussichten eröffnet, aber er zog ein kümmerliches Leben vor, um nur seine Unabhängigkeit behaupten zu

---

*) Dies Verhältniß zerschlug sich, und sie heirathete späterhin einen Hrn. v. W., den Sohn eines reichen und angesehenen Patriciers in Danzig.

können. Der schriftstellerischen Laufbahn sich widmend, trat er zuerst als Satyriker auf eine sehr bedeutende und vielversprechende Weise auf, durch eine Nachbildung der achten Satyre Boileau's: De l'homme, die in der Manier des Persius geschrieben und an mehreren Stellen eine Nachahmung dieses Dichters ist. Falk übertraf in seinem Gedichte, „Der Mensch"*), Boileau offenbar an Stärke und Fülle der Gedanken, an Lebendigkeit des Ausdrucks, vorzüglich in den beschreibenden Stellen. Erwähnt zu werden verdient es vielleicht noch, daß ein danziger Rathsherr eine Stelle in diesem Gedicht für eine Satyre auf sich und seinen Geiz hielt, und dem Dichter deshalb ein Stipendium entzog, von welchem er zwar späterhin einen Theil wieder erhielt, den andern aber für immer einbüßte.

Diese ungünstigen Auspicien schreckten ihn indessen keineswegs von seiner satyrischen Laufbahn zurück, und er beurkundete seinen Dichterberuf bald noch auf glänzendere Weise durch „Die Helden", welche Falk, nachdem sie im vierten Stück des neuen deutschen Merkurs vom J. 1796 erschienen waren, mit dem satyrischen Gedicht Der Mensch zusammendrucken ließ (Leipzig, 1798). Das Kriegsunglück führte den Dichter wahrscheinlich auf die Wahl eines Stoffes, in welchem sich alles um den Gedanken dreht: wie rasend ist der Mensch, daß er wähnt, durch Mordlust ein Held zu werden. Die dargestellten Schlachtgemälde sind mit kräftigen Farben aufgetragen, aber die Beleuchtung der Scene ist fast zu düster, und der bittere Spott verräth hier und da zu sehr die feindselige Stimmung, in der das Gedicht wahrscheinlich niedergeschrieben wurde. Gleichwohl zeigt die Kraft und Gewandtheit der Darstellung, vorzüglich in den beschreibenden Stellen, einen seltnen Dichtergenius. Die Aufmerksamkeit des Publicums auf einen solchen zu lenken, ließ sich vorzüglich Wieland angelegen seyn. Einige Auszüge aus seinem Urtheil über Falk dürfen als höchst charakteristisch hier nicht fehlen.

---

*) Zuerst gedruckt in K. F. Fulda's neuer Blumenlese deutscher und verdeutschter Gedichte auf das Jahr 1795; dann einzeln Leipzig 1795 und in spätern Ausgaben. In Johannes Falk's auserlesene Werke (Leipzig, 1819, 3 Bde.) ist sie nicht aufgenommen worden.

„Die juvenalische Satyre“, sagt er*), „ist ein Fach, worin sich noch wenige Dichter unserer Nation versucht haben. Der genievolle Verfasser der Helden fühlt sich dazu berufen, und in der That scheint der Geist Juvenals so reichlich über ihn ausgegossen zu seyn, daß ihn selbst das Schicksal dieses römischen Satyrendichters schwerlich von einer Laufbahn, worin noch so viele Lorbeeren zu erringen sind, abschrecken würde. — Wenn ein äußerst verdorbenes Zeitalter einen Juvenal bedarf und auffordert, so ist wohl nichts unleugbarer als das Bedürfniß des unsrigen. Wie viel oder wie wenig Gutes durch einen solchen Rächer der so vielfältig und so schreiend beleidigten Vernunft und Humanität gestiftet, und wie viel oder wie wenig Böses durch seine Bemühungen verhindert werden könne, ist eine Frage, die ich hier nicht untersuchen will, und um welche sich vielleicht der Satyrist selbst nichts zu bekümmern hat; denn wer hat je die Folgen dessen, wozu er sich innerlich berufen findet, in seiner Hand? Wie dem aber auch sey, dies ist gewiß, daß, wenn jeder Dichter seinen Zweck, wie edel er immer seyn mag, nur insofern erreicht, als er seinen Lesern Vergnügen macht, dies noch ganz besonders von dem Satyristen gilt, der sein an sich ziemlich verhaßtes Amt nur dadurch beliebt machen kann, wenn er uns durch die Schönheit seines Vortrags und seiner Verse gern oder ungern nöthigt ihn mit Vergnügen zu lesen. Dies ist es, was ich von dem Verfasser der Helden mehr als bisher beherzigt zu sehen wünschte. Er scheint sich dem Drang und Feuer seines Genies zu sehr zu überlassen, um auf Harmonie und Wohlklang seiner Verse so viele Aufmerksamkeit und Zeit zu verwenden, als nöthig ist, und er erlaubt sich dagegen hier und da Härten und Nachlässigkeiten, die kein Schriftsteller weder in Versen noch in Prosa sich selbst übersehen soll. Auch die lyrische Anordnung und dithyrambische Vermischung der Versarten in der Episode von dem kleinen Fränzl (die ich überhaupt zu lang und zu überladen finde**), — diese poetische Trunkenheit, welche in der Phantasie des Dichters das Schlachtfeld in die Scene eines wilden Todten-Bacchanals verwandelt — die seltsame Verbindung des

*) S. den Neuen deutschen Merkur 1796, St. 4, S. 331 fg.

**) Der Dichter hat sie späterhin beträchtlich abgekürzt.

letztern mit der Erzählung des Knaben, welche durch den schwärmenden Aufruf der Geister: „Erleuchtet mit Lampen das Feld" u. s. w. und „Jauchzt Evoe! Komm, bleicher Knabe, tanz' dich warm" u. s. w. unterbrochen wird, — diese und andere Excesse einer noch nicht genug gebändigten Einbildungskraft verdienten wohl eine genauere Beurtheilung, als hier stattfinden kann. Ueberhaupt scheint mir der Dichter sich zuweilen von seinem Feuer zu sehr hinreißen zu lassen, und über der Begierde — seine Visionen eben so rasch und lebhaft, als sie in seiner begeisterten Phantasie durcheinander taumeln, auch außer sich darzustellen — mitunter ins Groteske zu verfallen, das nur gar zu nahe ans Erhabene grenzt. Aber wohl dem jungen Dichter, dem man solche Vorwürfe zu machen hat, und dessen Fehler nur aus zu großer Kraftfülle, zu starkem Trieb und zu üppigem Wuchs entspringen." —

Gleichzeitig mit dem ersten Abdruck der Helden erschienen zwei satyrische Gedichte Falk's, unter dem Titel: „Die heiligen Gräber zu Kom" und „Die Gebete" *). Zu dem ersten wählte er eine epische Form und verlegte die Scene nach Asien, um unter dem Schleier eines fremden Costüms mehrere alltägliche und deshalb minder beachtete Vorurtheile und Thorheiten unsers Vaterlandes mit wirksamem Erfolg anzugreifen. Der Mißverstand, demzufolge Jemand in Dresden „die heiligen Gräber zu Rom" statt „zu Kom" las, stellte der neuen Auflage dieses Gedichts einige Hindernisse entgegen, welche dem Dichter die nachfolgenden Bemerkungen abnöthigten.

„Ungeachtet der ausdrücklichen Erklärung der leipziger Censur", sagt Falk in einer Nachricht an das Publicum vom 20sten Dec. 1798, „die dahin erging, daß das eingereichte Manuscript zur neu umgeänderten Auflage der heiligen Gräber zu Kom und der Gebete durchaus nichts Anstößiges enthalte, wurde dem rechtmäßigen Verleger, Herrn Sommer, dennoch von Dresden aus, ohne Angebung weiterer Gründe, Druck und Verlag davon förmlich untersagt. So etwas nannten

*) Leipzig, 1796, nachdem ein Bruchstück der heiligen Gräber bereits im Neuen deutschen Merkur, 1795, St. 10, und ein anderes in der Deutschen Monatsschrift, 1795, St. 9, mitgetheilt worden war.

denn freilich unsere Alten einen Machtspruch! Auf das lächerliche Mißverständniß hin, daß Jemand in Dresden „die heiligen Gräber zu Rom" statt „zu Kom" las, war, wie man mir gesagt hat, die erste Confiscation erfolgt. Man hielt es also vermuthlich für eine Satyre auf den heiligen Stuhl, für den jetzt sogar in den Kirchen vorgebetet wird. Das ist es aber nicht; denn ich denke: De mortuis nil nisi bene! Indeß ließen die häufigen Abänderungen, zu denen ich mich auf Anrathen der leipziger Censur verstand, wohl etwas mehr Billigkeit erwarten. — Doch man hat es nun einmal höhern Orts anders beliebt, und es sey! Was denn auch mehr? — Ich habe das Glück, unter einer Landesregierung *) zu leben, wo man, nach einem löblichen und andern Regenten nicht genug zu empfehlenden Gebrauche von den Büchern noch etwas mehr liest, wie die Titel. Da also weder Vernunft noch Gesetze mir die Unterdrückung dieser Gedichte abfordern, so mache ich hiermit dem Publicum bekannt, daß sie in wenigen Tagen in allen guten Buchhandlungen Deutschlands zu haben sind" **).

Ueberflüssig würde es seyn, wenn wir bei einem so allgemein bekannten Gedichte, wie den heiligen Gräbern zu Kom, den Inhalt der Handlung umständlich zergliedern wollten. Der Hauptheld ist Ismael, und sein grausamer Tod muß mitwirken, um Persien von dem Joche eines Tyrannen zu befreien. Der Todte, von einem Seraph in höhere Regionen entführt, empfängt, damit er sich von der Kurzsichtigkeit der Sterblichen und ihren thörichten Wünschen überzeuge, von dem Engel die Macht, drei Gebete zu erhören, die so eben zum Himmel emporsteigen. Die Folgen der Erhörung dieser Gebete entwickeln sich, als der Seraph mit Ismael nach kurzer Zeit wieder auf die Erde zurückkehrt, und den Augen des letztern enthüllt sich die Weisheit der Weltregierung in der Verkettung der menschlichen Schicksale.

Das Gedicht ist reich an Episoden, in denen Falk die Lächerlichkeiten seines Zeitalters angreift. Mit dem

---

*) Falk befand sich, als er dies schrieb, schon in Weimar.

**) Diese Ausgabe, welche mit einem Anhange kleinerer satyrischer Gedichte (Die Eitelkeit, Die Schmausereien, Die Jeremiade und Die Mode) im J. 1799 erschien, hat auf dem Titel die Worte: Nicht in der Sommer'schen Buchhandlung zu Leipzig.

Gange der Begebenheiten und der dem Ganzen zu Grunde liegenden Idee stehen diese Episoden freilich nur in so geringem Zusammenhange, daß man beinahe vermuthen möchte, der Dichter habe sie nicht aus der Handlung herausgesponnen, sondern zu einem schon vorhandenen Vorrathe satyrischer Gemälde eine Handlung gesucht, um dieselben zu einem Ganzen zu vereinigen.

Das satyrische Gedicht Die Gebete, welches, wie bereits erwähnt worden, einen Anhang zu den heiligen Gräbern bildet, ist mit ihnen insofern verwandt, als es einen ähnlichen Stoff, die Thorheit, Kurzsichtigkeit und den Widerspruch der menschlichen Wünsche behandelt. Wieland nahm bei dieser Gelegenheit abermals das Wort, aber seine Gutmüthigkeit verleitete ihn zu einem Lobe, das zu schmeichelhaft war, und für Falk selbst den nachtheiligen Einfluß hatte, die literärische Welt in Bezug auf seine poetischen Leistungen zu Hoffnungen zu berechtigen, die er späterhin nicht ganz erfüllen konnte. „Für mich", sagt Wieland *), „ist dieser neue Dichter, der sich mit so viel Genie und Feuer, einer so reichen Ader von Witz und Laune, einem so warmen Herzen, so vielen Kenntnissen und einem so entschiedenen Dichtertalent der poetischen Satyre gewidmet hat, eine desto interessantere Erscheinung, da dieses Fach noch wenig, und, meines Wissens, von keinem besonders dazu ausgerüsteten und durch zweckmäßige Studien dazu bestimmten Dichter bearbeitet worden ist. Auf diesen sind — oder ich müßte mich mächtig irren — die Geister des Aristophanes, Horaz, Lucian's, Juvenal's und Swift's, zugleich mit dem Geiste des Satyren-Malers Hogarth herabgestiegen, um ihn zum Satyrendichter einzuweihen. Seiner Tugenden in dieser Rücksicht sind viel — und sein größter Fehler (ein Fehler, den ich jedem jungen Dichter wünschen möchte) besteht, meines Erachtens, darin, daß er im Drang der ihm zuströmenden Bilder und Vorstellungen nicht immer ganz Herr über seine Einbildungskraft zu seyn scheint, und vom Feuer der Begeisterung sich zuweilen über die Grenzen des Schicklichen fortreißen läßt, oder seinen Hauptgegenstand ganz aus den Augen verliert. — Diese lyrische Unordnung und dieses dithyrambische Feuer, welche mehr oder weniger in allen Stücken, die ich bisher von

*) Im Neuen deutschen Merkur, 1796, St. 4, S. 446 fg.

diesem so viel versprechenden und bereits so viel leistenden jungen Dichter gesehen habe, herrschen — wird er wahrscheinlich in kurzer Zeit für das erkennen, was sie in der Satyre und vielleicht in jeder andern Gattung von Gedichten, außer der Pindarischen Ode und den Dithyramben sind, und ein immer vertrauterer Umgang wird ihm sein zu großes Feuer mäßigen, seine Einbildungskraft bändigen, und ohne Nachtheil ihrer Fruchtbarkeit und Lebhaftigkeit mehr Haltung und Einheit in seine Compositionen bringen lehren."

Ungeachtet der von Wieland gerügten Mängel möchten wir den Gebeten eine der ersten Stellen unter unsern ernsten und strafenden Lehrgedichten anweisen. Sehr gelungen ist unter andern die Schilderung der Gebrechen des von Manchem gewünschten hohen Alters, und Schauer ergreift uns bei der Beschreibung von dem Greise, der, lebenssatt, seinem Enkel von seiner verstorbenen Frau erzählt, während sein kurzes Gedächtniß schon vergaß, daß man sie so eben zu Grabe trage, woran ihn der Knabe erinnert, als jener sich erkundigt, was das Singen und Läuten bedeute. Es sey uns erlaubt hier die nachfolgenden trefflichen Verse über den Tod anzuführen, um so mehr, da Falk dies Gedicht von der Sammlung seiner auserlesenen Werke ausgeschlossen hat.

„Sey nochmals mir gegrüßt, nicht gothisches Gespenst,
Nein, Friedensbote mir! Die Leiden von der Wiege
Bis an das Grab, die uns verfolgen, wer ertrüge
Nur hundert Jahre sie? Und ewig, ewig so
Die Sidney am Schaffot, die Keppler auf dem Stroh,
Nerone auf dem Thron, und Belisar' auf Krücken: —
O dies Tollhäuslerspiel Jahrtausend' zu erblicken,
Sprich, wie ertrüg' es wohl das arme Menschenherz?
O süße Hoffnung du, einst allen Gram und Schmerz,
Der unser Herz beklemmt, im freundlich stillen Hafen
Des Grabes, vor dem Sturm geborgen, zu verschlafen!
Der Nachen ruht im Sand; der Schiffer hört nicht mehr
Das wogende Geräusch vom hohen Lebensmeer;
Der Scheiternden Geschrei, ihr kläglich: rette! rette!
Schreckt nicht den Schläfer mehr aus seinem stillen Bette
Von Staub und Moos empor. Ja, wisse, Theophron,
Und böte Gott mir selbst, umstrahlt auf seinem Thron

Von aller Glorie der morgenländ'schen Dichtung,
In einem Kelche Tod und ewige Vernichtung,
Und in dem zweiten hier, Unsterblichkeit:
Ich griff' zum Kelche — der Vergessenheit.
Doch Heil uns! Heil! Uns winkt die Heimath in der Ferne,
Nur Staub empfängt den Staub, den Geist erwarten Sterne.

Der Leser erwartete vielleicht die Mittheilung einer satyrischen Stelle. Wir wählten indeß diese sentimentale, um die trübe Stimmung und düstere Lebensansicht zu zeigen, die sich dem Dichter damals oft unwillkürlich aufdrang. Durch das Studium der Alten, namentlich die Lecture des Xenophon hatte sich der Widerspruch seines männlichen Wesens mit dem Zeitalter allmälig immer lebhafter entwickelt. Angeborener Humor rettete ihn zwar von förmlicher Menschenfeindschaft; indeß gab es allerdings Augenblicke, wo er, in sich selbst trotzig abgeschlossen, von der Welt, mit der ihm nichts mehr gemein wäre, seinen Abschied nehmen zu müssen glaubte. Dies sieht man aus dem im J. 1796 gedichteten Zuruf an sich selbst *), den wir des darin sich aussprechenden prometheiischen Trotzes wegen hier gleichfalls mittheilen wollen:

Einst an der Ostsee niedrem Stand entflohen,
Sollt' ich den Großen dieser Welt und Hohen,
Geführt von Gott in Erdenschicksals Schranken,
So wollt' es streng sein Rathschluß — nichts verdanken.
Wer hat in dunkler Werkstatt Labyrinthe
Die Hand gereicht dem hülflos armen Kinde?
Wer zu der Dichtkunst heiteren Bezirken
Gelenkt des muntern Knaben Thun und Wirken;
Bis heil'ge Gluth sein Innerstes durchbrannte,
Bis er Homer entzückt den Seinen nannte;
Mit Aristophanes den Bund geschlossen,
Und Thränen ihm beschämt vom Auge flossen?
Ja, ich erkenn' dich, himmlischste der Musen,
Du eigne, angestammte Kraft im Busen!
Durch dich hab' ich gelernt der Welt entsagen,
Und alles für die Kunst erdulden — tragen.

---

*) Er befindet sich mit einigen kleinen Veränderungen in Falk's auserlesenen Werken, Bd. 1, S. XXII.

Als einst des Weltmeers Wellen mich umstürmten:
Wer waren sie, die Retter, die mich schirmten?
Wer lehrte mich im Sturm den Nachen bauen,
Den ich beschritt, voll heil'gem Selbstvertrauen?
Als ihr mir helfen solltet — spracht ihr Tadel;
Als ihr mich lobtet — fühlt' ich eignen Adel:
Drum weint' ich Thränen, wenn sie Beifall lachten,
Und schwur's und hielt's — sie ewig zu verachten *).

In dieser Zeit (1796) war in Falk die Idee rege geworden, einen jährlichen Almanach, mit Umrissen und Caricaturen versehen, herauszugeben, in welchem er bald durch Nachbildungen aus den alten oder neuern Classikern, bald durch zeitgemäße kritische Anzeigen und Aufdeckung von Mißbräuchen, bald durch einen lustigen Schwank oder eine Parodie zu unterhalten suchte. Dieser Almanach erschien in den J. 1797—1803 unter dem Titel: „Taschenbuch des Scherzes und der Satyre" **).

Durch die Freimüthigkeit und Keckheit seiner Aeußerungen wurde Falk indeß gleich nach Erscheinung des ersten Jahrgangs in Verdrießlichkeiten verwickelt, vorzüglich durch das darin enthaltene satyrische Marionnettenspiel, die Uhu's betitelt, dessen Inhalt sich auf den damaligen Religionszustand in den preußischen Staaten bezog, wo einige geistliche Machthaber, unter andern der bekannte Wöllner bemüht waren die alte religiöse Finsterniß und den hierarchischen Gewissenszwang einzuführen.

„Dieser Tage", heißt es in einem Briefe aus Halle vom 15ten Sept. 1796 ***), „hatte das hiesige Publicum eins der sonderbarsten Schauspiele. Hr. Falk, der sich durch seine satyrischen Versuche auch bereits im Publicum bekannt gemacht, veranstaltete die Aufführung einer von ihm selbst verfertigten, dramatisch-satyrischen Rhapsodie.

*) Man vergl. hiermit ein späteres, seinem Inhalte nach mit dem obigen verwandtes Gedicht. Es ist vom Dec. 1802 datirt und befindet sich vor Falk's dramatischem Gedicht Prometheus (Tübingen, 1803), so wie in seinen auserlesenen Werken (Bd. 1, S. XXIII fg.)

**) Die ersten vier Jahrgänge zu Leipzig, die letzten drei, welche auch den Titel: „J. D. Falk's neueste kleine Schriften" führen, zu Weimar.

***) S. den Neuen deutschen Merkur, Januar 1797, St. 1, S. 57 fg.

Sie führte den Titel: die Uhu's. Marionetten, eine Elle hoch und drüber, Uhu's, Käuzlein, ausgestopfte Raben und Nachteulen machten das Personale aus. Die Scene war in dem Tempel der Göttin Moria. Diese Göttin (ein großer beweglicher Uhu) saß auf einem Thron, der von leeren Bücher- und Journalumschlägen aufgethürmt war; seelenlose Körper (wie Moria sich selbst darüber ausdrückte) von ungeborenen deutschen Autoren, deren respective Geister gegen die leipziger Ostermesse in ihrem Tempel zu Tausenden erschienen, um sich zahm in einen ihr beliebigen Körper von Schweins-, Kalb- oder Schafleder einkleiden zu lassen. — Wie ich höre, wird Herr Falk diese Posse auch in seinem satyrischen Taschenbuche abdrucken lassen *). — Das Stück war voll von Beziehungen auf Zeitumstände und lebende Dunse; auch ward es drei Tage hinter einander unter großem Zulauf von Professoren, Doctoren und Zuschauern aus allen Ständen und Geschlechtern aufgeführt, und war in allen Zirkeln das Gespräch des Tags. Etwa 14 Tage darauf erhielt der Verfasser einen Brief, angeblich aus Berlin. Ein Mann, hieß es darin, der Herrn Falk wegen seiner satyrischen Talente bewundere, der aber die Keckheit, womit er die ehrwürdigsten Gegenstände des Staats und der Religion angriffe, durchaus mißbillige, wolle ihm hiermit einen Wink geben, Halle sogleich zu verlassen. Wenn sein Proceß, wie es doch im Preußischen nicht ganz ungewöhnlich wäre, mit der Execution eingeleitet werden sollte, so ständen Gassenlaufen oder Festungsstrafe ihm unausbleiblich bevor. Zu beiden brauche es blos eines Cabinetsbefehls; dieser, wie der Verfasser dieses Briefs aus zuverlässigen Quellen wisse, sey gewiß im Werke und jetzt vielleicht schon unterwegs." —

„Der Rath seiner Freunde unter den dortigen Gelehrten war unverzügliche Flucht. Aber Falk blieb entschlossen, seinem Grundsatz, sich zu allen seinen Angriffen offen und deutsch zu bekennen, auch hier getreu zu bleiben. Nur Stumpfsinn und Bosheit, äußerte er, kön-

*) Sie befindet sich unter dem Titel: Die Uhu's, eine dramatisch-satyrische Rhapsodie, mit Chören von Uhu'n, Raben und Nachteulen (nebst Musik von K. v Dittersdorf) in dem Taschenbuch des Scherzes und der Satyre auf das Jahr 1797. S. 215 u. fg.

nen ein Staatsverbrechen aus dieser Posse herausdeuteln. Der König ist ein guter wohlwollender Fürst, die preußische Justizpflege ist vortrefflich; ich fürchte nichts. Unsere Regierung ist zu aufgeklärt, um sich durch Lettres de cachet zu brandmarken, und offene Untersuchung scheu' ich nicht."

„Der Cabinetsbefehl blieb aus, da vermuthlich nur gewisse Leute die Unerschrockenheit des jungen Satyrikers auf die Probe stellen wollten. Falk aber nahm von der wohlgemeinten Warnung durchaus keine Notiz, und blieb noch einen vollen Monat nach Empfang dieses Briefs in Halle."—

Durch den um diese Zeit erfolgenden Regentenwechsel jeder Besorgniß wegen dieser Licenz überhoben, unternahm er noch im J. 1796 eine Reise nach Berlin, dort Stoff zu einem neuen satyrischen Taschenbuche sammelnd. Er fand ihn unter andern in dem traurigen Zustande der berliner Charité, und deckte die Mängel und schreienden Mißbräuche dieser Anstalt in den Reisen des Skaramuz *) freimüthig auf. Er ward dadurch in eine literarische Fehde mit Biester verwickelt, der ihn in den berlinischen Blättern ziemlich ungestüm angriff. „Er hat noch immer," heißt es unter anderm von Falk, „seine ganz eigenen und seltsamen Behauptungen gut zu machen, und man darf wohl zweifeln, ob dies bei allem seinen Scherze und seiner Satyre möglich seyn wird. Ihm liegt z. B. ob, zu beweisen, daß die Charité eine morastige und dadurch ungesunde Lage hat; eine Behauptung, welche es ungewiß macht, ob er das Gebäude auch nur gehörig angeblickt habe. — Was die Charité betrifft, so wird zur Bewunderung derer, die vom Ganzen unterrichtet sind, alles gethan, um die Anstalt nicht nur im gewöhnlichen Gange zu halten, sondern auch noch sie augenscheinlich zu erhöhen. Wer nicht mit völlig überspannten Begriffen in unsere Charité kommt, wird sehr viel zu loben und nur sehr wenig auszusetzen finden. — Erfahrung und Geschäftskenntniß kann aber nur hierbei sprechen, nicht eine gewisse schöngeisterische Philosophie oder philosophische Schöngeisterei" u. s. w. **) Sehr

*) S. Taschenbuch des Scherzes u. d. Satyre auf d. J. 1798. S. 107 u. fg.

**) S. berliner Blätter, April 1798, S. 12 u. fg. vergl. S. 41. Juni 1798, S. 398.

übel deutete Biester es Falk'en, daß er in seinem Taschenbuch die Ecole vétérinaire den Ort genannt hatte, wo sie die Hunde wie Menschen, und die Charité den Ort, wo sie die Menschen wie Hunde behandelten. „Es zeigt," sagt Biester *), „von geringer Würde, die jeder Schriftsteller, auch der scherzhafteste, zu seinem Werk mitbringen, oder Verzicht auf die Achtung der Leser thun muß, wenn er sich erlaubt einen beleidigenden Einfall hinzuschreiben, ohne genau zu prüfen, inwieweit er richtig ist, d. h. ob er nicht ehrenrührig wird."

Gegen Biester's Angriffe vertheidigte sich Falk in einer kleinen Schrift, unter dem Titel: Denkwürdigkeiten der berliner Charité **). „Die Achtung der geistreichsten Hauptstadt in Deutschland" sagt er darin ***) „darf keinem Schriftsteller gleichgültig seyn: deshalb habe ich geantwortet. Soll ich hier noch hinzufügen, daß jener Ausfall nur einem kleinen satyrischen Roman episodisch eingeflochten ist, wo er nur wenige Duodezseiten einnimmt? Dies macht wenigstens in den Augen verständiger Leser das hier und da zu grell aufgetragene Colorit begreiflich. Will Hr. Biester dem Schriftsteller in dieser Gattung nicht einen etwas excentrischen Gesichtspunct gestatten, so nimmt er ihm das Beste, was er hat, seine augenblickliche Wirksamkeit. Nur auf diese war es hier abgesehen, und sie ist erfolgt. Man griff mich von mehrern Seiten mit Heftigkeit an. Plötzlich tritt, zu aller Befremdung, ein Mann, der selbst Prediger an dieser Anstalt ist, als Ankläger jener von mir gerügten und von Herrn Biester in Schutz genommenen Unordnungen auf. Herr Prahmer übergab dem König und der Königin ein Exemplar seiner Schrift ****) und erhielt von der letztern ein Handschreiben in den huldreichsten Ausdrücken. — Auf königlichen Befehl wurde eine Commission von drei der einsichtsvollsten Männer †) festgesetzt, und die

*) S. berliner Blätter, April 1798, S. 38.

**) Auf d. J. 1797; in alphabetischer Ordnung, nebst einem Gegenstück zu Herrn Biester's Darstellung aus Acten, von J. D. Falk. Weimar, 1799.

***) S. 37 u. fg.

****) Einige Worte über die berliner Charité, zur Beherzigung aller Menschenfreunde, von dem zeitherigen lutherischen Prediger dieser Anstalt, Wilhelm Prahmer. Berlin, 1798.

†) Sie bestand aus den Herren v. Hoym, Brehmer und Formey.

Sache der Charité zur förmlichen Untersuchung gebracht. — Der König erließ bald darauf die Cabinetsordre, daß die Anstalt zweckmäßiger eingerichtet werden sollte, und erbot sich selbst dazu das Geld herzugeben. — Jetzt gewinnt alles ein andres Ansehn, und indem ich dies schreibe, wetteifern die rechtschaffenen Bürger Berlins, die, unter Leitung des würdigen Präsidenten von Schewe, als Armendeputirte die Verbesserungen betreiben, mit einander an edler und uneigennütziger Thätigkeit. Der wackere Prediger Prahmer hat sich durch seinen warmen Eifer für das Beste der leidenden Menschheit in dem Herzen jedes Edelgesinnten, und folglich auch in dem seines Monarchen, ein unvergängliches Denkmal gestiftet. Nur wenige seiner geistlichen Mitbrüder sind von den Pflichten ihres ehrwürdigen Berufs durchdrungen genug, um unter ähnlichen Veranlassungen das Wort zu ergreifen. Was den Herausgeber der berliner Blätter betrifft, so will ich schweigen und es dem aufmerksamen Leser zur Entscheidung überlassen, ob bei so bewandten Umständen Hrn. Biester die Befugniß zustand, gegen mich, als ich voriges Jahr die Sache mit der Charité in Anregung brachte, von „strafwürdigen Verleumdungen, von ungerechtem, schmähsüchtigem Tadel" u. s. w. zu sprechen, oder ob ihm sein Patriotismus diesmal einen bösen Streich gespielt, und Herr Prediger Prahmer Recht hat, wenn er in Beziehung auf ihn oder mich in die Worte ausbricht: „Kann man nun wohl einen Schriftsteller hämisch nennen, wenn er die polizeiliche Einrichtung der Charité erbärmlich findet *)?

Biester schien geneigt den Streit fortzusetzen; wenigstens enthielt das Juniheft der neuen berliner Monatsschrift auf d. J. 1799 einen abermaligen Angriff auf Falk, den dieser durch folgende Erklärung **) ablehnte: „Dr. Biester scheint es für gut zu finden, in seiner neuen

---

Der letzte, königlicher Leibarzt und Oberstabsmedicus, hatte in s. Schrift: Versuch einer medicinischen Topographie von Berlin (Berlin, 1796), ebenfalls den traurigen Zustand der Charité zur Sprache gebracht, und Falk beruft sich in seinen Denkwürdigkeiten mehrfach auf diese Angaben.

*) S. Prahmers eben angeführte Schrift S. 10.

**) Im leipziger allgem. literar. Anzeiger, 1799, Nr. 113, S. 1120.

Monatsschrift einige Monate auf Kosten der Charité zu leben, wie er in seiner alten ganze Jahre auf Kosten des Jesuitismus und des Magnetismus gelebt hat. Dazu wünsche ich ihm von ganzem Herzen Glück. Mir selbst ist aber meine Zeit zu kurz, um sie dem Publicum auf die Art lang zu machen. Ich bitte vielmehr Gott im Stillen, daß er Dr. Biester'n die Sünde, die er durch Vertheidigung der Charité beging, eben so vergessen möge, wie das Publicum seine Schriften darüber vergessen hat. Und hiermit empfehl' ich mich dem Hrn. Bibliothekar zu bestfreundlichem Andenken."

Diese Erklärung Falk's ist im Juni 1799 geschrieben, und darunter befindet sich die Anmerkung: „Es verdient die ernsthafte Untersuchung eines berlinischen ausübenden Naturforschers, warum die gewaltsamen Explosionen sich bei Dr. Biester immer gegen die heißen Monate einstellen. Auch im vorigen Jahr datiren ein paar der tobendsten Ausfälle gegen Prahmer und mich aus dem Juni. In diesem Jahr war er den Winter und Frühling hindurch stille; kaum aber ist der Juni da, so fängt's ihn an zu wurmen. Der Himmel bewahre ihn vor einem heißen August." —

Während Falk sich noch in Berlin aufhielt, war in einer bekannten Zeitschrift ein anonymes Gedicht mit der Ueberschrift: „An Hrn. Falk in Berlin" erschienen *), das eine Art von Recension seiner damaligen poetischen Producte enthält. Es ist zu lang, um hier ganz mitgetheilt zu werden; wir lassen daher nur einige Stellen abdrucken:

„Ich las nun Deiner Büchlein drei,
In welchen Du den Satyr treibest,
Und fand, daß deine Schreiberei,
Mit der du scharf den Narr'n die Kappe reibest,
Aecht lucianisch, swiftisch sey. —

Die Männer, die mit eignen Augen sehen,
Und ohne Stelzen überall
Beim Kirmeßbier und auf dem Maskenball
Auf ihren eignen Füßen gehen,

*) S. den neuen deutschen Merkur, Juni 1797, St. 6, S. 149 u. fg. Es ist von dem bekannten Dichter Seume, und befindet sich in dessen Gedichten (4te Ausg.) Leipz., 1815, S. 32—39, mit der veränderten Ueberschrift: Epistel an Hrn. Falk.

Die wissen Dir gewiß es Dank,
Wenn in melodischem Gesang
Durch deiner Gräber runde Stanzen
Die Imans bunt und kraus gemischt,
Zu herrlichen Portraiten aufgefrischt,
Mit zierlichen Marotten tanzen.
Der Hahn kräht brav, und Danischmende spricht
Sarkastisch Bauchgrimm für die Schranzen,
Und für die Guten Morgenlicht.

Und mancher bessern Seele wehte
Der Geist der ruhigsten Religion
In ihres Lebens Region
Aus deinem Wirrwarr der Gebete.

Der Vater Franke würde lauschen,
Und fast, wenn Du die Zauberruthe rührst
Und deinen Menschen auf die Bühne führst,
Für Deinen seinen eignen tauschen. — —

Du sprichst mit Ernst, und Deine Sprache,
Die Feindin jeder Narrenzunft,
Spricht für die Sache der Vernunft,
Die heiligste, die größte Sache.
Die Sprache darfst Du also nie entweihen —
Dein Vater selbst, der strenge Boileau,
Befiehlt mit gutem Grund es so —
Zu niedern Alltagslitaneien.

Du thatst, ich meine, wohl nicht gut,
Daß Du, ein Mann mit Knabenmuth,
Im Jucken deiner Federspule
Die Männerschaft der ernsten Schule
Im Schnurrenton auf's Tabernakel trugst *),
Und kühn vor deinem Richterstuhle
Sie mit der Fliegenklatsche schlugst.

---

*) Dies bezieht sich auf die in Falk's Taschenbuch des Scherzes und der Satyre für d. J. 1797 enthaltene: Anmuthige Historia von den Affen, dem dicken Manne und einem gewaltigen Drachen; wie auch von dem großen Philosophus, genannt Wolf, und dessen Begräbniß; item von einem, genannt Immanuel Kant, zum gemeinsamen Nutz der lieben Jugend. Nebst einem saubern Konterfei. Zu singen in der Melodie: Es ist gewißlich an der Zeit.

Du hast nicht Einen todt geschlagen,
Und billig nur von manchem Biedermann,
Der Dich vorher sehr lieb gewann,
Dir selbst den Tadel heimgetragen.
Die bunten Schülerschaften Kant's
Sind, trotz den dunkeln Labyrinthen,
In denen sie mit eignen neuen Sünden
Oft die Vernunft in Zauber winden,
Doch wahrlich nicht für einen Drachenschwanz.

Gesetzt, die Schule hätte sich
An deinem Satyr schwer versündigt,
Daß Du mit Recht ihr feierlich
Längst offne Fehde rechtlich angekündigt,
So spricht des Stückes ganzer Ton
Zu sehr dem Gegenstande Hohn;
Und edeln, feingestimmten Herzen
Wird, trotz des Witzes um sie her,
Mit dem Du sprichst, es billig schwer,
In diesem Punct auf diese Art zu scherzen. — —

Verzeih mir, Lieber, meinen Tadel!
Ich nehm' ihn jeden Augenblick
Vo nDeinem bessern Selbst zurück;
Die Muse gab Dir Kraft und Muth und Adel. — —
Wenn Bonzen Rauch und Nebel streuen
Und uns dem Schooß der alten Nacht,
Wenn jugendlich die Morgenröthe lacht,
Nonsensikalisch wollen weihen;
Dann schlage Du mit deinem Blitz,
Der ringenden Vernunft zum Wohle
Die mitternächtlichen Idole
Zum Erebus zurück auf ihren Sitz. — —
Wenn Laster Tugend unterjocht,
Und Bosheit kühn auf Macht und Ansehn pocht,
Wenn sie mit neuem Gift den Geifer
In hohem heißen Satanseifer
Zu siebenfachem Menschenelend kocht:
Dann wirf mit allen Flammen drein
Und sublimire deine Reize;
Dann, lieber guter Falk, dann beitze
Mit Vitriol und Höllenstein. u. s. w.

Falk war nicht lange nach Halle zurückgekehrt, als er den Entschluß faßte, diesen Ort, wo man sein Talent und seine literarischen Bestrebungen wenig zu würdigen und zu begreifen schien, mit Weimar zu vertauschen. Er zog im J. 1797 dahin und vermählte sich bald darauf mit seiner liebenswürdigen Gattin, einer gebornen Rosenfeld. Auch das Publicum erfuhr seine Vermählung durch das Lied: An Karoline, welches eine Aufzählung der Ursachen enthält, weshalb man seine Braut beklage, daß sie einen Satyriker heirathe *). Der Dichter gesteht ihr zugleich, daß sie sich mit seinen poetischen Launen vertragen müsse, und da das gutherzige Mädchen dies eingeht, so wird das Eheband geschlossen.

Die Dichtkunst wurde von nun an Falk's einzige Beschäftigung und zugleich seine Erwerbsquelle, da er die ihm lieb gewordene Unabhängigkeit nicht mit den Fesseln eines Amts vertauschen mochte. Seine Freimüthigkeit blieb sich gleich, trotz so mancher Verdrießlichkeiten, in die ihn sein satyrisches Talent verwickelte. „Anonymische Briefe voll Drohungen," schrieb er im October 1797 **), „pöbelhafte Angriffe auf meine Schriften werd' ich, wie bisher, mit Stillschweigen und Verachtung übergehen. — Verunglimpfungen dieser Art sind bei einem Satyriker in der Regel, und können mir in der Achtung eines so geistreichen Publicums, als das ist, nach dessen ehrenvollem Beifall ich mir unablässig und mit der größten Gewissenhaftigkeit zu streben bewußt bin, wenig oder gar keinen Abbruch thun. Ueberhaupt hab' ich eine viel zu stolze Meinung von dem ehrwürdigen Berufe, ohne Menschenscheu die Wahrheit zu verkündigen, als daß es einer Vertheidigung meiner Person, und eine viel zu bescheidene Meinung von mir und meinen Talenten, als daß es einer Vertheidigung meiner Schriften bedürfte. Ich übergebe sie ohne Ansprüche der Zeit und der Billigkeit meiner Leser." —

*) Zuerst gedruckt ward dies Gedicht in dem ersten Bändchen von Falk's Satyren (Leipzig, 1800), wo es zwischen den beiden Satyren: der Mensch und die Helden, nicht recht am schicklichen Platze steht. Es ist auch in Falk's auserlesene Werke, Bd. 1, S. 238 u. fg. aufgenommen worden.

**) S. Falk's Taschenbuch des Scherzes u. d. Satyre auf d. J. 1798, S. XIV u. fg.

Mit dieser bescheidenen Ansicht dürften freilich die häufigen Persönlichkeiten, welche sich Falk in den einzelnen Jahrgängen seines Taschenbuchs erlaubte, im Widerspruche stehen. Jährlich ein solches Taschenbuch liefern zu wollen, war freilich eine schwierige Aufgabe, deren Lösung bei aller Jovialität, Laune und schriftstellerischer Gewandtheit, doch zugleich eine ungemeine Beobachtungsgabe und einen Reichthum an mannigfachen Kenntnissen voraussetzte. Falk selbst mochte das Schwierige des Unternehmens fühlen, weil er schon in der Vorrede zum zweiten Jahrgange seines Taschenbuchs (1798) den Wunsch nach fremden Beiträgen äußerte. Diese blieben aus, und so mochten wohl jene satyrischen Ausfälle bei mangelndem Stoffe einigen Ersatz bieten, um so mehr, da sie das augenblickliche Interesse oft lebhaft in Anspruch nahmen. Indeß verlor sich der Dichter auch nicht selten in Spitzfindigkeiten und in eine gelehrte Breite, und was er früher als Satyriker geleistet, konnte allerdings zu höhern Erwartungen berechtigen. Während er in den heiligen Gräbern zu Rom und in den Helden die Thorheiten und Laster der Menschen im Allgemeinen gegeißelt hatte, traf seine Satyre jetzt nicht selten blos einzelne Individuen, welche das Unglück gehabt hatten ihm zu mißfallen. Die häufigen Fehden mit Gelehrten und Schriftstellern, z. B. Rambach und Hagemann *), hatten für das größere Publicum nur ein geringes Interesse, und entzogen dem Dichter einen großen Theil des Beifalls, der ihm früher zu Theil geworden war. Man übersah bei dem Tadelnswerthen freilich leider auch das Gelungene und Treffliche, welches in den einzelnen Jahrgängen dieses Taschenbuchs enthalten ist. Es hier genau nachzuweisen, würde den Raum dieser Darstellung überschreiten. Wir begnügen uns, unter den eigentlich satyrischen Producten auf die Uhu's **), den Dekalog ***), den Hymnus auf das 19te Jahrhundert ****) und den Jahrmarkt zu Plundersweilern †) aufmerk-

*) S. Taschenbuch d. Scherzes u. d. Satyre auf d. J. 1799, S. 127 u. fg., S. 152 u. fg.

**) Ebend. auf d. J. 1797, S. 215 u. fg.

***) Ebend. auf d. J. 1798, S. 7 u. fg.

****) Ebend. auf d. J. 1801, S. 253 u. fg.

†) Ebend. auf d. J. 1801, S. 307 u. fg.

sam zu machen. Unter den scherzhaften würden wir dem sonnenklaren Beweis einer furchtbaren Propagande in Deutschland für den Muhamedanismus *), der Auferstehung der Todten **), den Reisen des Skaramuz ***) und dem kleinen Lustspiel Jenny ****) den Vorzug geben. Das letztere nähert sich der satyrischen Gattung, durch den Witz und Humor, mit welchem mehrere Modethorheiten verspottet werden. Falk zeigte in diesem kleinen Lustspiel verschiedene Anlage für das dramatische Fach, die er späterhin im Prometheus †) und Amphitruon ††) weiter ausbildete. Der Stoff des letztgenannten Stücks, wo Jupiter in Amphitruons Gestalt, der mit seinem Sklaven Sosia gegen die Teleböer im Felde liegt, vor seiner Hausthür in Theben erscheint, während Merkur ihn in der Gestalt des Sosia begleitet, ist aus Plautus und Moliere hinlänglich bekannt; aber Falk wußte diesem Sujet noch manche neue, echt komische Situationen abzugewinnen. Dahin gehört vorzüglich die Scene im zweiten Act, wo Sosia und Merkur zusammentreffen und sich ihre Personalität streitig machen. Eben so launig ist der erste Auftritt des vierten Acts, wo Sosia, mit Verwünschungen gegen Götter und Menschen nach dem Platze vor Amphitruons Hause zurückkehrend, von Jupiter, der ihm begegnet, über seine Unzufriedenheit mit der Weltregierung befragt wird. Sosia setzt ihm die Gründe auseinander und meint, wenn er Jupiter wäre, so würd' es ihm ein Leichtes seyn, alles besser, schöner und gerechter einzurichten. So z. B. wolle er des Morgens gleich mit dem Frühsten aufstehen, auf den Markt gehen, sich nach den Preisen des Mehls und der

---

*) Im Taschenbuch des Scherzes u. d. Satyre auf d. J. 1798, S. 113 u. fg.

**) Ebend. auf d. J. 1800, S. 1 u. fg.

***) Ebend. auf d. J. 1798, S. 55 u. fg.; 1800, S. 281 u. fg.

****) Ebend. auf d. J. 1800, S. 37 u. fg.

†) Ein dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen; mit einem Kupfer, Tübingen, 1803. Bruchstücke daraus, mit besondern Ueberschriften, sind in Falk's auserlesene Werke aufgenommen worden.

††) Ein Lustspiel in fünf Aufzügen. Erste, zweite Abtheilung. Mit einem Kupfer. Halle, 1803, 1804.

Zwiebeln erkundigen, um sich auf den Tag mit Wind und Regen danach zu richten; ferner die Fischer, die Becker, die Schuster, die Wurststopfer, alle diese ehrlichen Leute, die durch eine ungerechte Vertheilung der Güter jetzt so schlecht auf ihren Schemeln und Bänken gesetzt wären, wolle er sämmtlich vor seinen Thron versammeln, ein neues Edict zu ihren Gunsten erlassen u. s. w. Durch den Raum dieser Darstellung beschränkt, wollen wir als Probe des Ganzen nur eine Stelle aus der zweiten Scene des ersten Acts anführen, wo Jupiter sich bei Merkur erkundigt, wie es seit ihrer Entfernung im Olymp stehe.

Merkur.

Auf's Beste! Juno führt die Weltregierung.

Jupiter.

Und wie befindet sich die Welt dabei?

Merkur.

Wie sie es längst gewohnt ist, leidlich schlecht.

Jupiter.

Ist von Suppliken etwas eingelaufen?

Merkur.

Ich bring' ein ganz Gebund der neusten mit.
(indem er sie ihm einzeln reicht)
Es bitten dich um Regen die Megarer.

Jupiter.

Sie sind nicht klug. Es ist kein großer Vorrath:
Zwei trockne Jahre gab's; wir müssen sparen.
Es hat der Jupiter pluvius
Die Quellen rings und Brunnen ausgetrocknet,
Indem er zu freigebig sich erwies;
Thät' ich ein einzig Mal den Narr'n zu Willen,
Es ging' die Welt in einem Tag zu Grunde.
Was will Phönicien?

Merkur.

Bei seiner Schifffahrt
Ist ihm mit Wind gedient.

Jupiter.

Der Wind gehört
In die Gerichtsbarkeit von Aeolus:
Schickt sie zu dem! Ist sonst was von Belang?

Merkur.

Beschwerden aller Art.

Jupiter.

Wie lauten sie?

Merkur.

Beklagung über Feu'r- und Wassersnoth,
Und Krieg und Wetterschäden —

Jupiter. (mit Achselzucken)

Kann nicht helfen.
Das geht nach ewigen Naturgesetzen.
Mach' einer doch von euch den Narren drunten
Das recht begreiflich!

Merkur.

Freilich wohl, so könnten
Des Jahres manches sie an Weihrauch sparen.

Beinahe gleichzeitig mit dem Amphitruon entstand Falk's dramatisches Gedicht Prometheus, in welchem er einen Reichthum von naturhistorischen Ansichten niederlegte. Den aus Ovid und Lucian bekannten Mythus hat er hier auf eigenthümliche Weise umgestaltet. Prometheus formt zum Zeitvertreib aus nassem Thon Menschen, die er, sich selbst überlassen, roh, wild und hülflos neben den Thieren aufwachsen läßt. Jupiter, von Mitleid über ihren Zustand erfüllt, sendet ihnen Pandora, durch welche sie die erste Cultur erhalten, sich kleiden und Eisen schmieden lernen. Darüber entrüstet sich der Japetide und erklärt Jupiter'n geradezu, der Menschheit höchster Zweck sey — Eicheln essen. Dieser aber kerkert ihn zur Strafe dafür in eine der tiefsten Felsenspalten des Kaukasus, um dort sechs Jahrtausende für den frevelnden Entschluß zu büßen, die Bildung des Menschengeschlechts hemmen zu wollen. Während diese ungehindert vorwärts rückt, erbarmt sich Jupiter des Gequälten und gibt ihn wieder frei. Prometheus aber entzieht sich aus Trotz dem Anblick der Menschenveredlung, indem er sich in eine den Augen der Sterblichen verborgene Felsenbai verbirgt und dort abermals zum Zeitvertreibe aus Thon Menschen bildet, deren ganze Thätigkeit Schlafen und Eichelnessen ist, und die ihm, trotz der Langeweile, welche ihm ihre Trägheit und Einfalt macht, doch so lieb sind in diesem Zustande, daß er ihn nicht

verbessert sehen möchte. Jupiter mischt sich indeß abermals ins Spiel und bringt ihnen wie ihrem Schöpfer einen behaglichen Zustand auf. Merkur wird beauftragt, durch Landung eines englischen Schiffes an der Felsenbai dieser Langeweile ein Ziel zu setzen, und jene Halbwesen von den Fortschritten der Menschenbildung zu unterrichten. Prometheus erstaunt über die nie geahnten Wunder, die er sieht und hört. Zwar mischt sich in seine Freude ein trotziges Sträuben gegen Jupiters wohlthätigen Plan, auch seine Insulaner zu reformiren. Als sie ihm indeß späterhin, bereits in den Fortschritten der menschlichen Cultur unterrichtet, durch Merkur entgegengeführt werden, ändert sich plötzlich sein trotziger Sinn, und er belehrt nun selbst die Weiber über die Würde ihrer Bestimmung, ermuntert den Jäger, Landmann und Künstler zur Arbeit, zur Thätigkeit und Treue in ihrem erwählten Berufe, und wünscht nichts eifriger, als die Dauer eben der Aufklärung, die ihm früher so verhaßt war.

Dies Gedicht, das nur der Form, nicht der Handlung nach dramatisch genannt werden kann, ist reich an humoristischen und satyrischen Stellen. Vorzüglich enthält es manche heilsame Rüge der neuern philosophischen und ästhetischen Verstandesverkrüppelung. Sein eigentlicher Werth aber gründet sich auf die großen und erhabenen Ideen, welche der Dichter über die Schöpfung, über Geburt und Tod hier niedergelegt hat. Ein vorzügliches Interesse gewährt in dieser Hinsicht die erste Scene des zweiten Acts, wo dem Prometheus durch Jupiters Abgesandten Ansichten der Natur und ihrer Zwecke mitgetheilt werden, von denen er sich zwischen seinen Felsen nichts hat träumen lassen. Der Japetide erblickt überall nur Unheil, Tod und Untergang, ohne irgend einen weisen Zusammenhang des Weltsystems oder eine fortschreitende Entwickelung der Geisteskräfte im Menschen zu ahnen. Folgende Stelle, die auch in metrischer Hinsicht ausgezeichnet genannt zu werden verdient, möge hier als Probe des Ganzen um so mehr eine Stelle finden, da sich in der Antwort des Prometheus zugleich sein ganzer Charakter ausspricht.

Merkur.

Laß die Geburt dir nicht Zerstörung scheinen!

Das Thier stirbt aus; doch dauert sein Geschlecht.
Unabgenutzt, vom Menschen zum Polypen,
Stehn in der Werkstatt große Mustertypen,
Die keine Zeit verwischt, kein Abdruck schwächt,
Für jede Gattung — Kinder oder Väter; —
Worin besteht der ganze Unterschied?
Als etwas früher oder später
Das erste oder millionste Glied.
In diesem Abgrund schwinden Ort und Zahlen,
Der Embryo im Anbeginn der Zeit,
Und der am Ablauf einer Ewigkeit,
Was sind sie, wenn sich beid' ins Daseyn stahlen,
Wohl der Natur auf ihrem großen Gang?
Zwei Mücken — Eine spielt im Sonnenuntergang,
Und eine sonnt sich in den Morgenstrahlen.
Ihr Auge sah die Eich' im Keime, sah
Den Regen, der sie netzt, den Sturm, der sie entblättert,
Den Lenz, der sie verjüngt, den Blitz, der sie zerschmettert!
Ihr ist nichts klein, nichts groß, nichts fern, nichts nah!
Ob dort ein Xerxes, daß das Meer ihn trage,
Voll Zorns ihm Ruthenschläge giebt;
Und ein Insekt mit kleinem Flügelschlage
Den Tropfen hier am Wassereimer trübt;
Ihr gilt es gleich! Ob drunten oder droben,
Was ihre Hand erschuf, in nichts zerstiebt;
Ob Monden leuchten, ob Vesuve toben;
Ein Irrwisch oder Irrstern untergeht;
Ob Seifenblasen oder Sonnengloben
Zerplatzen: — wenn das Ganze nur besteht!

Prometheus.

Daran erkenn' ich dich da droben!
Ich nenne dich nicht! Ich nenne dich nicht!
Du nimmer im All veraltender Alter,
Du lebensfeindlicher Lebenserhalter!
Da sitzest du einsam im Sternenlicht,
Und tausend rollende Menschenalter
Erscheinen vor deinem Angesicht
Wie tausend flüchtige Wassertropfen
Im Ocean, der vorüber stäubt:
Die Tropfen verrinnen, der Ocean bleibt!
Da hilft kein Zagen, kein Herzensklopfen!

So geht es ewig und ewig fort!
Hoch über des Abgrunds schwindelndem Bord,
Da steht der Alte, da hört er uns wogen
Und fluthen und wälzen in ewiger Nacht,
Zu seinen Füßen, und lacht und lacht! —
Denn er allein wird nicht fortgezogen.
Was kümmert, besteht das Ganze nur,
Der Wechsel einzelner Gattungsgestalten,
Der ewige Sterbezug der Natur
Den Urheber aller Creatur?
Und dennoch mit gläubigem Händefalten
Ruft fromm einfältiger Kinderwahn
In ihm den Vater des Lebens an.
Weh meinem betrogenen Erdenvolke!
Da strecken sie schreiend die Händ' aus dem Staub
Zu ihm in die düstere Todeswolke
Hinauf — und ach! er ist taub, er ist taub!

Nicht minder trefflich, als die eben angeführte Stelle, sind die Chöre der Quelle und Flüsse, welche dem Prometheus, durch Merkurs Drohung erschreckt, daß heute noch ein schwimmendes Haus den Weg zu seinem Eilande finden werde, die Herrschaft der Sterblichen über das allmächtige Element des Wassers verkündigen. Diese Chöre gehören unstreitig zu den hervorragendsten Schönheiten dieser Dichtung, welche ihren Verfasser, dem es hier hauptsächlich um Verarbeitung großer Naturansichten zu thun war, unwillkürlich ins Gebiet des Didaktischen und dadurch unmittelbar ins Praktische führte. Daß ihm das letztere nicht fremd und ein Streben danach eigen war, hatte Falk schon durch die Vorrede zu seinem Taschenbuch des Scherzes und der Satyre auf d. J. 1802 bewiesen. In einem dort enthaltenen Aufsatze, die Charakteristiker überschrieben, hatte er darzuthun gesucht, daß die größten Mißverständnisse unseres Zeitalters sich auf eine ursprüngliche Entzweiung zwischen einem groben Oekonomism und einem bodenlosen Imaginantism, oder mit andern Worten, der Idee ohne alle Erfahrung und der Erfahrung ohne alle Idee zurückführen ließen. „Man nehme," sagt er, „z. B. die ganze neuere Pädagogik, ob nicht Idee und Erfahrung hier wieder die nämlichen Erscheinungen hervorbringen, d. h. ob nicht ein grober Oekonomism und ein leerer Imaginantism

es sind, die sich bis auf den heutigen Tag in ihr die Oberherrschaft streitig machen? Aus den Händen der Theologen und Philologen ist unser Erziehungswesen in die Hände von Imaginanten und Philosophen, und von dort in die Hände speculativer Schrift- und Bücherfabrikanten übergegangen. Der letzte Zweck des Spener-Frankischen, an sich höchst ehrwürdigen Erziehungsinstituts lief doch am Ende nur auf eine Cansteinsche Bibelanstalt hinaus. Das neue Testament war der eigentliche Pol ihres Wirkens, und Homer, so wie die Werke anderer blinder Heiden, wurden dem heiligen Text nur bedingungsweise und als Glossen untergeordnet. Wer verkennt in dieser schiefen und einseitigen Richtung das Handwerk derer, die ihr Pietism auf so etwas zutrieb? So erziehen Theologen! Und welche Erziehungsmethode wird nun wohl den Philologen die bessere seyn? Antwort: diejenige, in der man einige 50,000 Exemplare von Langens lateinischer Grammatik absetzt, und die größte Anzahl vom Cellarius und Kirschens Cornu Copiae u. s. w. in Umlauf bringt. Alle Realien von anderer Art sind verhaßt, und ein Fehler gegen die zehn Gebote ist tausend Mal verzeihlicher, als einer gegen die märkische Grammatik. So erziehen Schulmeister! Und wie Philosophen, wie Imaginanten? — Rousseau tritt auf, voll lebendiger Tiefblicke in Wahrheit und Natur; aber, wie jeder Imaginant, streift er sofort ans Reich der Paradoxen und Unmöglichkeiten, daß er, anstatt Idee und Erfahrung, wie es sein Zweck war, zu vereinigen, nur eine noch schärfer trennende Grenzlinie zwischen beiden zieht. Ihm folgt ein Heer von Nachahmern in Deutschland. An ihrer Spitze ein Mann voll seltenen Unternehmungsgeistes und lebendiger Thatkraft — Basedow. Jetzt kömmt es zur Ausführung der Ideen, und der Imaginantism, der auf dem Blatt von Rousseau Wunder that und in elektrischen Funken leuchtete, schlägt nun in helle und verzehrende Flammen auf. Alles wird umgemodelt. Nichts, was die Natur recht macht! Alles, was die Erfahrung gibt, giebt sie schief, verkehrt. Der tausendjährige Schulstaub, im Tempel der Weisheit, wird von hundert rüstigen Händen, von Messe zu Messe fortgefegt; und wer sich am besten dabei befindet, sind die Buchhändler, die in diesem Staube so manches Brotkorn finden, das sie und die Ihrigen ernährt. Der Natur will man nichts ver-

trauen: aus einem alten Treibhause bringt man sie in ein neues. Bis auf das Sprechenlernen der Kinder in der Wiege werden neue, unerhörte Formeln und Methoden ausgesonnen. Der nackte Schulbegriff isolirt das Leben immer mehr und mehr; aber nur Geduld, bis der erste tiefer in die Wirklichkeit eintritt! Denn noch sind ganz andere Resultate im Hinterhalte. Ein gemalter Orbis pictus für — 15,000 Thaler — die Abschaffung der Leibesstrafen in den Schulen, und der Vorschlag, den künftigen kleinen Weltbürgern, wenn sie etwas versehen, den H.. mit einer Bürste zu reiben — goldene und silberne Ehrenpuncte auf den Nägeln und Meritentafeln zur Belohnung — schwarze Dintenflecke zur Strafe, und hölzerne Löffel statt der silbernen, Mittags seine Suppe damit zu essen, wenn das Latein nicht recht fließen will: wer, sag' ich, verkennt in allen diesen, der Wirklichkeit so weise angepaßten Einrichtungen die Folgen eines excentrischen Imaginantism? — Das sieht der Oekonomism ein. Das wurmt ihn; er entbrennt; er macht sich auf in seiner Kraft — er kömmt — das Revisionswesen beginnt — Campe erscheint: — und von nun an wird alles praktisch, alles innerhalb der Objecte der fünf Sinne und der Bürgerwelt beschränkt. Die Erziehung für den Staat beginnt; man fängt an Ballen zu binden; Virgil und Horaz müssen dem — lateinischen Robinson weichen; und so wie die Basedowschen geschreireichen Anstalten in ein Elementarwerk für 15,000 Thlr., so lösen sich zuletzt die Campischen höchst praktischen Erziehungsvorschläge in eine neu errichtete Schulbuchhandlung, in usum Delphini, auf. — So erziehen Schriftsteller! — Und so hätten wir demnach den ganzen Kreis der menschlichen Bildung, als aufgeklärte patriotische Deutsche durchlaufen; unser goldnes Zeitalter stünde vor der Thür, und unsern Nachkommen bliebe nun nichts weiter übrig, als auf dem so herrlich von uns gebahnten Wege fortzufahren, immer neue Cansteinsche Bibelanstalten und Schulbuchhandlungen zu errichten, und ihr dazu nicht angewendetes Geld zu Anschaffung von Bürsten zu verwenden, womit sie ihren Kindern den H.. rieben, damit diese eben so pädagogisch-tüchtige Menschen, wie wir, würden." —

Wir haben diese Stelle absichtlich hier folgen lassen, weil sie eine nicht uninteressante Vergleichung darbietet

mit Falk's spätern Ansichten über Erziehung, die mit den vorhin erwähnten zwar in einiger Hinsicht übereinstimmen, doch in mancher andern auch wiederum von ihnen sehr verschieden sind. Was hier folgt, theilte Falk im J. 1808 einem Freunde, der ihn in Weimar besuchte, gesprächsweise mit.

Ueberhäufung, meinte Falk, verderbe die meisten Köpfe, und nur zu viele Genies erstickten an Unverdaulichkeit und Ueberladung. Der Geist brauche einfache, feste Wahrheiten, aus denen er schon von selbst allmälig ein Mannichfaltiges durch Vergleichung der verschiedenen Ansichten entwickle und allmälig zur Einheit zurückführe. Was der Geist werden solle, das werde er auch, und was er nicht werden solle, das werde er nicht, und wenn sich alle Präceptoren daran zu Tode arbeiteten. Seine Zeitgenossen hätten daher keine andere Pflicht, als der Richtung des Geistes kein Hinderniß in den Weg zu legen; den Weg fände er schon selbst. Dies sähen wir an den größten Genies, und die Erfahrung bestätige eben so sehr das Gegentheil in tausend und abermal tausend unglücklichen Fällen, wo der Geist in eine andere Richtung gezwungen worden sey, an tausend verunglückten und verkrüppelten Erziehungen. Weder der Lehrer, noch die Eltern sollten die Erziehung des Geistes bestimmen; er bestimme sie schon von selbst nach seinen eigenen Polaritäten. Aber unerläßliche Pflicht sey es, seinem Laufe kein Hinderniß in den Weg zu legen *), und ihm, wenn er frage, wo der Weg nach seinem Ziel gehe, keine falsche Marschroute anzugeben. Der Lehrer sey nur Beförderer, Wegweiser — gehen müsse der Lehrling selbst. Habe dieser lahme Füße oder wäre zu faul, so sey dies nicht des Lehrers Schuld, so wenig als es ihm zum Verdienst angerechnet werden könne, wenn sich ein Genie unter seiner Leitung entwickle. Es sey Pflicht gegen die Menschheit, kein Genie in seinem Laufe aufzuhalten; aber eben so ungerecht sey es, ihm den Weg in einer Mieth- oder Portechaise erleichtern zu wollen. Solche Köpfe, die durch alle Bilder- und Elementarbücher durch die Welt ge-

---

*) Diese Wiederholung früherer Worte war bei Falk, der viel und schnell zu sprechen pflegte, etwas Natürliches und beinahe Unvermeidliches.

schleppt würden, seyen Kranke, die in Wägen und Matratzen eingepackt, ihre Reise nach dem Gesundbrunnen machten, ohne die Annehmlichkeiten des Wegs kennen zu lernen, und die so kalt zurückkehrten, als sie dort angekommen wären. — Man solle also keine Fächermenschen bilden, und die Geister der Menschen, wie die Schulmeister, in Buchstabir-, Lese-, Katechismus- und Rechenbänke eintheilen wollen. Man solle nicht gleich, wenn ein Kind etwas auswendig hersagen lerne, ausrufen: Das ist ein Genie! Gemeiniglich würden dies nur gute Köpfe. Anfangs gingen das Genie und der gute Kopf nur einen und denselben Weg; beide lernten und ahmten nach. Erst in der Folge fange das Genie an zu schaffen, während der blos gute Kopf beim Nachahmen stehen bleibe. Der Lehrer müsse also anfangs bei einem wie dem andern auf Gerathewohl hinarbeiten, aber keine Gelegenheit versäumen, wo er dem Geiste nützliche Ansichten und Aussichten verschaffen könne. — Dabei aber solle man keine Elementarbücher und Kinderschriften benutzen, sondern die Kinder früh an solide Nahrung gewöhnen, ihnen nicht vordenken wollen, sondern den Geist durch Selbstnachdenken üben und vorbereiten. Alle Menschen, denen aus Elementarbüchern vorgeschnitten und vorgekaut worden sey, dächten nichts weiter als das Vorgekaute, und bekämen Ekel an allem Selbstdenken, das ihnen unendliche Mühe mache. Daher käme es, daß uns alle Erziehungsanstalten so viele einseitige schiefe Köpfe geliefert hätten, die außer dem engen Kreise ihrer Ansichten die erbärmlichsten Tröpfe seyen.

„Meine Kinder,“ äußerte er, „werden ganz einfach behandelt, und es ist mir gelungen einen braven Hauslehrer zu finden, der mich versteht und mir in die Hand arbeitet. Ich selbst wähle die Worte zu den Vorschriften. Sie bestehen abwechselnd aus einem passenden Kernspruch aus der Bibel und einem Verse aus der Ilias und der Odyssee, nach einer guten Uebersetzung. Dabei, daß sie nun einen und denselben Vers eine ganze Quartseite herunter immer wiederholt schreiben müssen, lernen sie ihn auswendig, und auf diese Weise zeitig ihre Gedanken damit beschäftigen. — Cäsar erzählt von den Druiden, daß sie mit ihren Schülern auf ähnliche Art verfahren seyen. — Auf diese Weise lernen sie schreiben, beschäftigen während des Schreibens ihren Verstand

mit dem Satze und üben ihr Gedächtniß, indem sie sich ihn beim Schreiben unwillkürlich und fester einprägen, als beim blos mechanischen Memoriren. Eben so benutzen sie zu Leseübungen die Bibel, aus der ich jedesmal selbst die Capitel wähle, und den Homer."

Wenn die Bibel, meinte Falk, fleißiger und unbefangener gelesen würde, so würden die Menschen auch mehr Energie in ihren Gesinnungen und Handlungen zeigen. Er hab' es öfters gesagt, und sag' es nochmals: die Kochkunst habe dem physischen Wachsthum, und die Erziehungskunst dem geistigen ungeheuren Schaden gethan. Dadurch, daß man so viel für Damen und Kinder *) geschrieben, habe man, statt Männer, auch nur Damen und Kinder erzogen — Pinsel oder böse Buben. — Die Kraftsprache der Bibel gäbe kräftige Gedanken, und kräftige Gedanken müßten kräftige Handlungen erzeugen. Die Sprüche der Bibel seyen gedacht und müßten durchdacht werden. Sie eröffneten beim Durchdenken eine Vielheit, eine Mannichfaltigkeit der schönsten und umfassendsten An- und Umsichten, bei der höchsten Einheit, Einfalt und Unumstößlichkeit. Sie reizten ganz unwillkürlich zum Nachdenken; dieses Nachdenken aber bringe reiche Früchte, und die Ernte locke zu neuer Aussaat, zu neuem Denken. — Der Geist müsse früh bearbeitet werden, wenn er in der Folge mit Leichtigkeit selbst arbeiten solle. Die Geisteskräfte würden durch frühe Uebung eben so schnell entwickelt, gestärkt und genährt, als die Körperkräfte; in beiden sey nur ein und derselbe Mechanismus. Die Gemüther junger Menschen seyen weich, die ersten Eindrücke die bleibendsten. Daher spräche das Heilige der Dichtung nur die jungen Gemüther an, die alten ließen es nicht mehr ein, und die heiligen Worte gingen ihnen als Dichtung und Fabelwerk vorüber. Bei der Lehrmethode solle man sich der Kürze und geistigen Energie bedienen. Alle Lehrmethoden, die den Schüler im Vorhofe des Heiligthums zu lange hinhielten und ermüdeten, seyen Taschenspieler, die von vielerlei sprächen und nichts zeigten. Pestalozzi habe daher sehr Un-

*) Man vergl. den Aufsatz: Ueber die vielen Neujahrsgeschenke für Kinder auf d. J. 1806 (in Falk's auserlesenen Werken. Bd. 3 S. 285 u. ff.).

recht, seine Zeit zu verderben, und die der Menschheit dazu, wenn er sich bemühe sie lesen und buchstabiren zu lehren.

Schon einige Jahre vor diesen Aeußerungen hatte Falk's Geist eine Richtung genommen, die ihn, wenn auch nicht unmittelbar in das Gebiet der Pädagogik, der er sich späterhin ausschließlich widmete, doch vorzugsweise zu geistreichen Betrachtungen und Belehrungen führte, welche ihn allmälig auf die offene Bahn der Kritik hinlenkten. Dieser Tendenz verdankten die kleinen Abhandlungen über Poesie und Kunst *) ihre Entstehung. Sie enthalten mehrere geistreiche Aufsätze, z. B. über das Charakteristische der Poesie und Kunst, über die erste Aufführung der Iphigenie von Göthe auf dem weimarischen Hoftheater, über Füßli's Vorlesungen über die Malerei, mit Bezug auf Homer und Aristophanes u. a. m., deren Beurtheilung die Grenzen dieses Aufsatzes überschreiten würde.

Falk's poetische Laufbahn schien sich mit einer Sammlung hier und da zerstreuter Poesien **) und dem Leben des Johannes von der Ostsee ***) ihrem Ende zu nähern, ja man kann wohl sagen, daß er sie mit dem volksthümlichen Schwank: der Schmidt von Apolda ****) schloß, der mit echt aristophanischer Laune geschrieben ist.

Von den damaligen politischen Ereignissen lebhaft bewegt, kam er auf die Idee, ein Journal unter dem Titel Elysium und Tartarus herauszugeben. Aber

---

*) Weimar 1803. Mit drei Umrissen nach Raphael und Michael Angelo.

**) Neueste Sammlung kleiner Satyren und Erzählungen. Berl. 1804. Man findet hier unter andern: die Prinzessin mit dem Schweinerüssel (oder Zauberrüssel, wie der Titel in Falk's auserlesenen Werken Bd. 3 lautet), den Oekonom und den Dichter, die Märksche Aesthetik u. a. Poesien, theils ernsten, theils scherzhaften und satyrischen Inhalts.

***) Leben, wunderbare Reisen und Irrfahrten des Johannes von der Ostsee, herausgegeben von J. D. Falk. Tübingen 1805. Erstes Bändchen.

****) Zuerst gedruckt in Falk's Grotesken, Satyren und Naivitäten auf d. J. 1806. Tübingen 1805, S. 3—61; dann in seinen auserlesenen Werken. Bd. 3, S. 81 u. ff.

er erlag fast unter dem Eifer, mit welchem er jene Zeitschrift schrieb. Seine Gesundheit hatte sehr gelitten, und wie eine bleiche Gestalt schwankte er mit unsichern Schritten umher. Merkwürdig wird es indeß stets bleiben, wie Manches, was er in Bezug auf Politik in jener Zeitschrift aufs heftigste angriff, wirkliche Prophezeihung war, die nicht lange nachher nur zu buchstäblich in Erfüllung ging. Es sey uns vergönnt aus diesem Journale, das sich wohl in weniger Leser Händen befinden möchte, einige Stellen anzuführen, um von dem darin herrschenden Geiste einen Begriff zu geben.

„Verdienst und Adel," sagt Falk *), „sollten nie einen Gegensatz bilden. Adel ist früheres Verdienst; Verdienst späterer Adel. Jetzt besonders ist der Zeitpunct da, wo weder die Stecknadel der Gamaschen, noch der Pedantismus der Wachparaden den Staat von seinem unmittelbaren Untergang erretten kann. Die Furcht vor dem Korporalstock ist dem Lorbeer nicht günstig; und das Regiment der Steigbügel muß aufhören, wenn der Reiter, mit seinem Dienstpferd verwechselt, vor lauter Subordination nicht zu diesem herabsinken soll **). Es ist kein hohler Phantasietraum; nein, nein, ganz andere Beweggründe, wie diese, werden im neunzehnten Jahrhundert die deutschen Armeen ins Feld führen und ihnen glorreiche Schlachten gewinnen helfen. — Bloße Miethsoldaten, das heißt, solche, die, wie einer unsrer Freunde sagt, mit einem frischen Trunk in einen frischen Rock stürzen, und beim Hereinpassiren ins Thor schon mit spähenden Blicken forschen, wie sie am besten wieder herauskommen möchten, können uns im jetzigen Zeitpunct nur wenig Dienste leisten. Dies sind freilich neue und ganz unerhörte Dinge; aber Buonaparte hat dafür gesorgt, daß sie bekannter würden, und sie in der Schlacht bei Austerlitz, nebst seinem Namen, mit Flammenschrift so kenntlich in die Sterne geschrieben, daß sie noch die Cherubim am Weltgericht dort lesen werden."

---

*) S. Elysium und Tartarus. Februar 1806.

**) Poetisch ausgesprochen findet man diese Ideen in dem Gedicht: die Schlacht bei Jena (in Falk's auserlesenen Werken. Bd. 3, S. 322 u. ff.)

„Stubengelehrte! Stubenpolitiker!" heißt es an einer andern Stelle *). „Es wäre wirklich interessant nachzuweisen, was diese Stubengelehrte seit so langer Zeit vorausgesehen, worauf sie so wiederholt aufmerksam gemacht. Alles ist leider nur zu buchstäblich eingetroffen, worauf sie so wiederholt aufmerksam gemacht! Viele von den Herren Cabinetsministern büßen schon jetzo für die verrosteten Pläne, womit sie das Vaterland erretten wollten, in dem zermalmendsten Grade, und sie werden's noch mehr, bis die Nationen sich selber erheben und zürnende Schatten der Edelsten sich retten werden von der Ohnmacht, die ihr Wirken in eine Staatsmaschine begräbt, die nur immer Maschinen auf den Platz fordert. Alsdann erst kommt die Zeit, wo das Genie der Nation mehr gilt, als knechtischer Gehorsam; Frankreich und Deutschland, wie Sonne und Mond, wieder in sein altes, großes, ewiges und jetzt durch eine verschobene Politik höchst unnatürliche Weise verschobenes Gleichgewicht tritt; ein Gleichgewicht, das keine Chimäre ist oder blos in der Einbildung gilt, nein, ohne welches die ganze Natur verarmt und zerstörend mit allem ihren Reichthum in sich selber zerfällt; so wie mit dessen Anerkennung große Nationen, wie alle übrigen selbständigen Kräfte des Universums, Sonne, Monden und Planeten, in ewiger Wechselwirkung, angezogen und abgestoßen, neben einander fortdauern."

Ihrer freimüthigen Aeußerungen wegen hatte die Zeitschrift Elysium und Tartarus vier Tage vor der Schlacht von Jena geendet. Falk war mehrfach gewarnt worden Weimar zu verlassen; allein er blieb im Vertrauen auf die gute Sache, ungeachtet der Besorgnisse, die Palms Schicksal, der nicht lange vorher erschossen worden, mit Recht einflößen konnte. Diese Besorgnisse waren indeß grundlos, und das verhängnißvolle Jahr 1806 brachte Falken vielmehr neues Leben. Seine Kenntniß der französischen Sprache und sein praktischer Sinn, der sich in den traurigen Tagen nach der Schlacht an mehrern Unglücklichen hülfreich bewiesen hatte, wurden ihm jetzt zu einer Anstellung behülflich, welche er seinem väterlichen Freunde Wieland zu danken hatte.

*) S. Elysium und Tartarus. August 1806.

Wie dieser früher durch das Lob seiner Satyren Falk's literarischen Ruhm begründet hatte, so schuf er jetzt aufs neue sein Glück, indem er ihn den Contribution einsammelnden Franzosen zum Secretair empfahl. Als Dollmetscher und Vermittler zwischen diesen und den Deutschen konnte er viel Gutes wirken, und es ist nur Eine Stimme, daß er das ihm von den französischen Behörden geschenkte Vertrauen zur Abwendung großer Unbilde und möglichster Schonung seiner Mitbürger, mit Umsicht und Unerschrockenheit angewandt und sich dadurch auch um die leidende Menschheit sehr verdient gemacht hat. Auf seine Gesundheit hatte die veränderte Thätigkeit, die ihm dieser neue Wirkungskreis darbot, den günstigsten Einfluß, und kaum erkannte man den bleichen, zurückgezogenen Stubengelehrten in dem rüstigen Manne wieder, der mit der blühenden Farbe der Gesundheit, in halb militairischer Haltung und zu einem Weltmanne verjüngt, einherschritt. Wieland, der ihn öfters in den Sälen des großherzoglichen Schlosses traf, wundert sich in einem seiner Briefe nicht wenig darüber, „wie dieser Bär — so hatte er früher seinen Dichterzögling genannt — jetzt so geleckt und gewandt aufträte." Falk's Verdienste fanden aber auch gerechte Anerkennung bei seinem Fürsten. Der Großherzog von Weimar ernannte ihn, nachdem die Stürme vorüber waren, zu seinem Legationsrath und wies ihm ein Jahrgehalt an.

Falk kehrte nun wieder zu mancherlei literarischen und künstlerischen Bestrebungen zurück. Er versuchte sich im Schattenspiel und kam auf die Idee, ein römisches Theater der Franzosen und Britten herauszugeben. Seine Unterhaltung mit einem Freunde, der ihn im Januar 1811 in Weimar besuchte, hatte sich auf die Literatur und ihre neuesten Erscheinungen, ganz vorzüglich aber auf die dramatische Kunst gelenkt. Der Freund bedauerte, daß man dem Publicum zu lose Speisen, schlechte Lustspiele und Possen auftischte, während das hohe Tragische beinahe gänzlich von der Bühne verbannt sey.

„Sie haben Recht," unterbrach ihn Falk; „indeß hab' ich einen Versuch gemacht, ob noch tragische Energie irgendwo anspricht. Ich habe diesen Winter über den Coriolan von Shakspeare übersetzt, so, wie ich glaube, daß er ins Deutsche übersetzt werden muß. Ich habe dem ehrlichen Master William seine Originalität

gelassen, und seine Kraftausdrücke nicht hinter seine Wendungen zu verstecken gesucht, wie das vordem geschah. Unsere deutsche Sprache ist so ganz geeignet das treffliche Original wiederzugeben und zu erhalten. Zugleich hab' ich eine Abhandlung über Shakspeare und seine Bearbeitung vorangeschickt. Hier liegen gleich die fertigen Aushängebogen."

Er nahm sie vom Fenstersims und las Einiges aus dieser Uebersetzung vor, die sich durch Lebendigkeit und Treue auszeichnet, doch von Seiten des Publicums leider nicht die Aufmunterung fand, um das auf mehrere Bände berechnete Unternehmen eines römischen Theaters der Engländer und Franzosen *) fortzusetzen. Ueber Shakspeare, auf den sich das Gespräch jetzt lenkte, erhielt der Freund noch manchen belehrenden Wink, manche neue Ansicht.

Eben diesem Freunde hatte Falk bei einer andern Gelegenheit einige seiner damals noch ungedruckten Seestücke **) und andere poetische Producte mitgetheilt. Auf die Frage, warum er diese Gedichte so lange der öffentlichen Bekanntmachung entzöge, erwiederte er, daß er jetzt keine Lust habe etwas drucken zu lassen. Wenn sonst Dichter in der Welt ihre Stimme erhoben hätten, meinte er, so hätten sie gleichsam wie Propheten ihres Volks dagestanden, und was sie gesagt, wären Sprüche der Weisheit und Werke der Wahrheit gewesen. Dadurch seyen die Dichter Lehrer und Propheten ihres Volks geworden, und das Volk habe dem gedruckten und geschriebenen Worte geglaubt. So hätten Wieland, Göthe, Schiller, Klopstock u. A. auf ihr Volk gewirkt und es gebildet. Nun aber habe eine Menge Sudler das Vertrauen des Volks aufs schändlichste gemißbraucht, und besonders hätten die poetischen Schreihälse durch einen Schwall schaler Producte, mit denen man den

---

*) In freien Bearbeitungen, nebst Entwickelung der Charaktere und Zurückführung derselben zu ihren Quellen bei den Alten, besonders bei Plutarch, Livius und Dionys von Halikarnaß. Erster Band. Shakspeare's Coriolan enthaltend. Amsterdam 1811.

**) Zuerst gedruckt in Falk's auserlesenen Werken. Bd. 1, S. 59 u. ff.

Mississippi stemmen könnte, die Stimme des Wahren, Guten und Schönen übertäubt, und das zu oft getäuschte Publicum habe das Zutrauen zu seinen Schriftstellern verloren und verachte sie alle. Gleichgültigkeit gegen die Literatur habe eintreten müssen, und so sey manches schätzenswerthe Product unbemerkt auf dem Strome der Zeit mit dem Schwalle hinuntergeschwemmt worden. In dieser Periode auftreten, hieße in der Wüste predigen, man müsse die Krisis abwarten. — Aber gerade die gegenwärtige Stockung der literarischen Beschäftigungen sey der Literatur mehr wohlthätig, als Schaden bringend. Die Sudler fänden keinen Absatz ihrer schlechten Waare, und schlichen beschämt und ganz unvermerkt von der Bühne. Es werde weniger als sonst gedruckt und gelesen werden, aber dafür mit Auswahl; denn die Erschütterungs-Krisis habe die Literatur vom Wuste gereinigt. So gewänne sie an intensivem Gehalte, gegen den der extensive Verlust baarer Gewinn sey. Dann wäre es Zeit aufzutreten, und dann sey auch das Auftreten erfreulicher.

„Deshalb bin ich nicht müßig," äußerte Falk, „ich arbeite stets und folge meiner Muse in den Stunden, wo sie mir winkt. Dann lege ich meine Arbeiten ins Pult, bis ich glaube, es sey Zeit, sie erscheinen zu lassen. Ich habe ohnehin nie die Autoren mit dem kurzen Gedärm leiden mögen, und die Studenten, die ihr Exercitium nicht schnell genug gedruckt sehen konnten."

Auf die Frage, warum er das Publicum nicht mehr, wie sonst, mit einem Almanach beschenke, erwiederte er, daß ihm dies eine Art von Sclaverei dünke. Alle Jahr dem Publicum einen Almanach abliefern, käme ihm gerade so vor, als wenn der Bauer jährlich und bei Strafe der Execution auf den bestimmten Termin seine Zinsen, Geschosse und Kopfgelder dem fürstlichen Rentamte entrichte. Die Kunst sey frei und solle kein Kopfgeld geben. Wer es aber gebe, mache sich selbst zinsbar und setze sich ins Steuerregister der Leibeigenen. Wer sich in Kalendern verewigen wolle, erlebe am letzten December seinen jüngsten Tag und werde mit dem alten Kalender ins Feuer geworfen. Seine Unsterblichkeit daure nur ein Jahr, und seine neuesten Ideen würden alt, sobald ein neues Jahr neue Kalender brächte. Ein alter Kalender spiele immer eine traurige Figur, und

der Dichter, der darin stehe, eine noch traurigere. Er stände nackt da, wie der Mann auf der Aderlaßtafel, oder wie ein Magister, der auf einer Universität als Magister legens eben zu versauern anfängt und sich seines abgetragenen Kleides schämt, wenn er noch einmal von der Laune des Zufalls aus seinem Dachstübchen hervorgerufen werde, um sich einer Dame von Stande zu produciren. Er drehe den abgeschabten Rücken der Wand zu, und wisse nicht, wohin er die durchgestoßenen Ellbogen hinthun solle.

Als das Gespräch sich auf Falk's anderweitige Werke lenkte, antwortete er auf die Frage, warum er die komische, persiflirende Satyre aufgegeben und sich mehr zur sentimentalen Dichtkunst hingeneigt habe, daß er in allen Formen sich habe versuchen wollen, um seinen Genius zu prüfen, ob er auch fortschreiten könne zu höherer Vollendung. Denn dadurch unterscheide sich das Genie von der bloßen Manier, daß es immer neue Formen erfinde, während die Manier stets an Einer Form hafte und alles auf sie beziehe. Manier sey Sklaverei des Geistes, Genialität seine eigenthümliche Freiheit. Ohne Genialität sey das Genie eine arme Seele im Fegefeuer. Göthe's Genius habe zu seinen Schöpfungen jedesmal neue Formen erfunden, aber keine der neu erfundenen mehrfach benutzt. Keine gleiche der andern, und kein Werk irgend eines seiner Vorgänger könne damit verglichen werden. Werther, Stella, Egmont, Wilhelm Meister seyen neue, noch nie dagewesene Formen, keine gleiche auch nur entfernt der andern. Wäre Göthe auf einer dieser verschiedenen Bahnen fortgewandelt, so wäre er unter die Manieristen zurückgetreten. Aber eben dies beständige Finden neuer Formen, die er einmal benutze und dann zerbreche, um eine neue zu finden, dies hebe ihn empor, dies mache ihn zum Meister, und der könne die Form zerbrechen. — Kaum habe indeß das Genie eine neue Form erfunden, flugs hasche sie das Heer der Manieristen auf, und mache den neuen Blumenpfad zur festgestampften Heerstraße — servum imitatorum pecus. Kaum habe Schiller den ersten Theil seines Geistersehers geschrieben, und in ihm eine neue Form des Romantischen bekannt gemacht, als auch alle Manieristen, gierig wie egyptische Heuschreckenschwärme darüber hergefallen wären, und so lange Geistergeschich-

ten geschrieben hätten, bis diese selbst so verrufen worden seyen, wie ein Haus, in dem es spuke und dem sich Niemand mehr nähern möge. Schiller selbst habe Ekel empfunden an der Fortsetzung seines Werks, denn wie möchte Jemand noch mit Liebe auf dem Pfade wandeln, den er zum Blumenpfade angelegt, der aber durch eine schmutzige Heerde zur Viehtrift umgetreten worden sey.

Das Gespräch über Erfindung der Formen lenkte sich auf das gegenwärtige Zeitalter. „Das ist auch das Zeitalter," äußerte Falk mit lebhafter Begeisterung, „in welchem Formen zerbrochen werden, und eine Menge von neuen kräftiger und schöner hervorgehen. Welchen unendlichen Vortheil gewährt nur allein die Vernichtung der alten Formular-Jurisprudenz, die alle Genialität erstickt, und den kühnen, emporstrebenden Geist in elende tyrannische Fesseln schmiedet! Lange genug haben wir an der Schule des römischen Rechts gesogen, an den armseligen Formalitäten. Es ist einmal Zeit, daß wir auch nach dem Kern greifen und die Schale wegwerfen. Diese Zeit ist da! Der alte juristische Formenplunder stürzt zusammen, und das wahre Recht feiert in Napoleons Gesetzbuch seine Apotheose. Die Zeiten sind vorüber, wo man, um gelehrt zu scheinen, sich hinter einem Wuste von Acten verschanzen und Zeit und Geld der Parteien mit Papiervollschmieren vergeuden konnte. Dadurch daß die Rechte öffentlich verwaltet, die Processe mündlich verhandelt werden, siegt nur das Genie, der Actenschmierer und Cabalenschmid muß entfliehn. Man verlangt jetzt Redner, die mit Scharfsinn die Gegenstände auffassen und ihre Parteien mit Geistesgegenwart vertheidigen; die auf der Stelle im Stande sind über alles klar, bestimmt und schön zu sprechen; keine Schmierer, die nach ewiger Frist in zwanzig Bogen starken Deductionen ihren schalen formalen Unsinn zu Markte bringen, ohne etwas zu bewirken. — Der Buchstabe tödtet, die Rede belebt den Geist, die Redekunst schafft Geistesgegenwart, wie diese den Redner."

Es sey also Zeit, meinte Falk, den dies Thema unwillkürlich auf seinen Lieblingsgegenstand, die Pädagogik, zurückführte, bei der Erziehung der Kinder das Obige zu berücksichtigen. Man bilde Redner, und man werde praktische Philosophen und Staatsmänner aus ihnen gewinnen. Redekunst sey die Allheit für Philosophie

und alles Wissen und Handeln. Dieses lebendige Gestalten der Formen des Denkens lehrten uns alle großen Dichter und Redner von Homer bis auf unsern Schiller. Die Philosophie sey aus den Werken der großen Dichter hervorgegangen, die zugleich als Redner im Volke aufgetreten seyen. Das Schöne und Erhabene habe schon ausgesprochen seyn müssen, wenn eine Aesthetik entstehen sollte. Eine Nation, die ihren Klopstock, Göthe, Schiller und Herder habe, sollte sich schämen das Erziehungsgeschäft nach Salzmann's und Campe's Elementarbüchern zu betreiben *). Eben dadurch sey die Generation verkrüppelt worden, weil man alle Menschen in eine Form habe gießen wollen, die für die wenigsten passe. Das Geschlecht sey so klein, daß es keine große Form mehr ausfülle, man habe daher eine kleine gewählt, und in diese die großen und kleinen Menschen geknetet. Daher seyen die Kleinen lächerlich groß, und bei den Großen die Anlage zur Großheit erdrückt worden, und eben darum sey unsere Generation so klein gerathen. Man werfe die Elementarbücher ins Feuer, entfeßle den Genius der Menschheit, und er werde in seiner Größe wieder auftreten, wie er in Rom und Sparta gethront habe **).

„Wollt ihr aber doch Elementarbücher," fügte Falk lebhaft hinzu, „o ihr habt deren zwei — die Bibel und die Ilias. Nährt eure Kinder mit diesen Kraftspeisen, labt sie mit diesem frischen, lebendigen Quell; sie werden gesund werden und stark und groß, und an der losen Kost der neuern Philanthropen mit gerechtem Ekel vorübergehen. Behandelt eure Knaben gleich anfangs männlich und ihr werdet junge Männer haben; tändelt ihr aber und spielt mit ihnen zu lange, so erzieht ihr euch alte Kinder."

Das Gespräch über Erziehung und Bildung der Jugend hatte Falken sehr natürlich auf die allgemeine

---

*) Vergl. die früher angeführte Stelle aus der Vorrede zu Falk's Taschenbuch des Scherzes und der Satyre auf d. J. 1802. S. V u. ff.

**) Vergl. das Gedicht: „die Wiederkunft der Griechen und Römer" in Falk's Taschenbuch des Scherzes und der Satyre auf das Jahr 1802. S. 173 u. f. auch in seinen auserlesenen Werken. Bd. 3, S. 213 u. f. wieder abgedruckt.

Bildung des Menschengeschlechts und ihr Fortbilden in sich selbst durch fortschreitende Cultur geführt. Zwei kolossale Popanze, meinte Falk, hätten dem fortschreitenden Genius der Menschheit im Wege gestanden, der Pfaff und der Ritter *). Luther habe den ersten, Napoleon den zweiten gestürzt. Das Feudalsystem sey die Knechtschaft der Menschheit. Wäre dieser Kerkermeister gestürzt, so würden die Knechte zu Menschen. Luther habe Napoleon vorgearbeitet; ohne diese kräftige Vorrede würde das neue Werk schwerlich so gut aufgenommen werden. Der Beweis liege am Tage: wo die Reformation vorgearbeitet habe, da siege Napoleon, in allen hellen Ländern, von den Pyrenäen bis an die Weichsel. Wo die Finsterniß noch die Menschen in den Banden der Mönche gefangen halte, wo Luther nicht vorgearbeitet, da gedeihe das neue Werk auch nicht, oder doch nur mühsam und langsam. — Es sey das sicherste Zeichen von Selbständigkeit, wenn die Autoritäten nichts mehr gälten; Selbständigkeit sey die Mutter der Ingenuität. — Was kommen werde, und daß es so kommen werde, habe er schon seit mehreren Jahren vorhergesagt, er habe es schon im J. 1806 in Weimar unter den preußischen Bajonetten behauptet. Damals habe man ihm nicht geglaubt, jetzt spräche die Sache selbst: der Glaube käme ihnen in die Hände, und nun schweige er.

Wir haben diese Aeußerungen Falk's hier mitgetheilt, um die Vielseitigkeit seines Wissens zu zeigen, so wie die Empfänglichkeit, mit der er an den verschiedenartigsten Gegenständen ein lebhaftes Interesse nahm. Daß er eben deshalb viel und schnell sprach, ist bereits erwähnt worden; und wenn Frau von Stael einst über ihn äußerte: „Il est bavard," so hatte auch der Zusatz: mais j'aime les bavards in Bezug auf Falk seine Richtigkeit, der in einer, bis auf ein Lispeln, reinen und wohlklingenden Sprache, eine ungemeine Gewandtheit besaß, jedem Gegenstande eine neue Seite abzugewinnen. Die Begeisterung seiner Rede ward bei lebhaften Schilderungen nicht selten stark und heftig, und ging leicht in Declamation über. Auch gerieth er oft vom Ernsten ins Komische,

*) Vergl. eine ähnliche Stelle in Falk's auserlesenen Werken. Bd. 3. S. 299.

und wußte äußerst überraschend auch der ernsthaftesten Sache eine lächerliche Folie unterzulegen, so daß man auch in der Folge an die ernsthafte Seite nicht mehr denken konnte, ohne über ihren Gegensatz zu lachen.

Ueberhaupt schien ihm seit dem Jahr 1806, wo er aus seiner literarischen Zurückgezogenheit heraustrat und mit dem öffentlichen Leben in nähere Berührung kam, noch immer ein heiterer Weltsinn geblieben zu seyn, der ihn zur Geselligkeit trieb und seine Suade zu geistreichen Betrachtungen noch mehr beflügelte. „Merkwürdig war es," sagt St. Schütze *), „wie von Zeit zu Zeit immer eine neue Idee, eine neue Ansicht ihn ergriff, und in der Phantasie, von combinatorischem Witz begleitet, auf das höchste sich ausspann und erweiterte. Wer ihn recht erkannte, konnte nie in Zweifel seyn, daß die Grundlage von seinem Denken und Handeln Wahrheit und Recht sey, aber es ist auch nicht zu übersehen, daß seine Phantasie, wie sie sich selbst gern alles groß malte, äußerlich den Schein der Größe nicht verschmähte, was Vielen den Verdacht gab, als sey es ihm gewöhnlich nur um den S ch e i n allein zu thun gewesen — eine durchaus falsche Vorstellung, die durch die Anstrengungen, womit er sich so oft zum Wohl der Menschheit aufopferte, hinlänglich widerlegt wird."

Dies bewies er vorzüglich im J. 1813, wo er sich zwei Tage lang in den Bivouacs des französischen Marschalls Marmont, Herzogs von Ragusa, aufhielt, und mit Hülfe einer Compagnie Infanteristen, die ihm auf Befehl des französischen Generalcommandanten, Baron von Coehorn, zu seiner Disposition gestellt ward, den Plünderungen in Wiegendorf, Schwabsdorf und andern in weimarischen Landen gelegenen Ortschaften kräftig Einhalt that. Eine umständliche Schilderung jener Ereignisse hat Falk selbst in seinem Kriegsbüchlein **) ge-

*) Im Journal für Literatur, Kunst, Luxus und Mode. Febr. 1826. Nr. 15. S. 115.

**) Johannes Falk's Kriegsbüchlein. Darstellung der Kriegsdrangsale Weimars in dem Zeitraum von 1806 bis 1813, nach den Schlachten von Jena, Lützen und Leipzig. Aus Actenstücken und Originalbriefen einiger deutschen Männer an ihre Freunde in England gesammelt. Weimar 1815.

geben. Aber während er die Noth Andrer zu stillen suchte, entriß ihm der Tod, bei dem damals in Weimar und in der Umgegend herrschenden Nervenfieber vier blühende Kinder *). Er hat diesen Verlust durch ein poetisches Denkmal verewigt **). Einige Verse aus der unten angeführten „Klage" sind augenblickliche Eingebungen unter dem Fenster, an der nächtlichen Thür des auch bald an der Seuche hingeschiedenen Arztes, den der Vater zu den sterbenden Kindern rufen wollte, aber nicht anklopfen konnte, während die Mitternachtsglocken von St. Jakob schon die letzte ihrer Stunden geschlagen hatten.

Der Schmerz über diesen Verlust war so grenzenlos, daß Falk nur in der Idee, ein Vater und Versorger der durch den Krieg verlassenen und verwilderten Kinder zu werden, einige Beruhigung fand. „Als meine Natur," sagt er ***), „von so vielen Leiden erschüttert, mit dem Stoff der Ansteckung in Streit gerathen mußte, wünschte ich sehnlich die Auflösung. Da sie aber dennoch, nach einem schweren Kampf, nicht erfolgte, und ich wieder zu Bewußtseyn kam, so sagte ich zu mir selbst: Gott schenkt dir das Leben, weil er weiß, daß du ein Herz voll Mitempfindung und Liebe für deine Neben-

*) Guido, Roderich, Cäcilie und Eugenia.

**) In der kleinen Schrift: Johannes Falk's Liebe, Leben und Leiden in Gott. Zu Luthers Gedächtniß herausgegeben von einem seiner Freunde und Verehrer (Adolph Wagner) im Jahr unsers Herrn 1817 (Altenburg, verlegt F. A. Brockhaus). Das Büchlein zerfällt, außer dem Vorwort des Herausgebers, in zwei Theile: „Klage des Dichters um seine vier in den Monaten September und October des Kriegsjahrs 1813 ihm durch den Tod entrissenen Kinder," und „Liebes-Trost in heiligen Sagen." „Ich habe geglaubt" sagt Falk in der Vorerinnerung, „daß die Bekanntmachung dieser Gedichte, wegen der darin enthaltenen Grundsätze zu leben, zu lieben und zu leiden, den vielen zeitermüdeten oder gramverwundeten Seelen meiner Zeitgenossen zu einiger Beruhigung gereichen könnte. Sie stellen beides, den tiefen Schmerz eines schwer geprüften, ausgeweinten Vaterherzens und das innere Leben desselben vor Gott dar, also zugleich mit dem Abgrund die Engelflügel, die ein armes gequältes Erdseyn muthig emporgehalten, daß es nicht unwiederbringlich in die Tiefe hinunterstürzte."

***) S. Johannes Falk's Kriegsbüchlein. S. 32 u. fg.

menschen hast; das sollst du nun den Kindern zuwenden, die jetzt ihre Eltern verloren haben und Waisen geworden sind. — Jedes so gerettete fremde Kind ist eine unverwelkliche Himmelsblume, auf das Grab unsrer abgeschiedenen Lieblinge gepflanzt, ist das gottgefälligste Opfer, das wir ihnen darbringen können. Wir wollen diesen verwaisten Kindern das seyn, was ihre zu früh verstorbenen Eltern oder Verwandten vielleicht den Unsern in einer andern Weltordnung sind. An den irdischen Gespielen unsrer ehemaligen Söhne und Töchter, die jetzt Gespielen der Engel sind, wollen wir treulich die Schuld einer glühend herzlichen Liebe und Zuneigung abtragen, die wir den unsern selbst in dieser Welt ja nicht mehr erzeigen können."

Von dieser Idee aufs lebhafteste ergriffen, verband sich Falk mit dem Stiftsprediger Horn zu Weimar zur Errichtung eines wohlthätigen Vereins, der Gesellschaft der Freunde in der Noth, welcher bald Beifall und Unterstützung bei allen Edelgesinnten Weimars fand. Aber auch in entferntern Theilen Deutschlands, ja selbst in England nahm man thätigen Antheil an diesem Werke, zu dessen Förderung Falk eigene Missionaire unterhielt; und vom letzten December 1815 bis zum ersten Januar 1817 stand die Anstalt schon mit 495 Kindern in wohlthätiger Verbindung. Ihr Hauptzweck war, diese Zöglinge zu nützlichen bürgerlichen Gewerben heranzubilden, und so, um uns Falk's eigener Worte zu bedienen, „durch einen lobenswerthen und Gott wohlgefälligen Betrug die Zuchthäuser und Galgen um recht viele ihrer Candidaten zu bringen." Der unentbehrliche Unterricht im Lesen, Schreiben, in der Geometrie, Geschichte, Naturkunde u. s. w. wurde den Zöglingen in einer mit jener Anstalt verbundenen Sonntagsschule ertheilt. In einem der darüber erschienenen Berichte heißt es: „Wir haben es hier gleichsam mit dem verjüngten Staat zu thun, wobei die christliche Bereitwilligkeit so vieler Meister, in diesem menschenfreundlichen, auf eigene bürgerliche Selbständigkeit erbauten Versorgungsplan der Jugend einzugreifen, nicht genugsam auszurühmen und auszuloben ist. Möchte doch unser, möchte doch jeder deutsche gemüthliche Staat den gegenwärtigen günstigen Augenblick, zum Besten unsers guten, edlen, noch immer in seinen Grundanlagen verkannten deutschen Volks-

stammes und zu dessen höherer Veredlung, nicht gerade durch Fabriken, sondern durch einheimisch geweckte, edle, uns von dem Ausland unabhängig machende Selbstthätigkeit benutzen! Nach so vielen ausgestandenen Drangsalen, wo es den Regenten mit Gut und Blut seine Treue so freudig erprobt, sollte man an den Thüren aller hohen Landescollegien mit flammenden Worten die Inschrift lesen: Tröstet, tröstet mein Volk und redet freundlich mit Jerusalem! — Wir Gebildeten vollends sollten, durch den über unser Haupt ergangenen Sturm gewitzigt, es nie vergessen, daß wir nichts als vergängliche Blüthen sind, die im Sturm zerstäuben müssen, sobald sie sich von ihrem alten treuherzigen, tausendjährigen Stamme lossagen und absondern; daß unter 200,000 Menschen nicht gar 10,000 zu rechnen sind, die singen, dichten, Bücher schreiben, Thee trinken u. s. w. und daß der übrige Theil beten und arbeiten muß."

Die letzten Worte, ein Lieblingsausdruck Falk's, sind nicht selten mißverstanden und so gedeutet worden, als ob er über dem Beten das Arbeiten vergessen haben wollte. Allein der unwidersprechlichste Beweis, daß diese Ansicht falsch ist, liegt in dem, was er selbst gethan, so wie in dem, wozu er hunderte von verlassenen Kindern angehalten, die, erwachsen, nicht etwa als Frömmler, sondern als arbeitsfähige und arbeitslustige, der Menschheit wiedergegebene Staatsbürger sein Andenken in Ehren halten werden. Was Falk öffentlich über die Zwecke seines Wirkens zu äußern pflegte, war freilich nicht immer mit ruhiger Klarheit abgefaßt, aber, um so Schweres zu vollbringen, wie er vollbracht hat, mußte man auch einen so glühenden Eifer für das Gute und Edle besitzen, wie er ihn besaß, und ein solcher Eifer bricht oft mit schwärmerischer Begeisterung durch die Rede.

Beim weimarischen Landtag im J. 1819 hatte er einen Aufruf an die weimarischen Landstände zum Behuf seiner neuen, auch schon für andere Städte zum Muster gewordenen Bildungsanstalt herausgegeben *). Man sieht aus dieser Schrift, wie genau er Volkserziehung und Volksunterricht geschieden wissen wollte. Seine Anstalt ist mit Recht ein praktischer Commentar zur pädagogischen Seelenkunde genannt worden. Wer einen Blick auf den von

*) Leipzig, 1819.

ihm herausgegebenen Volksspiegel der Deutschen*) thun will, wird dafür die merkwürdigsten Belege finden. Die darin erzählten Abenteuer, z. B. in der Erzählung „Flatterhans und Flatterrose," sind alle, wie sie sich in seinem eigenen Kreise zugetragen haben, nach dem Leben gezeichnet.

Falk's unermüdete Thätigkeit in seinem neuen Wirkungskreise fand dankbare Anerkennung: der Großherzog von Weimar verlieh ihm die Decoration des Falkenordens. Aber auch ohne diese ehrende Auszeichnung hätte er sich schon in der Idee glücklich gefühlt, durch ein so herrliches, glänzendes Beispiel seinem Zeitalter und sich ein Denkmal zu setzen. Dieser Gedanke beschäftigte ihn so gänzlich, daß Schriftstellerei ihm von nun an nur Mittel zu diesem Zwecke ward. So wurde der Ertrag einer bereits mehrfach erwähnten Sammlung seiner auserlesenen Werke, welche sein Freund Adolph Wagner herausgab **), redlich zum Besten der Anstalt verwendet.

Einige Worte über diese Ausgabe, die außer dem Bekannten manches bisher Ungedruckte und Auszeichnenswerthe enthält, mögen hier eine Stelle finden. Nach der Vorrede des Herausgebers, der sich über die Eintheilung und Anordnung dieser Werke erklärt, welche Falk, durch Umstände verhindert, nicht selbst herausgeben konnte, begegnen wir dem versificirten Lebensabriß des Johannes von der Ostsee, den wir seiner kindlichen Einfalt und Innigkeit wegen für sehr vorzüglich halten.

Ich war ein armer Knabe
Johannes von der Ostsee
Getauft von meinen Pathen.
St. Petri Pauli Kirchhof
An Danzig's schöner Mündung
Kennt meiner Eltern Namen.
Nicht schäm' ich mich der Abkunft.
So nah' dem Fischerthore,
Dem vielbesuchten Hafen
Der alten Stadt geboren,

*) Leipzig, 1825.

**) Johannes Falk's auserlesene Werke. (Alt und neu.) Erster Theil: Liebesbüchlein. Zweiter Theil: Osterbüchlein. Dritter Theil: Narrenbüchlein.

Von würdig frommen Eltern,
Sah ich die Segel gleiten
Und Schiffe gehn und kommen u. s. w.

Er beschreibt nun weiter auf die rührendste Weise, wie er seinen Wunsch, zu studiren, wegen des Unvermögens seiner Eltern, lange habe aufopfern müssen u. s. w., und wie er endlich

Gelockt von frühster Jugend
Durch ewig theure Namen

an den Strand der Ilm gekommen sey. Wie herzlich ist es, wenn ihm die Bewohner seiner Vaterstadt beim Abschiede zurufen:

Denk' an die alte Ostsee,
An Peter Pauli Kirchhof,
Wo wir uns deiner Jugend
Mit liebreich stiller Pflege
So thätig angenommen;
Und wenn einst arme Kinder
Mit schüchtern wiederholten
Kaum hörbar leisen Schlägen
Sich deiner Pforte nahen,
Und Niemand ist, der unser
Sich, außer du, erinnert,
So denk', wir sind's, die Todten,
Die vor der Thüre klopfen,
Die in dem Saale standen.
Wie sollte sich entblöden
Dein Herz uns abzuweisen?

Nein, antwortet ihnen der Dichter mit tiefer Rührung:

Nein, nein, ihr Abgeschiednen,
Ihr edlen, hohen Geister,
Das ist euch nicht geschehen
Und soll es nie. Ja, klopft nur,
In Sturm und Regen klopfet,
Klopft, klopft vor meiner Thüre.
Ich will sie euch eröffnen u. s. w.

Und nun, wie schön ist der Zweck seiner unlängst er-

wähnten wohlthätigen Anstalt in folgenden Worten angedeutet:

Ihr seht nun an der Ilme
Mein demuthstilles Wandeln,
Wie's einem Geist geziemet,
Der an des Schmerzens Throne,
Mit Perlen unterflochten,
Sich Rosen eingesammelt
Zu einer stillern Krone,
Als je die Welt zu bieten
Vermag. — Und diese Rosen?
Ja viele hundert Kinder,
Die sich um mich versammelt
In diesem Sturm der Zeiten,
Sie sind es, die ich meine.
Euch bring' ich sie zum Kranze,
Ihr Himmlischen und Edlen!
Ihr hohen Unbekannten,
Mit denen ich verbunden
Noch fortzuleben denke,
Wenn dieser Leib zerfallen u. s. w.

Der hierauf folgende Aufsatz „Zur Jugendgeschichte des Johannes von der Ostsee" besteht aus mehrern Briefen *) Falk's, angeblich zwischen dem dreizehnten und siebzehnten Jahre an einen Vetter in Preußen geschrieben. In ihnen spricht sich der kindliche Charakter, die ganze Naivetät der Jugend aufs treffendste aus. Noch mehr ist dies der Fall in den Seestücken, die aufs kleinste nach der Natur copirt, für den, der das Schiffer- und Handelsleben kennt, ein ganz besonderes Interesse haben mögen. Aber auch jeden andern dürfte der harmlose, unbefangene Ton anziehen, der in diesen Liedern herrscht, unter denen wir, durch den Raum dieser Darstellung beschränkt, nur einige der trefflichsten: An die Muse des Meeres, Amor ein Schiffer, später Dank, Verwünschung des Amor, ein Abend am Meere, der Morgen auf den Schiffswerften, die Nacht im Hafen u. a. m.

*) Sie befinden sich, nebst noch andern, in Falk's „Leben des Johannes von der Ostsee" (Tübingen, 1805), das bereits in dieser biographischen Skizze erwähnt worden ist.

namhaft machen. Der Dichter nimmt hierauf Abschied von der Muse des Meers, und die nun folgenden Gedichte, Briefe und Aufsätze schildern größtentheils die erste Liebe des Verfassers, wobei sich Neues und Altes freundlich aneinander reiht. Mit einigen Veränderungen erinnern wir uns mehrere dieser Briefe im Johannes von der Ostsee gelesen zu haben; doch möchten wir die Verwandlung des Johannes in Ariel, und der Jeanette in Ariele nicht billigen, welche Rücksichten auch immerhin den Dichter zu jener Umtaufe bewogen haben mögen. Außerdem begegnen wir in diesem Liebesbüchlein noch manchen bekannten Gedichten, die man aber mit immer neuem Genusse wieder lieset, so unter andern: dem Künstler an seinen Genius, dem sterbenden Lorenzo, Lorenzo's Grabschrift, dem herrlichen Aufsatze: Die Menschenalter; An Anselmus u. a. m.

Den zweiten Theil der Falk'schen Werke macht das sogenannte Osterbüchlein aus, das mit den heiligen Gräbern oder dem Weltverhängniß beginnt. Ueber die Trefflichkeit dieses Gedichts, das zu Falk's frühesten Producten gehört, ist bereits gesprochen worden. Die in diesem Bande enthaltenen Mährchen: „Die Reise des alten Braminen von Balsora zum schwarzen Berg und dem gläsernen Thurm," und „Die Geschichte von den drei Herren Raben in Schwabenland" sind aufs geistreichste erfunden und durchgeführt, und erhalten in dem beigefügten „Schlüssel zu dem platonischen Mährchenbüchlein" eine schöne und erfreuliche Auflösung. Der Verfasser legt hier seine Confession über die Natur und ihre mannigfachen Erscheinungen ab, und stellt eine Art von naturphilosophischem System auf. Göthe's scharfsinnige Abhandlung „Die Metamorphose der Pflanzen" dient ihm dabei als leitendes Princip. Nach Göthe sind Stiel, Blätter, Farbe irgend eines Gewächses, z. B. eines Rosenstocks, gleich unten im Samenkorn als Intention, d. h. im Anfange vorhanden, und treten dann, sich stufenweise entwickelnd, nach oben zu als Idee, bestimmter, ätherischer, lichtähnlicher für das Auge hervor. Eben so wie nun in dem Rosenstock oder vielmehr in dem Samenkorn ein Vorbildliches, die Rosenidee, schlummert und nach den mit den Elementen einmal eingegangenen Verträgen einer Erweckung zum Lichte harrt: so befindet sich auch nach Plato eine vorgängige Zeichnung von al-

len sichtbaren Gegenständen im Unsichtbaren, oder mit andern Worten, ein Urdaseyn aller Dinge in Gott *). Die Idee ist nicht die Natur; sie prägt nur ihr Bild in die Natur, sie ist das Erschaffende selbst, sie ist nicht das Wesen des Scheins, sondern das Urwesen ewiger Vollkommenheit. Um bei dem angeführten Beispiele stehen zu bleiben, so ist nun der Anfang eines Rosenstockes, insofern er eine particula divina, ein Ausfluß aus dem Wesen der Gottheit ist, eine Abscheidung aus demselben, also ein Ende für seine Existenz in Gott oder im Universum. Denn statt jener universellen Intention behält jetzt die individuelle die Oberhand. Nicht mehr Sonne, Mond und Gestirne, sondern nur Rosenstöcke will er von nun an bis in alle Ewigkeit hervorbringen. Folglich ist seine Geburt, sein Anfang als Rose, Ende, Untergang oder Tod in Gott. So ist denn folglich auch jedes zeitliche Ende zugleich ein Zurückgang und Anfang im Ewigen. — Wir sehen ferner, daß die Natur in einer ewigen Entwickelung begriffen ist. Durch alle vier Naturreiche herrscht ein und dasselbe Gesetz, nämlich das eines ewigen Fortschrittes, wie das einer unermüdlichen Stetigkeit. Im todten Stein sucht es die grünende Pflanze, in der stehenden Pflanze das wandelnde Thier, im kunstfähigen Thier den aufgerichteten, vernunftbegabten Menschen. — Kommt man aber erst einmal dahin, mit geistreichem Umblick ein solches Bildungsgesetz in den Erscheinungen der Natur zu ahnen, so wird man sich auch bald genug genöthigt fühlen, zu dem Daseyn von ewigen Urbildern aller irdischen Dinge in Gott seine Zuflucht zu nehmen, und zugleich der Ueberzeugung Raum zu geben, daß es blos ihr Kampf mit den irdischen Elementen ist, der die an sich vollkommenen göttlichen Gedanken so unvollkommen in Zeit und Raum erscheinen läßt. Mit diesem ausgesprochenen Wort stehen wir sogleich an der Schwelle des ältesten Natur- und Völkerglaubens, so wie an dem ehrwürdigen Grundquell aller Offenbarungen. „Nur aus der innigsten Durchdringung des Deismus, wie des Naturalismus," so lautet des Verfassers Glaubensbekenntniß, „der Bibel wie der Wissenschaft, die ja

---

*) Man vergleiche damit das Gedicht: „Liebestrost in heiligen Sagen" in Joh. Falk's Liebe, Leben und Leiden in Gott (Altenburg, 1817), S. 67 u. fg.

beide Geschenke aus den Händen eines und desselben ewigen Urhebers sind, kann dermalen eine Betrachtung der Religionswahrheiten hervorgehen, die uns zugleich vor Aberglauben und vor Unglauben schützt, und folglich dem Stand unsers Zeitalters angemessen ist."

Außer den genannten größern Aufsätzen zeichnen sich noch einige Gedichte, zum Theil aus dem Prometheus entlehnt und mit besondern Ueberschriften versehen, sehr vortheilhaft aus, z. B. Uranus und Uranide, die ersten Kinder im Paradiese u. a. m.

Bei dem Narrenbüchlein, welches die satyrischen Producte Falk's enthalten sollte, war es allerdings eine schwierige Aufgabe, in einem Raum von viertehalbhundert Seiten das Bedeutendste, Ausgezeichnetste in der erwähnten Gattung zusammenzudrängen. Mit Recht fiel zwar die Wahl auf die Helden, den Schmidt von Apolda und die lustigen Historien von der Gimpelinsel, welche letztere unsers Wissens hier zum ersten Mal im Druck erschienen sind. Dagegen hat manche ergötzliche oder auch ernste und strafende Satyre der Beschränkung des Raums oder wahrscheinlicher andern Rücksichten weichen müssen, unter denen wohl die Abneigung Falk's in den letzten Jahren seines Lebens gegen Satyre überhaupt am entscheidendsten gewesen seyn mag.

Sein Geist hatte längst eine Richtung genommen, die ihn diesem Fach entfremdete, und ihm dagegen Wohlwollen und Liebe gegen die ganze Menschheit einhauchte. Groß war Falk's Freude jetzt, den durch seine Zöglinge angefangenen Bau eines Bet- und Schulhauses rasch fortrücken zu sehen. Festlich geschmückt erschien das noch nicht ganz vollendete Gebäude bei dem Jubelfeste des Großherzogs von Weimar am 3ten Sept. 1825 *). Hinter sechs weißen Säulen sah man eine grün ausgeschmückte Vertiefung, einen Helikon zu bilden beabsichtigend. Zwischen den Säulen nach der Straße zu standen Büsten und Statuen, eine Muse in der Mitte, die Büsten von Göthe und Schiller zu ihren beiden Seiten, die Helden der Ilias und Odyssee daneben, Achill zur Seite Schillers, Odysseus

---

*) S. Weimar's Jubelfest (Weimar, 1825), erste Abtheilung, S. 35.

neben Göthe. Auf dem Postament der Muse stand folgende Inschrift:

Selbst nach vielen hundert Jahren,
Wo nur irgend Deutsche waren,
Wird Dein Ruf sich offenbaren,
So, aus treuer Brust;
Kehr', mit deinen Dichterschaaren,
Die den Lorbeer in den Haaren,
Ewig grün, Dir aufbewahren,
Kehre, Karl August!

Diese Verse und die Kränzung der Säulenhalle seines verehrten Fürsten waren die letzte Anstrengung seines mühseligen und wechselvollen Lebens. Seine Gesundheit hatte schon in früher Jugend gelitten und erst wieder einige Stärke gewonnen, als ihm durch die Schlacht bei Jena ein andrer Wirkungskreis zu Theil ward. Durch eine Erkältung fünf Monate lang auf ein schmerzliches Krankenlager geworfen, ward sein Körper, durch eine verderbliche Gährung der Säfte, wie mit sich selbst im Streit, allmälig zerstört. Er starb den 14ten Febr. 1826 Abends nach sieben Uhr, nachdem er mehrere Stunden durch Mittheilung seines letzten Willens seine Kräfte erschöpft hatte.

Ein treffendes Urtheil über Falk den Dichter, bei dem Scharfsinn und Phantasie sich oft unharmonisch berührten, und zuletzt der rein-kritischen Tendenz das Uebergewicht geben mußten, so wie über den nur Edles wollenden und beginnenden Menschen, hat St. Schütze neuerlich ausgesprochen *). Biographische und literarische Notizen über Falk ertheilen, außer dem Conversationslexikon und dessen Neuer Folge, Vetterlein in seinem Handbuch der poetischen Literatur der Deutschen (Köthen, 1800), S. 589 u. fg.; Jördens insb. Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten (Leipzig, 1805 u. f. J.) Bd. 1, S. 495 u. f., Bd. 6, S. 83 u. fg., und ein mit der Ueberschrift: Johann Daniel Falk, in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1826, Nr. 96 u. 97 enthaltener Aufsatz. Auch Adolph Wagner's Einleitun-

*) S. das Journal f. Literatur, Kunst, Luxus und Mode, Februar, 1826, Nr. 15, S. 113—116.

gen zu Falk's „Liebe, Leben und Leiden in Gott", so wie zu dessen auserlesenen Werken verdienen verglichen zu werden.

Chronologisches Verzeichniß von Johann Daniel Falk's Schriften.

1) Der Mensch, eine Satyre, frei nach Boileau, von J. D. Falk. Leipzig, 1795.
2) Die heiligen Gräber zu Rom und die Gebete, von J. D. Falk. Leipzig, 1796.
3) Taschenbuch für Freunde des Scherzes und der Satyre, herausgegeben von J. D. Falk. Erster Jahrgang. Leipzig, 1797.
4) Ebendasselbe. 2ter Jahrg. Leipzig, 1798.
5) Der Mensch und die Helden, zwei satyrische Gedichte von J. D. Falk. 2te verbesserte Aufl. Leipzig, 1798.
6) Die heiligen Gräber und die Gebete. Nebst einem Anhange kleinerer satyrischer Gedichte, enthaltend; die Eitelkeit, die Schmausereien, die Jeremiade, die Mode; von J. D. Falk. 1stes, 2tes Bändchen. Nicht in der Sommer'schen Buchhandlung zu Leipzig (1799).
7) Taschenbuch für Freunde des Scherzes und der Satyre, herausgegeben von J. D. Falk. 3ter Jahrgang. Leipzig, 1799.
8) Denkwürdigkeiten der Berliner Charité auf's Jahr 1797, in alphabetischer Ordnung, nebst einem Gegenstück zu Herrn Biester's Darstellung aus Acten. Weimar, 1799.
9) J. D. Falk's Satyren. 1stes, 2tes, 3tes Bändchen. Neue völlig umgearbeitete Aufl. Leipzig und Altona, 1800.
10) Taschenbuch für Freunde des Scherzes und der Satyre, herausgegeben von J. D. Falk. 4ter Jahrgang. Leipzig, 1800.
11) Ebendasselbe. 5ter Jahrg. Weimar, 1801.
12) Ebendasselbe. 6ter Jahrg. Weimar, 1802.

13) Ebendasselbe. 7ter Jahrg. Weimar, 1803. (Die drei letztern Jahrgänge führen auch den Titel: J. D. Falk's neueste kleine Schriften. Weimar, 1801—3. 3 Bdchen.)
14) Kleine Abhandlungen, die Poesie und Kunst betreffend, von J. D. Falk. Mit drei Umrissen nach Raphael und Michael Angelo. Weimar, 1803.
15) Prometheus. Ein dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen von J. D. Falk. Mit einem Kupfer. Tübingen, 1803.
16) Amphitruon, Lustspiel in fünf Aufzügen von J. D. Falk. 1ste, 2te Abtheil. Mit einem Kupfer. Halle, 1803, 1804.
17) Neueste Sammlung kleiner Satyren und Erzählungen, von J. D. Falk. Berlin, 1804.
18) Leben, wunderbare Reisen und Irrfahrten des Johannes von der Ostsee, herausgegeben von J. D. Falk. 1stes Bändchen. Tübingen, 1805.
19) Grotesken, Satyren und Naivitäten auf das Jahr 1806. Mit eilf Umrissen, nach Raphael, Michael Angelo, Teniers und andern alten Meistern. Herausgegeben von J. D. Falk. Tübingen, 1805.
20) Elysium und Tartarus, eine Zeitung für Poesie, Kunst und neuere Zeitgeschichte. Weimar, 1806. gr. 4.
21) Grotesken, Satyren und Naivitäten auf das Jahr 1807. Mit fünf Umrissen nach Parmegiano, Annibal Carrach und Raphael. Herausgegeben von J. D. Falk. Tübingen, 1806.
22) Römisches Theater der Engländer und Franzosen, in freien Bearbeitungen, nebst Entwicklung der Charaktere und Zurückführung derselben zu ihren Quellen bei den Alten, besonders bei Plutarch, Livius und Dionys von Halikarnaß. 1ster Band. Shakespeare's Coriolan enthaltend. Amsterdam, 1811.
23) Johannes Falk's Kriegsbüchlein. Darstellung der Kriegsdrangsale Weimar's in dem Zeitraum von 1806—1813, nach den Schlachten von Jena, Lützen und Leipzig. Aus Actenstücken und Originalbriefen einiger deutscher Männer an ihre Freunde in England gesammelt. Weimar, 1815.
24) Johannes Falk's Liebe, Leben und Leiden in Gott. Zu Luthers Gedächtniß herausgegeben von einem seiner Freunde und Verehrer (Adolph Wagner) im Jahr unseres Herrn 1817. Altenburg, verlegt's F. A. Brockhaus.

25) Johannes Falk's auserlesene Werke. (Alt und neu). In drei Theilen. 1ster Theil oder Liebesbüchlein; 2ter Theil oder Osterbüchlein; 3ter Theil oder Narrenbüchlein. Leipzig, 1819. (Der Herausgeber ist Adolph Wagner.)
26) Aufruf an die weimarischen Landstände über eine der schauderhaftesten Lücken in unserer Staatsverfassung, welche durch die Verwechslung von Volksunterricht und Volkserziehung entstanden ist. Leipzig, 1819.
27) Das Vaterunser, in Begleitung von Evangelien und uralten christlichen Chorälen, wie solches in der weimarischen Sonntagsschule mit den Kindern gesungen und durchgesprochen wird. Mit acht Noten und neun Kupfertafeln. In Kupfer gestochen, gesetzt und gedruckt von Zöglingen der Anstalt zu Jena und Weimar. Im Anhange eine kurze Geschichte der Anstalt der Freunde in der Noth von Johannes Falk. Leipzig, 1822.
28) Der allgemeine christliche Glaube, mit Chorälen und Kupfern, wie solcher in der weimarischen Sonntagsschule gesungen und volksmäßig durchgesprochen wird. Zur Fortsetzung eines durch die Kinder selbst seit zwei Jahren angefangenen und bereits halb vollendeten Bet- und Schulhauses. Herausgegeben von Johannes Falk. Berlin, 1824.
29) Johannes Falk's Volksspiegel der Deutschen. Leipzig, 1825.
30) Johannes Falk's Einleitung zu J. G. von Herders Volksliedern. Leipzig, 1825. 2 Bändchen.

Zerstreute Gedichte und Aufsätze von Falk findet man unter andern in folgenden Zeitschriften und Almanachen:

1) in K. F. Fulda's neuer Blumenlese deutscher und verdeutschter Gedichte auf d. J. 1795. (Der Esel, eine Erzählung nach Lafontaine; Paul Walch, ein Fragment.);
2) im Neuen deutschen Merkur 1795, St. 10, S. 205 u. fg. (Die Wissenschaften, ein Bruchstück aus den heiligen Gräbern zu Rom);
3) in der Deutschen Monatsschrift 1795, St. 9. (Der Hahn, ein zweites Bruchstück aus dem eben angeführten Gedichte);
4) in dem Göttinger Musenalmanach 1795. (Die Schmausereien);

5) in der Göttinger Blumenlese 1796. (Die Gebete);
6) in der Zeitung für die elegante Welt 1804. Nr. 1. (Herders Todtenopfer);
7) in dem Taschenbuch der Liebe und Freundschaft auf d. J. 1807. (Erinnerung an Corona Schröter);
8) in der Urania auf d. J. 1812. (Ueber die verschiedene Art, wie Göthe und Schiller das Schicksal behandelt);
9) in den Zeitschwingen. October 1817. Nr. 25. (Der Kornjude);
10) in dem Taschenbuch zum geselligen Vergnügen auf d. J. 1822. (Die Gesichte);
11) in dem Literar. Conversationsblatt. April 1822. Nr. 91. (Hans Schön).

Digitized by Google

Friedrich Christoph Schlosser,

geh. Hofrath und Professor in Heidelberg.

(Selbstbiographie.)

Friedrich Christoph Schlosser.

Die Verlagshandlung der Zeitgenossen hat mich neulich um eine Angabe der Hauptumstände meiner Lebensgeschichte für einen Artikel im Conversations-Lexikon, und glaubte hernach, daß meine Bemerkungen in der Gestalt, wie ich sie sehr flüchtig aufgesetzt hatte, dem Publicum nützlich oder angenehm seyn könnten; sie wünschte sie, wie sie waren, drucken zu lassen und ich habe kein Bedenken getragen ihr Verlangen zu bewilligen. Diese zufällige und von mir nicht ausgegangene Veranlassung dieses Aufsatzes wird mich hoffentlich gegen die Anklage der Anmaßung einer Selbstbiographie schützen. Ein öffentlicher Lehrer, der auf die Bildung einer nicht unbedeutenden Zahl junger Männer Einfluß gehabt hat, wird sich außerdem eher als ein andrer Gelehrter entschuldigen können, wenn er von sich selbst redet, weil er nur auf diese Weise dem freundlichen Wohlwollen von Schülern und Freunden seine Selbsterkenntniß öffentlich entgegensetzen kann. Er wird dann freilich nicht damit anfangen dürfen, daß er die Zeugnisse und Complimente, die er erhalten hat oder doch erhalten zu haben glaubt, beibringt, oder mit geheuchelter Demuth sich höher zu stellen sucht, als er mit dem anmaßendsten Stolze thun könnte. Er darf nicht die Gele-

genheit benutzen, sich selbst Complimente zu machen oder seinen Freunden durch die Art, wie er sie dem Publicum vorführt, nützlich, seinen Feinden schädlich zu werden. Er muß einzig und allein darauf ausgehen, den Weg seiner Bildung anzudeuten, den Verständigen auf diese Weise den Schlüssel zu manchen Aeußerungen in seinen Schriften geben, und den Unbefangenen zeigen, wie er zu dem gelangte, was er erworben hat oder doch erworben zu haben glaubt. Wer dies nicht will, kann auf eine andere Weise anziehend werden. Viele Selbstbiographien und Lebensbeschreibungen sind dadurch anziehend, daß sie den Frosch der Fabel zeigen, der so groß werden will. Die Armseligkeit malt sich selbst, die Armseligen staunen, der Weltmann freut sich und rühmt solche Männer. Er lacht zwar der Gelehrten, bedient sich aber der Eiteln; mit den Andern ist für ihn gar nichts anzufangen. Der bescheidene Gelehrte kann, wenn er über sich selbst schreibt, nur nachweisen wollen, wie er zu der Art von Bildung, die ihm eigen ist, zu der Ansicht der Wissenschaft, die man von ihm erhalten kann, gelangt sey. Wer Bücher nur liest, um Bücher zu machen, oder wer, wie man jetzt unter uns zu sagen anfängt, nur den Begriff sucht, der wird über den nüchternen Bericht einfältiger Selbstbeobachtung mitleidig lächeln; er wird von der Erfahrung eines Mannes nicht hören wollen, der gesucht hat, sich erst selbst zu verstehen, ehe er andere belehrte. Es bleibt aber dem einfachen Erzähler immer ein Publicum, das durch Sophisterei nicht irre geleitet wird und ihn ruhig anhört.

Meine eigentliche Bildungsgeschichte, den Gang meines innern Lebens aufzuschließen verhindern tausend Rücksichten und der Freundschaft heiligste Pflicht; dies hindert aber nicht das Aeußere, die Umstände, deren Einfluß ich zu entwickeln wage, treu zu berichten. Der Hauptgesichtspunct, den der Leser dieser Blätter festhalten muß, ist der, daß ich von Jugend auf nur meine eigne Ausbildung, nur mein eignes ruhiges, contemplatives, selbstbewußtes Leben, nie den Professor oder Schriftsteller vor Augen hatte, daß ich in die Laufbahn, die ich seit neun Jahren erst verfolge, gedrängt ward, nicht freiwillig eintrat, daß ich nie den geringsten Werth oder die geringste Bedeutung auf den auf diesem Wege zu erhaltenden Ruhm oder Vortheil legte

oder gegenwärtig lege. Die Sicherheit meines Tons und der Stolz und Trotz meiner Jugend, wo ich noch nicht an Schriftstellerei dachte, floß nur aus dem Gefühl meiner Unabhängigkeit von jedem äußern Verhältniß, jedem künstlichen Bedürfniß. Es floß ferner aus der großen Verachtung für die armen Büchermacher, die aus der Ferne groß und berühmt, in der Nähe armselig und verächtlich erscheinen, weil ihnen alle Kraft und alle Eigenthümlichkeit gemeiniglich fehlt; Einbildung von mir selbst hatte keinen Antheil daran. Schon in Göttingen, als junger Mensch von achtzehn Jahren, ward ich von der Grille deutscher Professoren, sich unter dem Haufen eines gaffenden und staunenden Schwarms von Unverständigen für Lichter der Welt zu halten, ganz geheilt. Ich lachte der eiteln Prahlerei, welche ein Planck, Spittler, Kästner verschmähten, Heyne aber trefflich anzubringen wußte. Da war er oder die Seinigen überall, da merkte man nahe und entfernte Bekannte, da wurden die Schüler und Freunde genannt, da wurde der Einfluß angedeutet u. s. w. Andre trieben dies später noch weiter. Mir kam es immer kläglich vor, sich in innern Dingen auf äußere Zeugnisse zu stützen. Ich erkannte früh, daß die deutschen Professoren, Schriftsteller, Gelehrte, Redactoren gelehrter und ungelehrter Blätter sich unter einander verständen, das Publicum und die Nachwelt zu betrügen, und nahm mir vor, mich nie unter eine Menge von eingebildeten Menschen zu mischen, wo der welcher sich nicht vor jedem bückt und nicht Partei macht, oder welcher irgend einen in seinem eiteln Treiben stört, nur Steinwürfe der Parteimänner und Schmähungen der Gassenbuben, die sich berühmt machen wollen, zu erwarten hat. In meinem frühern Vorsatz ward ich hernach durch die Erfahrung bestärkt; doch gestehe ich, daß ich oft sehr ehrenvolle Ausnahmen von der Regel angetroffen habe. Die Schleichenden, die De- und Wehmüthigen fand ich indessen immer am eitelsten, am schlausten und am boshaftesten in ihrer kleinen Größe. Ich blieb von der Grille, ein großer Mann werden zu wollen, glücklicherweise frei, und wenn ich Schriftsteller ward, so war es nur, weil ich auf keine andre Art meine Kenntnisse und meinen Beruf zum Lehrer beurkunden konnte. Dies mußte aber geschehen, sobald ich von meinem ersten Lebensplan abgewichen war und aus meinem Traum vom

innern Leben erwachte. Erst in den letzten Bänden meiner Weltgeschichte nahm ich auf das sogenannte Publicum, das ich vorher nie im Auge hatte, einige Rücksicht, weil man es wiederholt von mir gefordert hatte. In der unter meinen Händen befindlichen gänzlichen Umarbeitung des ersten Theils, oder in meinem universalhistorischen Abriß der Geschichte der alten Welt und ihrer Cultur, habe ich dasselbe zu thun versucht, nicht um des eiteln Ruhms willen, sondern weil ich in der jetzigen Lage der Dinge auch denen nützlich zu werden wünschte, an die ich vorher nie gedacht hatte.

Ich ward am 17ten Nov. 1776 in Jever, einem nicht volle zwei Stunden von der Nordsee an der äußersten Nordspitze des Oldenburgischen gelegenen Städtchen, geboren. Seit undenklichen Zeiten hatte das kleine Ländchen Jever mit einer einzigen Stadt und einer Anzahl Dörfern seine alte Verfassung erhalten, war erst von Häuptlingen, dann von den oldenburgischen Grafen in seinen Eigenthümlichkeiten geschützt worden, und als nach Graf Anton Günthers Tode Oldenburg und Delmenhorst an Dänemark kamen, an den Fürsten von Anhalt-Zerbst als einzelne Herrschaft übergegangen. Diese Fürsten legten auf das Ländchen eine große Bedeutung, weil es viele Domainen hatte und viele Einnahmen abwarf; sie brachten ihm aber den sächsischen Proceß und alle seine Schikanen und endlich auch im achtzehnten Jahrhundert Justinians Verwaltungsweise. Dies ging indessen nur die Gerichte und die Stadt an, wo das steife römisch-germanische Juristenwesen, die bloße Form, den strengsten Despotismus und mit ihm Titel und Proceßwesen herrschend machte; auf dem Lande bestand im Ganzen die alte Sitte. Kein Adel, reiche Bauern, dünne Bevölkerung; des Bauern Arbeiter, seine Miethsleute und Genossen; seine Knechte, jüngere Söhne anderer reicher Bauern; Gastfreiheit, Offenheit, alte Art sich zu kleiden und zu nähren, plattdeutsche und zwar tief plattdeutsche Sprache. Abgelegen von jeder Heerstraße, ohne bedeutenden Handel, hatte das Ländchen bis auf meine Kindheit die alte Treue der Rüstringer, ihre Einfalt und Derbheit bewahrt. Meine Kindheit scheint mir einer ganz andern Welt, einem ganz andern Jahrhundert anzugehören, weil ich jene alte Zeit schon als Knabe unter meinen Augen der sogenannten Aufklärung der Romane weichen sah. Bei

Lichte besehen, war freilich, wie in allen menschlichen Dingen, auch in der Rüstringschen Derbheit, die ich nie habe verleugnen können und noch weniger verleugnen wollen, nicht so gar viel verloren; ich vermißte sie aber mehr als ein Andrer, weil ich drei oder vier Jahr bei einer Tante, welche in Fedderwarfen, einem Dorfe, das dem Grafen von Bentink angehörte, durch ihren Reichthum einen bedeutenden Einfluß hatte, verlebt und diese Zeit sich dem kindlichen Gemüthe tief eingeprägt hatte. Wie ich geboren ward, regierte der wunderliche Friedrich August, oder vielmehr sein Friseur Schöne, den er Commissar nannte, wenn ich nicht irre, und dieser Friseur vertheilte bei uns, wie in Zerbst, die Titel an die Juristen, die Pfarren an die Theologen, das Geld an seine hungerigen zerbster Freunde. Meine Mutter war aus einer sehr alten und reichen Familie unseres Landes, eine ungemein kräftige Frau, ohne andere Bildung als die, welche sie sich später selbst verschaffte, ohne Fertigkeit das Deutsche zu sprechen oder ihren Ausdruck im Plattdeutschen zu wählen. Dies hinderte sie indeß nicht juristische Consultationen den Plattdeutschen plattdeutsch zu geben, dabei alle juristischen Kunstausdrücke richtig anzuwenden; woraus ich schließe, daß ihre natürlichen Fähigkeiten sehr ausgezeichnet müssen gewesen seyn. Dasselbe zeigte ihr ganzes Benehmen im Leben und die Art, wie sie in den bedrängten Umständen ihren Stolz behauptete. Unglücklicherweise hatte ihr Vater sie nach alter Weise mit Prügel und nur mit Prügel erzogen, sie wandte diese rüstringische Manier auch auf alle ihre Kinder an und verdarb sie alle ohne Ausnahme durch die unvernünftige Strenge. Auch auf meinen Charakter wirkte dies sehr nachtheilig ein, erst spät konnte ich durch viele Mühe und Aufmerksamkeit auf mich selbst die Folgen dieser Art von Erziehung weniger schädlich machen, vertilgen werde ich sie nie. Meines Vaters Familie war aus Oberdeutschland eingewandert. Er selbst hatte einen sehr ausgezeichneten Verstand, ungemeine Kenntnisse, war im Lateinischen und Französischen Meister und der Gelegenheitsdichter seiner Zeit. Ihn hatte aber, wie tausend Andre, das verwünschte Treiben deutscher Universitäten verdorben, wo man Handwerksburschen zwar Knoten schilt, aber doch ihr Saufen, ihr Brüllen, ihr

Gebot zur Lade, ihr Altgesellenwesen, ihre Versammlungen in den Schenken, ihre blauen Montage nachahmt und an die Stelle ihrer Prügeleien ein elendes Duellwesen setzt. Er hatte sich duellirt, er hatte sich das Trinken angewöhnt, er setzte dies zu Hause fort, wo er die lieben Genossen von Marburg, Jena und Göttingen, wo er studirt hatte, wiederfand. Als ein gewandter, witziger, feiner Mann gewann er die Gunst meiner Mutter, und heirathete sie wider den Willen des alten geizigen Großvaters, dessen Geld ihm und seiner jungen Frau eine geraume Zeit hindurch ein lustiges Leben verschaffte. Von dieser Zeit erhielt ich keine Kunde mehr; als ich zur Welt kam, war alles traurig und für mich noch trübere Aussichten. Mein Vater war Advocat; er hatte aber zu seinem Geschäft keine Lust, er beschäftigte sich mit schönen Wissenschaften, und im Mismuthe hatte er sich ganz dem Trunke hingegeben, hatte elf Kinder, neun Söhne und zwei Töchter, am Leben, ich war das zwölfte Kind und der zehnte Sohn. Die kräftige Mutter hatte aus dem Schiffbruch ihres ansehnlichen Vermögens zwei Gütchen gerettet, die sie mit Löwenmuth gegen ihn vertheidigte; daher dann und über das Trinken ewiger Zank und Zwist. Es mochte wohl gut für mich seyn, daß mein Vater mir durch den Tod entrissen ward, als ich erst sechs Jahr alt war. Nicht lange nach seinem Tode ward ich von meiner Tante ins Haus genommen, und erhielt in der Dorfschule ihres Wohnorts den ersten Unterricht. Diese Jahre haben einen unauslöschlichen Eindruck in mir hinterlassen, ihnen schreibe ich den Hang nach Einsamkeit, nach dem Genuß der Natur, die Freude am Idyllischen zu. Da war Ruhe, war Wohlstand des Hauses einer reichen und kinderlosen Wittwe. Reinlichkeit und Behaglichkeit, die Achtung und der Einfluß, den sie besaß, verschafften mir dort andre Aufmerksamkeit aller Einwohner, eine ganz andre Behandlung als zu Hause, wo Armuth und Geringschätzung, welche dieser stets folgt, mit den Ansprüchen meiner stolzen Mutter im ewigen Contrast waren. So bald ich lesen konnte, war ich, noch ehe ich an die lateinische Schule kam, unaufhörlich mit Lesen beschäftigt. Als Knabe von acht Jahren las ich die Campe'schen Schriften, Reisebeschreibungen, Entdeckung von Amerika, alle zahlreichen Erziehungsschriften jener pädagogischen

Zeit, und freute mich des Philanthropins und der Scenen in den Kinderschauspielen von Weiße, weil ich beim Lesen gleichsam aus einer öden Wüste in blumenreiche Thäler blickte. Späterhin, wie ich die sentimental erzogenen Herren kennen lernte und meine Prügel verschmerzt hatte, sah ich freilich ein, daß eher ein Kameel durch ein Nadelöhr geht, als daß ein Mann über Blumenwiesen tändelnd dahingeführt zur Kraft und zum Bewußtseyn gelangt, oder des innern Lebens Reichthum und die Seligkeit der reifen Erkenntniß fühlen lernt. In dieser Zeit war unsere kleine Stadt voll der lebhaftesten Bewegung. Der Fürst von Anhalt-Zerbst, der ungemein gern mit Soldaten spielte, ergriff die Gelegenheit des amerikanischen Kriegs, um einer Anzahl von deutschen Abenteurern Gelegenheit zu verschaffen, auf ihre Gefahr und auf der Engländer Kosten die Welt zu sehen. Er freute sich des Gedankens, Generale und Obersten, Bataillons und gar Regimenter zu haben; seine Leute, die ihn mißbrauchten, wollten das englische Geld in ihre Taschen bringen: so vermiethete er den Engländern, wie auch andre Fürsten thaten, eine Anzahl Truppen, welche aus ganz Deutschland zusammengeworben waren. Lauter lustige und mitunter geistreiche Leute, Studenten, verdorbene Kaufleute, Adelige, die das Ihrige durchgebracht, Leute von allen Zungen und aus allen Ecken des deutschen Vaterlandes, sammelten sich unter den Fahnen. Wo streiften damals nicht zerbstische Werber? Die zerbster Truppen konnten bis zu ihrer Einschiffung nicht näher und bequemer beherbergt werden als bei uns; nach ihrer Rückkehr, bis endlich der Fürst sie ungern entließ, konnten sie wieder nicht besser untergebracht werden als bei uns. Man denkt sich leicht das Gewimmel in einer Stadt von viertausend Einwohnern, wo jetzt Casernen gebaut und das alte Schloß in eine Festung umgewandelt ward. Aus unserm Lande nahm freilich Niemand Dienste: Matrose zu seyn schämte sich ein Bauerknecht nicht, Soldat und sogar ein Officier zu werden fiel Keinem ein. Wenn es von Einem hieß, er ist Soldat geworden, so war dies das Letzte, was man von ihm sagen konnte. Dies Wesen dauerte die ganze Zeit meiner Jugend hindurch, weil Friedrich August auch später von den Soldaten nicht abließ, und sie lieber in Jever als in Zerbst hielt, weil er mit den Zerbstern ganz zerfallen war. Als kleines Kind, schon

vor meines Vaters Tode, war ich von Soldaten und Officieren unzertrennlich; sie freuten sich meiner Einfälle, sie lehrten mich andere, und ich erhielt eine unselige Fertigkeit Bemerkungen zu machen. Die Ironie meiner Einfälle konnten weder die Schläge meiner Mitschüler, noch die Peitsche meines wackern ersten Lehrers, noch die Ohrfeigen meines lustigen Conrectors heraustreiben. Der letzte schlug mir freilich oft mit dem Buch um die Ohren, aber er nannte mich zugleich den Schnaubhahn und ich ließ mir für diese Benennung eine Tracht Prügel gern gefallen. Da ich arm und körperlich schwach war, so gebrauchte ich weibliche Waffen, weil ich in den häufigen Balgereien zwar vielen Muth, aber durchaus kein Glück hatte. Als die Soldaten aus Neuyork und Canada zurückkamen, verweilten sie aufs neue bei uns, sie mietheten sich in Privathäuser ein, und weil meine Mutter einen Erwerb durch Vermiethen ihrer Zimmer suchte, so war ich immer unter ihnen. Unter diesen Leuten waren manche Gelehrte, die die Wildheit der Universität abgelegt hatten, viele Kenntnisse und Erfahrungen gesammelt und in der Muße in Canada zu ihrem Studium zurückgekehrt waren, auch ein paar Feldprediger: diese nahmen sich meiner an, ich war oft Vorleser auf der Hauptwache, besuchte die Herren im Arrest; meine Mutter kümmerte sich darum gar nicht. Im achten bis zehnten Jahr Scenen sehen wie die welche ich sah, unterrichtet werden wie ich es ward, Menschen kennen lernen wie diese, hätte bei stärkern Leidenschaften und mehr Gelegenheit auszuschweifen, als ich je gehabt habe, sehr viel schaden müssen; an mir ging es vorüber. Ich erinnere mich noch recht gut, daß mir der verdorbene hallische Student, der als reformirter Feldprediger bei den Truppen war, den die Andern des Geizes anklagten, sein Tagebuch, das er auf der Reise nach Amerika gehalten hatte, anvertraute, und daß ich (damals Tertianer zwischen 10—13 Jahr) aus diesem alsdann im Kreise der Officiere die Stellen vorlas und commentirte, wo er in schlechtem Deutsch berichtete, wie er die mitgenommenen Kartoffeln verhandelt, die alten Stiefeln, die er Gott weiß wie eingekauft, mit großem Vortheil in Amerika abgesetzt habe. Ich erinnere mich, daß ich als Kind den katholischen Feldprediger, einen westfälischen Mönch, wegen seiner schlechten Predigt zur Rede stellte und von ihm die naive Antwort

erhielt: „Ik schnakke der man watte here, dat de Tiite man henne geit.“ Wie man mich endlich im neunten Jahre in die lateinische Schule schicken wollte, starb glücklicherweise die Tante und entzog zwar meiner Mutter den größten Theil ihrer Erbschaft, hinterließ ihr aber doch das großväterliche Vermögen, und dieses verbunden mit den geretteten kleinen Landgütern machte es meiner Mutter möglich, mich dem gelehrten Stande zu widmen. Leider ließ sie mich nie in schönen Künsten und Fertigkeiten unterrichten, die ich für geringes Geld hätte erlernen können, deren Bedeutung sie aber nicht einsah. Sie mußte sich außerdem auf das Nothwendige beschränken, da sie den Stolz hatte, der auch der meinige ward, daß ich keiner fremden Unterstützung auf der Universität bedürfen solle. Unsere lateinische Schule, Provinzialschule genannt, hatte von jeher sehr geblüht, vier lateinische und ein trefflicher deutscher Lehrer, der auch im Holländischen unterrichtete, das unsern Handelsleuten damals unentbehrlich war, standen ihr, gewöhnlich mehr aus innerm Eifer und Patriotismus, als der sehr geringen Belohnung wegen, vor. Kurz vor meinem Eintritt war sie sehr herabgesunken. Um sie wieder emporzubringen, ließ man sich einen Rector durch Heyne empfehlen, den jetzigen Superintendent Krause in Göttingen. Er war ein sehr gelehrter Mann, von großem Eifer und Thätigkeit, aber er konnte mit den friesischen Naturen nicht fertig werden und hatte als junger Mann noch zu wenig Erfahrung. Die beiden untern Classen, Quarta und Tertia, wurden zusammen von einem jungen Manne verwaltet, dem ich eigentlich alles was Gutes und Rechtes in mir gepflanzt ist, allein verdanke. Er hieß Peters und nahm, als ich dreizehn Jahr alt nach Secunda kam, eine Pfarre an. Er übte uns zwar recht tüchtig in der Grammatik und in dem Mechanischen der Sprachen; allein er erklärte uns zugleich die Sachen und trieb bei der Erklärung der Alten oder vielmehr der Stücke der Alten, die wir übersetzten, gelegentlich Geographie, Geschichte und Naturgeschichte. Wir liebten ihn Alle ungemein, er widmete uns jede Stunde, gab uns seine Bücher, empfing uns immer freundlich und ich war stets bei ihm und brachte ihm täglich Uebungen und Aufsätze. Ich konnte damals ein kleines lateinisches Exercitium ohne grammatischen Fehler schreiben, jeden griechi-

schen Satz analysiren, alle Paradigmen, regelmäßige und unregelmäßige, an den Fingern herzählen, — machte aber in Secunda wahre Rückschritte. In dieser Zeit ward eine Lesebibliothek, die schon vorher für die Officiere in unserer Stadt errichtet war, sehr erweitert und auf mehrere tausend Bände gebracht. Ich begann schon in Tertia das Lesen dieser Bücher, war aber zu sehr durch Arbeiten beschäftigt, als daß ich es hätte zu weit treiben können, obgleich ich schon damals zwei und auch drei Bücher in einer Woche las. Als ich nach Secunda kam, wo uns der Conrector nicht zu beschäftigen verstand, ward das Lesen eine Wuth. Reisebeschreibungen, Romane, Lebensbeschreibungen, sogar solche, wie Bahrdt's Leben und andre, kurz alle Producte unserer damals erst recht aufblühenden Literatur wurden von mir verschlungen. Ich hatte in Zeit von drei Jahren über viertausend Bücher durchlaufen, und der Bücherverleiher richtete sich nach meiner Bestimmung, ob er für ein Buch vier oder fünf Grote wöchentlich nehmen solle. Der Conrector war ein guter und lustiger Mann, aber ohne alle Gelehrsamkeit, ohne Lust und Tüchtigkeit zum Schulamt; ich kam daher in den drittehalb Jahren, die ich bei ihm zubrachte, wenn ich die zwei lateinischen Exercitien und das Uebersetzen der Autoren ausnehme, völlig zurück. An Aufsicht und strenges Anhalten zur Arbeit war nicht zu denken, das Lesen machte mich naseweis, vorlaut, in allen Dingen oberflächlich bewandert und reich an phantastischen Grillen, die ich sophistisch vertheidigte. Da ich unter den vielen Büchern auch die ganze Allgemeine deutsche Bibliothek seit ihrer ersten Erscheinung, die Fragmente des Ungenannten, Lessing's Schriften, Nicolai's Sebaldus Nothanker, und was dazu gehörte, Bahrdt's Schriften und vieles Andre dergleichen gelesen hatte, so war ich meinem Conrector im Disputiren über die Religion in den Unterrichtsstunden sehr überlegen. Ich störte alle Religionsstunden durch mein unverschämtes Disputiren gegen die Religion, das der Conrector gutmüthig duldete; ich sagte ihm sogar einmal gerade heraus, er scheine nicht zu wissen, worauf es eigentlich ankäme, wofür er mich freilich, wie ich verdient hatte, tüchtig maulschellirte. Erst im letzten halben Jahr in Secunda sah ich ein, daß mein wüstes Wissen, die vielen angehäuften reellen Kenntnisse mir als

Gelehrten nicht dienen könnten, wenn kein Grund gelegt sey. Ich nahm meine alten Studien wieder vor, konnte aber mit der brandenburgischen griechischen Grammatik, die Krause eingeführt hatte, nie zurecht kommen, und holte mir den Weller und die alte hallische. Ich übersetzte Gesänge der Ilias ins Lateinische, einige philosophische Schriften Cicero's ins Deutsche, um sie wieder zurück zu übersetzen; alles ohne Plan und ohne Leitung. Wie ich aus Secunda nach Prima kam, ward Krause nach Hanover berufen, mein Conrector ward Pfarrer, zwei Pfarrer wurden Rector und Conrector. Der neue Conrector, Tiarts, ein Mann von der größten Gelehrsamkeit, der unermüdetsten Geduld, den trefflichsten Lehrgaben, war zugleich gründlicher Kenner der alten Sprachen und ausgezeichneter Mathematiker. Der neue Rector war ein edler, wackrer, thätiger Mann und ein guter Lateiner, zu meiner Zeit aber ohne Uebung im Lehren und ohne philologische und philosophische Bildung und Urtheil. Glücklicherweise theilten beide sich in die Stunden, und der neue Conrector zeigte mir bald, wo es mir fehlte. Ich fing an auf dem in Tertia gelegten Grunde neu zu bauen, trieb Mathematik, das Griechische und Geschichte Tag und Nacht; doch konnte ich dem unverständigen Lesen der Hunderte von Büchern erst im letzten halben Jahr, das ich in Prima zubrachte, entsagen. Beim Homer nahm ich alle Hülfsmittel, die ich außer Köppen's Erklärungen auftreiben konnte, las ihn dreimal und verglich ihn endlich mit Voß's damals ganz neuer Uebersetzung. Unser Conrector lehrte uns auch Physik, Astronomie, Astrognosie, mathematische und physische Geographie und gab uns die nöthigen Hülfsmittel dazu. Die neueren Sprachen zu erlernen bewog mich die Gelegenheit, welche sich zufällig für das Französische und Englische darbot. Die weite Aussicht in die Wissenschaft, die sich mir auf diese Weise öffnete, der Wunsch, alles was ich kennen lernte, nach einander zu studiren, mein angeborner Hang zum einsamen Leben und zur Contemplation trieb mich zum Studium der Theologie hin. Nicht, als wäre ich im christlichen Sinne fromm gewesen, nein, den christlichen Glauben hatte ich eigentlich gar nicht, aber ich fühlte doch, daß der bloße Verstand nicht ausreiche im Leben; mein Hang und meine Phantasie waren zu warm, als daß ich nicht die

Bibel hätte verehren sollen, während ich die Dogmatik der Gelehrten mit Füßen trat. Dazu kam dann noch, daß ich verständig genug war einzusehen, daß ich nicht alle die Fächer, in denen ich mich umsehen wollte, zu umfassen im Stande seyn würde, und also entweder stets ein Stümper bleiben oder ein bestimmtes Hauptfach erwählen müßte. Als Landprediger glaubte ich die meiste Muße zu haben; die Stellen in unserem Lande waren nicht sehr reich, aber auch für jene Zeiten und für meine geringen Bedürfnisse nicht ganz schlecht besoldet; ich wußte, daß ich eben so gläubig, wenn nicht gläubiger war, als alle die andern Herren, trieb also meine Ausbildung fort und ließ die Theologie nebenher gehen. Der Weg, den ich wählte, war außerdem der einzige, auf dem sich meine Grille der Unabhängigkeit von Schutz und Beschützern, vom Publicum und den Gelehrten von Profession behaupten ließ. In jeder andern Bestimmung hing ich, nach meiner Meinung, von der Gunst der Regierenden oder des Publicums ab; als Candidat ward ich, einmal examinirt, nach dem bei uns seit Friedrich Augusts Tode (wo uns dessen Wittwe im Namen der Kaiserin von Rußland regierte) eingeführten Gesetz, nach der Reihe befördert und weiter zu den bessern Stellen vorgeschoben. — Als ich anderthalb Jahr in Prima gewesen war, verlor ich meine Mutter, ward also im funfzehnten Jahr ganz mein eigner Herr, da sich meine Vormünder darauf beschränkten, mein Vermögen zu verwalten, welches gerade hinreichte, meine Studien ohne fremde Unterstützung zu vollenden. Nicht einen einzigen Rath erinnere ich mich von ihnen erhalten zu haben, wahrscheinlich, weil sie mich für zu eigensinnig und zu eingenommen von meiner eignen aus den vielen Büchern leider eingesogenen Weisheit hielten, als daß ich ihn hätte befolgen sollen. Ich entsagte indessen meiner Leserei völlig, besuchte im letzten Jahre fast nur die Stunden des Conrectors und die lateinischen Schreibübungen des Rectors, trieb Tag und Nacht Mathematik und Physik und legte mich auf Astrognosie. Ich übersetzte zugleich den Thucydides und machte mir aus sechs Ausgaben und dem, was mir der Conrector sonst leihen konnte, einen vollständigen Commentar über Xenophon's griechische Geschichte und die Anabasis. Ich folgte auch dabei, wie bei allen meinen vielen, besonders geographischen und

ethnographischen Studien, nur meinem eignen Plan, und nahm nur auf, was mir eine Schwierigkeit lösete, oder sich auf eine Dunkelheit bezog, die ich im Text fand. Auf eigentliche philologische Gelehrsamkeit habe ich nie etwas gehalten, noch weniger darnach gestrebt, und sogenannte Adversarien zu machen habe ich mein Leben lang gescheut wie das Karrenschieben. Von Wissenschaft hatte ich einen ungeheuern Begriff, und Heyne war mir als ein Ideal eines classischen Gelehrten vorgestellt; als ich Ostern 1794 nach Göttingen kam, wie sanken meine Vorstellungen bald herunter! wie bald kehrte ich zu der alten Idee von dem Professorwesen und dem Handwerksgeist zurück!! Als ich das Heft, das mein Landsmann bei Heyne, den er als ein Wunder der Welt verehrte, über den Homer nachgeschrieben hatte, durchlief, konnte ich meinen Augen kaum trauen: mein tüchtiger Conrector war ja viel tiefer gegangen!! Ich hörte ihn selbst, sein Meckern, sein Nörgeln, dies verdrießliche Herausstoßen der Worte, seine ganze Manier war mir zuwider. Dabei mochte viel Individuelles seyn, weil mir der Charakter mißfiel; daß ich aber hernach über seine Vielthätigkeit, über sein Briefschreiben, über die eilige Verfertigung seiner Schriftchen, die alle Welt als Wunderarbeiten anstaunte, über seine Erklärungen der Schönheiten, die man auch ohne ihn gefühlt hätte, spottete, und mich dabei auf seinen Virgil und auf Jani's Horaz berief, daran hatte ich gewiß Recht, wenn mir gleich natürlich Niemand glaubte. Uebrigens habe ich von ihm nie eine Gefälligkeit gesucht, bin indessen, obgleich ich nichts bei ihm gehört habe, einigemal bei ihm gewesen, habe ihn sehr gefällig gefunden; er hat mir sogar später, als zu meiner großen Freude Planck eine sehr vortheilhafte Anzeige meines ersten Büchleins gemacht hatte, diese Recension selbst, mit einigen Zeilen begleitet, zugeschickt. Nur Planck und Eichhorn, obgleich beide sich späterhin nie meiner als eines aufmerksamen Zuhörers erinnert haben, weil ich mich ihnen durch gar nichts bekannt gemacht hatte, hörte ich fortdauernd mit großem Interesse. Bei Blumenbach waren mir die elenden Witze und das Erwähnen der Geschenke ganz zuwider; alles andre ward mir bald unerträglich, weil ich es lächerlich fand aufs Papier zu schmieren, was ich in vielen Büchern besser gedruckt fand, oder mir vorleiern zu lassen, was ich viel bequemer und angenehmer zu Hause lesen konnte. Das

lächerliche Vornehmthun mancher Professoren, welche es dem hanöverischen Adel nachmachen wollten und die Minister spielten, weil sie bedeutende Einnahme hatten, fanden wir lächerlich; daß sie dabei den Hasenfuß lächerlicher Eitelkeit auf dicke Bücher und Compendien und eine schulmeisterische Eingebildetheit von sich, von den Ihrigen (so nannte sie Alle, die in Göttingen gewesen waren), von ihrer Bibliothek prahlend vor sich her trugen, bespöttelten wir alle. Sie kehrten sich freilich daran nicht, denn sie rechneten ja nur auf den Pöbel!

Kästner, Spittler, Planck, Eichhorn habe ich dagegen vom ersten Augenblick an bis zuletzt in derselben Achtung gehalten, nur sehr bedauert, daß Spittler während meiner Anwesenheit in Göttingen eine andre Bestimmung ergriff. Schlözer war ein gelehrter Mann, war mir aber zu derb praktisch und gab in seinem Alter zu viele Blößen. Bei Planck hörte ich außer der Kirchengeschichte Dogmatik, die er damals noch ganz nach dem alten System las, das mich durch seine Consequenz sehr anzog. Ich studirte das System deshalb sehr eifrig, machte mir Tabellen darüber, consultirte Quenstädt und Andre, obgleich ich es blos als eine algebraische Aufgabe betrachtete, die man nach einer gegebenen Formel löset, ohne weiter auf den Grund der Formel Rücksicht zu nehmen. Ich gab den Grund des ganzen Systems nicht zu, das Gebäude stand für mich also in der Luft; weil ich aber meinen ganzen Lebensplan in die Luft gebaut hatte und mich an Luftschlössern weidete, so gefiel mir der dogmatische Thurm ebenfalls. Dies Studium nutzte mir hernach ungemein, als ich mich an die Scholastiker machte. Bei Eichhorn hörte ich sehr fleißig alle Collegia über das alte Testament, präparirte und repetirte und übersetzte für mich selbst: dadurch erhielt ich eine ziemliche Fertigkeit in der hebräischen Sprache. Ich würde es weit gebracht haben, wäre ich nicht in den Fundamenten der Grammatik, ohne welche man nie eine Sprache festhalten wird, völlig versäumt gewesen. Das N. T. glaubte ich mit Koppe und Rosenmüller, die ich zu Rathe zog, für mich selbst studiren zu können; Moral fand ich schrecklich langweilig und gab das Studium auf. Bei Kästner hörte ich gleich im ersten halben Jahr angewandte Mathematik, hernach Analysis endlicher Größen, mehr um diesen edeln, geistreichen, einfachen, freundlichen, unend-

lich witzigen Mann, der sich nicht, wie die Andern, für zu vornehm hielt, dem Wißbegierigen durch seinen Rath oder sein freundliches Wort nützlich zu werden, öfter sehen zu können, als der Vorlesungen wegen. Zum Vortrage war er zu alt geworden, und er legte mit Recht selbst wenig Bedeutung auf seine Vorlesungen. Bei Spittler hörte ich ein geistreiches Collegium über alte Geschichte, bei Heeren über die Wolken des Aristophanes, von Meiners, der sein Heft nach einer förmlichen Melodie absang, ließ ich mir ein Collegium, ich glaube, es war die Geschichte aller Religionen, vorsingen. Es war im Grunde das Compendium mit andern Worten, wir schrieben aber alle getrost Wort für Wort nach. Die guten Theologen, die das Zeug hörten, dachten wahrscheinlich, sie hätten ein Heft mehr ad acta zu legen; auf das Lernen ist es bei einer gewissen Classe von Studirenden selten abgesehen. Daß ich auf diesem Wege keinen Schützer fand, von Keinem vorgeschoben ward, das lag ganz in der Ordnung; hätte ich Planck gekannt, wie ich ihn hernach habe kennen lernen, so würde ich bei diesem Einzigen kein Bedenken getragen haben mich an ihn anzuschließen, da ich ihn für den einzigen Mann halte, der seine Schüler und seine jüngern Freunde nicht zu seinen Creaturen, sondern zu Gelehrten und selbständigen Männern machen will. Eichhorn wagte ich mich nicht zu nahen, so sehr mich seine Erklärung der hebräischen Dichter anzog, ich fühlte mich zu schwach in den orientalischen Sprachen. Ein öffentliches Haus habe ich nie besucht, zur Erholung las ich historische, ethnographische, geographische Werke, lernte Englisch, Spanisch und Italienisch, um die Gelegenheit, die mir die göttinger Bibliothek anbot, nutzen und Reisebeschreibungen und die im Auslande neu erscheinenden historischen und statistischen Werke lesen zu können. Die Ethnographie und die Geographie trieb ich mit großer Anstrengung neben den mathematischen Studien, die ich Jahre lang fortgesetzt habe, ungeachtet ich sehr bald inne ward, daß ich für dieses Fach keine Anlagen und Fähigkeiten hatte. Im Anfange meines Aufenthalts in Göttingen war ich ganz auf den Umgang mit meinen Landsleuten beschränkt, dieser war mir aber zu roh und rauh geworden; ich fand hernach ein kleine Anzahl Braunschweiger, an welche sich einige Liefländer, ein Hamburger und der jetzige Hofrath Köppen in Landshut an-

schlossen. Der Letztere hatte Fichte gehört und studirt, er war Selbstdenker und verachtete mit Recht mein unphilosophisches Treiben. Wir hörten zusammen ein Collegium, das Heeren damals über Geschichte der schönen Literatur oder etwas dergleichen las. Bei Gelegenheit dieses Collegiums bewies er mir, mit dem er sonst nicht gerade genauen Umgang hatte, daß so etwas ohne gründliche Philosophie immer ein unbestimmtes Hin- und Herreden, ein vornehmes Absprechen ohne alle Principien bliebe, und daß auch die Geschichte, wenn sie nicht bloßes politisches Räsonniren und Rathen werden solle, der philosophischen Wissenschaft nicht entbehren könne. Dies brachte mich auf den Vorsatz, die neuere Philosophie zu studiren, sobald ich in Ruhe wäre und das was ich nur allein in Göttingen und vermöge der Bibliothek lernen könne, gelernt hätte. Außer daß mir das Glück geworden war, mit gebildeten Männern, von denen mehrere, wie Köppen und der jetzige Medicinalrath Remer in Breslau, ihre Studien schon ganz beendigt hatten, in Berührung und Umgang zu kommen, führte mich der Sohn eines Generalsuperintendenten aus Arolsen im Waldeckschen in seiner Familie ein. Der erste Empfang war dort sehr ungünstig, weil mein Freund seiner Familie durch sein Leben und seinen Leichtsinn großen Kummer machte, wie er denn auch hernach, als er schon angestellt war, auf einmal verschwunden ist, ohne daß man weiß wohin er gekommen. Die Familie merkte indeß bald, daß ich mehr zu ihr gehörte, als zum Franz, der, während ich mit der Mutter oder den drei höchst unschuldigen, gebildeten und liebenswürdigen Schwestern zu Hause blieb oder die schöne Gegend besah, seinen Lüsten und Leidenschaften nachging. Wochenlang war ich hernach jede Ferien in Arolsen, vor meinem Abgang nach Hause volle zwei Monat, ich ließ mich sogar unter die waldeckschen Candidaten aufnehmen, nachdem ich examinirt war, war aber den beiden jüngsten Mädchen auf gleiche Weise gewogen. Ich wagte, meiner Jugend und meiner Armuth, so wie der Armuth des Landes wegen, in dem ich Anstellung hoffen sollte, an keine Ehe zu denken. Das Unglück und Elend des väterlichen Hauses und die Sorgen der Mutter, ihre zwölf Kinder zu erziehen und zu versorgen, waren mir außerdem noch zu lebhaft im Sinn, als daß ich mir vom Ehestand, dem ich meine Wissen-

schaft hätte aufopfern müssen, ein Elysium hätte versprechen können. Die edle Freundschaft, dies stille, ländliche gebildete Leben, die Lebenserfahrungen, welche ich im vertrauten Kreise der ältern Glieder der Familie sammelte, machten mir indessen die Monate, die ich in dem Hause verlebt hatte, stets unvergeßlich. Nicht volle einundzwanzig Jahr alt kehrte ich im Herbst 1797 nach Hause zurück, ohne Geld, ohne nahe Aussicht, ohne Verwandte. Mein edler Rector, der mein Vormund gewesen war, sehr entfernt verwandt, aber über alle kleinliche Rücksichten weit erhabner, als alle die großen Gelehrten, die ich habe kennen lernen wollen, und alle die vielen Vornehmen und Reichen, die ich habe kennen lernen müssen, bot mir zwar sein Haus an, und hat mir stets auf die großmüthigste Weise mit Rath und That beigestanden; allein es war mir unmöglich, Wohlthaten anzunehmen. Die Vorsehung sorgte besser für mich, als ich selbst. Als ich unterwegs war, zeigte sich eine Gelegenheit, mir selbst zu helfen. Der Graf von Bentink-Rhoone, der die Grafschaft Varel damals unter oldenburgischer Oberhoheit, die Herrschaft Knyphausen aber als unabhängiger Herr, ohne alle Verbindung mit dem deutschen Reiche, besaß, war seit 1795 in Holland gefangen; allein seine Gemahlin und deren Töchter, sein Bruder Johann und die ganze Familie hielten sich in Varel auf. Mit ihnen lebte damals dort ein ganzer Schwarm vornehmer Holländer, unter denen auch der Greffier der Generalstaaten Fagel und seine Brüder waren, neben ihnen andere Glieder des Ritterstandes und des eben erst zersprengten statthalterischen Hofes. Auch der regierende Graf kam bald hernach zurück, weil er, wie der Herr von Spiegel, aus der Haft entlassen ward. Der Graf Johann hatte, als es ihm in seiner Lage zu theuer wurde, einen Hofmeister aus der Schweiz kommen zu lassen, der einen Gentleman vorstellen könnte, einen deutschen Candidaten als Surrogat des Gentleman zum Lehrer seiner Kinder angenommen (das sagte mir einmal mein elfjähriger lieber Zögling ganz gerade heraus, ohne etwas Arges dabei zu ahnen). Dieser Candidat war kurz vor meiner Ankunft gestorben, mein Vetter war Director der gräflichen Kammer, er empfahl mich zu dieser Stelle, die ich Weihnachten 1796 antrat. So kam ich ohne alle Manieren gewöhnlicher Lebensart

unter das feinste Hofwesen, und sollte, selbst unerzogen, zwei junge Grafen und eine Comtesse von dreizehn Jahren unter den Augen der Mutter erziehen, sollte den Unterricht französisch geben, sollte die Conversation mit den Kindern und den Verwandten französisch führen. Ich that dies fast zwei Jahr lang, und doch habe ich noch bis auf den heutigen Tag eine Aussprache, die den Barbaren sogleich verräth!! Leichten Ton, Verdorbenheit, falsche Empfindsamkeit, prahlerische Wohlthätigkeit, scheinbare Feinheit, wahre Rohheit, oberflächliche Bildung, Verachtung aller Gründlichkeit und Gelehrsamkeit als Pedanterie, die Züge des elenden Geschlechts, von dem ich als der nouvelle cour angehörig im Gegensatz der ancienne cour dort so viel reden hörte, lernte ich hier im einundzwanzigsten Jahre an der Quelle kennen. Für die Fagel und einige Andere war ich zu jung und zu unreif, diese waren tüchtige Männer. Ein Schweizer, Thomann, der ehemalige Erzieher der beiden Grafen, hätte freilich mein Muster seyn können; ich war aber theils sehr weit von der feinen Lebensart entfernt, theils nie gemacht die Segel nach dem Winde zu spannen, und war dabei vielleicht in meiner derben Unbeholfenheit glücklicher, als wenn ich hätte nach dem meiner Natur Unerreichbaren streben wollen. Die Leute waren mit mir zufrieden, weil ich keine Ansprüche an sie machte, und Tag und Nacht studirte, auch mit Niemand umging als mit den Kindern. Ich lernte Französisch, etwas vom Ton der Unterhaltung der Welt; Manieren, die ich hätte lernen können, lernte ich nicht, weil sich mein roher Stoff nie hat poliren lassen. Ich sammelte aber, ohne es zu wissen, ungemein viel Lebenserfahrung, weil man mich für zu unbedeutend hielt, um sich vor mir zu verbergen. Ich beschränkte mich ganz auf mich selbst und auf den Umgang mit der Mutter der Kinder, einer Weltdame, die auf grands sentiments keinen Anspruch machte, halb Holländerin, halb Engländerin (ihr Vater war Lord Athlone), sie selbst ganz französisch gebildet, doch Weib genug, um mit ihrem Vertrauen herauszugehen, weil sie nicht ahnete, daß ein Gelbschnabel (so sah ich selbst im drei- oder vierundzwanzigsten Jahre noch aus) mehr von der Sache verstände, als sie ahnete. In der Einsamkeit des Schlosses — denn die Leute in der Stadt, so reich sie waren, gefielen mir noch viel weniger als

der hochgräfliche Hof und die Reste der zersprengten Generalstaaten mir oder ich ihnen — begann ich das Studium der speculativen Philosophie, besonders des Plato und Aristoteles, neben dem der Geschichte. Hier fühlte ich aber den Mangel einer Bibliothek sehr lebhaft; doch wäre mein contemplativer Sinn und die vis inertiae, die mich immer mit dem Gegenwärtigen zufrieden machte, Ursache geworden, daß ich hängen geblieben wäre, besonders da der Graf einige sehr gute, bald vacante Pfarrstellen zu vergeben hatte; ein Zufall erlöste mich aber. Ich verließ im Juni 1798 plötzlich meine Stelle und erhielt eine recht bedeutende Remuneration. Die Ursache und Veranlassung kann ich hier nicht angeben, weil die ganze Sache sonderbar verwickelt war, und von mir und der Gräfin wahrscheinlich so verschieden angesehen und erzählt worden, daß ich zu lange von meiner Person, statt von meiner Bildung reden müßte, wenn ich das Ganze ordentlich berichten wollte. Soviel bemerke ich nur, daß es keine Liebschaft mit der Gräfin war, dazu war ich zu unbedeutend. Meine Schwester, die einiges eigne Vermögen hatte, lebte damals auf dem Lande bei einem angesehenen Geistlichen, der mich zu sich einlud und bei dem ich sehr ruhig einige Jahre hätte leben können, da ich wenig brauchte und dieses erworben hatte. Er verreiste auf einige Zeit und ich verwaltete Juni, Juli, August 1798 seine Stelle, und studirte während der Zeit den Plato und Thucydides, den ich auch in Varel eifrig gelesen hatte. Als er im September zurückkam; wollte ich nicht länger bleiben, ich wollte thätig seyn. Einem Amtmann in Elsfleth, der lange am Hof gelebt hatte, wurde ich als Hofmeister empfohlen; er staunte, einen Mann, der anderthalb Jahr in der Mitte der Feinheit residirt hatte, so viereckig zu finden, wie ich war, und konnte sein Befremden nicht verbergen, daß ich ihm einen Brief geschrieben hatte, der, meiner bis auf den heutigen Tag beibehaltenen übeln Sitte gemäß, der Form des Randes und des abgezirkelten Ausdrucks, wahrscheinlich auch vieler Interpunctionszeichen, entbehrte. Wir hatten beide keine Lust, näher bekannt zu werden. Schon vorher hatte ich den unseligen Entschluß gefaßt nach Rußland zu gehen, um Gott weiß was zu suchen; denn das Glück habe ich nie gesucht, sondern stets nur ungesucht finden wollen. Als auch eine andere Anstel-

lung, die mir meine Freunde verschaffen wollten, mir nicht gefallen hatte, eilte ich nach Lübeck, um meine abenteuerliche Reise zu beginnen. Zu meinem großen Glück hatte damals Kaiser Paul das Reisen nach Rußland unmöglich oder doch ungemein schwierig gemacht. Ich fand den russischen Minister in Hamburg nicht dort; sondern in Altona, weil sein Kaiser den Hamburgern zürnte, ich wartete ihm auf, und er bewies mir, daß es nichts helfe, daß Jever russisch sey, ich müßte einen Paß aus Petersburg haben. Die Schwierigkeiten schreckten mich ab, ich reiste erst nach Lübeck und suchte dann in Hamburg zu bleiben. Zufällig fand sich Gelegenheit. Ein kleiner Kaufmann, der fallirt hatte, lebte mit seiner Familie auf dem Lande, er selbst ging alle Tage in die Stadt. Das Dörfchen ohne Kirche, Othmarschen, wo er lebte, liegt eine halbe Stunde von Altona; er wünschte seinen Kindern ohne große Unkosten Unterricht zu verschaffen, ich wünschte Muße und verlangte keinen bedeutenden Gehalt, wir wurden daher bald einig. Ich gab einige wenige Stunden, hatte dafür Tisch, Wohnung und einige kleine Geldvortheile, übrigens war ich ganz ungehindert und lebte meinen Studien und meiner Bildung. Diese Zeit vom October 1798 bis in den Mai 1800, wo ich nach Frankfurt ging, ist die wichtigste Zeit meines Lebens, und ich muß daher dabei etwas verweilen. Ich war damals sorglos und frei, wie ein Vogel in der Luft, hatte mich zu Hause examiniren und als Candidat aufnehmen lassen; wenn die Reihe an mich kam, mußte ich befördert werden; bis dahin, dachte ich, käme ich mit dem Wenigen, was ich hatte und einnahm, leicht aus, und nirgends konnte ich angenehmer leben, als wo ich war. Die Leute waren arm, ihre Nahrung spärlich, allein das Häuschen stand auf dem Hofe eines Herrn von Schütz, eines sächsischen Edelmanns, der sein Rittergut in Sachsen verkauft und sich dort angekauft hatte. Eine Mißheirath hatte ihn mit seinem Vater entzweit, sein Haus war der Sammelplatz der altonaer Schauspieler und aller verdorbenen oder bedrängten Genies: viel Geist, wenig Geld, Lustigkeit überall. Es war ihm nicht genug, an der Theaterdirection ich weiß nicht welchen Antheil zu nehmen, er führte bei sich Schauspiele auf, wo er selbst, seine Kinder und Freunde die Rollen hatten, und wo ihm die altonaer Schauspie-

ler und andere Freunde zusahen. Als Zuschauer, als theilnehmender Freund war ich dabei, Rollen verbat ich, obgleich der Mann, in dessen Hause ich lebte, eifrig mitspielte. Ich war von jeher klug genug, einzusehen, daß ich nie eine andre Rolle spielen dürfte, als meine eigne, weil ich sonst des Auspfeifens ganz sicher sey; wenn meine eigne Rolle aber ausgepfiffen ward, dann beschimpften sich die Pfeifenden immer ganz allein selbst. Die Art Leute, die ich hier zahlreich fand, ein Zusammenfluß aus ganz Deutschland, reich an Witz und in Abenteuern umhergetrieben, eine Anzahl Menschen, wie sie in allen großen Städten, besonders aber Seestädten, sich findet, die das Glück sucht oder vom Glück gesucht wird, das Leben heute genießt und morgen darbt, war eigentlich meine Gesellschaft nicht, das merkten sie auch bald. Ich stand des eifrigen Studirens wegen in Achtung bei ihnen, zeigte auch Kenntniß, und ganz besonders konnte ich in boshaftem Witz und Maulfertigkeit es mit ihnen aufnehmen. Nahm ich gleich an ihren Ergötzlichkeiten keinen Antheil, hielt ich mir ihre Vertraulichkeiten gleich vom Leibe, als wären sie mir zu gemein, so schien doch mein ziemlich ärmlicher Aufzug und die sonderbare Art, wie ein Mann von meiner Bildung und Kenntnissen sich in das Häuschen in Othmarschen verloren hatte, ihnen anzudeuten, daß ich eigentlich ihrer Schaar nicht so fremd sey, als ich mich zu seyn stellte. Sie wurden nicht klug aus mir, was hernach noch vielen Andern eben so gegangen ist. Glücklicherweise hatte ich indessen zugleich einen ganz andern Cirkel im Hause eines hamburger Freundes, sowohl in Hamburg als auf dem schönen Gut desselben in Tockenschude. Einer der Freunde nämlich, der in Göttingen zu unserm Kreise gehört hatte, der später eine Tochter des Bürgermeister Amsink geheirathet hat, fand mich zufällig in Hamburg, erneute die alte Bekanntschaft und führte mich in sein Haus ein. Sein alter, blinder Pflegevater Vogel war einer der geschicktesten und reichsten Advocaten in Hamburg und machte ein gutes Haus; er fand Gefallen an mir, und ich war fast alle Woche, oft mehrere Tage hintereinander, bei ihm. Hier war eine Quelle ganz anderer Erfahrung. Der Alte hatte viel gesehen, viel gethan, hatte sich heraufgearbeitet und Reichthum erworben, er hatte Tage, wo er gern erzählte, oft bis tief in die

Nacht hinein. Wir waren immer nur in kleiner Anzahl beisammen, und der damalige niederländische Geschäftsträger Reinhold und seine Schwester waren fast immer zugleich mit mir in diesem kleinen, für mich sehr angenehmen und belehrenden Kreise. Wenn ich auf diese Weise das Leben von verschiedenen Seiten kennen lernte, in einer großen Stadt lebte, ohne mich darin aufzuhalten, in den schönen Gegenden von Ottensen bis Blankenese der Natur mich freute, so holte ich in meinen Studien alles was mir bis dahin gefehlt hatte, nach. In Mußestunden setzte ich meine vom sechsten Jahr an als Erholung getriebene historische, geographische, ethnographische Lecture sehr eifrig fort und nutzte dazu die Bibliotheken, die ich in Altona fand; mein eigentliches Studium war das zum dritten Mal wiederholte Lesen des Thucydides. Hier studirte ich zuerst die neuere speculative Philosophie neben dem Plato, den ich immer fort zum Vergnügen gelesen habe. Vom Thucydides hatte ich mir die Gottleber- und Bauer'sche Ausgabe gekauft und glaubte den ganzen Wust der unseligen Noten und Scholien studiren zu müssen. Ich arbeitete mich mit dem größten Ekel und Verdruß durch alles unverdaute und wiedergekaute Zeug hindurch, was die Kleinsten der Menschen, die Splitter sehen und Balken nicht sehen können, über den großen Mann ausgegossen hatten, und übersetzte zu meinem Troste, und um zu versuchen, ob ich unter allem Gekrittel Thucydides Sinn aufgefaßt hätte, die Reden ins Deutsche. Die deutsche Philosophie wollte ich recht ab ovo studiren. Erst las ich Leibnitz's Theodicee und seinen Essai sur l'entendement humain, dann alle Franzosen von Pascal und Malebranche bis auf d'Alembert, Diderot, Voltaire und Helvetius. Ich ward mit Achtung gegen Pascal, Malebranche und seinen Gegner d'Arnauld erfüllt; allein ich erkannte bald, daß ich leicht ein eben so guter Philosoph aus dem Stegreife werden könne, als alle die neuern französischen Herrn. Ich merkte aber zugleich, daß sie Geist (esprit) hatten, der den Deutschen oft ganz fehlt, sie kannten die Welt und die Menschen, mit denen sie zu thun hatten; das konnte mir dienen. Außerdem mußte ich Deutsche und Engländer studiren und mir Mühe geben; die Franzosen, selbst Montesquieu, den ich dreimal durchlas, ohne ihn zu be-

wundern, aber auch ohne ihn gering zu schätzen, konnte ich zur Erholung lesen. Seit dieser Zeit war immer eins von den berühmten Büchern der Franzosen, waren ihre Memoiren und ihre Briefe, kurz alles was nicht Poesie oder Roman oder Schauspiel war, stets neben mir, um in einem Augenblick der Muße ergriffen zu werden, und schnell hingelegt und wieder ergriffen, wenn ich des Denkens oder Studirens müde war. Ich gab darüber die deutsche Philosophie nicht auf. Ich wußte nicht recht, was ich nach Leibnitz nehmen sollte; Kant sprach sehr rühmlich von Crusius, ich dachte also, ehe ich an Kant ginge, wäre wohl Crusius zu studiren. Mit der Logik ward ich ganz fertig, den dicken Band der Metaphysik konnte ich nicht mehr durcharbeiten, ich quälte mich bis über die Hälfte, und ich tröstete mich damit, daß ich vielleicht Kant verstehen würde, ohne den ganzen Crusius gelesen zu haben. Ich studirte die drei Kritiken, hernach auch die andern Schriften Kant's, und ging, nachdem ich die Kritik der reinen und der praktischen Vernunft noch einmal gelesen hatte, zu Fichte und später zu Schelling über. Wohl merkte ich indessen, daß ich so wenig ein speculativer als ein mathematischer Kopf sey. In dieser Zeit arbeiteten einmal, wenigstens einige Monate durch sehr vorzügliche Köpfe an der Erlanger gelehrten Zeitung; durch diese erhielt ich ein Licht über die rechte Art, die schöne Literatur zu beurtheilen, ich ward auf die Arbeiten der Schlegel aufmerksam und schaffte sie mir an. Daß ich den frühern Arbeiten der Brüder Schlegel, welche, was sie damals sagten, vielleicht selbst jetzt nicht billigen, und denen ich in vielen, besonders historischen Dingen durchaus nicht beistimmen kann, sehr viel, mehr als allen meinen andern Lehrern, verdanke, halte ich für Pflicht, öffentlich einzugestehen. Auch ein genaues Studium der Metrik begann ich damals, ich studirte und scandirte den Euripides. An Schriftstellerei dachte ich gar nicht; zu einer edeln fühlte ich mich zu klein, die unedle lernte ich in der Gesellschaft des Herrn von Schütz, dessen Feder unerschöpflich war, zu genau kennen, um sie lieb zu gewinnen. Drei oder vier Buchhändler und eine bedeutende Zahl Autoren, von denen die Welt nichts weiß, als daß sie geschrieben haben, waren immer auf unserm Hofe; ich erfuhr also sehr genau, wie es zugeht, daß das Publicum geäfft und betrogen wird. Meine Bekanntschaften zum Fortkommen

in der Welt zu nutzen, fiel mir ebenfalls nicht ein, ich suchte durchaus nichts in der Welt, fand alles in einem unablässigen, Tag und Nacht fortgesetzten Studium; der Zufall half mir auch hier. Mein hamburger Freund nahm mich mit sich auf einer Reise nach Pyrmont, nach Arolsen, wo ich die beiden Mädchen, denen ich besonders gewogen gewesen, nicht wieder fand, weil sie in einer entfernten Ecke verheirathet lebten. Wir reiseten hernach auch nach Braunschweig, um alte Freunde zu besuchen. Ein Bekannter, den ich in Braunschweig getroffen hatte, glaubte unmittelbar nach meiner Rückkehr nach Othmarschen in mir den Mann zu finden, der einem seiner Freunde, einem reichen Kaufmann in Frankfurt am Main, ein solcher Erzieher werden könne, wie er ihn suche. Er schickte mir die ganze Correspondenz mit seinem frankfurter Freunde, und mich gewann darin weit mehr der vortreffliche Sinn, der ruhige Verstand, der feste Wille, die große Vorstellung vom Werth echter Bildung, die ein Kaufmann zeigte und welche selbst bei Gelehrten selten ist, als die Aussicht auf einen durch einige Jahre treuer Arbeit zu erwerbenden äußern Vortheil. Ich weiß dies sehr bestimmt, obgleich bei meinem Vorsatz, mein Studium nur für mich zu treiben, das Letzte die Hauptsache hätte seyn sollen. Ich hatte damals noch die Grille, von der mich erst die Erfahrung bei der Erziehung zurückbrachte, daß man der Seele das Edele anbilden könne. Das ist nicht möglich; Uebles hindern kann man, und darauf soll man sich beschränken, fördern kann man den Trieb, darnach soll man streben; der edle Mensch wird geboren, nicht gemacht. In Othmarschen hatte ich sehr wenig Unterricht gegeben, um die Erziehung kümmerte ich mich gar nicht; auch war der Unterricht den ich gab, von der Art, daß ich keinen innern Antheil daran nehmen konnte, da er nur auf das Allereinfachste beschränkt blieb. In Frankfurt, wo ich im Mai 1800 ankam und auf größere und äußere Vortheile Anspruch machte, widmete ich mich ganz und ausschließlich der Erziehung und dem Unterricht, und konnte meine ganze eigene Ausbildung daran schließen, da eigentlich nur von einem Knaben von zwölf und einem Mädchen von elf Jahren die Rede war. Der Knabe hatte nicht allein einen ganz ausgezeichneten Fleiß und vortreffliche Anlagen, sondern auch der Professor Rumpf in Gießen, der ihn vor mir unterrichtete und

erzog, hatte einen trefflichen Grund gelegt, auch hatte ich es nur mit dem eigentlich gelehrten Unterricht bei ihm zu thun. Leider knüpfte ich meine eigne Bildung ganz an die der beiden Kinder an und riß sie in den Sturm meines Drangs nach Wissen hinein, ohne zu bedenken, daß meine Studirwuth eine Art Krankheit sey, welche die Kinder nicht angreifen dürfe. Meine Heftigkeit schadete im Ganzen viel mehr als mein Eifer und meine Kenntnisse nützten. So wichtig die sieben Jahre meines Lebens, in denen ich mich und die Welt über das Erziehen ganz vergaß, für mich auch sind, so liegen sie mir doch noch zu nahe, und die Personen, von denen ich reden müßte, sind zu innig mit mir verbunden, als daß ich mehr als das Allgemeinste erwähnen dürfte. Der Vater der Kinder, dessen patriotische Tugend seine Mitbürger, denen er lange als Präsident des Bürgercollegiums gedient hat, innig verehrten, den alle mit vollem Zutrauen in ihren Privatangelegenheiten um Rath fragten, ließ mich eigentlich zu sehr meinen Gang gehen, weil er sah, daß ich aus inniger Liebe und von einer Idee geleitet handelte, und ich glaubte eine durchgreifende Bildung von einer gelehrten nicht trennen zu können. Wir lasen den größten Theil der classischen Autoren, trieben Mathematik, Physik, Chemie, besonders mehrere Jahre lang Botanik. Physik und angewandte Mathematik hatte ich schon unter Kästner und Lichtenberg getrieben, Chemie verstand mein Zögling bald besser als ich. Die Botanik trieb besonders das Mädchen, und der Verfasser der Wetterauer Flora, Dr. Scherbing, botanisirte mehrere Jahre lang mit uns in der Gegend herum und lehrte uns an den Pflanzen der Gärten des Apotheker Salzwedel und des sogenannten Senkenberg'schen Stifts, wo ein eigner sehr geschickter, wenn gleich sehr grober botanischer Gärtner war, die exotischen Pflanzen kennen. Alle Namen zu behalten war mein Kopf schon zu hart, ich studirte besonders Pflanzenphysiologie und Pflanzengeographie, die ich hernach eifrig fortgesetzt habe. Meine historischen Studien aus den Quellen zu betreiben war mir die Stadtbibliothek sehr nützlich. In dieser Zeit las ich alle berühmten neueren Historiker von Hume und Rapin an bis auf Heinrich, Schmidt, Voltaire und Johann von Müller. Ich lernte von dem letztern zwar sehr viel, konnte jedoch an dem Gekünstelten,

an dem Mangel aller Einfalt und Natur so wenig als an Herder's poetischer Schwulst in den Ideen zur Geschichte der Menschheit je wahres Vergnügen finden. Weil ich sah, daß ich Geschichte ohne Uebung des Gedächtnisses nie erlernen würde, so übte ich dieses die sieben Jahre hindurch mechanisch. Ich schrieb mir meinen Vortrag, den ich alle Tage hielt, aus den besten Quellen auf, lernte dies auswendig, und sagte das auswendig Gelernte mit Namen und Jahrzahlen her, so daß ich nur auf mein Blatt sah, wenn mir das Gedächtniß ausging. Da ich in anderthalb Jahren den ganzen Cursus vollendete und jedes Mal für den neuen Vortrag aus andern Quellen den Aufsatz nahm, so gelangte ich auf diese Weise zur Kenntniß aller Quellen. Die Blätter habe ich immer weggeworfen, weil sie natürlich flüchtig gemacht waren; mein erstes Heft schrieb ich, als ich am Lyceum auftrat. Die Erziehung der beiden ältesten Kinder, die mich eigentlich allein angingen, war indessen beendigt, manche Umstände schienen mir und meinen Freunden eine Veränderung des Lebens und der Verhältnisse wünschenswerth zu machen. eine Stelle in meinem Vaterlande schien sich darzubieten: da fiel mir erst in der Mitte d. J. 1806 ein, ob ich denn auch wohl zur Ruhe des Landlebens reif sey und mich an die seit dreizehn Jahren vergessenen Sitten der Heimath gewöhnen könne. Ich hatte die verhängnißvollen Jahre in Frankfurt durchlebt, welche auch diesseit des Rheins alles geändert hatten, ich war in Frankfurt in der Mitte der Bewegung, ich hatte die ganze Masse der französischen Armee wiederholt gesehen, kein Tag war ohne Einquartierung, die höhern Officiere waren in ihrer Rede ziemlich offen, die Deutschen wurden durch die Umstände des Drucks sich näher gebracht. Ich hatte sehr viel gehört und erfahren; dies machte mich zweifeln, ob ich am fernen Meerstrande ausdauern würde, ich sann auf ein Mittel, mich irgend einer Regierung zu einem Amte durch einen Beweis meiner Kenntnisse zu empfehlen. Freilich hätte ich einen andern Weg einschlagen sollen, ich kannte diesen Weg zwar, bin ihn aber zu meiner großen Freude nie gegangen. Ich hatte mich gerade damals mit der Kirchenhistorie und mit den Scholastikern, neben diesen mit dem Aristoteles, ohne dessen Studium Niemand das Mittelalter und die Scholastiker richtig beurtheilen wird, viel beschäftigt und war dabei auf die

Schrift de plantis gestoßen. Voll von Schelling und von der Pflanzenphysiologie suchte ich den Aristoteles in jener Schrift zu erkennen. Ich fand bald, daß das Griechische nicht echt sey, daß die lateinischen Uebersetzungen von einander abwichen, ich übersetzte das Büchlein, oder vielmehr ein Stückchen davon nach meiner Art erklärend ins Deutsche und schickte es Gurlitt in Hamburg. Gurlitt theilte die Arbeit Schneider mit, und beide munterten mich auf, sie drucken zu lassen. Ich hätte aber, um die Sache gründlich zu behandeln, der lateinischen Uebersetzung bedurft, die in der lyoner Ausgabe von Albertus Magnus Schrift steht und ein ganz eigner Text ist; diese konnte ich nicht erhalten, schämte mich auch selbst der naturphilosophischen Ausdrücke, die ich dem Aristoteles aufgedrungen hatte, und gab die Sache auf. Das Buch schien mir zu verdorben, meine Hülfsmittel zu beschränkt. Ganz ohne Nutzen war indessen der Versuch für mich nicht, Gurlitt bot mir eine Collaboratorstelle am hamburger Gymnasium an. Ich lehnte die Stelle ab, weil ich bei Mosche's Abgang von Frankfurt nach Lübeck einige Aussichten hatte, das Prorectorat in Frankfurt zu erhalten. Die letzte Aussicht verschwand, weil Mosche zwar mein Freund war, mir aber, und das mit vollem Recht, keine Erfahrung und keinen Tact als Lehrer einer Classe zutraute, auch von mir in der Ansicht der Religion abwich. Ich war weit weniger religiös als er, ich glaubte aber und glaube noch, daß jeder öffentliche Lehrer den bestehenden Glauben achten und soviel er kann aufrecht halten soll; die Zweifel kommen Jedem von selbst. In unsern Tagen, wo Heuchelei und Jesuitismus an der Tagsordnung sind, ist der Fall ganz anders, als damals, wo man alle positive Religion verdrängte oder verspottete. Eine Nebenanstellung anzunehmen, war ich damals zu stolz. Dieser Anlaß spornte mich zu einer neuen Arbeit, ich schrieb meinen Abälard und Dulcin, und der frankfurter Senior Hufnagel schaffte mir durch den Generalsuperintendent Löffler in Gotha einen Verleger. Löffler, mit dem ich auf diese Weise in Verbindung kam, verschaffte mir hernach aus Gotha den kostbaren Band handschriftlicher Briefe der Reformatoren, worin nicht blos Briefe von Calvin, Beza, Peter Martyr und Anderen, sondern auch Briefe Melanchthon's und seines hart verfolgten

Schwiegersohns sich befinden. Selbst Johannes von Müller, den ich hernach 1808 in Kassel sprach, wußte nicht, daß Beza's Briefe und Sammlungen nach Gotha gekommen seyen. Der Schatz handschriftlicher Quellen machte mir Muth, das Leben Peter Martyr's und Beza's zu schreiben. Dieser Muth ward mir gestärkt, als Luden in der Jenaer Literaturzeitung und Planck in den Göttinger Anzeigen meine Probearbeit, die um Ostern 1807 unter dem Titel „Abälard und Dulcin" erschienen war, auf eine für mich sehr schmeichelhafte Art anzeigten. Ich kannte keinen der beiden Recensenten und erfuhr erst 1814 in Frankfurt, als mich Luden dort besuchte, von ihm selbst, daß er der gewesen, der mir Muth gemacht hätte. Ich arbeitete das ganze Jahr 1808 an dem Leben Beza's und Peter Martyr's, einem starken Bande in Octav, den Mohr in Heidelberg zu verlegen übernahm. Ehe dieses Buch erschien, ward ich dringend aufgefordert in mein Vaterland zurückzukehren, das durch den tilsiter Frieden dem Königreiche Holland einverleibt war. Der vortreffliche Tiarks, mein ehemaliger Conrector, der bis dahin Mathematik, alte und auch neuere Sprachen, Realien in den beiden obern Classen gemeinschaftlich mit dem Rector gelehrt hatte, litt an einer Geisteszerrütung. Es war damals Niemand in dem Ländchen zu finden, der die Conrectorstelle ganz ausfüllen konnte; nur ich allein hatte dieselben Studien mit Tiarks getrieben, mein Rector bat mich zurückzukommen und gab mir die Versicherung, daß ich, wenn sich nach einem halben Jahre zeige, daß keine Genesung zu hoffen sey, die Conrectorstelle erhalten würde. Ich ging um Ostern 1808 zurück und übernahm für die Besoldung der ebenfalls vacanten dritten Stelle, die keine dreihundert Thaler betrug, die ungeheure Last der zweiten. Erst nach einem Jahr erhielt ich die Conrectorbesoldung, nicht aber die Stelle definitiv; die Freundschaft des edeln Hollmann, der der Schule vorstand, seine von aller Eifersucht freie Seele, die mich in seiner wie in meiner Classe schalten ließ, unser vereinigter Eifer, unsere ununterbrochene Harmonie tröstete mich, wenn mich die Arbeit der Schule und der Privatstunden niederdrückte, und mein Studium außer am Sonntage und in den Ferien stockte. Von vier Uhr Morgens bis zehn Uhr Abends war ich thätig und selbst mein gewöhnliches Spazirengehen stellte ich ein. Sechs

Stunden war ich am Gymnasium, führte Buttmann's Grammatik ein und lehrte die bisher versäumte griechische Grammatik nach der strengsten Manier; erklärte den Homer, Xenophon lateinisch, andere Autoren deutsch. Um den Homer erklären zu können, machte ich mir ein Heft, wobei ich den Clarke-Ernesti'schen Homer zu Grunde legte, für den Text die Varianten und Bemerkungen der größern Heyne'schen Ausgabe benutzte, und mich selbst und die Schüler dadurch übte, daß ich sie die Gründe finden ließ, warum Wolf unter den Varianten des Heyne'schen Wustes sich für diese oder jene Lese- oder Schreibart bestimmt habe. Außer den täglichen sechs öffentlichen Stunden und den zwei wöchentlichen lateinischen und einem griechischen Exercitium, das ich zu Hause corrigirte, gab ich noch täglich drei Privatstunden in den neuern und ältern Sprachen. Auch für diese Stunden hatte ich Exercitia zu corrigiren, doch war glücklicherweise die Zahl der Schüler nur klein, weil der Contrebande-Handel an unsern Küsten, der, was an den Sitten zu verderben war, vollends verdarb, alles in den Handelstand zog, wo man damals um desto reicher ward, je weniger Gewissen man hatte. Auch Mathematik und die mathematischen Wissenschaften lehrte ich, weil es seyn mußte; ich fühlte aber selbst, daß ich ein höchst elender Lehrer darin sey, weil es ganz etwas anders ist, eine Sache für sich verstehen, sie einem einzelnen Schüler mit dem Buche neben sich erklären, oder dieselbe Wissenschaft öffentlich vortragen. Das Provisorium, das die Holländer bestehen ließen, drückte mich, die Besoldungen wurden nicht ausbezahlt, ich lebte von meinem Nebenverdienst und sparte auf diese Weise Geld, was ich sonst nicht würde gethan haben, da das Geld mir immer nur zum unmittelbaren Gebrauch Werth zu haben schien. So höflich mir die holländische Regierung begegnete, so ward ich doch unmuthig, ich schrieb darüber an den Baron Meerem van Dalem, der damals dem ganzen Erziehungswesen vorstand, schickte ihm auch mein eben erschienenes Buch, das Leben Beza's und Peter Martyr's. Nicht lange hernach kam der Generalinspector der holländischen Schulen van Ende zu uns: er konnte zwar das Provisorium nicht aufheben, bewirkte aber, daß ich die Conrectorbesoldung mit allen persönlichen Zulagen, die dem würdigen Tiarks in den vielen Jahren, um ihn

festzuhalten, außerordentlich angewiesen waren, ausgezahlt erhielt. Diese Besoldung von siebenhundert Thalern und freier Wohnung war bei uns sehr bedeutend. Klima und Lebensart mißfielen mir aber, meine Studien stockten, die Last drückte mich auf die Dauer, meine Lage ward ungewisser, wenn das Gewitter, das sich über Holland zusammenzog, wie es gleich nach meiner Entfernung geschah, wirklich ausbrach, ich faßte den Entschluß, mich noch einmal in die Welt zu stürzen. Ich konnte dies jetzt eher als vorher, da ich gegen Mangel völlig gesichert war und Ueberfluß nicht wünschte. Zufällig traf mein Entschluß mit dem Bedürfniß meines edeln Freundes in Frankfurt zusammen. Zwei Jahre Erfahrung und Ueberlegung hatten zwischen uns beiden alles weggeräumt, was uns früher, wenigstens in den letzten Zeiten von einander entfernt hatte, und da von keiner Hofmeisterei mehr die Rede seyn konnte, durfte er hoffen, daß, wenn ich in seinem Hause lebte, sein jüngerer Sohn, der am Gymnasium war, und seine jüngere Tochter bei mir die Stütze fänden, die er, in Handels- und Staatsgeschäften verwickelt, ihnen nicht bieten konnte. Er bot mir sein Haus an, ohne mir die geringste Verbindlichkeit aufzulegen, und da ich ihn kannte, bedachte ich mich nicht das Anerbieten anzunehmen. Zum Erstaunen meiner Landsleute legte ich meine Stelle nieder, ohne eine andere zu haben oder zu wissen, und fuhr 1810 am ersten Januar mit Extrapost nach Frankfurt zurück, um auf der Reise allein zu seyn und auf eine neue Schrift unterwegs denken zu können. Um nicht ganz ohne Beruf zu erscheinen und nicht der Verachtung, welche man gewöhnlich dem Brotlosen beweist, ausgesetzt zu seyn, ließ ich mich kurz vor meiner Durchreise durch Gießen zum Doctor der Philosophie auf dieser Universität creiren, bebte aber doch ein wenig bei dem Gedanken meiner Abenteuerlichkeit in jenen Zeiten, wo alles Deutsche unsicher ward. Unterwegs kitzelte es mich doch, daß man hier und da von meinem Abälard und Dulcin und dem Leben Beza's Notiz nahm und mir Zufriedenheit bezeigte. Der gute Planck, der einzige unter allen Gelehrten, der nebst Wachler je meine Bücher auch öffentlich angezeigt hat (wenn ich Luden's Anzeige des Dulcin ausnehme), hatte durch seine Recension nicht wenig dazu beigetragen. Ich glaube auch al-

lerdings behaupten zu dürfen, daß das Leben Beza's und Peter Martyr's ein ganz anderes Buch ist, als Dulcin und Abälard, das schnell entstanden und schnell und unvollkommen ausgegeben war. Ich dachte während der langen, einsamen und unangenehmen Reise zur Winterzeit auf eine neue Arbeit, ich suchte eine, bei der ich Kenntniß der griechischen und lateinischen Sprache und der historischen Quellen beweisen könne, die mit der Kirchengeschichte und der politischen Geschichte, zwischen denen ich mich immer noch nicht entscheiden konnte, zusammenhinge. Es war nicht auf literarischen Ruhm, es war auf eine bescheidene Anstellung im innern Deutschland abgesehen. Die Geschichte der bilderstürmenden Kaiser von Constantinopel schien mir für meine Absicht endlich die passendste: so entstand das Buch, an dem ich zwei Jahre, 1810 und 1811, arbeitete, nachdem ich eine Probe meiner Arbeit in den Studien von Daub und Creuzer vorausgeschickt hatte. Meiner Verlegenheit über mein Austreten aus einem angesehenen und einträglichen Amte, ohne alle Aussicht auf öffentliche Wirksamkeit, ward gleich damals auf eine recht sonderbare Art abgeholfen. Der jetzige Professor Ritter in Berlin hatte im Jahre 1809 am frankfurter Gymnasium, gegen eine geringe Besoldung einige Stunden gegeben, er mußte dies Geschäft aus vielerlei Gründen, besonders aber, weil er seine Stunden in den untern Classen übernommen hatte, wieder aufgeben, der Director Matthiä kam daher denselben Abend, als ich in Frankfurt eintraf, zu mir, um mir dies Geschäft anzubieten. Ich erklärte ihm, die Besoldung sey mir gleichgültig, Titel verlangte ich auch nicht, nur förmliche Anstellung und Stunden in den obern Classen. Dies ward ohne Schwierigkeit erhalten, ich gab für sechshundert Gulden wöchentlich zwölf Stunden an den drei oberen Classen, als Collaborator, und schrieb meine Geschichte der bilderstürmenden Kaiser, die 1812 bei Varrentrapp erschien. Ich lebte damals bei meinem alten würdigen Freunde, theils auf seinem Landgut, theils in der Stadt, und leitete gelegentlich die Erziehung und den Unterricht seiner beiden jüngern Töchter. Hauptsache war mir, bei der ältern, einem Mädchen von unvergleichlichen Anlagen für das Leben, den Eindruck der strengen wissenschaftlichen Erziehung, die für sie gar nicht gepaßt hatte, zu verwischen, und nichts freute mich

mehr, als daß mir dies endlich gelang, und wir uns, nachdem wir uns lange verloren hatten, völlig wieder bei einander fanden. In dieser Zeit luden mich der Geh. Hofrath Eichstädt in Jena und der damalige Professor Wilken in Heidelberg ein, Arbeiten für die Jenaer Literaturzeitung und für die Heidelberger Jahrbücher zu liefern. Ich habe sehr wenige Recensionen eingeschickt; wenn ich aber eine ausarbeitete, so geschah dies mit großem Fleiß. Unter meine besten Arbeiten dieser Art in jener Zeit rechne ich eine Recension von Neander's Julian, und vom zweiten oder dritten Theil des Handbuchs der Kirchengeschichte von Schmidt in Gießen in den Jenaer, und die Recension von Krug's byzantinischer Chronologie und von Grimm's Correspondence in den Heidelberger Blättern. Bei der letzten kam mir meine innige Bekanntschaft mit den Cirkeln Holbach's, der Deffant, der l'Espinasse, mein Studium Rousseau's (dessen Heloise ich einmal zur Uebung auszugsweise übersetzte, und dessen Confessions ich ebenfalls für mich auszog) und aller kleinen und großen Scribenten der leichten Nation sehr zu Statten. Ich erwähne dies, weil ich die kleine Eitelkeit nicht verbergen will, die ich darüber empfand, daß ein Franzose, Villers, wie er die Correspondence in den Göttinger gelehrten Anzeigen recensirte, sich auf meine Anzeig ein den Heidelberger Jahrbüchern berief. Freilich wußte er nicht, daß sie von mir war. Ich hatte einen guten Beruf dazu, ich hatte während der Emigration, besonders in Hamburg, viele der Personen jener Gesellschaften der schönen Zeit gesprochen, hatte alle Memoiren gelesen, hatte Voltaire's ungeheure Briefsammlung zweimal durchlaufen, und auch das Unbedeutendste wenigstens angesehen. Meine Hauptarbeit war das Studium der byzantinischen Schriftsteller und der sämmtlichen Annalisten des Mittelalters, weniger meiner bilderstürmenden Kaiser wegen, als weil dies der einzige Theil der Literatur war, den ich bis dahin noch wenig studirt hatte. In das Jahr 1810 fallen übrigens zwei für meine ganze Bildung und für meine völlige moralische Genesung (von innern Uebeln, denn äußere Sünden habe ich aus Klugheit nie begangen, so oft mir auch die Lust ankam) höchst wichtige Ereignisse, die ich hier auch nicht einmal anzudeuten für gut finde. Es ward mir eine neue Seite des menschlichen Lebens

gezeigt, ich hörte auf an allem wahrhaft Menschlichen zu zweifeln, ich machte innere Erfahrungen. Der Adel der menschlichen Seele, an den ich nicht mehr geglaubt hatte und den ich nur in der Dichtung zu finden meinte, zeigte sich mir im äußern Verkehr. Die idealischen Träume meiner Jugend von Freundschaft und wahrem Leben schienen mir kein eitler Wahn mehr, und ich gewann neuen Muth für den Kampf mit der Gemeinheit. Mein Herz ward zerrissen und geheilt, und wenn ich unter einer kleinen Zahl schöner Seelen als Mann und als Tröster stand, so ward ich am mehrsten getröstet und mit der Menschheit, an der ich längst verzweifelt hatte, völlig ausgesöhnt. Daß dies kein Traum war, hatte mich lange Erfahrung gelehrt, und das Wort von Glauben, das mehrentheils nur ein Mittel schien und scheint, womit der Starke oder Schlaue den Schwachen und Einfältigen täuscht, erschien mir seitdem als ei. Trost der Seelen, denen das Wissen aus Gnaden von Gott versagt ward. Ich blickte tief in das menschliche Herz, weil ich Herzen fand wo eine Tiefe war, ich sah neben einander im Leben und in der Handlung das gemeiniglich für edel und gut Geltende und das Idealische, ich sah gewöhnliche Tugend und die Sentimentalität der Welt neben wahrem Seelenadel und echtem Gefühl. Ich ward eingeweiht in Geheimnisse schöner Seelen, die der Haufen auch nicht einmal ahnet, und lernte mich meiner selbst schämen. Daß dies alles sich durchaus auf keine Liebelei bezieht, finde ich darum nöthig zu bemerken, damit Leser, die das Vorhergehende nicht verstehen, es doch nicht gar zu lächerlich finden; denn Liebe im gemeinen Sinne ist mir ohne Heirath immer lächerlich und erbärmlich vorgekommen. Der Fürst Primas Karl von Dalberg, der damals Herr von Frankfurt war, durch den Stadtschultheiß von Günderode bewogen, gab mir auf meine Bitte die Schlüssel der Stadtbibliothek ohne alle weitere Verpflichtung, damit ich in meinen Arbeiten durch die Trägheit des damaligen Stadtbibliothekars nicht gehindert würde. Ich bemerke dies, weil es zum Charakter des edeln Dalberg gehörte, daß er die Wissenschaft auf jede Weise zu fördern suchte, wobei er nur gar zu oft auf Unwürdige und Undankbare stieß. Er verwechselte zu oft den glänzenden Schein mit dem innern Werth. Auch meine byzantinische Geschichte, wie sie 1812 ge-

druckt war, schickte ich ihm zu. Er antwortete eigenhändig in Ausdrücken, welche Jemand, der weniger als ich gewußt hätte, was er von sich selbst zu halten habe, völlig irre gemacht hätten, da der Brief von einem damals sehr ansehnlichen Fürsten kam, der noch dazu ein Gelehrter war. Er stellte mich neben Leute, mit denen ich mich nie verglichen hatte und auch noch heute nicht zu vergleichen Willens bin. Ich war indessen klug genug, den Brief für nicht mehr zu nehmen, als für das was solche Briefe immer seyn sollen, ließ ihn nicht drucken, obgleich er für den Druck geschrieben schien. Ich zeigte ihn sogar Niemandem unter meinen Freunden als einigen Kaufleuten, welche sich um die bilderstürmenden Kaiser herzlich wenig bekümmerten, die Bedeutung der Phrasen theils gar nicht kannten, theils wenig Werth darauf legten, weil kein baarer Vortheil dabei herauskam. Indessen diente es mir doch in demselben Jahre noch zum reellen Vortheil, daß ich dem edlen Fürsten bekannt geworden war. Er traf eine neue Einrichtung der Verwaltung seines Großherzogthums, schaffte den frankfurter Senat ab, führte das französische Präfectur- und Municipalwesen ein, und änderte auch das ganze Unterrichtswesen. Eine getrennte Universität sollte an drei Orten seyn, nämlich an jedem Orte eine Brotwissenschaft und neben ihr eine philosophische Facultät unter dem Namen eines Lyceums. Die theologische Facultät kam nach Aschaffenburg; die juristische nach Wetzlar; die medicinische nach Frankfurt; in jeder dieser Städte ward neben dem Gymnasium, das seine vorige Bestimmung behielt, ein Lyceum für das philosophische Studium eingerichtet. An der Spitze des Ganzen stand der ehemalige Leibarzt des Kurfürsten von Mainz, der Staatsrath Pauli, ein ungemein wohlwollender und fein gebildeter Mann, der den besten Willen hatte, dem aber in Frankfurt lauter Verdruß gemacht und jeder Schritt erschwert wurde. Die Herren der Reichsstadt konnten sich natürlich nicht überzeugen, daß sie nicht alles aufs beste machten, und daß nicht die Fremden (so nennt man auch dort alle Deutsche, die eine halbe Stunde von der Stadt geboren sind) nur Unheil brächten. Ein Professor der Philosophie, der Mathematik und Naturwissenschaften, der deutschen Sprache, zwei Professoren der alten Literatur, einer der Geschichte und Geschichte

der Philosophie sollten an diesem Lyceum lehren. Die letztgenannte Stelle ward mir zu Theil. Hätte man statt sieben Professoren — denn es war außer den Genannten noch Einer, ich weiß nicht mehr für welches Fach, angestellt — drei tüchtige Männer genommen, diese ganz allein für das Lyceum bestimmt, also vom Gymnasium ganz hinweggenommen, da hätte aus dem Lyceum für Frankfurt, wo höhere Bildung, nicht Gelehrsamkeit, das Leben, nicht die Schule der Hauptgesichtspunct der Erziehung seyn sollte, etwas sehr Bedeutendes werden können. Bei der Zersplitterung konnten und wollten die Angestellten wenig leisten. Wenn ich nicht irre, so gab der Professor der Philosophie, den ich übrigens mich nicht erinnere je anders als einige Mal bei Examen und bei der quasi Facultätsversammlung gesehen zu haben, noch in einer Judenschule in irgend einer Ecke der Stadt Elementarunterricht. Mir half indessen der edelgesinnte Pauli, der sich meiner sehr annahm, durch die Professur der Geschichte und Geschichte der Philosophie, die ich am Lyceum erhielt, aus einer wahren Verlegenheit: nicht des erhöhten Gehalts wegen, obgleich ich damals sechzehnhundert Gulden erhielt, sondern schon durch den bloßen Schein eines andern Amts. Ich hatte nie daran gedacht etwas anders zu scheinen als ich war; alle meine Freunde, namentlich die Angesehensten unter ihnen, bekümmerten sich späterhin nie darum, was ich sey oder wie ich heiße, ja die Damen haben nie eine Vorstellung von dem Lyceum bekommen, oder sich klar gemacht, daß es ein Unterschied sey, ob man hier oder dort lehre, ich hatte es aber auch mit dem Troß zu thun, und dieser fragt immer am ersten nach dem Erbärmlichsten und durchaus Zufälligen. Ich hätte indessen zu derselben Zeit auch nach Heidelberg kommen können, wo mir gerade, als ich eben die Bestallung für das Lyceum erhalten hatte, die Professur der Kirchengeschichte nach Neander's Abgang angetragen ward. Ich lehnte den letzten Antrag ab, weil ich sehr gern und auch angenehm in Frankfurt lebte und Pflichten der Freundschaft hatte, die mir theuer waren. Auch der angebotene Gehalt war mir zu gering, und das elende Wesen kleiner Universitäten kannte ich aus Wilken's Berichten. Meine Freunde redeten von höherm Beruf und mißbilligten meinen Entschluß; da ich aber alle Jahre zweimal nach

Heidelberg reisete, das Studenten- und Professorenwesen sehr gut kannte, so lachte ich ihrer. Ich hatte schon früher meine Hefte über die ganze Geschichte angefangen, die ich nachher bei jedem Cursus, wenn ich eine neue bedeutende Quelle gelesen hatte, umgearbeitet habe, ich machte mir für den neuen Vortrag der philosophischen Geschichte und der Geschichte der Philosophie am Lyceum neue Hefte aus den Quellen.

Wenn die Einrichtung des Lyceums Bestand gehabt hätte, so würde ich sehr gute Historiker haben bilden können. Ich lehrte in den drei obern Classen des Gymnasiums, in jeder Classe wöchentlich vier Stunden, ältere, mittlere und neuere Geschichte, d. h. bloße Thatsachen; ich legte die chronologischen und geographischen Grundlagen zur Geschichte. Hier konnte ich also durch Fragen und Wiederholen alles einschärfen, das Gedächtniß stärken und die realen Kenntnisse beibringen, ohne welche alles Philosophiren über Geschichte ein leeres Geschwätz bleibt. Da ich den ersten Cursus am Lyceum und Gymnasium zugleich anfing, also erst nach drei Jahren die von mir gebildeten Schüler zu erwarten hatte, so war für den Anfang des edeln Dalberg und des einsichtsvollen Pauli Vorschrift, über Geschichte, deren Kenntniß ich nicht voraussetzen durfte, zu philosophiren, eine schwierige, wenn nicht unmögliche Aufgabe. Ich suchte mir zu helfen. Ich kam auf den Gedanken, einen Entwurf der Thatsachen der ganzen Geschichte in drei kleinen Bändchen ohne alles Raisonnement, ohne Abtheilung, ohne willkürliche oder zufällige Anordnung blos dem Faden der Zeit nach, aber in ihrer innern Verbindung drucken zu lassen. Ich wollte dabei die Hauptquellen andeuten, nicht durch unter den Seiten stehende Büchertitel, sondern durch den Vortrag selbst und durch Anführung der classischen und charakteristischen Stellen, die nur der Kenner anzugeben im Stande ist. Dies Buch sollte blos zum Nachlesen für meine Lyceisten seyn, denen ich hernach vom Katheder darüber philosophiren wollte. Materialien hatte ich überflüssig genug in meinen Heften und meinem starken Gedächtniß. Auf diese Weise entstand der erste Entwurf meiner Weltgeschichte in zusammenhängender Erzählung. Auf Vortrag, auf Vollständigkeit u. s. w. war es Anfangs gar nicht abgesehen. Die erste Hälfte des ersten Theils ward flüchtig geschrie-

ben und langsam gedruckt. Ich war erst bis zu den Nachfolgern Alexanders vorgerückt, als ich inne ward, daß das Großherzogthum und mit ihm unser Lyceum wahrscheinlich zu Grunde gehen werde. Jetzt hätte ich mein Buch aufgeben sollen, da es unnütz ward; theils bestand aber das Lyceum noch, theils hatte mein Buchhändler einmal angefangen zu drucken; ich änderte daher nur leise Ton und Manier, faßte aber bald den Gedanken, ein ganz anderes Buch aus dem Entwurf zu machen. Aus dieser Ursache sind die beiden Hälften des ersten Theils so ungleich. Ich selbst habe laut und wiederholt meine Unzufriedenheit mit der ersten, meine Zufriedenheit mit der zweiten Hälfte geäußert. Auch diese zweite Hälfte ist nichts besonders Ausgezeichnetes, aber sie ist das, was sie nach meiner Absicht seyn sollte, vollständig. Wollte Gott, daß dasselbe bei Menschen wie bei Büchern nur immer der Fall wäre, da ließe sich die Welt ertragen! Daß viele Irrthümer darin sind, liegt in der Art, wie das Buch gearbeitet ward. Das Publicum hat den ersten Theil mit ganz unverdienter Güte aufgenommen, wahrscheinlich, weil es meine gute Absicht und meinen Willen anerkannte; ich selbst habe bei der neuen Auflage den vorigen Plan nicht beibehalten, sondern ein ganz anderes Werk geliefert. Das Buch ist indeß in seiner ersten Gestalt in einer großen Menge von Exemplaren verbreitet; wer es benutzen will, kann es leicht zu Rath ziehen. Ich glaubte, daß es mir in meinen Jahren erlaubt sey über alte Geschichte etwas weniger bescheiden, als in diesem ersten Theil der Weltgeschichte geschehen war, mich auszusprechen. Die Anzeige des ersten Theils der Weltgeschichte in einem öffentlichen Blatt zeigte mir, daß man meine bescheidene Absicht nicht geahnet hatte, daß man etwas anderes gesucht und nach der letzten Hälfte geurtheilt hatte. Ich entschloß mich mein ganzes Studium an das Werk zu reihen und keine Quelle unbenutzt zu lassen. In dieser Zeit stürzte das Lyceum ein, ich wollte beweisen, daß das Werk von mir werde fortgesetzt werden, daß, woran Rühs, Luden und alle, die mich in dem Jahre 1814 besuchten, laut zweifelten, derselbe genaue Fleiß (denn blos auf diesen machte ich Anspruch) durch das ganze Mittelalter hin würde bewiesen werden. Ich übereilte daher die Erscheinung des zweiten Theils, oder des ersten

der Geschichte des Mittelalters und verarbeitete die Materialien nicht genug, vernachlässigte die Klarheit des Ausdrucks und corrigirte zu viel während des Drucks, den ich leider selbst durchsah. Auf diese Weise ward das Werk erst vom dritten Theile an eigentlich was es seyn sollte. Dem vierten, fünften und sechsten, die die Geschichte bis zum Jahr 1304 führen, habe ich hernach die ganze Aufmerksamkeit gewidmet, welche mir nöthig schien; sogenannte Redekunst wäre bei einem solchen Werk schlecht angebracht gewesen. Meine Schüler und Freunde haben zugleich den Druck des dritten, vierten, fünften, sechsten Theils, der Geschichte des Mittelalters, viel besser durchgesehen, als ich selbst den ersten. Was mich selbst angeht, so bewies mir der wiedererrichtete Staat Frankfurt dieselbe Gewogenheit, die mir vorher der Fürst Primas bewiesen hatte. Das Lyceum, auf die Stempeltaxe gegründet, ging mit dieser ein, der Rath gab mir aber, mit Einwilligung der Bürgerschaft, die Stelle und Besoldung eines Stadtbibliothekars, welche eigentlich nach dem Gesetz nur ein frankfurter Doctor der Rechte erhalten sollte, und welche damals im Grunde eine Sinecur war, bei der man die Disposition des Fonds und die Benutzung der Bibliothek in den Kauf hatte. Der Stadtschultheiß von Günderode, der an der Spitze der drei Büchercommissarien des Raths stand, hatte die ganze Anschaffung mir allein überlassen, wodurch ich Gelegenheit hatte, manche fehlende bedeutende Werke der gelehrten Literatur anzuschaffen. Ich nenne nur die pariser Ausgabe der Byzantiner, die Scriptores rerum Francicarum, das große Werk über Aegypten, die Kehler Ausgabe der Werke Voltaire's. Die aus dem Senat und der Bürgerschaft gemischte Commission, welche bei der neuen Gründung des frankfurter Staats die Besoldungen bestimmte, ließ mir sogar für den historischen Unterricht am Gymnasium, den ich beibehielt, die ganze Besoldung, deren ich am Lyceum genossen hatte. Ich hatte diese Besoldung schon das erste Mal ausgezahlt erhalten, als ein Senator, der wahrscheinlich dachte, ich würde zu reich, wenn ich die Bibliothekarbesoldung und die Professorbesoldung zusammen hätte, mir das Geld wieder aus den Händen nahm. Wie er das anfing, das weiß ich noch heute nicht. Man sagte mir, ich könnte klagen und würde den Proceß gewinnen; ich bin aber

der Meinung, daß es immer schlimm mit der Obrigkeit processiren ist, und ließ lieber die vierhundert Gulden jährlich fahren. Wie richtig ich das berechnet hatte, sah ich daraus, daß ich nach der Bestimmung der Besoldungs-commission sechszehn Stunden hätte geben sollen; jetzt aber mit meinem Senator einig ward, daß, wo kein Geld gegeben werde, auch kein Dienst zu leisten sey. Er ließ die Stunden vermindern und ich entbehrte das Geld; so waren wir beide zufrieden. Zwölf Stunden historischer Unterricht an den drei obern Classen des Gymnasiums und mein Bibliothekariat, das wegen des nicht heizbaren Locals durchaus keinen Zeitaufwand forderte, ließen mir Muße genug zu den Studien. Die Unterhandlungen, deren Mittelpunct Frankfurt war, die Männer, die man kennen zu lernen Gelegenheit hatte, machten den Aufenthalt in der freundlichsten der Städte gerade damals sehr angenehm. Der Bundestag ward errichtet, die frankfurter Constitution eingerichtet; ich sah und hörte vieles das mir wichtiger war als hundert Folianten. Ich werde die Männer nicht nennen, durch welche und von welchen ich lernte, ich weiß nicht, ob es ihnen nicht vielleicht unangenehm seyn könnte, noch viel weniger will ich andeuten, was und wie ich lernte; nur Eins glaube ich ohne Bedenken sagen zu können. Zwei meiner vertrautesten Freunde von gerade entgegengesetzten Ansichten waren Mitglieder der Commission, die den ersten, nachher verworfenen Entwurf der Verfassung machte, zwei andere Mitglieder der Commission, welche die jetzt geltende Verfassung aufsetzten. Sie theilten mir jedes Mal ihre Ansicht oder vielmehr ihre Vorurtheile mit, und ich erkannte recht deutlich, daß Plato mit Recht verlangt, die ersten Bürger eines vernünftig eingerichteten Staats sollen unter der Erde geboren und erzogen seyn. Die Art, wie die jetzige Verfassung zu Stande kam, flößte mir eine völlige Abneigung gegen alles politische Treiben und Schwatzen der Zeit ein, der es überall an Charakter fehlt, wo Eitelkeit und Privatnutzen vor aller Augen sind. Man schämte sich nicht seinen Absichten und sogar dem Privatvortheil seiner Freunde zu Gefallen ganze Institute einzurichten oder aufzuopfern. In dieser Zeit unterhielt ich meine alte Freundschaft mit Daub, Creuzer, Wilken, die mich auch mit dem gelehrten und tüchtigen Wachler in Verbindung brachten; sie meinten, ich

gehörte durchaus auf eine Universität; auch Eichstädt muß dieselbe Meinung gehabt haben, weil er nach Griesbach's Tode mich einlud, die Professur der Kirchengeschichte in Jena zu suchen. Ich habe nie etwas suchen, nie um etwas bitten, oder mich bewerben können, ich habe es nicht einmal gewollt; ich war daher ganz unschuldig daran, wenn mich nach Wachler's Abgange die Universität Marburg zur Professur der Geschichte an seiner Stelle dem Kurfürsten vorschlug. Wahrscheinlich hatte Wachler oder auch Creuzer, der Freunde in Marburg hatte, dies bewirkt. Von Kassel aus ward mir die Stelle mit siebenhundert Thaler Besoldung angeboten, ich verlangte etwas mehr, ward aber gleich am Tage der Absendung meines Briefs von einem meiner Freunde über diese Trödelei so ausgescholten, daß ich am folgenden Tage dem Canzler Robert nach Kassel schrieb, ich wollte annehmen. Der Kurfürst hatte indeß dies gar nicht abgewartet, er hatte alsbald, wie der erste Brief angekommen, dem jetzigen Archivdirector Rommel die Stelle gegeben. Ich tröstete mich leicht, da ich selbst gar keine Lust an eine Universität zu gehen hatte. Meine jungen Freunde in Frankfurt trieben mich am mehrsten, sie bewiesen mir, daß das Kaufmanns- und Geldwesen und das Brüllen des frankfurter Reichthums noch ärger sey, als der Handwerksgeist und Neid der Gelehrten und das Heulen ihres literarischen Stolzes. In diesen Jahren 1815, 16, 17, erneute ich alle meine Studien und wandte meine ganze Muße, wandte den Tag und damals sogar einen Theil der Nacht auf meine Arbeiten oder auf das Durchlesen der Quellen, und dachte an keine Universität mehr. Unvermuthet ward Wilken von Heidelberg weggerufen, Wilken selbst, besonders aber Creuzer und Daub, wünschten mich an seiner Stelle, und ich erhielt im Juni 1817 den Ruf, dem ich im September folgte. Wilken hatte mir manches vorausgesagt, was ich hernach völlig bestätigt fand. Er hinterließ mir eine Bibliothekdirection mit fünftausend Gulden Schulden und funfzehnhundert Gulden fixe Einnahme, ohne alles Personal als einen einzigen Secretair, der nur zwei Stunden daseyn konnte und sollte und während der Zeit blos mit Ausgeben der Bücher zu thun hatte. Ich wollte Anfangs selbst arbeiten; als ich aber merkte, daß man das hernach als Pflicht fordern würde, hielt ich mich streng an die Be-

stimmungen meiner Instruction. Ich that indessen, ohne zu prahlen, ohne davon zu reden, im Stillen was ich konnte, ward aber dabei so lange chicanirt und mit Verdruß aller Art überhäuft, daß ich die ganze lästige Sache aufgab, was ich eigentlich schon nach dem ersten Jahre hätte thun sollen. Als öffentlicher Lehrer glaubte ich die Verpflichtung zu haben, die neueste Geschichte zu lehren, zu deren Kenntniß ich viele eigne Beobachtungen, viele mündlich erhaltene Winke aus Varel, Hamburg und Frankfurt mitbrachte. An den beiden ersten Orten lernte ich die alte Zeit kennen und sprach viele Emigranten aller Art und Zungen; am letztern die Bonaparte'sche Zeit durch tägliche Erfahrung und von den unaufhörlich durchziehenden Franzosen und Deutschen, die Bonaparte bewunderten oder haßten. Zum Lehren war das genug, ich wollte aber auch einen Entwurf der Vorlesungen schreiben; dazu mußte ich noch eine andre Art Gesellschaft, als bisher, gesehen, eine andere Classe von Menschen kennen gelernt haben. Ich glaubte auch das Gespräch des Tags und den Geist der Zeit an dem Orte studiren zu müssen, wo sich in einer und derselben Gesellschaft die verschiedensten Männer und Nationen aus den verschiedensten Theilen der Welt vereinigen. Der Plan nach Paris zu gehen war daher bei mir Jahre vorher gefaßt, ehe ich ihn ausführte. Ich war in einem Alter, wo man sich hüten muß Augenblicke des fliehenden, schon halb erlöschenden Lebens zu verlieren, ich wollte mich daher lange und sorgfältig vorbereiten, um den möglichst größten Nutzen von meinem Aufenthalt in Paris ziehen zu können. Zu dieser Vorbereitung rechne ich ganz besonders die Ausarbeitung der Schrift über Vincent von Beauvais, oder vielmehr über die theologische und moralische Bildung und das Verhältniß derselben zum Leben in Ludwigs IX. Zeiten. Das Büchlein des guten Mannes war eigentlich nur Beilage zu den drei Abhandlungen, welche den ganzen einen Theil von Vincent bei Wilmans in Frankfurt 1819 in zwei Bändchen erschienenem Handbuch für königliche Prinzen und ihre Erzieher füllen. Es war mir darum zu thun, die bessere Seite des religiösen Lebens im Mittelalter zu fassen und anschaulich zu machen, und zugleich die eigentliche Blüthezeit der nationalen Literatur der Franzosen, ehe sie auf eine gewisse Art der lateinischen oder vielmehr römischen und rhetorischen Bildung gepfropft ward, jedem gebildeten

und religiösen Gemüth anschaulich zu machen. Diese Vorarbeit ward schnell beendigt; die Ausarbeitung eines neuen Theils meiner Weltgeschichte beschäftigte mich dagegen über zwei Jahre. Ich wollte mit diesem erst fertig seyn, ich wollte erst alles was ich aus gedruckten Quellen ziehen konnte, in die Noten gebracht haben, ich wollte gleich wissen können, wo ich aus den Handschriften wirklich Neues ziehen würde. Damit war ich im Jahre 1822 fertig und hoffte auf Unterstützung und Empfehlung, um für die neuere Geschichte durch mein äußeres Auftreten und durch Connexionen leisten zu können, was mein Fleiß für die mittlere Geschichte thun sollte, und, wie die pariser Herren mir bezeugten, auch geleistet hat. Daran war aber nicht zu denken. Ich selbst trug die Kosten ganz allein, und mein Buchhändler, d. h. der Verleger der mittlern Geschichte, gab seinen Beitrag. Mein Brief an den Minister des Innern und des Unterrichts, der sonst ein sehr artiger Mann ist, worin ich ihn um Empfehlungen ersuchte, muß verloren gegangen seyn, weil ich in andern Angelegenheiten immer Antwort von ihm erhalten habe, diesmal aber nicht. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der mir auch in andern Dingen gefällig gewesen ist, gab mir einen Brief; aber er muß meine Absicht nicht recht verstanden haben, da mir der Gesandte blos von Schutz sprach, dessen ich nicht bedurfte, weil ich die allerunverdächtigste Person von der Welt war. Wilhelm von Humboldt empfahl mich seinem Bruder Alexander. Ein fremder Minister, den meine Freunde darum ersuchten, gab mir eine Empfehlung an einen französischen Minister, sie hat mir aber nichts genützt. Auch meine Bekanntschaft mit Cousin, der damals in Paris durch seine Vorträge großes Aufsehen machte, dem ich in Deutschland, wo er neulich durch sein Abenteuer berühmt geworden, sehr nützlich gewesen und ihn besonders Hegel, den er studiren wollte, zugeführt hatte, half mir durchaus nichts. Die einzigen Empfehlungen die mir genützt haben, war Görres's Empfehlung an seine Verwandte, für den Umgang; und eine von den Herren Fontaine und Artaria an die Gebrüder De Bure für das Literarische. Ich muß indessen den Franzosen alle Ehre widerfahren lassen. Wäre ich auf die Weise in eine unserer Hauptstädte gekommen, nicht von meiner Regierung empfohlen, nicht mit Geld unterstützt, um ein äußerliches Ansehen annehmen zu können, unbekannt

und unberühmt (was ich geschrieben hatte, war gar nicht für den Ruhm geschrieben), alle Thüren wären mir verschlossen gewesen und ich hätte meinen Umgang in den Wirthshäusern suchen müssen. Ganz anders in Paris. In den ersten zwei Monaten war es schwer durchzudringen, doch waren mir alle literarische Institute stets offen und zugänglich, und alle Vorsteher ohne Ausnahme, als sie sahen, daß es nur der Wissenschaft und der Sache gelte, thaten mehr für mich und meine Studien, als ich je hätte bitten mögen oder in Deutschland erhalten hätte. Als ich die ersten Bekanntschaften gemacht hatte, fand ich auch ohne alle Schwierigkeit den Zugang zu allen den Kreisen, die ich kennen zu lernen suchte. Der königl. preußische Legationsrath Oelsner war mir dabei vom größten Nutzen, und wäre mir gern noch nützlicher geworden, wenn ich meine Bekanntschaften über einen gewissen Kreis hinaus hätte ausdehnen wollen. Das durfte ich aber freilich nicht, da ich die Zeit von 10 U. M. bis 2 U. N. regelmäßig auf den Bibliotheken und mit Forschung für die Geschichte des Mittelalters zubrachte; ich hatte daher die übrige Zeit für die Erkundigungen nach den Geschichten der Revolution und für Unterredungen mit tonangebenden Männern über die Politik des Tags sehr nöthig. Je länger ich blieb, desto mehr fand ich alle Thüren offen, und werde mich besonders der Freundschaft Guizot's, des Appellationsraths von Montmerqué, eines strengen Royalisten und sehr eifrigen Katholiken, und des alten Grégoire stets mit Dankbarkeit erinnern, da ich ihnen gar nicht empfohlen und auch nicht einmal als Schriftsteller im geringsten bekannt war. Hase, jetzt Mitglied des Instituts, darf ich nicht besonders erwähnen, da er mit bewundernswürdiger Geduld jedem deutschen Gelehrten auf gleiche Weise nützlich ist. Er hatte mich schon dadurch früher erfreut, daß er in der Vorrede zu der Ausgabe des Leo Diakonus meiner Geschichte der bilderstürmenden Kaiser erwähnt hatte. Diese Erwähnung eines so ungemein gelehrten Mannes und Planck's Recension meines Buchs haben mich über das Stillschweigen der Schwätzer getröstet, die nur Bücher zum Durchblättern und Citiren suchen, weil sie alle Ideen in ihrem breiten und kothigen Wortstrom allein herzuschwemmen glauben. Ich wollte übrigens aus meinem Abriß der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts, wie ich den Entwurf meiner Vorlesungen dem Buch-

händler zu Gefallen betitelt habe, keine zwei mäßigen Bändchen machen, sondern nur auf etwa funfzehn Bogen, die Idee, welche mich leiten würde, leise andeuten und hie und da auf Thatsachen stützen. Die Erweiterung des Plans hatte eine ganz zufällige Veranlassung. Ich war wie schon erwähnt an Alexander von Humboldt empfohlen worden, und zeigte diesem die ersten Bogen meines Entwurfs, um seine Gedanken über die Idee des Ganzen zu hören. Alexander von Humboldt schrieb mir ein Billet, worin er sich über meinen Plan so ausdrückte, daß ich mich schämte, und seinen Erwartungen von meiner Arbeit wenigstens durch Fleiß glaubte entsprechen zu müssen. Ich hatte von meinem Naturstudium her solche Achtung für Humboldt, ich erkannte aus seinem Gespräche das Allgemeine seiner Kenntnisse, das Klare (was ich oft in seinen Schriften vermißt hatte), das Umfassende seines Geistes so deutlich, daß gerade sein Urtheil mich unter allem am mehrsten anspornte. Hieraus wird man sich erklären, warum dem gewöhnlichen Leser so manches dunkel bleibt in meinem Abriß, und warum dem, der an Breite gewöhnt ist oder Parteiwuth und Declamation sucht, das Ganze nicht gefällt. Mein Zweck ist erreicht, die erste Auflage ist beinahe erschöpft. An eine neue Auflage kann ich noch in einigen Jahren nicht denken. Ein ganzes Jahr hält mich noch die neue Ausgabe der alten Geschichte fest; dann muß ich ein Jahr ausruhen, und dann werden zwei Jahre über der Ausarbeitung der neuen Auflage verfließen. Das Buch ist ins Französische übersetzt worden, es ist aber so durch und durch deutsch gedacht, daß es schwerlich irgend einem Franzosen gefallen kann.

Gute Freunde muß ich mir im Badenschen übrigens wenige gemacht haben, so harmlos auch meine Lebensweise ist, und so sehr ich Jedermann gefällig zu seyn wünschte. Unter allen denen welche Gehaltszulagen erhielten, war ich nie, doch erhielt ich ohne mein Ansuchen (was allenfalls das einzige Erfreuliche dabei war) 1823 im Nov. den Titel eines Geh. Hofraths und einen Ersatz (aber auch nicht mehr) für die Einbuße an dem Gehalt, der die conditio sine qua non meiner Annahme der Professur gewesen war, als ich Frankfurt verließ, und der sehr mäßig ist.

Jacques Louis David.

Jacques Louis David.

Nicht selten verdanken Menschen ihres Namens Berühmtheit dem Zufalle, welcher sie in große Weltbegebenheiten verflocht, ohne daß sie durch ausgezeichnete Geistesfähigkeit, durch Wissen, Kunst oder sittlichen Werth ehrenvolle Auszeichnung unter den Zeitgenossen verdient hätten. In diesen dem Leben David's gewidmeten Blättern wollen wir gleich anfänglich darauf aufmerksam machen, wie dasselbe von einem jener so wahren Bemerkung entgegengesetzten Unsterne verfolgt wurde. David erscheint als ein Mann von ausgezeichnetem Talente, tüchtigem Wissen und großem Kunstverdienste, in den Beziehungen seines Privatlebens achtungswerth; aber alle diese Ansprüche an ein ruhmvolles Andenken werden verdunkelt durch die Art wie er in den Strudel großer Weltbegebenheiten, in die französische Revolution verwickelt wurde.

Jacques Louis David war zu Paris 1750 geboren *) und genoß eine treffliche Erziehung unter der

*) Wir folgen, nach der „Biographie nouvelle des contemporains," dieser Angabe, als der wahrscheinlichern; der „Almanach des artistes" vom Jahre 1786 setzt David's Geburtsjahr auf 1759, welches Böttiger im ersten Bande vom „Zustand der neuesten Literatur u. s. f. in Frankreich," Seite 72, wiederholt. Der dort mitgetheilte Lebenslauf David's ist hier benutzt. Das Conversations-Lexikon macht 1756 namhaft. Bei der Todesanzeige David's wurde oft wiederholt, daß er im 78sten Jahre gestorben sey, hiernach wäre sein Geburtsjahr 1747 oder 1748.

Leitung achtungswerther Eltern, unterstützt von einer reichen Tante, die er beerbte und dadurch schon in den ersten Jünglingsjahren in glücklichen, unabhängigen Wohlstand versetzt wurde. Unter solchen Begünstigungen des Schicksals trat früh sein Künstlerberuf hervor, in dessen Ausbildung er sich durch keine Verlockungen des Jugendgenusses stören ließ. In der Malerkunst ward Vien sein Lehrer, gegen den der Schüler immerdar die größte Verehrung und Dankbarkeit bewies; er maß ihm erkenntlich das Verdienst bei, welches die Nachwelt mit Recht der Meisterschaft David's zuerkennt; er pflegte von seinem Lehrer zu sagen: „Ihm verdanken wir die Wiedergeburt der französischen Kunst." — Bald überzeugte sich David, daß ohne wahre Geistesbildung und Wissenschaft jedem künstlerischen Streben die wahre Grundlage fehle; darum wandte er allen Fleiß auf das Studium der Sprachen, der Geschichte, der Anatomie und der Alterthumskunde. Besonders glückliche Fortschritte machte er in der griechischen Sprache; Homer ward sein Lieblingsdichter, dessen herrliche Gemälde seinen Geist mit jugendlich kühner Begeisterung erfüllten. Seine Phantasie gefiel sich im wilden Schlachtengewühl zu verweilen; die ersten Erzeugnisse seines Pinsels waren Bataillenscenen. Aber noch verrieth er keine Spur des später erworbenen Verdienstes, vermittelst welches er sich von der fehlerhaften Manier der französischen Malerschule lossagte und einem höhern Kunstideale durch Nachbildung der schönen Natur und durch die Erkenntniß der Antike sich näherte. Man war auf dem Abwege damals so weit gekommen, daß man in unnatürlichen Künsteleien und in Uebertreibungen nur Effect zu erlangen suchte. Von diesen Fehlern der Kunstbestrebungen der damaligen französischen Maler zeugen auch die ersten Gemälde David's; aber sie zeichneten sich so unter den Arbeiten junger Künstler aus, daß sie den öffentlichen Preis erhielten (1774) und daß David zum Pensionair der von Ludwig XIV. zu Rom fundirten „Académie romaine, surnommée St.-Luc" ernannt wurde, um auf königliche Kosten dorthin zu gehen und vier Jahre zu studiren.

David's Aufenthalt in Rom hatte für seine Bildung entscheidenden Erfolg: durch Unterstützung des Staates wie durch eigne Wohlhabenheit von jeder pecuniairen

Sorge befreiet, verfehlte er den rechten Weg nicht. Sein Künstlerberuf war ihm zu heilig, als daß er sich durch die Verlockungen der Jugendlust und des Sinnenrausches hätte bestechen lassen; Homer war ihm zu innig befreundet, als daß ein Fehlgriff zu befürchten gewesen wäre. Es gab im Innern manchen ernsten Kampf; aber er endete siegreich: mit dem Studium der Antike war seine künstlerische Laufbahn entschieden. Ihr war seine ganze Liebe geweiht; mehr als Ein Jahr studirte er mit dem anhaltendsten Fleiße die trajanische Säule und ihre Basreliefs, an welche ihn der Zufall fesselte; der Kenner übersieht in jenen Resten des Alterthumes nicht die Spuren des Kunstverfalls; David aber machte sie zur Schule der Gruppirung und der Behandlung des Costumes, besonders des Faltenwurfes der Gewänder. Von der antiken Plastik ging er zur modernen Malerei über, wo Rafael's unsterbliche Wunderwerke ihn mächtig anzogen. Eigenthümlich genug wurde dessen Heliodor *) sein Abgott. Wenn David's Freunde ihn aufsuchen wollten, so konnten sie ihn in stiller Betrachtung vor diesem bezaubernden Bilde finden. Die ersten Früchte des Studiums der Colonna Trajana förderte er zu Tage in einem Gemälde, welches, nach Homer's Erzählung im 23sten Gesange der Ilias, das Leichenbegängniß des Patroklus darstellt. Schon hierdurch berechtigte er zu hohen Erwartungen; schon hier zeigte sich's, wie er der Kunst, nicht der französischen Schule anzugehören sich berufen fühlte, ob er gleich nie dahin gelangte, der Nationalität zu entsagen. — Wenn er in den zahlreichen, gegen zweihundert Figuren zählenden Gruppen des Bildes oft an die Gestalten jenes Basreliefs erinnert, so gibt doch das Ganze eine großartige, eigenthümliche Composition, deren wahrhaft dichterisches Element nicht durch den Hinblick auf Vater Homer, oder auf die Studien der Colonna gefährdet wird. Die Arbeit erntete in Italien größern Ruhm unter den Ausländern, als unter den Landsleuten des Künstlers, welche fast irre wurden an einer Erscheinung, die den zur Mode gewordenen Leistungen der französischen Schule den Stab zu brechen drohte.

---

*) Wir erwarten von dem wackern Kupferstecher Pietro Anderloni zu Mailand nächstens die erste werthvolle Nachbildung dieser hohen Schöpfung Rafael's.

Drei Jahre nachher, nachdem David mit der Aufstellung des Leichenbegängnisses des Patroklus in Rom Beifall, in Frankreich bei manchem Tadel Anerkennung des Talentes erworben hatte, erhielt er 1780 den Auftrag, für die Stadt Marseille ein Gemälde zu verfertigen: den heiligen Rochus, welcher durch ein Wunder Pestkranke heilt. Als von Rom aus in Marseille die Nachricht erscholl von der Trefflichkeit dieses neuen Werkes des jungen Künstlers, änderte der dortige Magistrat die Bestimmung des Gemäldes, welches ursprünglich in der Kirche des dortigen Pestlazarethes aufgehängt werden sollte, und ließ es, um den Zugang zu demselben zu befördern, in dem Saale eines öffentlichen Gebäudes des Hafens aufstellen, unter demselben Dache, wo das Kunstwerk eines geschickten Mitbürgers aus Colbert's Zeiten, Puget's Basrelief, der heilige Borromäus, wie er den Sterbenden die Hostie bringt, aufgehängt ist. — Darstellungen dieser Art gehörten zu den Lieblingsgegenständen der französischen Schule. Auch Pater Mignard hatte sich in denselben versucht; in Gemälden und Kupferstichen waren Lazarethscenen, mit allem Ekel des tiefsten menschlichen Elends, den nach auffallenden Contrasten haschenden Künstlern willkommene Gegenstände der Darstellung. David unterzog sich der Aufgabe und zeigte Verdienste, ohne von dem widerwärtigen Gegenstande angezogen zu seyn.

Um das äußere Ziel jedes Kunstbeflissenen in Frankreich, Aufnahme in die Akademie, zu erreichen, ging dann 1781 David nach Paris und arbeitete hier als Bewerbungsstück seinen Belisar, wie ein Knabe, sein Begleiter, für ihn um Almosen bittet: eine Situation, welche mit Marmontel's viel bewundertem historisch-politischen Romane damals recht eigentlich an der Mode war und sich immerdar als eine, tiefe Empfindung weckende Vergegenwärtigung der Hinfälligkeit aller irdischen Hoheit und der Unzuverlässigkeit der Hofgunst eines ungetheilten Interesses erfreuen wird. Kaum ist aus der ganzen Profangeschichte eine Scene nachzuweisen, welche dieser an malerischer Wirkung gleichkommt. Solches erkannten einsichtsvolle Künstler, von Vandyk und Salvator Rosa bis auf David, der seinem Landsmanne und Schüler Gérard noch die Nachlese ließ in der Darstellung Belisar's, wie er den von der Natter verwundeten Knaben

zur Hütte trägt. — David's Gemälde behauptet in der Reihe der Darstellungen Belisar's, selbst nach jenen Vorgängern, eigenthümlichen Werth; der junge Künstler mochte sich recht heimisch fühlen unter den Trümmern der römischen Herrlichkeit, unter welchen der Führer des blinden Heldengreises mitleidheischend das Date obolum ausspricht. Weniger in seinem Fache erscheint David, wo religiöse Weihe des Christenthumes durch den Pinsel verherrlicht werden soll; darum hat sein sterbender Christus am Kreuze, welchen er in dieser Zeit für die Herzogin von Noailles malte, nie ausgezeichneten Beifall erhalten. Dieser wurde ihm aber um so lauter zu Theil, als er zu seiner rechten Sphäre, zur heroischen Geschichtsmalerei, zurückkehrte. Andromache, wie sie bei Hektor's Leichnam trauert, war die erste neue Leistung, womit er nun hervortrat, wieder zum großen Verdrusse der französischen Malerschule, welche sich mit der naturgemäßen Wahrheit und edlen Einfachheit des Gemäldes nicht befreunden konnte, denn gerade hierdurch wurden kleinlicher Prunk und angestrengte Uebertreibung ihrer Werke in Schatten gestellt. Ueber Celebrität und Beifall eines pariser Künstlers entschied damals größtentheils der Hof und am Hofe die Kabale; David, ein erkornes Glückskind, war dem Könige so dringend empfohlen, daß von dieser Seite alles für ihn geschah. Er hatte schon zu Rom den geistvollen Entwurf zu einem Gemälde, vorstellend den Schwur der Horazier, nach Corneille, gemacht; dieser war dem Könige vorgelegt und so beifällig aufgenommen, daß nun der junge Künstler durch den Auftrag überrascht wurde, nach Rom zurückzukehren, um dort, unter den Trümmern einer großen Vorwelt, jenes Gemälde für den König auszuführen. Unverzüglich machte David sich auf die Reise, an der Seite einer erst kürzlich erkorenen, jungen, schönen Gattin, begleitet von einem Kunstgenossen Drouais, seinem Schüler und Vieles verheißenden Gehülfen, an welchem sein Herz mit voller Freundschaft hing. In Rom blieb dieser David's unzertrennlicher Gefährte, unermüdlich im Studium der Kunstwerke und im Streben, als Maler etwas Tüchtiges zu schaffen. Als David später in die Heimath kehrte, blieb Drouais noch in Rom und vollendete drei große Gemälde, welche nach der Idee, Anordnung und

Ausführung zu den ausgezeichnetsten Werken neuerer französischer Künstler gehören; schon die Wahl der Gegenstände beweist, wie er ganz im classischen Alterthume lebte. Marius, Philoktet und C. Gracchus, wie er, den Aufruhr stillend, fällt, sind die Gegenstände. Sie bezeugen seine schnellen Fortschritte, seine künstlerische Selbstständigkeit und Einsicht, mit denen er den Schulzwang beseitigte, welcher noch in seinem ersten, Aufsehen erregenden Gemälde, das canandäische Weib zu den Füßen des Heilandes, womit er den Preis der Akademie gewann, sichtbar hervortritt. Dieses letztere Gemälde von ihm ist das bekannteste geworden, indem Avril der Aeltere dasselbe in sehr großem Formate stach; vielleicht das beste Blatt seines Grabstichels. — Wenige Jahre nachher, im Sommer 1788, starb Drouais in Rom, während die Kunstwelt zu so großen Erwartungen rücksichtlich seiner berechtigt war; David, sein Lehrer und Freund, war trostlos über den schmerzlichen Verlust und verlor das zärtlichste Andenken an den vertrauten Kunstgenossen nie aus der Seele. Drouais's wohlgetroffenes Bildniß in Miniatur ließ David in ein Taschenbuch, welches er beständig bei sich trug, fassen. — Durch großen Fleiß für eigene Arbeiten ward David nicht abgehalten in Rom eine eigene Kunstschule zu stiften. Ihr gehörten meist junge Franzosen an; aber auch die beiden ausgezeichneten Italiener Benvenuto und Camuccini gingen aus derselben hervor. Was man später auch häufig gegen jene Schule sagte, so bleibt ihr doch das Verdienst fester Principien und ernster Vervollkommnung der Technik, während bis dahin schwankender Eklekticismus und kleinliche Nachäfferei gewaltet hatten. Allerdings war schon früher durch Vien und Mengs das Studium der Antike in der Malerei eingeführt worden; allein beide Künstler machten eine falsche Anwendung von der Plastik. David fühlte das; sein Bestreben war darauf gerichtet, in die historische Composition mehr Leben und Bewegung, mehr Kraft und charakteristischen Ausdruck zu bringen. Während er für die Zeichnung das Muster in der Antike fand, schien ihm für Stellung und Geberdung das französische Theater das beste Vorbild, und die Natur zog er nur bei einzelnen Gliedmaßen zu Rathe, weswegen seinen Gestalten zuweilen strenge, organische Einheit fehlt. (Siehe „Kunstblatt", 1826, Nr. 37.)

In neun Monaten vollendete David sein großes Werk, den Schwur der Horazier; im Augustmonate 1785 stellte er solches in Rom öffentlich aus. Kaum ist ein Gemälde namhaft zu machen, welches unter Künstlern und Kunstfreunden gleiches Aufsehen erregte. Der Zweck dieser biographischen Skizze kann nicht seyn, ein ausführlicheres Verzeichniß der Gemälde des Meisters, die Geschichte der aus seiner Werkstatt hervorgegangnen Schöpfungen zu geben; doch macht in seinem Leben dieses Bild zu große Epoche, als daß wir es nicht zweckmäßig erachteten, aus einem Briefe aus Rom, über neue Kunstwerke jetztlebender Künstler *), vom 16ten August 1785, einen für die Kunstgeschichte nicht uninteressanten Auszug hier einzuschalten:

„In diesen Tagen ist ein Gemälde ausgestellt worden, welches die Aufmerksamkeit von ganz Rom auf sich zog. Man liest in der Geschichte der Kunst von keinem Gemälde, das mehr Geräusch erweckt hätte, als die Erscheinung von diesem. Nicht nur die Künstler, Liebhaber und Kenner, sondern selbst das Volk läuft truppweise vom Morgen bis zum Abend herbei, es zu sehen. Der Enthusiasmus ist allgemein; man muß mit oder wider Willen sich zu einer Partei schlagen, es ist Niemandem erlaubt, seine eigene Meinung dabei zu haben; das bescheidene Urtheil, das Gute gut, und das Mittelmäßige mittelmäßig zu finden, gilt hier nichts. Im hiesigen Publicum wird eine Sache entweder himmelan erhoben, oder mit einem Machtworte unter das elendeste Zeug herabgeworfen; und eines von beiden hört man, indem man in Gesellschaften, auf Kaffeehäusern, auf den Straßen von nichts als von David und den drei Horaziern reden hört. — Keine Staatsangelegenheit des ältern Rom, keine Papstwahl des neuern setzte je die Gemüther in eine größere Bewegung. Denn wer will heutzutage in Rom nicht ein schöner Geist seyn, und sich als Kenner in den bildenden Künsten hervorthun? Der gemeinste Römer behauptet diesen Vorzug; sein Ausspruch im Fache des Schönen ist entscheidend; und er glaubt, daß die Menschen jenseits der Gebürge nur insofern Geschmack fürs Schöne haben können, als sie sich länger

*) Deutscher Merkur, 1786, Seite 169 ff.

oder kürzer in der Hauptstadt Italiens aufgehalten. Der Geist der Römer ist, andere Nationen unter sich zu sehen, und da die Fesseln der Stärke und des Vorurtheils, wodurch sie die ältere und neuere Welt an sich gefesselt hielten, zerschlagen sind, so beruht ihr Stolz und ihr Vorzug jetzt einzig auf dem Besitze der größten Werke der Kunst. Daher macht ein neues Kunstwerk in Rom die nämliche Bewegung, welche in Paris eine neue Mode, in London die Geschäfte von Ost- und Westindien, in Berlin eine neue Kriegsrevolution, in Wien die Reformation, und in Petersburg die Civilisation verursachen. Täglich bringen in Rom die schönen Künste etwas Neues hervor; das Reden, Loben, Recensiren hört niemals auf: aber die Erscheinung der drei Horazier brachte eine Art von Aufruhr hervor, an dem Jedermann Theil nehmen wollte.".

Wir übergehen die Nachrichten von der Persönlichkeit des Malers und die gedrängte Herzählung der Anordnung des Gemäldes; letztere ist ja ohnehin durch die vielverbreitete Nachbildung des Kupferstechers Antoine Alexander Morel bekannt.

„Der Zuschauer fängt jetzt an, die Meisterhand zu bewundern, die ihn in diese Mischung streitender Empfindungen zu versetzen im Stande war. In den Männern zeigt sich Entschlossenheit, Muth, Stärke, Ehrfurcht vor den Göttern, Liebe der Freiheit und des Vaterlandes; in den Weibern niedergeschlagene Trostlosigkeit, schwaches und gefühlloses Hinsinken, Zärtlichkeit für den Gatten, den Bräutigam, die Kinder, die Brüder; spielende Unschuld und Unwissenheit in den Kindern. — Wenn nach Leonardo da Vinci und Rafael, die Carracci, Guido und Dominichino unter den Neuern diejenigen sind, die den edlen Ausdruck am meisten verstanden haben: wo sind die Werke dieser letztern Meister, die einen gewaltigern und richtigern Ausdruck haben, als die Horazier von David?"

„Viele finden in diesem Bilde die Zeichnung so gut, daß sie behaupten, Michel Angelo und Rafael hätten nie besser gezeichnet, und wollen sie mit der Vollkommenheit der Antike vergleichen. Andere setzen die Zeichnung desselben in die Classe der Carracci'schen Schule; aber auch die Wenigstgeneigten müssen gestehen, daß die nackten Theile, Arme, Beine, Hände, Köpfe, vortrefflich

gezeichnet sind. Ungeachtet dessen werfen Andere dem Künstler vor, daß er die Formen der Arme und Beine an den schwörenden Brüdern (offenbar den Hauptfiguren der ganzen Darstellung) stärker gedehnt hätte, als es der Moment erfordere, blos um seine Wissenschaft in der Anatomie und Zeichnung auffallender zu machen. Diese nennen die Zeichnung deswegen französisch manierirt, und den Künstler einen Zeichner wie Boucher und Vanloo, die oft Muskeln und Theile anbrachten, die sich in der Natur nicht finden, und die Formen auf eine lächerliche Art übertrieben und verdrehten. Trotz dieser Kritiker kann David die Schönheit der Formen, die Wahrheit und verhältnißmäßige Richtigkeit nicht abgesprochen werden, wenn es gleich wahr wäre, daß bei nervigen Kriegern, die der höchste Enthusiasmus spannt, die Einbildungskraft beim Schwören die Nerven und Muskulatur nicht so stark spannen könnte, als wenn sie wirklich schon gegen ihre Gegner kämpften."

„Die Kleidung ist nicht nur dem Costume gemäß, sondern in Wahl und Faltenwurf sehr schön. Wenn auch Rafael in diesem Theile alle modernen Künstler weit übertroffen hat, so scheinen doch die Gewänder, besonders an den beiden jungen Weibern in David's Gemälde nicht unter Rafael zu seyn. Der Geschmack der antiken Simplicität, die richtige Zeichnung des Körpers unter denselben, der Anfang und Ausgang jeder Falte zeigen sich deutlich, und geben einen Beweis von der großen Kenntniß des Künstlers in diesem Theile. Hingegen ist die Kritik über die Natur der Stoffe sehr gegründet: das Auge vermag hierin so wenig zu unterscheiden, was dieses oder jenes für ein Stoff seyn soll, daß man es allgemein für ein feines Leder oder ein sehr feines Tuch ansehen muß. — Ich kenne lebende Künstler, welche die Natur der Stoffe vortrefflich zu malen wissen, aber einen der diesen Geschmack im Faltenwurfe hätte, kenne ich nicht."

„Im Colorite hat David von seiner Jugend an, gleich andern seiner Landsleute, die Manier des Caravaggio, Valentini und Guercino nachzuahmen gesucht. Diese Künstler malen auf den Effect; sie bemerkten, daß starke Schatten, gleich neben dem Lichte angebracht, Relief geben und abstechen machen. Eine solche Manier hat etwas Auffallendes und thut plötzliche Wirkung, wie-

wohl sie, nach der Natur beurtheilt, ganz falsch ist: denn dieser plötzliche Abstand von Licht und Schatten zeigt sich nie so stark auf Einem Körper, außer in einem finstern Zimmer, wo nur von einer Seite ein schiefes Licht hinein fällt, das den Körper ohne Kraft des Widerscheines beleuchtet. — David, der diese starke Manier annahm, suchte zwar in diesem Bilde die Schatten durchscheinend zu machen; aber sie blieben immer hart, unangenehm und ohne sanften Reflex, das Fleisch braun und eintönig, und die Weiber haben nichts von dem blendenden Colorite vor den Männern voraus, welches den runden und schlanken Formen dieses Geschlechts erst den wahren Reiz gibt. Ungeachtet nun das Auge so wenig Schmeichelndes in den Farbenspielungen wahrnimmt, kann man doch nicht leugnen, daß das Ganze einen eindringenden Effect mache; so daß man nicht weiß, ob man eine andere Art des Colorits für ein Gemälde wünschen sollte, welches gänzlich für den Seelenausdruck und die hohe Wirkung des Ganzen gemacht zu seyn scheint."

„Uebrigens sind alle Theile des Bildes mit Fleiß gearbeitet und vollendet. — Das Ganze zusammen hat eine wundervolle Harmonie und die Architektur ist durch eine wohlverstandene Perspective in einem guten Tone gehalten."

„Die Urtheile des hiesigen Publicums sind sonderbar, und nichts ist so verschieden als das Urtheil derjenigen, welche als Künstler oder Liebhaber die höchste Stufe des Richterstuhles behaupten. Die französischen Künstler, mit ihrer Partei, werden nicht müde, die drei Horazier über Alles zu erheben, was in modernen Zeiten jemals gemacht worden. Nach dem Urtheile dieser Leute, in deren Munde das Kleinste immer zu einer riesenmäßigen Größe anwächst, haben Michael Angelo und Rafael nie besser, ja zuweilen nicht mit dieser Richtigkeit und Wahl gezeichnet. Nach ihnen findet sich nur in Antiken die Vollkommenheit und richtige Charakterisirung von solchen Armen und Beinen, denn andere Theile des Nackten sind in dem Bilde nicht. — Nach ihnen haben die italienischen Maler wohl Marienbilder und andere heilige Gegenstände sehr gut dargestellt; aber das Heroische der Historienmalerei, den wahren antiken Styl und die Seele der hohen Denkart der Alten hat David allein

gegeben. — Der Enthusiasmus findet sogar in der Art, wie das Gemälde colorirt ist, daß es, was das Helldunkel betrifft, nur mit Correggio zu vergleichen sey. Kurz die Franzosen wollen die Welt überreden, daß die drei Horazier jetzt das erste Kunstwerk in der Welt sind."

(Soviel ist aus diesem Berichte klar ersichtlich, daß David's großes Verdienst seine Abweichung von der sehr engbeschränkten Manier der heimischen Schule schon gerechtfertigt und als lobenswerth durchgesetzt hatte.)

„Die Italiener hingegen finden lächerlich, daß man ein Gemälde über die Werke der bolognesischen Schule und selbst über Rafael bis zu den Antiken erheben will, worin erstlich (nach ihnen) wider die ersten Regeln der Composition gesündigt sey: indem die drei Brüder in einer Linie stehen, und der Mittelgrund, mit der Figur des Vaters allein, zwischen den zwei Gruppen zu leer bleibe; worin zweitens, die Zeichnung eine Caricatur sey; drittens der Ausdruck des Ganzen nicht harmonire u. s. f." —

„Hören Sie indeß das Urtheil anderer Kritiker und kälterer Beobachter. Ich zähle unter diese die Deutschen, Engländer und andere neutrale Nationen. Weit entfernt das Gemälde fehlerfrei zu glauben und es mit den Franzosen als das Höchste, was der menschliche Geist in der Kunst hervorzubringen vermöge, anzusehen, geben diese dem Künstler das bescheidene Lob eines großen Zeichners; wiewohl man ganz nackte Figuren und nicht blos Arme und Beine, von ihm zu sehen nöthig hätte, um ihn mit Michael Angelo, Rafael und der Carracci'schen Schule zu vergleichen. Nach ihrem Urtheil ist die Anordnung des Ganzen und die Composition groß und erhaben gedacht; alles ahndet die Vorzeit; Corneille ist nicht größer in seiner Tragödie, als der Künstler im Gemälde. Man sieht darin den großgesinnten, gefühlvollen Mann. Er ist nicht blos mechanischer Künstler, der nur durch Farbe, Effect und ein gewisses Gefällige des Helldunkels reizt. Er malt die Seele, er stellt die Menschen in ihrer feierlichsten Handlung und Leidenschaft mit Würde und Geist dar. Alles ist dem Verstande deutlich, die Täuschung nimmt ihren Anfang und entreißt dem Herzen die Empfindung mit Gewalt. Hier ist David nicht allein Maler, sondern Dichter,

Menschenkenner, Philosoph. Seine Kenntniß des Costumes und sein Geschmack in den Gewändern und andern Zierrathen ist zu auffallend, als daß man ihm nicht sollte Gerechtigkeit widerfahren lassen. — Ist seine Art zu malen und sein Colorit nicht mit den Ersten der Kunst in diesen Theilen zu vergleichen, so ist es doch weit entfernt schlecht zu seyn, und würde dem Künstler noch Ehre machen, wenn er sich auch nicht in andern Theilen so weit überträfe. — Aber ihn, im Ganzen genommen bis zu Rafael oder gar bis zu den Antiken erheben zu wollen, heißt den Werth von diesen und von jenem nicht kennen. David selbst wird am besten fühlen, wie unnachahmlich der große Maler von Urbino ist, und wie weit die Vollkommenheiten dieses Mannes seine Kräfte übersteigen. Indeß glaubt man einem so großen Künstler, wie David schon jetzt ist, kein übertriebenes Lob zu geben, wenn man ihn in die Classe des Dominichino und der Carracci setzt, und die drei Horazier vorzugsweise das Meisterstück der französischen Kunst und das Bild unseres Jahrhunderts nennt."

Mit diesem großen Lobe stimmt im Wesentlichen ein feiner Kenner überein, welcher zehn Jahre später dieses Bild öfter sah *). Wir selbst sind damit einverstanden; doch haben wir bei genauer Erwägung der Anordnung und Ausführung der trefflichen Künstlerschöpfung nie den Gedanken unterdrücken können, daß David sich hier einer Aufgabe unterzog, welche an sich mit unnützen Schwierigkeiten verflochten, aus keiner reinen Künstleridee hervorging. Er will eine altrömische Heldengruppe nach einer französischen Tragödie malen; so läuft er Gefahr, von der theatralisch-rhetorischen Manier des französischen Schauspiels bestochen, bei der antikplastischen Darstellung in Uebertreibung und Erstarrung zu verfallen. Ganz verschieden wäre die Aufgabe, wenn David irgend einen antiken Gegenstand nach den alten Classikern, besonders nach dem ihm so innig befreundeten Homer, — und wenn er ihn nach einem modernen Corneille behandelt hätte. — Schon hier zeigt sich, wie in David's spätern Leistungen und in der Richtung, welche nach seinem Vor-

*) Fragmente aus Paris, im vierten Jahre der französischen Republik von F. J. L. Meyer. Theil 2, Seite 226.

bilde die französische Malerschule nahm, daß eine seltsame Vermischung der Eigenthümlichkeit der Bildhauer- und der Malerkunst jede derselben auf Abwege leitete. Während in beiden die Technik große Fortschritte machte, verlor, unter dem Bestreben die vollendete Form der Antike zu erreichen, die Malerei die Wärme des Gemüthlichen, und die Sculptur neigte sich hin zu einer dem höheren Gebiete der Plastik fremdartigen Weichheit.

Die Horazier wurden am 25sten August 1785 zu Paris im Louvre aufgestellt und erhielten von allen Seiten Lobsprüche; selbst der Neid wagte nicht hervorzutreten: er beschränkte sich auf Tadel von Einzelnheiten; der Werth des Ganzen blieb unangetastet. Warum der König das Bild nicht kaufte, wird nicht angeführt. Bald hieß es, David würde nach London gehen, dasselbe dort sehen und in Kupfer stechen lassen; aber auch dieses unterblieb. Vielleicht kam der Verkauf nicht zu Stande, weil der Meister dafür keine Schritte that und — nicht geneigt schien, durch Annahme einer Pension in Abhängigkeit zum Hofe zu treten. So streng hielt David auf Erhaltung seiner künstlerischen Selbständigkeit, und büßte diesen herrlichen Schatz doch später auf so schmachvolle Weise ein, indem er in die Revolutionsgräuel sich drängte.

David's nächste Darstellung gehörte wieder einer Scene Homer's (Ilias III, 426 ff.): der Liebe des Paris und der Helena war dieses Gemälde gewidmet; er wollte hier zeigen, daß ihn der oft wiederholte Vorwurf, er sey ein heroischer Maler, unkundig der süßen Geheimnisse der Liebe, nicht träfe. In der That legte die glückliche Lösung der Aufgabe den Widersachern Stillschweigen auf. Bestellung auf dieses Gemälde war vom Grafen von Artois gemacht; später war es unter Napoleon in dem Palaste des Ministers des Innern aufgestellt und ist mehrere Mal in Kupfer gestochen *). Auch werthvolle Bildnisse malte David fortwährend; doch war er nicht zu bewegen diese nach einem Geldpreise zu verfertigen; er traf für freie Unterhaltungen seines Künstlerlebens nach

*) Auch in Landon's „Annales du Musée et de l'école moderne de beaux-arts", Tom. 2, pag. 135, ist es aufgeführt und eine Skizze desselben von C. Normand zu finden.

Lust und Neigung eine Wahl und malte nur, wen er zu malen Lust hatte.

So schritt er der Zeit entgegen, wo Frankreichs politischer Horizont sich unter stürmischen Parteiungen trübte und der lichtreine Stern seines Künstlerdaseyns unterging. Es war das verhängnißvolle Jahr 1789, als er an die Composition eines großen Werks, den Brutus nach der Hinrichtung zweier Söhne darstellend, ging. Auch bei diesem Unternehmen zeigte der König werkthätige Theilnahme, indem er einen trefflichen Abguß der Brutusantike von Rom kommen ließ; sie wurde, da der Zeitgeist den Namen des Römers, als eines Vorbildes aller Freiheitshelden, an die Tagesordnung rief, ins Unendliche vervielfältigt und vier Jahre später, am 27sten August 1793 in dem Versammlungssaale der Jacobiner aufgestellt, wo David unter den Unsinnigen mit lauter Stimme den Schwur ablegte: „Ich schwöre vor Gott und dem Vaterlande, in jedem Amte, in jedem Verhältnisse alle Kräfte aufzuwenden, um die Erde vom Königthume zu reinigen *).“

Von der Staffelei, wo das Brutus-Ideal, der Despotenhaß und der Freiheitswahn seine Seele beschäftigte, trat David in die Revolution; die nähere Verbindung mit ihren Häuptern war eingeleitet, als er die Bestellung erhielt, durch seinen Pinsel in einem großen Nationaldenkmale jene berühmte Scene im Ballhause zu Versailles am 20sten Juni 1789, gewöhnlich Le serment du jeu de paume genannt, zu verherrlichen. Mit jener Eidesverbrüderung der Nationalrepräsentanten war die letzte Aufwallung des königlichen Machtwortes unterdrückt, und indem sich jene für unverletzlich, jeden Angreifer aber für einen Nationalverräther erklärten, den demagogischen Unholden freies Spiel gesichert. — Die Aufgabe dieses Gemäldes hatte zahllose Schwierigkeiten, die David mit Liebe und Einsicht beseitigte. Alle vorzügliche Deputirte sollten, nach dem Leben als Portraits gemalt, in charakteristischen Stellungen aufgeführt werden. Da das Gemälde an vierhundert Figuren zusammendrängte, so war

---

*) Siehe „Revolutionsalmanach von 1794“, Seite 317 u. 318. — Mehreres über das Brutusgemälde von David s. bei Meyer II, Seite 222 ff.

die künstlerische Anordnung eine Aufgabe, woran mancher geistvolle Künstler verzweifelt hätte. Mit kunstfertiger Schnelligkeit vollendete David seinen ausführlichen Entwurf, legte solchen der Versammlung vor und erhielt die beifällige Bescheidung, so das Kunstwerk auszuführen. Aber das verlangte Gemälde hatte das Schicksal der in Frankreich begründeten Freiheit, welche es verewigen sollte. Die Freiheit kam nicht zu Stande, das Gemälde auch nicht; doch gedieh letzteres weiter als erstere; es ward untermalt — und für immer bei Seite gesetzt. — Uebrigens ist die großartige Composition von Hellmann, nach der Skizze, in Kupfer gestochen. Je mehr Frankreichs Staatsverfassung unter Meutereien zu Grunde ging und der blutdurstige Despotismus der Jacobiner sich hervordrängte, um so mehr stürzte sich auch David in den blutigen Pfuhl der Revolution. Man sagte, die kühnen Gestalten der alten griechischen und römischen Freiheitswelt hätten ihn hingerissen, aus einer idealen Welt auf den Gährungsproceß der Gegenwart zu sehen; doch deutete es ja auf eine große Beschränktheit seines Geistes, könnte man glauben, daß David sich so ganz mit der Geschichte der Vorzeit befreundet und sie doch *so wenig* verstanden habe. Hierbei reden wir nur von den Verstandesoperationen, ohne des noch wichtigern Einwurfes zu gedenken, daß das in jedes Menschen Brust wohnende Sittengesetz und der Ruf der Gerechtigkeit jene Zusammenrottungen, denen David angehörte, nach Zweck und Mittel nicht billigen, nicht als heilbringend erachten konnte. Mochte ihn, den berühmten, vielgesuchten, in wohlhabender Unabhängigkeit lebenden Künstler, Sieyes aufsuchen und mit politischer Dialektik umstricken, welche Gemeinschaft konnte zwischen David und dem bluttriefenden Robespierre statthaben? Und dennoch verschwor sich jener diesem auf Leben und Tod, seitdem er Mitglied des Nationalconventes war. „Trinkest Du den Schierlingsbecher," sagte David dem Unholde, der schon entlarvt das Henkersschwert über seinem schuldbelasteten Haupte sah, „trinkst Du ihn, so trinke ich ihn mit."

Diese Verbrüderung zwischen einem Manne, der im Dienste der Kunst herangewachsen ruhmvoll dastand, und einem schauderhaften Ungeheuer in Menschengestalt, wird ein ewiges Räthsel bleiben, welches auf David's Leben

düstere Schatten wirft. Weder in allgemeiner geschichtlicher, noch in persönlicher Beziehung kommt man dem Geheimnisse näher, wenn man auch mit Friedrich Buchholz zu paradoxen Luftsprüngen seine Zuflucht nimmt; dieser Schriftsteller läßt sich dahin vernehmen: „Es fehlte ihm (nämlich Robespierre'n — mirabile dictu) nicht an Talenten und Tugend; wohl aber an Genie und Einsichten. Irre geführt durch falsche Begriffe von der Bestimmung des menschlichen Geschlechts, wähnte er die Tugend, welche nur immer das Resultat glücklicher oder unglücklicher Socialverhältnisse ist (???), zur Stifterin einer bessern Ordnung der Dinge erheben zu können. Dieser Irrthum war die Quelle seiner Grausamkeit; denn unwidersprechlich beweisen alle seine Handlungen und Reden, daß er das Gute wollte." — *) Kann mehr Unsinn in wenigen Worten zusammengedrängt werden?

David ward von Robespierre, dem menschenscheuen und menschenfeindlichen, ausgezeichnet, und verschuldete als Mitglied des Sicherheitsausschusses Verfolgung des Standes, Reichthumes und Talentes; die Entschuldigung, daß er Manchen rettete, sagt nichts, so lange er nicht von jeder Theilnahme an der Ermordung Vieler freigesprochen werden kann. Solche Lauterkeit lag nicht in der Seele eines Mannes, der öffentlich seine Schande documentirte, indem er für den Tod des Königs stimmte. Manche Opfer des Terrorismus werden David's Schuld besonders beigemessen: so der Tod des Parlaments-Präsidenten von Dijon, Trudaine, eines bewährten Kunstfreundes, eines Bekannten des aus dem Musendienst in den Henkerdienst getretenen Malers, von welchem Trudaine kurz vor der Revolution ein theures Gemälde erkaufte. Dieser ward mit Sohn und Eidam in den Kerker geworfen „wegen seines großen Reichthums und weil er sich unter der Maske der Freigebigkeit viele Freunde mache." — Er schrieb an David und bat um Schutz; es erfolgte keine Antwort: — aber die Hinrichtung aller drei. Der Sohn zeichnete in dem Gefängnisse einen abgebrochenen Fruchtbaum, mit der Unterschrift:

*) Siehe Girtanner's „Historische Nachrichten über die französische Revolution", fortgesetzt von Friedrich Buchholz, Band XV, S. 322.

„Hätte man mich reisen lassen, so hätte ich Früchte getragen!“ — Auch ist nicht nachzuweisen, daß David seinen Einfluß bei dem blutdürstigen Revolutionsdespoten hätte geltend gemacht, der terroristischen Zerstörungswuth, zur Erhaltung von Kunstwerken und Gemälden in Paris, früh Einhalt zu thun, — nicht, daß er viele französische Künstler aus dem Gefängnisse und vom Tode gerettet habe.

Wenn in dieser Schreckensperiode David's Name in den Verhandlungen des Convents öfter genannt wird, wenn er dort sogar die unlautere Ehre genoß, zum Präsidenten gewählt zu werden, im Anfang des Jahres 1794, so büßte er dagegen als Mensch und als Künstler den schönsten Ruhm ein. Seine Revolutionsgemälde, wie die Darstellungen des Todes Lepelletier's und Marat's, halten keine Vergleichung aus mit seinen andern Darstellungen. Dagegen war er der Erfinder des Costumes der Conventsmitglieder; er warf sich zum öffentlichen Ceremonienmeister auf und ordnete die fanatischen Volksfeste. Er machte am 9ten November 1793 zuerst im Jacobinerclub den acht Tage darauf vom Convente zum Gesetz erhobenen Vorschlag, „daß der Triumph der Nation über Tyrannei und Aberglauben durch ein kolossales Denkmal der Kunst verewigt werden sollte. Eine Bildsäule, 46 Fuß hoch, aus Metall, das vom Feinde erbeutet, gegossen, aufgestellt auf den Trümmern der Idole der Tyrannei und des Aberglaubens, sollte diese Idee verwirklichen. Das Standbild trägt, so ward es beliebt, auf der einen Hand die Bildnisse der Freiheit und Gleichheit, als zwei Schwestern dargestellt, die sich umarmen und so die Welt zu durchreisen in Begriff stehen; mit der andern Hand stützt sich jenes auf eine Herkuleskeule. Auf der Stirn der Bildsäule sollte man das Wort „Aufklärung“ lesen; auf der Brust „Natur und Wahrheit,“ auf den Armen „Stärke,“ auf den Händen „Arbeit.“ — Nach diesen Grundbestimmungen wurden alle Künstler aufgefordert Modelle zu entwerfen und zur Prüfung einzusenden. Das künstlerisch Fehlerhafte und Geschmacklose dieser Anordnung entging der Rüge nicht *), wenngleich in jenen Tagen jeglicher

*) Siehe Böttiger's „Zustand der neuesten Literatur u. s. f. in Frankreich“, Thl. I, S. 37 ff.

Tadel als Hochverrath am Vaterlande vorläufig mit dem Tode bestraft worden wäre.

Als verdienstlich wird David aus dieser Zeit nachgesagt, daß er im terroristischen Gewirre seine Liebe zur Kunst habe hervortreten lassen, daß er die Errichtung eines Nationalmuseums zuerst in Anregung gebracht, und manchen pecuniairen Gewinn, welchen ihm die Machthaber zutheilten, der Unterstützung hülfsbedürftiger Künstler überwiesen habe. Letzteres war wohl ein geringes Opfer für einen Mann, der von der Glücksgöttin schon nach seinen Familienverhältnissen reichlich ausgestattet wurde.

Wenn ein Orkan aufhört zu wüthen, erwacht der bedrängte Mensch aus der dumpfen Betäubung zu neuen Schmerzen, indem er nun mit vollem Bewußtseyn die Denkmale der Verwüstung anstaunt. Unter dem Aufräumen der Trümmer wird noch manches zerstört, was die Windsbraut verschonte, und die Nachwehen greifen oft verhängnißvoller ins Leben ein, als des Sturmes ungezähmte Wuth. So Frankreich, als Robespierre's Fall den terroristischen Blutbädern ein Ende machte. Es war am 28sten Juli 1794, als der Moderantismus über die Schreckensregierung siegte. Robespierre's Gefährten — wahre Vertraute hatte der immer Verrath Fürchtende nicht — wurden in die Kerker, deren Bevölkerung bisher ihr vorzüglichstes Streben war, geworfen; viele, um bald den wohlverschuldeten Tod durch Henkershand zu erleiden. Drei Genossen David's bei der Verurtheilung Ludwig's XVI, André Dumont, einst der Großinquisitor von Amiens, der kleine Marat genannt, der Kirchenschänder und Verfolger der Geistlichen — später des Royalismus verdächtig, Lecointre von Versailles, berüchtigter Vorkämpfer in der blutigen Octobernacht, ein lügenhafter Zeuge wider die unglückliche Königin, und Rafron, achtzigjähriger Adelsfeind, machten es sich zum Berufe, David zur Strafe zu ziehen, und verhafteten ihn. Die Anklage folgte unmittelbar. Chenier und Bailleul schlugen sich ins Mittel und bewirkten seine Befreiung. David, der Gefahr entronnen, hielt sich einige Zeit zurückgezogen, wahrscheinlich ohne das Verständniß mit seinen Revolutionsgefährten ganz zu brechen. Als nach einigen Monaten am 1sten Prairial des dritten Jahres (am 20sten Mai 1795) der Na-

tionalconvent mit bewaffneter Hand angegriffen wurde, diese Verschwörung der wieder auftauchenden Terroristen aber bekämpft und ihre Häupter, worunter 14 Volksrepräsentanten, verhaftet wurden, befand sich David unter der Zahl der Verschwörer; doch wurde er, glücklich genug, in Betracht seines Künstlerruhms, bald aus dem Gefängnisse entlassen und nur unter näherer polizeilicher Aufsicht gehalten, während viele seiner Genossen das Schaffot besteigen mußten. — In diesem Zustand halber Freiheit blieb er, bis mit dem 28sten October, am 6ten Brumaire des Jahres IV, die dritte Constitution und die Directorialregierung eingeführt wurden, und mit dieser neuen politischen Katastrophe seine völlige Freilassung erfolgte. — Mit dem vorerwähnten letzten Auftauchen des Nachwuchses der Robespierre'schen Parteigänger, wobei David betheiligt war, endete seine unrühmliche Einmischung in die Staatsverhältnisse Frankreichs. Wenn er forthin ohne nähere Beziehung zur Ausübung der öffentlichen Gewalt Frankreichs stand und, zur Staffelei zurückgekehrt, in der Kunst seinen Beruf suchte, so konnte er, als natürliche Folge auf sich geladener Verschuldung, doch die Verirrungen seines Revolutionswahnsinns um so weniger vergessen machen, da er bis zu den spätesten Jahren hin, im vertrauten Gespräche, gern aus dem Felde der Kunst in das der Politik hinüberschweifte, und sich dann zu überspannten politischen Phantomen bekannte, oder in finsteres Schweigen versank.

In der ersten Zeit der Regierungsveränderung Frankreichs nährte David große Scheu vor aller Einmischung in die öffentliche Verwaltung, daß er, aus Furcht wieder da hineingezogen zu werden, den Antrag des Directoriums, Mitglied des Nationalinstituts zu werden, ablehnte und zur Annahme erst zu bestimmen war, als er Gewißheit erhielt, daß jene Anstalt nur den Künsten und Wissenschaften gewidmet sey, mit dem Staatsregimente aber nichts zu thun habe. Bald ward ihm ein glänzendes und schönes Local zur Werkstatt und zur Aufstellung seiner großen Gemälde, Kunstschätze und Studien im Louvre eingeräumt, wo man in seiner persönlichen Nähe gern den Revolutionshelden vergaß, um des großen Künstlers froh werden zu können. Bald versammelte er junge talentvolle Männer, die sich der Malerkunst widmen woll-

ten um sich, und ward ihr Lehrer durch Rath und Vorbild. Mit der Ausbildung der Lehranstalten erhielt auch diese Einrichtung eine förmliche Verfassung und Unterstützung des Staates. Die Nationaleitelkeit, welche sich durch Errichtung des Museums so geschmeichelt fand, blickte mit großer Freude auf David's Staffelei und auf die ihn umgebende Malerschule, ob er gleich in öftern Aeußerungen die italienischen, niederländischen und deutschen Schulen nach ihren Verdiensten sehr treffend hervorhob, aber immer hinzuzufügen pflegte, daß von der französischen Malerkunst nicht viel Rühmliches zu sagen sey. Je mehr sein Künstlerverdienst auch von den Ausländern anerkannt wurde, um so mehr waren die um ihren Nationalruhm besorgten Franzosen geneigt, solche Aeußerungen auf Rechnung persönlicher Eitelkeit zu setzen; sie sagten: „ihm gelten die großen französischen Maler der Vorzeit nichts; er hält sich für den einzigen Stern unserer Schule." — Ueber das Ziel seines Künstlerstrebens sprach sich David recht deutlich aus in einem Gespräche mit Lenoir, dem französischen Winckelmann, wie ihn der geistvolle v. Siersdorf nennt: „Ich wünsche," sagte er, „meinen Gemälden so ganz den Charakter des Alterthums zu geben, daß, wenn ein alter Athenienser auferstände, er sie für das Werk eines griechischen Malers hielte."

Unter den den Fall ihrer Partei überlebenden Terroristen, welche sich vom politischen Leben ganz zurückzogen, genoß vielleicht keiner die Gunst des immer höher steigenden Buonaparte's mehr als David; er benutzte dieses Verhältniß zum Gedeihen der Kunst. Ohne unwürdig um die Gunst des neugebildeten Hofes zu buhlen, erfreute er sich der Auszeichnung desselben und machte um so erfolgreicher den Beschützer jüngerer Künstler, da er um Geldeslohn seinen Pinsel nicht anzusetzen, zum Geldgewinn des Hofes Gunst nicht zu suchen brauchte. Er verstand es, sich von den Großen suchen zu lassen. Um die Zeit, wo Buonaparte eben zum Consulate gelangte, ward David bestimmt dessen Bildniß zu malen. Ueber die Stellung konnte man sich nicht vereinigen; nach mancher Berathung über die Anordnung des Gemäldes that Buonaparte endlich den bedeutenden Ausspruch: „Bürger David! malen Sie mich in ruhiger Haltung auf einem sich bäumenden Rosse sitzend." — So erscheint auch Buonaparte auf dem Gemälde, welches den denkwürdi-

gen Uebergang der Franzosen über den St.-Bernhardsberg verewigt. — Später malte ihn David noch mehreremal auf Prunkgemälden, welche große Staatsactionen darstellten, die Kaiserkrönung und die Austheilung der Adler. — Auch schuf er mit fortschreitender Meisterschaft mehrere idealisch-historische Compositionen, als den Tod Sokrates's *), den Raub der Sabinerinnen und Leonidas zu Thermopylä, deren Anordnung durch werthvolle Nachbildungen guter Kupferstecher, als Jean Maßard's und A. A. Morel's sehr bekannt geworden sind. David war dahin gelangt, daß seine ihn anstaunenden Landsleute nichts Höheres in der Malerkunst kannten als seine Gebilde. In der That besticht der theatralische Zauber bei so wesentlichen Künstlerverdiensten. Die Franzosen brachten ihrem Lieblinge Lobsprüche dar, bei welchen, wie bei seinen Gemälden, der Farbenglanz sehr stark war; sie sagten: „Rafael hat viel Grazie, die Coloristen der venetianischen Schule haben vielen Reiz; Rafael's Ideale haben durch engelartigen Ausdruck in den Köpfen eigenthümlichen Reiz, welchen Correggio durch Anordnung und Stellung zu erreichen sucht, wie Michel Angelo durch kühne Stellungen und durch furchtbare Großartigkeit der Gruppen zu erreichen sucht. David, der ohne Uebertreibung auf Richtigkeit der Formen hält, zeigt jene ideale Natur, die Skopas, Apelles und Protogenes darstellten; er erreichte in seinen Gemälden das Ideal der antiken Plastik."

Den Ernst, welchen David bei seinen Kunstleistungen bewies, zeigte er auch als Lehrer der zahlreich sich um ihn versammelnden jungen Künstler: der jetzige Standpunct der Malerkunst in Frankreich ist sein Verdienst; die ausgezeichnetsten Künstler sind seine Schüler; vor allen sind zu nennen: Gérard, Girodet, Gros, Guérin, A. G. Bouche, Fulcheron und Harriot. Viel Löbliches wirkte er ferner für die Kupferstecherkunst, indem er mit seinen Forderungen bei der Nachbildung seiner Gemälde nicht bei der Richtigkeit der Zeichnung und Perspective stehen blieb, sondern auf Wiedergabe des

---

*) Siehe London, Tom. III, pag. 147. — Die beiden erstgenannten Gemälde gehören einer früheren Künstlerepoche David's an.

Farbenschmelzes — der schwierigsten Aufgabe des Grabstichels — drang. Auch übte er bei Gelegenheit des Stichels seiner Gemälde strenge Selbstkritik und veranlaßte manche berichtigende Abänderung, wie er schon beim Kupferstiche des Belisar dazu rieth, daß Morel einige Verbesserungen der Zeichnung des Gemäldes vornahm.

Wie es ausgezeichneten Männern gewöhnlich geschieht, so entging David nicht der verschiedenartigsten Beurtheilung, womit besonders seine Directorverwaltung der Malerakademie bald als Muster der Uneigennützigkeit gepriesen, bald getadelt wurde als gefährdet von Selbstsucht und Eigennutz. Während er auch jetzt wie früher manchen ihm gebührenden Vortheil zur Unterstützung junger Künstler verwandte, wird er angeklagt, die öffentlichen Kunstausstellungen, um seine Privatausstellungen ertragreicher zu machen, vernachlässigt zu haben. So erzählt Herr von Siersdorf *) im Jahre 1802: „In den ersten drei Wochen der öffentlichen Ausstellung hatten die ersten Maler in Paris von ihrer Arbeit nichts ausgestellt, woran der in dieser Hinsicht eigennützige David schuld war, der seit länger als einem Jahre sein großes Gemälde, den Sabinerkrieg, fürs Geld sehen läßt **),

*) Siehe von Siersdorf's Reisen. Erster Band. S. 357 ff.

**) Die „Decade philos.", an VII, 30 Vendemiaire, erzählt: „David, welcher nun sein schönes Gemälde, die Sabiner, geendigt hat, ist im Begriff solches dem Publicum zur Schau auszustellen, aber er fordert von denjenigen, die es sehen wollen, eine gewisse Vergeltung. Wenn die Summe, welche er auf diese Art zusammenbringt, sich so hoch beläuft, als der Preis, welchen ausländische Liebhaber für das Gemälde bieten werden, so will er dieses Meisterwerk dem Gouvernement schenken. Der Minister des Innern, welcher das Project des Künstlers unterstützen will, hat ihm einen Rahmen für sein Gemälde machen lassen." — Spätere Nachrichten sagen, daß die Ausstellung im Jahre VIII den 30sten Brumaire begann, in einem Saale des Nationalpalastes der Künste und Wissenschaften. Ein Einlaßbillet, nebst einer beigefügten kurzen Erklärung, kostete 1 Frank 80 Centimen; einen beliebigen Theil der Einnahme versprach David auf Ersuchen der städtischen Behörden den Armen. — Meusel bemerkt hierbei: „Der angehende Künstler kann von der Ausstellung seiner Versuche seinen Unterhalt nicht erwarten, und der vollendete Künstler, wie David, bedarf eines so niedrigen Erwerbsmittels nicht, daß

und wie man behauptet über 60,000 Livres damit gewonnen haben soll. Nachdem er aber dafür in den öffentlichen Blättern scharf gezüchtigt worden, und die andern größern Maler aufgerufen wurden ihm in diesem widrigen (?) Betragen nicht zu folgen: so schickten erst einige, und da es hieß, Buonaparte würde die Ausstellung in Augenschein nehmen und einige Stücke kaufen, auch die übrigen ihre Arbeiten hin; nur von David, der seinem Geizsysteme getreu blieb, war nichts da." —

Weiterhin berichtet derselbe Schriftsteller (S. 371 ff.): „Unter den lebenden Malern wird in Paris David für den ersten gehalten, und sein großes Bild, der Sabinerkrieg, noch täglich bewundert. Ich bin ein paarmal bei ihm gewesen, habe aber, da er mich nicht in seine Arbeitsstube führen wollte, nicht gesehen, was für ein Bild er jetzt malt. Man sagt, es sey ein allegorisches Gemälde auf Buonaparte, an dem er jetzt arbeite. Unter andern sah ich bei ihm die bekannten Stücke, die Horatier, den Brutus, und von verschiedenen Bildern ausgemalte Skizzen. In letztern kann man die reiche Einbildungskraft dieses Künstlers nicht verkennen. Dem großen Bilde hingegen, worauf Buonaparte den St. Bernhard herauf sprengt, hat er durch zu vieles Feuer in der Composition geschadet, so sehr es auch sonst des prächtigen Colorits wegen auffällt *). Die Sabiner sind noch

---

nur dem Gaukler dienen kann. Selbst die Kunst sinkt dadurch in die Classe der bloßen Kunststücke herab, und der schlechte Künstler erhält ein offenes Feld sich geltend zu machen, wenn er, nach Art mancher Schriftsteller, Gegenstände darstellt, welche auf den Reiz der niedern Lüste berechnet sind, wodurch die Menge so leicht angelockt wird, der Geschmack aber und sogar die Sittlichkeit gefährdet werden.] Auch für die Regierung ist es nicht sehr ehrenvoll, wenn sie auf diesem Wege zum Besitze von Kunstwerken zu gelangen sucht." — Siehe Meusel's „Neue Miscellaneen, artistischen Inhalts," XI, S. 562.

*) Dieses Gemälde ward 1814 mit mehreren eine Kriegsbeute des Fürsten Blücher's, der dann dem Könige von Preußen ein Geschenk damit machte. Jetzt ist es unter den Kunstschätzen des königlichen Schlosses zu Berlin zu sehen. — Dem oben ausgesprochenen Vorwurfe: daß dem Kunstwerthe des Gemäldes durch zu vieles Feuer in der Composition geschadet sey, können wir nicht beistimmen; nach genauer und öfterer Betrachtung der geistreichen Darstellung verstehen wir nicht recht, was der Tadel eigentlich sagen will. Die Zeichnung des einen Armes des Kaisers möchte eher eine Rüge verdienen.

immer für 36 Sols zu sehen (also war der Preis bedeutend herabgesetzt —), die ich denn auch zweimal dafür bezahlt habe. — — Alle Figuren in Lebensgröße, Zeichnung und Ausdruck in den Köpfen sind vortrefflich. Das Colorit ist bezaubernd und besonders die Kinder so schön als möglich. Es ist in mehrerer Hinsicht ein sehr schätzbares Gemälde. Man wird wenig neue Bilder finden, die sich mit diesem vergleichen lassen und die auf den ersten Anblick eine so außerordentliche Wirkung machen. Jede Figur scheint belebt und ganz vor dem Bilde zu stehen, welches David vorzüglich durch eine schärfere Beleuchtung der Conture nach dem Lichte hin auf eine ihm eigene Manier zu erreichen weiß. Die beiden ausgestreckten schönen Arme und Hände der Hersilia scheinen ganz in vollem Lichte vor den übrigen her und weit vorzureichen. Die auf den Seiten hervorkommenden brausenden Pferdeköpfe könnte kein Thiermaler besser vorgestellt haben. Kurz, dieses Bild hat in allem meine Erwartung übertroffen. Beim längern Anschauen aber gefiel mir davon doch manches weniger, und ich möchte folgendes daran aussetzen. Beide Helden nämlich sind ganz nackt vorgestellt. Das mag der Maler auch leicht mit andern Beispielen älterer Künstler rechtfertigen können, und er hat allerdings dabei größere Kunstschwierigkeiten zu überwinden gehabt, als wenn er sie bekleidet hätte. Er hat aber damit beiden Helden zu sehr das Ansehen von einem paar Gladiatoren oder Ringern gegeben, das doch nicht dahin paßt. Die Stellung des Romulus, der seinen vollen Hintern zeigt und mit seinem Schilde mitten aufs Bild einen großen ganz runden übelstehenden Fleck macht, auch die Lanze mit spitzen graziösen Fingern angefaßt hält und mit dem linken Fuße zu weit austritt, ist übel gewählt, wenn sie auch sonst richtig gezeichnet seyn mag."

„So schön der obere Theil, besonders Kopf und Arme der Hersilia sind; so sehr mißfällt ihr rechter Fuß, der ebenfalls zu weit vortritt. Das vor Romulus knieende alte Weib, das mit beiden Händen in den gelben runzlichten Busen faßt, ist ein häßlicher Gegenstand. Und so schön die liegenden Kinder sind, so machen sie doch in einem solchen Getümmel ein unnatürliches Bild. Auch sind die auf dem Schlachtfelde liegenden Bruchstücke von Architektur, die der Maler dorthin gelegt hat,

um die Weiber in verschiedenen Stellungen darauf treten zu lassen, viel zu gesucht. Die römische Reiterei ist ohne Zügel und Steigbügel, wie sie mehrere Künstler vorgestellt haben. Ich will zwar gern es dahin gestellt seyn lassen, wie sie ohne diese Erfordernisse hat fertig werden können; daß aber dabei der General auf seinem sich hier brausend bäumenden Pferde die Spitze seines Schwertes so ganz genau und ruhig in die Oeffnung der Scheide einsteckt, ist doch auffallend unnatürlich."

„Es scheint, daß David seit seiner Rückkunft aus Italien besonders das Colorit von Correggio studirt habe, wozu er bessere Gelegenheit in Paris als in Rom gehabt hat. Und ist auch das seinige noch nicht ganz so warm als das von Correggio, so scheint mir doch der Farbenauftrag ganz derselbe zu seyn. Mehrere seiner Schüler scheinen es im Colorit sehr weit zu bringen. — Auch hat David einige schöne Handzeichnungen von den während der Revolution vorgefallenen merkwürdigen Scenen gemacht, die aber mehr seiner Kunst als seinem Herzen Ehre machen. Denn auf einigen sind jene Grausamkeiten mit aller jacobinischen Wohlbehaglichkeit vorgestellt und recht mit Bosheit componirt; sie erregten in mir einen wahren Abscheu, mit David näher bekannt zu werden, der mir auch schon seines häßlichen caricaturmäßigen Gesichts *) und unfreundlichen Wesens wegen mißfiel."

Der ausgezeichnete deutsche Kunstkenner, welcher redend hier eingeführt ist, gestand bei sichtbarer Abneigung gegen die Persönlichkeit David's späterhin wiederholt, daß er ungeachtet des wider ihn ausgesprochenen strengen Tadels den pariser Künstler unbedingt für den größten Maler seiner Zeit halte.

So geachtet in dem Kreise der Kunstfreunde, als geehrt am kaiserlichen Hofe, dessen Gunst ihn mit dem Kreuze der Ehrenlegion schmückte, schien er für seine äußern Lebensverhältnisse die Folgen der politischen Irrfahrt beseitigt und im Künstlerberufe gesühnt zu haben, als der Kaiserthron Napoleons zusammenstürzte

*) Eine Verhärtung in der linken Backe entstellte David's sonst nicht unangenehmes Gesicht. Dieses Schadens halber nannten ihn seine Feinde: La grosse joue; die aristokratischen Ultras schimpften ihn gar: monstre hideux. — Meyer's „Fragmente", S. 215.

und mit seinem Falle auch vieles was der Erhaltung werth war, begrub. Ohne gewaltsame Erschütterungen sah David in seiner Werkstatt die Ereignisse der Jahre 1813 und 1814 vorüberziehen. Die siegreichen Feinde Frankreichs gedachten nicht des Theilnehmers der Verbrechen Robespierre's, sondern suchten den berühmten Künstler auf. Zeigten sich ihm die heimkehrenden Bourbons und ihre Höflinge auch nicht wohlwollend, so schonten sie doch die Nationalehre und ließen den vielgepriesenen Vorstand der französischen Malerakademie in seinem der Politik nicht angehörigen Wirkungskreise. Doch die Vermischung des alten und neuen Staatsregiments war keine Vereinigung, sondern Zurichtung eines Gährungsprocesses, der schon im folgenden Jahre zum Ausbruche kam. Das wieder aufgelebte, zum zweiten Male gestürzte Kaiserthum, das große Resultat der Revolution, sollte nun in seinen Grundpfeilern vernichtet werden. Das berüchtigte Amnestiegesetz, welches am 6ten Januar 1816 die Zustimmung der Kammern erhielt, leitete diese Katastrophe ein und verurtheilte Alle die in der Nationalversammlung für den Tod Ludwigs XVI. gestimmt, oder während der hunderttägigen Wiedererscheinung des Kaisers Dienste genommen hatten, zur Landesverweisung. David stand im ersten Gliede der Verurtheilten; er war zu stolz, um durch demüthige Bewerbungen Begnadigung zu erlangen; wenn er es nicht aussprach, so war er es sich doch bewußt, was auch so oft öffentlich wiederholt ist, daß Frankreich mehr an ihm, als er an Frankreich verlöre; ersteres besonders des strengen Ernstes, der gewichtvollen Obhut halber, womit er die Studien der jüngern Künstler zu Paris leitete.

Nach einer Uebereinkunft mit den verbündeten Mächten wurden die aus Frankreich Verbannten in jenen Staaten vertheilt und dort unter polizeiliche Aufsicht gestellt. David's Aufenthaltsort wurde Brüssel, eine gewiß günstige Entscheidung, wegen der Nähe der vaterländischen Heimath; auch mußte es dem Künstler erwünscht seyn, sein Obdach auf dem classischen Boden der niederländischen Schule zu finden. Er fand hier sehr ausgezeichnete Aufnahme; selbst der König der Niederlande und seine Beamten ließen es sich angelegen seyn dem Wiederhersteller der französischen Malerschule Achtung zu bezeigen. Wenn der König, der sich nach eb=

ler Fürstenweise gern unter sein Volk mischt und durch keinen unheimlichen Dämon abgehalten wird mit Jedermann freies Gespräch zu führen, ihm begegnete, grüßte er ihn traulich und richtete huldvoll Fragen an ihn. Als David später kränkelte, besuchte ihn der Prinz von Oranien öfters. — Die Stadt Gent ließ ihm zu Ehren eine Denkmünze prägen und als freundliche Bewillkommnung auf niederländischem Boden überreichen. — Von allen damals aus Frankreich Vertriebenen genossen im Auslande die größte Auszeichnung Carnot und David, jener seines großartigen Charakters als Staatsmanns halber, dieser als Priester der Kunst. Man übersah es dem letztern, was er im Felde der Politik gesündigt hatte, und meinte, mit der Verbannung selbst habe er seinen strafbaren politischen Fanatismus gebüßt. Wie verschieden auch das politische Glaubensbekenntniß Carnot's und David's war, darin stimmten sie überein, daß sie fortwährend ihr über den unglücklichen Ludwig XVI. ausgesprochenes Todesurtheil für eine ruhmvolle That hielten, mithin einem Vaterlande nicht länger angehören dürften, über welches sie schwere Blutschuld gebracht hatten. Der Contrast ihrer Gesinnung mit dem Restaurationsbeginnen der Bourbons war zu schneidend, als daß nicht David wie Carnot (unter welchen Beiden sonst keine nähere Verbindung statt fand) allen Werth politischer Consequenz einbüßen mußten, wenn sie dem Rathe der Vermittler Gehör gegeben und sich durch unterwürfige Reuegeständnisse und Gnadengesuche die Erlaubniß der Heimkehr erkauft hätten.

David, des herannahenden hohen Lebensalters ungeachtet, richtete mit jugendlicher Rüstigkeit in Brüssel seine Werkstatt ein und lebte in seinen Kunstschöpfungen. Pariser Nachrichten erzählten, die preußische Regierung habe ihm Anträge gemacht, nach Berlin zu kommen und dort die Direction der Akademie der Künste zu übernehmen; wahrscheinlich beschränkte sich dieser vorgebliche Ruf auf die Aeußerung eines kunstliebenden Staatsbeamten, der David zu erkennen gab, daß man seine Ueberkunft nach Berlin gern sehen und die dazu erforderliche Erlaubniß auswirken würde. Die Franzosen aber gefielen sich jene Nachricht mit der Bemerkung in Verbindung zu setzen: „Der französische Maler wies es von der

Hand, einem Staate zu dienen, der zur Unterjochung seines Vaterlandes mitgewirkt hatte." *)

Auch die Bourbons auf dem Throne Frankreichs trugen Verlangen David's Kunstwerke zu besitzen. Die königliche Regierung erkaufte von ihm für 100,000 Fr. seinen Raub der Sabinerinnen und den Leonidas. Die Verhandlungen darüber zogen sich in die Länge; endlich 1819 ward der Kauf abgeschlossen. Beide Gemälde und noch einige andere desselben Meisters sind in Paris im Palaste Luxembourg, der bekanntlich jetzt der Palast der Pairs heißt, aufgestellt. So ließ man es sich angelegen seyn Frankreich mit den Kunstwerken David's zu schmücken; aber dem Künstler blieb man abhold und ließ politischen Haß noch über seine Asche walten.

Gegen die neue Wendung der Dinge in Frankreich wagte der alte Vorfechter der Revolution Zorn genug im Herzen zu tragen; vielleicht ward er hierdurch auf eine neue Unternehmung geleitet, dessen Stoff der geliebte Homer darbot: David stellte nach dem ersten Gesange der Ilias den Zorn des Achilles dar. Auch dieses neue Erzeugniß seines Pinsels ward allgemein gepriesen und seine fortwährende Künstlerrüstigkeit ließ keine Verminderung seiner Geisteskräfte durchblicken.

Während seine Bewunderer und Landsleute oft den Wunsch verlauten ließen, daß David nicht zu der Zahl der ausgezeichneten Männer Frankreichs gehören möchte, welche in fremder Erde ihre Ruhestätte fänden, übte der Tod sein Recht und setzte dem Künstlerstreben des Greises ein Ziel. Auf das Krankenlager geworfen schloß er die Augen zu Brüssel am 29. December 1825, im 78sten Lebensjahre. Noch am 19ten des Monats war er im Schauspiele gewesen, um den Tartuffe aufführen zu sehen. Er blieb im Theater bis zum Ende der Vorstellung und beschleunigte durch Erkältung wahrscheinlich seine Auflösung. Am folgenden Morgen war er krank und ward stündlich kränker; er phantasirte geistesabwesend fast ununterbrochen; nur Gegenstände der Kunst weckten ihn ins Bewußtseyn. Zwei Tage vor seinem Tode besuchte ihn ein Kunstfreund und besprach sich mit ihm über Anordnung eines neuen Gemäldes.

*) „Biographie des contemp.", V, pag. 233.

David's Geist erhob sich aus den fieberhaften Verwirrungen; er war ungeschwächt beschäftigt mit der gestellten Aufgabe und zeigte sich in voller Thätigkeit. Bald nachher brachte man ihm Laupier's Kupferstich, den Leonidas darstellend. Des Anblicks Freude weckte ihn aus einem todtenartigen Schlummer; er sagte: „Legt mir das Blatt näher vor die Augen, denn ich werde sehr schwach." — Er deutete auf die Theile des Stiches welche ihm mangelhaft schienen; der erlöschende Lebensfunken erhielt noch für einige Augenblicke Nahrung aus dem unsterblichen Kunstelemente. — David's Bemerkungen waren richtig und lebhaft; er verlangte einen Stift, um die Zeichnung zu berichtigen und nothwendig erachtete Gradationen in der Vertheilung des Lichts anzuzeichnen; die Umstehenden baten sich zu schonen, er gab endlich nach, sprach nicht wieder und verschloß bald die Augen für immer. Es ward gesagt, des Sterbenden letzte Augenblicke wären schrecklich gewesen, weil Henkersscenen, Blutgerüste und Fluchsprüche sein halbes Bewußtseyn beängstigt hätten; dieses ist unwahr: lichte, heitere Traumgestalten schienen, wie segnende Engel, das Krankenlager zu umschweben, als der Vorhang fiel. — Kaum erscholl die Todesnachricht in Frankreich, als seine dortigen Angehörigen und Freunde der Heimath Anrecht an den Gebeinen des großen Künstlers zur Sprache brachten und die Versetzung seines Sarges nach Paris betrieben, wo ein ehrenvolles Denkmal diese heilige Reliquie bewahren sollte. Hiergegen sprach in öffentlichen Blättern einer der vertrautesten und letzten Zöglinge des Meisters, der Niederländer Ritter Odewaere, mit dem Vorschlage, die irdische Hülle David's in Brüssel zu lassen und sie dort aufzubewahren in einer der Hauptkirchen der Stadt. Hier sollte ihm zum Gedächtnisse ein Ehrendenkmal errichtet werden, dessen Kostenbetrag man von freiwilliger Unterzeichnung bestreiten zu können hoffte. Da die königlich französische Regierung fortwährend die Erlaubniß versagte, David's Sarg nach Paris zu bringen, — auch der todte Aschenrest eines so übelberüchtigten Revolutionsmannes ist furchterregend, — so steht zu erwarten, daß dieser Plan wieder aufgenommen wird. Schon das Leichenbegängniß bethätigte vielseitige Theilnahme. Solches fand in der Pfarrkirche der heiligen Gudula statt und war durch Mitwirkung der Regierung

wie der Geistlichkeit sehr prachtvoll. In der Mitte des schwarzbehangenen mit unzähligen Kerzen umstrahlten hohen Chors stand der Sarg mit dem einbalsamirten Leichnam, darauf Pinsel und Palette, das Kreuz der Ehrenlegion u. s. f. — Beamte, Künstler, Gelehrte und Theilnehmer aus allen Ständen bildeten den Trauerzug, unter welchen man die Abgeordneten Gents, Brügges und anderer Städte bemerkte; aber mit besonders ernsten Betrachtungen bei den Verbannungsgefährten David's, einem Sieyes, Merlin und Ramel verweilte.

Wenn Frankreich wünscht der Männer entledigt zu seyn, welche Blutschuld über dasselbe brachten, so ist es mit Carnot's und David's Tode der Erfüllung dieses Verlangens wieder um ein Bedeutendes nähergerückt. Den kommenden Geschlechtern wird es vielleicht eine geringfügige Randbemerkung zur Geschichte der Revolutionszeit seyn, daß auch David in die grauseste Katastrophe derselben verflochten, bei den Robespierre'schen Schandthaten betheiligt war. Lieber wird die Nachwelt, bei der Schöpfung des Künstlers verweilend, anerkennen, wie er in einem dürftigen Zeitalter, durch der Musen Gunst, wenn nicht der erste Maler, doch der ersten einer war, und mit dieser Würdigung den Palmenkranz um David's Urne winden.

Johann Baptist Belzoni.

Digitized by Google

Johann Baptist Belzoni.

Johann Baptist Belzoni, aus einer römischen Familie stammend, ist zu Padua geboren. Einen großen Theil seiner Jugendzeit verlebte er in Rom, wo eine Mönchskutte das Ziel seines Strebens war. Aber die italienischen Kriegsunruhen im Jahr 1800 und der unerwartete Einmarsch des französischen Heeres in Rom gaben seiner Bestimmung eine andere Richtung: für die ganze Lebenszeit sollte er ein Wanderer und Pilger seyn.

Im Jahr 1803 machte Belzoni einen Besuch in England. Damals war er noch ein sehr junger, schöner Mann, und ausgezeichnet hoch sein Wuchs, denn nicht weniger maß er als sechs Fuß und sieben Zoll, war dabei von verhältnißmäßiger Stärke und freier, edler Haltung. Kurz nach seiner Ankunft in England heirathete Belzoni, gerieth aber in eine Lage, deren Bedrängniß tausend Andere vermocht haben würde fremde Hülfe in Anspruch zu nehmen; allein der Muth und die Liebe zur Unabhängigkeit, welche er sein ganzes Leben hindurch bewiesen hat, gaben ihm den Entschluß, in sich selbst die Mittel zu seinem Fortkommen aufzusuchen und die öffentliche Achtung zu gewinnen. In Rom hatte er sich mit den Wissenschaften beschäftigt, besonders der Hydraulik ein eifriges Studium gewidmet; und jetzt sollte ihm dies zur Erreichung seiner Absichten behülflich seyn. Er begab sich nach Edinburg, um hier in hydraulischen Ver-

suchen alle die seltsamen Formen darzustellen, in welche eine Wassermasse durch Maschinenkraft getrieben werden kann. Von Schottland setzte er nach Irland über und gab seine hydraulischen Darstellungen auf den Theatern der volkreichsten Städte; doch bemerkte er bald, daß durch sinnreichen Mechanismus die Schaulust des Publicums nicht hinlänglich befriedigt werde, und dies bewog ihn als Intermezzo Proben seiner bewundernswerthen Körperstärke zu geben. So z. B. umklammerten ihm Schultern, Nacken, Hüften u. s. w. nicht weniger als zwanzig bis zweiundzwanzig Personen; und mit dieser ungeheuern Last schritt er über die Bühne so stolz und sicher, wie der Elephant, dessen Howdah mit indischen Kriegern besetzt ist.

Nach kurzem Aufenthalte in Irland, wo er allen von solcher Lebensweise unzertrennlichen Schicksalslaunen ausgesetzt war, besuchte Belzoni die Insel Man. Von hier begab er sich im J. 1812 nach Lissabon, wo der Director des Theaters San Carlos ihm während der Fastenzeit die Hauptrolle in dem oft wiederholten Drama „Simson" zutheilte; und hier gewannen ihm die niegesehenen Beweise von Kraft und Gewandtheit den rauschendsten Beifall. In Madrid angekommen, spielte er den Simson vor der königlichen Familie. Hierauf ging Belzoni nach Malta, machte Bekanntschaft mit Ismael Gibraltar, dem Agenten des Vicekönigs von Aegypten, und ward von ihm nach Kairo eingeladen, um dort eine Maschine zu bauen, welche das Nilwasser in die Gärten Mohammed Ali's leiten sollte.

Im Mai 1815 schiffte sich Belzoni mit seiner Gattin und James Courtain, einem aus Irland mitgenommenen Knaben, nach Aegypten ein. Nach einer Fahrt von drei Wochen glücklich zu Alexandrien angelangt, setzte er seine Reise gen Kairo fort, und stieg hier bei Mohammed Ali's Dolmetscher ab, der ihn sehr freundlich aufnahm und sogleich bereit war ihn dem Vicekönig vorzustellen. Als sie durch eine der Hauptstraßen Kairos dem Palast zugehen, schlägt ein betrunkener Türke den Fremdling so heftig über das Bein, daß ein großes Stück Fleisch losgerissen ward. Die Verletzung war gefährlich, und der Blutverlust so stark, daß er nach Hause zurückzukehren genöthigt war und vier Wochen das Bett hüten mußte, ehe er sich auf den Füßen erhalten konnte. Als

er nun wieder ausgehen durfte, ward er dem Vicekönig vorgestellt und von ihm sehr artig aufgenommen; indeß mußte er bei Erwähnung des ihn betroffenen Mißgeschickes die sehr kaltsinnige Bemerkung hören: „Solche Zufälle können nicht vermieden werden, weil sie hier gar zu häufig sich ereignen.“

Man traf die nöthigen Vorkehrungen zum Bau einer Maschine, welche mit Anwendung geringerer Kraft eine viermal größere Wassermasse in Bewegung setzen sollte, als durch gewöhnliche Maschinen der Art geschah. Bald aber sollte Belzoni erfahren, daß er nicht allein manches Vorurtheil der ihm untergeordneten Arbeiter zu bekämpfen, sondern auch große Hindernisse zu besiegen habe, welche ihm die Eigenthümer der Ochsen, durch welche bisher das Wasser in die Gärten des Vicekönigs getragen wurde, ihm entgegenzusetzen sich bemühten. Als endlich die Maschine vollendet war, begab sich der Vicekönig in die Gärten von Subra, um ihre Wirkung in Augenschein zu nehmen; und diese war größer noch, als er sie gewünscht hatte, obgleich das Baumaterial schlecht und die Arbeiter sehr ungeschickt waren. Zwar wollten die Araber, deren Interesse dadurch gefährdet war, solches nicht zugeben; aber Mohammed Ali erklärte, daß die Maschine seiner Erwartung vollkommen entspreche. Unglücklicherweise kam er nun auf den Einfall, zum Scherz — da jetzt die Ochsen nichts mehr zu thun hatten — funfzehn Menschen in das Trittrad steigen zu lassen, um die Wirkung, welche dies hervorbringen werde, kennen zu lernen. Auch James Courtain trat in das Rad; kaum aber begann die Umschwingung, als die Araber heraussprangen und der Knabe allein zurückblieb. Nun drehte sich das Rad mit solcher Schnelligkeit, daß der arme Knabe herausstürzte, ein Bein brach, und ganz bestimmt zermalmt worden wäre, wenn nicht Belzoni mit seiner Riesenstärke in das Rad eingegriffen und es aufgehalten hätte.

Dieser Zufall, der dem Schicksal der Maschine ungünstig war, zerstörte die Hoffnungen ihres Urhebers. Belzoni richtete jetzt seine Blicke auf Oberägypten. Es ist wahrscheinlich, daß er anfangs keinen bestimmten Reisezweck hatte; aber die Mittheilungen des berühmten Reisenden Burckhardt und die Ermunterung des englischen Generalconsuls Salt bestimmten ihn, den Ueberresten ägyptischer Baukunst und Bildnerei seine Aufmerksamkeit zu-

zuwenden. Es gelang Belzoni's unermüdeten Anstrengungen, die unter dem Namen „der jüngere Memnon" bekannt gewordene kolossale Büste aus der Nachbarschaft von Theben bis nach Kairo fortzuschaffen.

Leicht wird man sich vorstellen, daß Belzoni in einem uncultivirten Lande wie Aegypten, unter einem halb wilden Volke wie die Araber, mit tausend Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, ehe es ihm gelang den zwanzig bis vierundzwanzigtausend Pfund schweren Memnon von seinem Sandbette nur einen Zoll weit zu bewegen. In der Meinung, daß Belzoni nach verborgenen Schätzen suche, betrachteten ihn die Anführer der Horden mit Scheelsucht, und die Fellah's ließen nur mit vieler Mühe sich zur Arbeit bereit finden, da ihnen das ganze Unternehmen erfolglos erschien. Als sie nun die erste Bewegung des Kolosses spürten, schrien sie laut: nicht ihre Arbeit habe das bewirkt, sondern der Beistand des Teufels. Ein paar Stangen und mit Palmzweigen umwundene Seile machten den ganzen Apparat aus, durch welchen die ungeheure Masse fortbewegt werden sollte, und es gehörte dazu Belzoni's Scharfsinn, um mit so geringen Mitteln einen so großen Erfolg zu erhalten. Was aber mehr Schwierigkeit und Zeitverlust verursachte als diese Beschränktheit der Hülfsmittel, waren die Ränke der Cachefs und der Kaimakans, die alle so viel Geld als möglich erpressen wollten und eine fortwährende Störung der unternommenen Arbeit für das sicherste Mittel zur Erreichung ihrer Absicht hielten. Dazu kam noch, daß die Arbeiter sich einbildeten, man würde ihnen für die Ausgrabung eines unförmlichen Steines kein Geld zahlen, wenn derselbe nicht mit köstlichen Metallen angefüllt sey, und daher beschlossen sie nimmermehr zuzugeben, daß ein solcher Schatz aus dem Lande fortgebracht werde.

Alle diese Hindernisse wußte Belzoni durch Klugheit, Muth und Ausdauer zu besiegen. Am achtzehnten Tage nach dem Beginn der Ausgrabung erreichte der Memnon die Ufer des Nils, aber noch war zu seiner Aufnahme kein Fahrzeug bereit. Belzoni entschloß sich daher unterdeß den Nil bis zum zweiten Katarakt hinaufzufahren, in der Umgegend alle Ruinen zu besuchen und vorzügliche Aufmerksamkeit den Ornamenten der alten Tempel zu widmen.

Auf dieser Reise unternahm es Belzoni in den zuerst

durch Burckhardt entdeckten Tempel von Ipsambul einzudringen; aber in seine Nähe gelangt, gab er beinah jede Hoffnung des Gelingens auf: denn rings umher war der Sand zu hohen Bergen angehäuft, so daß es unmöglich schien das Thor des Tempels zu erreichen. Die Lage des Eingangsthores aber schien ihm ein Habichtskopf zu bezeichnen, dessen ungeheure Größe schließen ließ, daß der Leib des Vogels wenigstens zwanzig Fuß hoch seyn müsse; und da — schloß Belzoni weiter — unterhalb des Bildwerkes, nach einem leeren Zwischenraume, Fries und Kranzleiste folgen, so mußte die Wölbung des Thors vom Sande etwa 35 Fuß hoch bedeckt seyn. Der sehnliche Wunsch, eine Stätte zu betreten, welche seit vielen Jahrhunderten kein menschliches Auge sah, befeuerte sein Streben. Sich an den Cachef (Statthalter des Distrikts) wendend, bat er ihm unter jeder Bedingung die zur Ausführung seines Vorhabens nöthigen Arbeiter zu verschaffen. Nicht ohne Schwierigkeit erhielt er diese, und begann mit ihnen eifrig die Forträumung des Sandes, welcher die Vorderseite des Tempels bedeckte; von dem Cachef war es zur Bedingung gemacht, daß ihm zufallen solle, was sich im Tempel an Gold und Juwelen finde, Belzoni dagegen die sämmtlichen Steine. Nach vier oder fünf Tagen fand aber Belzoni seine Casse gänzlich erschöpft, und mit des Cachefs Zusage, daß in seiner Abwesenheit an dem Werke nichts gestört werden solle, begab er sich nach Theben. Von hier aus besuchte er das Thal der Königsgräber (Beban el Molook), und seinen Nachforschungen verdankte man späterhin die wichtigste aller Ausgrabungen in Aegypten. Nachdem die Einschiffung des Memnon glücklich bewirkt war, geleitete ihn Belzoni nach Kairo, und von dort nach Alexandrien, wo einstweilen die köstliche Reliquie in den Magazinen des Vicekönigs Sicherheit fand. Nach der Hauptstadt zurückgekehrt, schiffte Belzoni in Begleitung des Engländers Beechey den Nil hinunter, um wo möglich die Oeffnung des Tempels von Ipsambul zu bewirken. Zu Philä erhielt die Reisegesellschaft einen Zuwachs durch die Herren Irby und Mangles, Capitains der englischen Marine.

Als durch wiederholte Geschenke der Cachef willfährig gemacht war, erhielt Belzoni achtzig Arbeiter, denen er dreihundert Piaster zahlte, damit sie so viel Sand forträumten, daß der Eingang zum Tempel frei würde. Es

schien anfänglich, als ob sie die Arbeit ernstlich förderten, um sie zu vollenden; aber unter dem Vorwande, das Fest des Ramadan habe begonnen, liefen alle schon am dritten Tage davon, und die dreihundert Piaster nahmen sie mit. Nun sahen die Reisenden ein, daß sie es ihrer persönlichen Anstrengung verdanken müßten, wenn der Tempel zugänglich gemacht werden sollte. Von der Mannschaft ihres Bootes unterstützt, begannen sie das Werk, und nach vierzehn Tagen der mühseligsten Arbeit sahen sie ihre Ausdauer reich belohnt: sie erreichten das Thor des prachtvollen Tempels. Ein Reichthum an schönen Intaglios, Malereien und kolossalen Bildwerken kam ihnen entgegen. So war denn die größte und bedeutendste aller Ausgrabungen in Nubien vollbracht, der in Ägypten nur allein das Grab im Thale Beban el Molook verglichen zu werden verdient.

Die Gesellschaft begab sich hierauf nach Theben zurück. Belzoni besuchte sogleich das Thal der Königsgräber, innig erfreut, daß hier noch manche schätzbare Entdeckung zu machen war. Aufs neue fand er drei Gräber, doch es war in ihnen nichts vorhanden, was angezeigt hätte, daß sie einst die letzte Ruhestätte ägyptischer Könige waren. Die Mühseligkeit aber und selbst die Gefahr eines solchen Besuches alter Denkmäler kann im ganzen Umfange nur von denjenigen begriffen werden, die es selbst erlebt haben. Wahrlich, nur die glühendste Begeisterung für seinen Zweck konnte Belzoni in die dunkeln Mumienhöhlen, durch labyrinthische Windungen unterirdischer Gänge führen, die für einen Mann von seinem hohen Wuchs fast undurchdringlich schienen. — In einigen dieser Mumiengräber ist so viel Stickluft entwickelt, daß eine sehr feste Organisation dazu gehört, um nicht in ohnmächtige Betäubung zu sinken. Von allen Seiten dringt ein feiner, flüchtiger Staub in Mund und Nase; er verursacht so heftigen Reiz, daß man einer guten Lunge bedarf, um ihn und die Ausdünstung der Mumien zu ertragen. Was aber noch mehr ist: der Eingang zu den Gräbern, eine roh in den Felsen gehauene Höhlung, war von dem Sande, der die Decke des Gewölbes hinabfällt, beinahe verschüttet. An einigen Stellen war die Oeffnung nur einen Fuß breit, und schneckenartig mußte Belzoni hindurchkriechen, während spitze Steine, scharf wie Glas, ihm Gesicht und Hände zerschnitten. War

er fünf bis sechshundert Fuß vorgedrungen, dann fand er gewöhnlich das Gewölbe so erweitert, daß er aufrecht sitzen konnte. Aber welch ein Ruheplatz! Von allen Seiten sieht er nichts als lange Reihen grinsender Mumien und Gerippe, die ihm Entsetzen einjagen, ehe er ihres Anblicks gewohnt wird. Der Mauern düsteres Schwarz, der Fackeln blasser Schein, rings umher diese Leben lügenden Todten, die in vertraulicher Conversation begriffen scheinen, und endlich im Hintergrunde die nackten, mit Staub bedeckten Araber, die auch wie Mumien aussahen: — dies alles bot eine Scene, welche keine Schilderung erreicht. Wenn nun Belzoni in diesen unterirdischen Behausungen einen Ruheplatz aufgefunden hatte, so geschah es häufig, daß er sich auf eine Mumie niedersetzte, diese aber unter der Last zusammenbrach wie eine Pappenschachtel, und dann stieg aus den Mumientrümmern unter dem Gerassel von Knochen, Holzsplittern u. s. w. eine Wolke von Staub, so daß Belzoni eine Viertelstunde unbeweglich daliegen mußte, ehe er wagen durfte sich aufzurichten. Einst kam er in einen mit Mumien angefüllten Gang, der nicht breiter als zwei Fuß war. Indem er hier zwanzig Fuß weit vordrang, war ein Zusammentreffen seiner Stirn mit den Stirnen der aufgeschichteten Aegypter nicht zu vermeiden, und als er nun am Ende des abwärtsführenden Ganges war, stürzten Arme, Beine und Köpfe über ihn hin. Was er hier suchte und fand, waren Papyrusrollen, die zahllose Wickelbänder auf der Brust der Mumien, unter den Armen und Kniekehlen verbargen.

Belzoni war indeß weit entfernt sich durch so viel Mühen und Beschwerden von weitern Nachforschungen abschrecken zu lassen. Als er am 16ten October (1817) auf Spuren eines großen, noch ungeöffneten Grabmals traf, ließ er sogleich nachgraben, und in einer Tiefe von achtzehn Fuß fand man, wie er es vermuthet hatte, den Eingang. Nachdem die ungeheuren Steine, welche ihn verschlossen, nicht ohne große Mühe fortgewälzt waren, sah Belzoni zu seiner Freude ein herrliches Denkmal des ägyptischen Alterthums, das durch seine Größe, Kunstvollendung und Erhaltung alle bisher entdeckten weit übertraf. Das Grabmal enthielt mehrere, durch Corridore und Treppen verbundene Zimmer von verschiedener Größe; in einigen waren die Wände mit Inschriften, in

andern mit Malereien bedeckt, die in lebhaftem Farbenspiele glänzten, als hätte eben erst der Maler seinen Pinsel niedergelegt. In der Mitte des größten dieser Zimmer erhob sich, neun Fuß fünf Zoll lang und drei Fuß sieben Zoll breit, ein Sarkophag von dem feinsten orientalischen Alabaster. Als eine Lampe hinaufgestellt wurde, erschien er vollkommen durchsichtig. Von außen und innen zeigten sich en Basrelief mehrere hundert Figuren, die nicht über 2 Zoll hoch waren und wahrscheinlich eine Begräbniß-Procession vorstellen sollten. Die Figuren und Hieroglyphen an den Wänden waren auch en Basrelief und mit Farben überzogen; nur in einem einzigen Zimmer sah man die nackten Umrisse. Unter den zahlreichen Darstellungen erregte Belzoni's Aufmerksamkeit besonders ein Triumphzug, den drei Reihen Gefangener — wie es schien Aethiopier, Juden und Perser — begleiteten. Verschiedene Anzeigen ließen keinen Zweifel übrig, daß dieses kostbare Grabmal entweder dem Psammetichus oder seinem Vater Necho bestimmt war.

Voll Entzücken über diesen reichen Fund, beschloß Belzoni Aegypten nicht eher zu verlassen, bis von allen in dem Königsgrabe befindlichen Gegenständen Wachsmodelle und Zeichnungen genommen wären. Dies vollbrachte er unter dem Beistande eines italienischen Künstlers, mit Namen Ricci, nach einer unermüdeten Arbeit von länger als einem Jahre. Die Mühseligkeit eines solchen Unternehmens wird man sich leicht vorstellen, wenn man hört, daß der kleinen Figuren gegen 800, und der in Lebensgröße gegen 182 waren, auch über fünfhundert sehr mannichfaltige Inschriften vierfach abgeschrieben wurden.

Aber die glänzendste, größte und wunderbarste aller Unternehmungen Belzoni's war die Oeffnung der zweiten Pyramide von Ghiza, unter dem Namen des Cephrenes bekannt. Herodot berichtet, was man ihm zu sagen in Aegypten für gut befunden hatte: daß nämlich die Pyramide des Cephrenes keine unterirdischen Gemächer enthalte. In spätern Jahrhunderten versäumte man nicht diese Angabe für völlig wahr gelten zu lassen, vielleicht nur deshalb, um die Neugierigen abzuhalten, welche die Oeffnung der Pyramide des Cheops versuchen wollten. Aber es waren Anzeigen da, aus welchen Belzoni mit gewohntem Scharfsinne schloß, daß hier ein Versuch nicht vergeblich seyn werde. Mit Er-

laubniß des Kiaga-Bey begann er die Arbeiten am 10. Februar 1818. — Nachdem sechzig Werkleute unglaubliche Anstrengungen gemacht hatten, die Seite des Einganges mehrmals verfehlt war und die Arbeit immer aufs neue beginnen mußte, ward endlich am 2. März der Eingang gefunden. Belzoni hatte die Freude, das Innere einer Pyramide zu betreten, die seit so vielen Jahrhunderten unzugänglich gewesen war. Sein erster Schritt stieß eine Stelle im Herodot und tausendjährige Zweifel um: er fand mehrere Gemächer, und in dem größten derselben einen Sarkophag von Granit, der das Gerippe einer Kuh enthielt.

Während Belzoni in seinen Nachforschungen unermüdet fortfuhr, entdeckte er viele Bruchstücke von kolossalen Statuen, und Ueberreste von Figuren mit Löwenköpfen, in aufrechter und sitzender Stellung; alle diese Trümmer schienen einem prächtigen Tempel auf der Westseite von Theben anzugehören. Aber hier rief ein Anschlag auf sein Leben, den man nicht ohne Grund französischen Agenten zuschreibt, Belzoni von der Bahn seiner Entdeckungen ab. Vollkommen überzeugt, daß in Aegypten für ihn keine Sicherheit mehr sey, entschloß er sich zur Abreise. Ehe er aber dieses Land verließ, unternahm er noch einen Ausflug an die Gestade des rothen Meeres, zur Aufsuchung der Ruinen des alten Berenice, einst der Hauptsitz des Handelsverkehrs zwischen Indien und Aegypten. Von hier wanderte er nach Elloah (el Wah; die kleine Oasis), um die Trümmer vom Tempel des Jupiter Ammon zu untersuchen.

Nachdem Belzoni seine Sammlungen geordnet hatte, schiffte er sich im September 1819 nach Europa ein. Ihn begleitete seine Gattin, die auf seinen mühseligen Wanderungen von ihm selten getrennt gewesen war und alle Beschwerden und Gefahren standhaft mit ihm theilte. Jetzt kehrte er in den Schooß seiner Familie zurück, von der er seit zwanzig Jahren entfernt gewesen war. Seiner Vaterstadt Padua schenkte er zwei Granitstatuen mit Löwenköpfen, und sie wurden in der Palazza della Justizia aufgestellt. Stolz auf die ausgezeichneten Verdienste ihres Mitbürgers ließ die Stadt zu seinem Gedächtniß eine Medaille schlagen. Ein Exemplar in Gold, welches Belzoni als Geschenk überreicht wurde, war von einem Schreiben des Podesta begleitet, in welchem er

Namens seiner Mitbürger die ehrenvollste Anerkennung von Belzoni's Verdienst aussprach.

Bei der Ankunft in England ordnete Belzoni seine Handschriften zum Druck. Im Jahr 1820 erschien: „A narrative of the operations and recent discoveries within the pyramids, temples, tombs and excavations, in Egypt and Nubia; and of a journey to the coast of the Red Sea, in search of the ancient Berenice, and an other to the Oasis of Jupiter Ammon.“ — Bei diesem Werke hatte Belzoni allen literarischen Beistand abgelehnt; nur die Reinschrift des Manuscripts und die Berichtigung der Druckfehler überließ er einer fremden Hand. Das Buch war ganz von ihm und sprach seine Eigenthümlichkeit aus. „Da ich" — sagt er in der Vorrede — „meine Entdeckungen allein gemacht habe, so fand ich auch für gut, darüber ganz allein zu schreiben. Der Leser wird dies tadeln, und nicht ohne Grund: aber was meine Darstellung dadurch an Eleganz verliert, kann sie vielleicht an Treue gewinnen." — Sehr günstig empfing man diese interessante „Narrative,“ worin Belzoni genau und ausführlich alles schilderte, was er auf seinen Reisen beobachtet und erlebt. Ganz einfach sprach er hier über die Mittel, deren er sich zur Erreichung seiner Zwecke bedient hatte; über seinen Verkehr mit den Bewohnern Aegyptens, die Vorurtheile, Kabalen und Betrügereien, welche er zu bekämpfen fand. Traurig ist es, daß er bei Aufzählung der mannichfachen Schwierigkeiten, die ihm begegneten, auch der Eifersucht gewisser Europäer erwähnen muß.

Zu Anfang des Jahrs 1821 eröffnete Belzoni in London eine Ausstellung, die eben so selten als merkwürdig war. Man sah hier zwei der größten Gemächer der von ihm entdeckten Königsgruft im Thale Beban el Molook dargestellt. Ausgezeichnet durch Reichthum und Schönheit der allegorischen Verzierungen, gaben sie den deutlichsten Begriff von dem Styl und allen Einzelnheiten des Grabmals. Trat nun der Beschauer aus vollem Glanze des Tageslichts in diese durch Lampen erleuchteten Gemächer, so glaubte er sich plötzlich in eine andere Welt versetzt: das bunte Gewühl einer londoner Straße mit europäischen Physiognomien und Kleidermoden war hier wie durch den Schlag der Zauberruthe zu schwarzen Gestalten in Gewändern vergangener Jahrtausende, zu

fremden Göttern von furchtbarem Ansehen umgewandelt, und durch alles wehte der Geist einer weit entlegenen Vorwelt. In einer andern Abtheilung des Saals befand sich das Modell des Grabmals, mehrere ägyptische Bildwerke, Mumien, Scarabäen, Münzen, Thränenkrüge, Hausgeräthe, Vasen, Gegenstände der Kleidung, des Putzes und ein prächtiges Manuscript auf Papyrus.

Belzoni's Unternehmungsgeist war durch dasjenige was er bereits vollbracht hatte, noch lange nicht befriedigt: er faßte den kühnen Entschluß, in das Innere von Afrika einzudringen. Zuerst wollte er nach Tombuctu und dann durch das Herz von Afrika bis Sennaar zu kommen suchen. Hierauf gedachte er durch Nubien nach Aegypten, dem Schauplatze seiner denkwürdigen Entdeckungen, zurückzukehren. — In dieser Absicht schiffte sich Belzoni zu Ende des Jahres 1822 nach Gibraltar ein. Von hier ging er nach Tanger, wo ihn der Kaiser von Marocco durch seinen ersten Minister, Sidi Benzelul, in sehr schmeichelhaften Ausdrücken nach seiner Hauptstadt Fetz einladen ließ. Im April 1823 dort angelangt, wurde er dem Kaiser vorgestellt und erhielt von ihm die Erlaubniß, sich einer Karavane anschließen zu dürfen, die binnen vier Wochen nach Tombuctu abgehen sollte. Aber bald darauf ward diese Erlaubniß unter dem Vorwande zurückgenommen, daß die Provinz, welche die Karavane durchziehen müßte, im Aufstande begriffen sey. Belzoni ward also auf Befehl des Kaisers nach Tanger zurückgewiesen, und schrieb darüber an einen Freund in England folgendes: „Nicht den Mauren darf ich es zurechnen, wenn ich meinen Zweck verfehlt sehe. Ich wurde das Opfer der Intrigue gewisser Agenten, die ihr Ansehen mißbrauchten, um ihren Zorn einem schutzlosen Fremdling fühlen zu lassen, der es unter seiner Würde hielt vor ihnen zu kriechen." — Daß übrigens Belzoni nicht das Geringste verschuldete, was jene Maßregel rechtfertigen könnte, geht aus einem Briefe hervor, den Sidi Benzelul an den maroccanischen Consul in Gibraltar schrieb. Er spricht darin mit hoher Achtung von Belzoni's klugem Benehmen, und äußert über die Veränderung in den Gesinnungen des Kaisers Erstaunen und Unwillen.

Nachdem er sich mit dieser Angelegenheit fünf Monate beschäftigt, und an Reisekosten, Geschenken für den

Kaiser, die Minister u. s. w. gegen tausend Pfund eingebüßt hatte, sah Belzoni seinen Plan gänzlich vereitelt. Aber entschlossen seinen Zweck wo möglich auf einem andern Wege zu erreichen, kehrte er nach Gibraltar zurück. In der Absicht, sich über St. Cruz, einen Seehafen im Süden von Marocco, der großen Wüste zu nähern, schiffte er sich nach Madera ein. Von hier begab er sich nach Tenneriffa, und sodann nach Cap Coast-Castle. Jetzt beschloß er in nördlicher Richtung vom Königreiche Benin geradaus nach Haussa zu gehen. Benin liegt unfern dem Flusse gleiches Namens unter dem 3° 40′ nördlicher Breite; der Weg, den Belzoni einschlug, führt durch Länder die gänzlich unbekannt sind. Er hoffte im Osten von Haussa den Niger aufzufinden, bevor er noch die Hauptstadt dieses Königreichs erreichte.

Auf der Reise nach Cap Coast-Castle begegnete er dem Capitain Filmore, der an der Stelle des verstorbenen Sir R. Meeds das Commando der Escadre an den afrikanischen Küsten übernahm. Belzoni erfuhr von ihm die freundlichste Aufnahme. Im October 1823 verließ er Cap Coast-Castle auf der Kriegsbrigg The swinger, und kam zu Ende des Monats vor der Mündung des Beninflusses an. Zu Bobee ging er an Bord der Brigg Castor, und genoß bei dem Supercargo des Schiffes so lange gastfreundliche Aufnahme, bis Herr Houtson, ein englischer Kaufmann, an welchen Belzoni Empfehlungsbriefe hatte, von einer Geschäftsreise zurückgekehrt war. Inzwischen benutzte Belzoni die sich darbietende Gelegenheit, um eine Excursion nach Warra, der Hauptstadt des gleichnamigen Königreichs (120 Meilen im Innern), zu machen.

Am 23. November 1823 fuhr er auf einem Boot, in Houtson's Begleitung, von Bobee ab. Beim Abschiede schien Belzoni sehr bewegt; besonders als die Matrosen, die er reichlich beschenkte hatte, ihm ein dreimaliges Huzza nachriefen. „Gott segne euch, ihr guten Leute, und lasse er mich Vaterland und Freunde glücklich wiedersehen!" war seine Antwort. — Am 24. kamen die Reisenden nach Gato, wo am folgenden Tage Belzoni sein Gepäck in Ordnung brachte, um jetzt die Landreise anzutreten. Obgleich in Bobee ein Anfall von Gallenfieber ihn sehr geschwächt hatte, so schien er doch vollkommen wohl und munter. Am Morgen des 26sten ging er nach dem 36 Meilen entfernten Benin ab, und

kam hier noch am Abend desselben Tages an. Auf der Reise, die in einem Palankin zurückgelegt wurde, beklagte sich Belzoni über eine beunruhigende Diarrhöe. Am Morgen des 27sten schien er jedoch sich wohl zu befinden. Houtson, der den König mit dem Zweck dieser Reise bekannt machte, gab Belzoni für einen Malaien aus, der lange Zeit in England gelebt habe, und nun von Sr. Majestät gnädigen Schutz und Wegweiser erbitte, um nach Haussa zu seinen Verwandten heimzukehren. Obgleich der König und seine Räthe viele Einwendungen zu machen hatten, so ward doch endlich ein Wegweiser bis Haussa bewilligt; und hier sollte dieser mit einem Bootsmann und einem Burschen von Houtson's Factorei die Rückkehr Belzoni's aus Tombuctu abwarten, um Briefe an seine Freunde in Europa mitzunehmen. Auf den Fall, daß diese Briefe ihm richtig eingehändigt würden, machte Houtson sich verbindlich, dem König ein ansehnliches Geschenk zuzustellen, und den Wegweiser in Gemäßheit des Berichts zu bezahlen, den Belzoni über seine Aufführung geben werde. Obschon dieser Operationsplan der Absicht Belzoni's nicht ganz entsprach, so war er doch mit dem Resultat der Unterhandlung zufrieden. — Noch an demselben Abend ließ ihn der König zu sich einladen, er fühlte sich aber zu unwohl, um hingehen zu können. Am Morgen des 28. nahm der Durchlauf den Charakter einer Dissenterie an: der Muth Belzoni's war gebrochen, und er sagte zu Houtson, daß er sein nahes Ende fühle. Gegen Abend langte eine Kiste mit Arznei an, die auf Houtson's Bitte von Gato abgeholt wurde. Sogleich gab er dem Kranken Bibergeil und einige Opiate. Als er aber am folgenden Tage Calomel mit Opium und Rhabarber zur Bewirkung des Speichelflusses einnehmen sollte, fand sich Belzoni zu erschöpft und wagte es nicht sich dieser angreifenden Mittel zu bedienen. Am Morgen des 2ten Decembers erbot er von Houtson als den letzten Beweis seiner Freundschaft, daß er ihn nach Gato und von hier an Bord eines der vor Bobee stationirten Schiffe bringen lassen solle: er hoffte von der Seeluft einen wohlthätigen Einfluß. Houtson, der an seiner Wiederherstellung zweifelte, erfüllte den Wunsch des Freundes mit betrübtem Herzen. Um acht Uhr ließ er ihn, begleitet von einem Gentleman, Namens Smith, im Palankin

abreisen; er selbst wollte folgen, sobald die Träger von Gato zurückgekehrt seyn würden.

Belzoni und sein Gefährte erreichen Gato um Mitternacht. Unterwegs hatte die Dissenterie sich weniger heftig gezeigt; und obgleich ermattet, fühlte doch Belzoni bei der Ankunft viel Linderung und sein Lebensmuth erwachte wieder. Er aß jetzt etwas Brot und trank eine Tasse schwachen Thee, worauf er in festen Schlummer sank. Am Morgen des 3ten December, gegen vier Uhr, erwachte Belzoni mit einem heftigen Schwindel, und mit Kälte in den Extremitäten. Er sprach nicht mehr, aber sein Auge rollte in Wahnsinn. Noch trank er ein Absud von Pfeilwurz, und blieb dann in einem erschöpften, doch wie es schien, schmerzlosen Zustande, bis er gegen drei Uhr Nachmittags den letzten Seufzer aushauchte.

Am Morgen der Abreise von Benin hatte Belzoni über seine Bücher, Papiere u. s. w. Verfügung getroffen; und dann schrieb er mit großer Anstrengung ein paar fast unleserliche Zeilen an das londoner Handlungshaus Gebrüder Briggs und Compagnie. Auch an seine Gattin wollte er schreiben, aber er hatte so viel Kraft nicht mehr. Indeß bat er seinen Freund Houtson, zu ihrer Kenntniß zu bringen, daß er mit der lebhaftesten und liebevollsten Erinnerung an sie gestorben sey. Als das letzte Zeichen seiner Liebe und seines Andenkens sollte ihr ein Amethystring zugestellt werden, den er damals trug. Während Belzoni diese Anordnungen traf, war er im vollen Besitz aller Geisteskräfte, und mit ruhiger Ergebung sprach er von seinem Tode, als einem unvermeidlichen Rufe des Schicksals. Nachdem er die letzten irdischen Beschickungen vollbracht hatte, empfahl er seinen Geist in Gottes Hand.

Am vierten December, Abends um neun Uhr, erhielten die sterblichen Reste Belzoni's ihre Ruhestätte im Schatten einer hohen Platane. Nachdem Houtson am Grabe ein Gebet gesprochen, erzeigten die Matrosen dem Todten die letzte Ehre durch eine dreimalige Salve aus Musketen. Der Kanonendonner von den Schiffen zu Bobee antwortete. Ueber dem Grabe pflanzte man eine Tafel auf, die in englischer Sprache folgende Inschrift trug:

„Hier ruhen die Gebeine von Giambaptista Belzoni,

Esq., der auf der Reise nach Tombuctu am 26. Nov. 1823 von einer Dissenterie befallen wurde, und am 3ten December zu Gato starb. Der Gentleman, welcher das Grab des kühnen Reisenden mit dieser Inschrift versah, ist der Hoffnung: jeder Europäer, welcher diese Gegenden besucht, werde dafür sorgen, daß der Grabhügel rein gehalten und die Umzäunung, wenn es nöthig seyn sollte, ausgebessert wird."

So ward der langen Liste afrikanischer Reisenden, welche als Opfer ihres kühnen Unternehmens fielen, der Name eines Mannes beigefügt, der an Muth, Ausdauer, Talent und Begeisterung für seinen Zweck keinem seiner Vorgänger nachstand, allen aber durch außerordentliche Körperkraft überlegen war. Ihm wird England für die köstlichen Ueberreste des ägyptischen Alterthums, womit er in großer Selbstverleugnung das britische Museum bereicherte, stets Dank schuldig bleiben.

Olaus Gerhard Tychsen.

Digitized by Google

Olaus Gerhard Tychsen *).

In Tondern, einer schleswigschen Stadt am 14ten December 1734 geboren, wo sein Vater von norwegischen Aeltern abstammend **) als ein unbemittelter Unterofficier und Schneider lebte, brachte Tychsen in einem schlichten Familienkreise, wo die ruhmredigen Erzählungen

*) Die briefliche Behauptung des Hofraths Tychsen in Göttingen und eines Recens. in der Halle'schen Allgem. Lit. Zeit., 1822, Nr. 168, daß unser mecklenburgischer Orientalist ursprünglich Olssen geheißen und erst späterhin den Namen Tychsen angenommen, habe ich in einem besondern Aufsatze, betitelt „Tychsen oder Olssen," zuerst erschienen in dem Schweriner Freimüth. Abendblatte, 1823, Nr. 236, dann erweitert abgedruckt in dem Aprilhefte der Leipz. Lit. Zeit., 1824, Nr. 94, aus einer Reihe von Gründen, vorzüglich aber durch eine beglaubigte Abschrift aus dem Kirchenbuche zu Tondern in ihrer ganzen Richtigkeit dargestellt.

**) In dieser Beziehung schrieb er dem Canonicus Hermann in Valencia unter dem 2ten Juli 1788 an folgender zum ersten Mal hier mitgetheilten charakteristischen Stelle: „Chersoneso Cimbrica tribus Gothicae patria oriundus longingua cognatione familias vestras Gothicas, quas, ni fallor, *viejos Christianos* nuncupant, contingo. Quam sane praerogativam honori, Batavum, Pictum aut Slavum esse, longe praefero."

eines Großvaters von ausgezeichneten Vorfahren und erlittenen Abenteuern das lauschende Ohr des Knaben ergötzten, die ersten siebzehn Jahre seines Lebens als ein gut gearteter und fleißiger Sohn zu. Streng lutherisch erzogen und mit pietistischen Grundsätzen und Gefühlen der damals herrschenden Sitte gemäß frühzeitig genährt, erwarb er sich durch einen fleißigen Besuch des öffentlichen Gottesdienstes und durch ein strenges Festhalten an dem Glauben seiner Väter die Liebe und Achtung der Prediger und Mitbewohner seiner Vaterstadt. Auf der dortigen deutschen und lateinischen Schule, die sich mehrer geschickter Lehrer zu erfreuen hatte, erhielt er im Rechnen und Schreiben, in Sprachen und Wissenschaften einen zweckmäßigen Unterricht. Die aufmunternden und günstigen Zeugnisse, welche ihm hier zu Theil wurden, fachten seinen Wunsch, den ernsten Studien sein Leben ausschließlich widmen zu können, immer mehr an; aber die Schwierigkeiten, die der Befriedigung desselben entgegentraten und nur gar zu deutlich den bekümmerten Aeltern sich zeigten, würden vielleicht nie oder doch minder glücklich beseitigt worden seyn, wenn nicht ein vortheilhafter Zufall die Aufmerksamkeit eines angesehenen, vielvermögenden Mannes auf die ausgezeichnete Lernbegierde unsers Tychsen hingelenkt hätte. Denn dieser Biedermann war es, der die erledigte Stelle eines Stipendiaten nebst freiem Unterricht und Wohnung in Altona, wo ein zahlreich besuchtes Gymnasium war, dem liebgewonnenen Jüngling verschaffte.

Ein vierjähriger Aufenthalt in diesem neuen Wohnorte, der dem Wißbegierigen so viele Hülfsmittel darbot, gab der religiösen Denkungsart Tychsen's eine feste Richtung und hatte auf den Gang seiner orientalischen Studien, die seinen spätern Ruhm gründeten, den entschiedensten Einfluß. Denn die beiden Hauptlehrer an dem dortigen Gymnasium, der berühmte Maternus de Cilano und der orientalisch gelehrte Professor Sticht, die mit hartnäckigem Eifer den Lehrbegriff der lutherischen Kirche vertheidigten, wurden bald seine Gönner, mit denen das freundschaftlichste Verhältniß bis an ihr Lebensende fortdauerte, und wirkten durch den öffentlichen Unterricht sowohl, als durch den Privatunterricht, den sie unentgeltlich ertheilten, auf alte Sprachkunde, verbunden mit griechischen und römischen Alterthümern und auf die ra-

schesten Fortschritte in dem Studium des ältern und jüngern Hebraismus. Vorzüglich war's der letztere Gelehrte, dem er eine gründliche Kenntniß des Rabbinischen und die Anfangsgründe in den aramäischen Dialekten verdankte. Eine besondere Vorliebe für die zuerst genannten Studien wurde fruchtbar genährt durch eine frühe Bekanntschaft mit dem gelehrten Ober-Rabbiner Jonesen (Jonathan) Eibeschütz, dessen Vorlesungen über einzelne Abschnitte des Talmuds er eifrig benutzte und an dessen Streitigkeiten mit dem Embdener Rabbinen er durch kleine Dienstleistungen Theil nahm. Die genaue Verbindung mit diesem und dem verehrten Lehrer Sticht führten auch zu häufigen Unterredungen mit gelehrten Juden in oder außerhalb der Synagoge, die eine seltene Fertigkeit im Sprechen und Schreiben des Jüdisch-Deutschen zur natürlichen Folge hatte.

Während eines dreijährigen Aufenthalts in Halle von dem 5ten April 1756 bis zum 18ten April 1759, wo seine fromme Beschränktheit vielfache Nahrung erhielt, seine orientalische Bildung aber nur eine schwache Erweiterung empfangen konnte, weil der berühmte Orientalist Christ. Bened. Michaelis damals schon hochbetagt und stumpf geworden war, gelang es unserm Tychsen, weil seine ungewöhnliche Kenntniß der hebräischen Sprache nicht lange verborgen blieb, sehr bald eine Anstellung als Lehrer beim Waisenhause zu erhalten. In dieser Gestalt und weil er seine vertraute Bekanntschaft mit dem Rabbinischen und Jüdisch-Deutschen bei öffentlichen Feierlichkeiten und außerordentlichen Gelegenheiten zu offenbaren, jede scheinbare Veranlassung sorgfältig benutzt hatte, erregte er die Aufmerksamkeit des unter den Studirenden umherspähenden Dr. Callenberg, der in ihm einen besonders tauglichen Mitarbeiter an seiner Missionsanstalt zur Belehrung der Juden und Mohammedaner gefunden zu haben sich nicht schwer überredete.

Forthin erblicken wir den neuen Judenbekehrer von einem gleichgesinnten Gehülfen begleitet auf mühsamen am 18. April 1759 angetretenen Wanderungen durch benachbarte Gegenden Norddeutschlands, durch das Holsteinsche und Schleßwigsche bis nach Kopenhagen, als dem äußersten Ziele, von wo sie am 31sten Januar 1760, nachdem sie eine Reise von 280 Meilen zurückgelegt hatten, glücklich und gesund ihren Einzug in Halle hielten.

Obgleich das verhärtete Judenherz zur Aufnahme des ausgestreuten christlichen Samens nicht hatte aufgelockert werden können, und obgleich den frommen Pilgern in mannichfaltigen Widerwärtigkeiten und Mißhandlungen ein reicher Apostellohn gezollt worden war, fand dennoch der Enthusiasmus der bekehrungssüchtigen Jünglinge so wenig sich gebrochen und die Hoffnung auf eine gesegnetere Ernte so wenig sich verringert, daß vielmehr nach einigen zweckmäßigen Vorbereitungen ein neuer kräftiger Angriff auf die widerstrebenden Söhne Abrahams beschlossen ward. Aber ach, kein glücklicherer Erfolg begleitete die Schritte der beiden Bußprediger, die, am 5ten Mai 1760 Halle verlassend, ihren Zug nach dem Mecklenburgschen, Hanöverschen, Hessenschen und einigen Rheingegenden nahmen. Denn auch von dieser neuen, 206 Meilen betragenden Reise, kehrte Tychsen mit seinem treuen Gefährten am 1sten September des genannten Jahrs nach Halle zurück, ohne daß auch nur eine einzige sichere Beute in das ausgespannte Netz zu fangen gelungen war.

Indessen, wenn auch der nächste Zweck nicht erreicht ward und aus Gründen, die hier nicht weiter entwickelt werden können, mißlingen mußte, so ward doch Beiden durch die letzte Missionsreise ein neuer nützlicher Wirkungskreis für ihre künftige Thätigkeit eröffnet und die Bahn gezeichnet, auf der sie bis an ihr Ende für die Wissenschaften und die Kirche mit segenreichem Erfolge arbeiteten. Denn der hochselige Herzog Friedrich von Mecklenburg-Schwerin hatte unsere beiden Missionarien, die ihm durch ein Schreiben des pietistischen Abts Steinmetz zu Klosterbergen empfohlen waren, in salbungsreichen und erbaulichen Gesprächen so lieb gewonnen, daß er dem einen ein Pfarramt in seinem Lande, dem andern eine Lehrstelle auf der kaum errichteten Universität zu Bützow anzutragen sich bewogen fühlte. Und so trat Tychsen am 1sten October 1760 als Magister legens mit einem Gehalt von 200 Thlrn. unter den übrigen Lehrern der neuen Hochschule auf

Nachdem er am 14ten November 1763 die längst ersehnte Bestallung als Professor ordinarius linguarum orientalium mit der Zusicherung einer Besoldung von 300 Thlrn. erhalten hatte, die im Anfange des J. 1767 nach dem Tode des Professors Carpov um 200 Thlr.

erhöht worden war, sehen wir Tychsen durch seinen Namen und seine sowohl briefliche als schriftstellerische Betriebsamkeit immer größern Glanz bis in die entferntesten Länder Europas von Bützow und Rostock aus unter den verschiedenartigsten und seltsamsten Erscheinungen verbreiten. An dem letzten Orte, der im J. 1789 die erhaltenen Professoren der wieder aufgelösten Universität Bützow aufnahm, beschloß er seine Verpflichtungen als Professor, als Oberbibliothekar, als Vorsteher des Museums und der akademischen Münzsammlung bis zum letzten Augenblicke mit musterhafter Treue erfüllend, von Ruhm bedeckt und Auszeichnungen verherrlicht, am 30. December 1815 in einem hohen Greisesalter sein irdisches Daseyn.

Nach diesen kurzen Andeutungen, denen wir als einem willkommenen Wegweiser bei der weitern Schilderung werden folgen können, läßt sich erwarten, daß Tychsen den jüdischen, talmudisch-rabbinischen Studien seinen Fleiß zunächst werde zugewandt und in diesen so wie in dem Gebiet der hebräischen Literatur überhaupt seine ersten schriftstellerischen Versuche werde geliefert haben: denn als gelehrter Kenner schloß er sich hier dem berühmten Buxtorf und Edzardi des siebzehnten Jahrhunderts, und einem Eisenmenger und Joh. Christ. Wolf des achtzehnten Jahrhunderts in verwandten Graden an, so wie er in seiner vertrauten Bekanntschaft mit dem Jüdisch-Deutschen und in seiner fast funfzigjährigen Verbindung mit gelehrten und ungelehrten, mit abergläubischen und aufgeklärten Juden Deutschlands und des Auslandes vielleicht alle seine Vorgänger übertraf. Nur ließen Mangel an Geschmack, Beschränktheit der Bildung, mit mäßigen Talenten gepaart, eine auffallende Sucht groß zu prahlen und Aufsehen zu erregen, die schon in dem Studenten und Lehrer des Waisenhauses in Halle dem Beobachter sich offenbart, nicht die gewinnreichsten Seiten auffassen, nicht die nahrhaftesten Früchte den Wissenschaften zuführen. Mit einer seltenen Uneigennützigkeit und Dienstfertigkeit, die als die schönsten Grundzüge seines Charakters in den frühesten wie in den spätesten Jahren hervortreten, sehen wir Tychsen bis zu seinem letzten Lebenshauche Nahen und Entfernten die ersprießlichsten Dienste mit seinen ungewöhnlichen Kenntnissen leisten, indem er bald verdächtig geschienene jüdische Briefe

und Papiere übersetzte, bald in jüdischen Rechtsstreitigkeiten zum Schiedsrichter aufgerufen, dargebotene Urkunden dolmetschte und erläuterte, bald fremden Gelehrten Auszüge aus rabbinischen Schriften in einer deutlichen Uebersetzung, bald Verbesserungen falsch gedeuteter Stellen, bald Erklärungen dunkeler jüdischer Inschriften zusandte u. s. w. Als Schriftsteller trat er in den ersten Jahren mit einem in englischer Sprache abgefaßten Gespräch zwischen einem gelehrten Juden und einem christlichen Bekehrer, mit einer Uebersetzung einer in jüdischer Sprache entworfenen Abhandlung: „Ueber die Auferstehung der Todten," die wunderliche Lehren verkündigte, und mit einem ebenfalls viel Aufsehen erregenden Aufsatze: „Ueber die verschwenderischen Mahlzeiten der Juden am Sabbath, ihren Festtagen und bei feierlichen Gelegenheiten" auf. Die wichtigste Schrift ist unstreitig: „Die Bützowischen Nebenstunden", 1766—69, in sechs Bdn., die theils über die Geschichte der mecklenburgischen Juden aus ältern und neuern Zeiten, theils über damals erschienene jüdische Schriften oder wichtige Handschriften sich verbreiten, theils seltene Urkunden, z. B. höchst beachtungswerthe Formulare eines Judeneides, eines jüdischen Banns und Zeugenverhörs u. s. w. mittheilten, theils der Entstellung christlicher Festnamen in jüdischen Kalendern und die geheimen Lehren und Grundsätze der Juden aus der Dunkelheit ans Licht zogen. Aber auch hier erregen Geschmacklosigkeiten, Aufschneidereien und Klätschereien an vielen Stellen widrige Empfindungen. Unter den Gutachten, die in jüdischen Erbschaftsangelegenheiten und Rechtsstreitigkeiten zu ertheilen Tychsen häufig veranlaßt ward, erregte eines über die Frage, was der Ausdruck: „nicht bei der jüdischen Religion bleibe," bedeute, durch die abenteuerliche Entscheidung und durch die wunderlichen Behauptungen, die hier aufgestellt wurden, großes Erstaunen und einen lebhaften Kampf in den Jahren 1786—88. Indessen gerechte Aufmerksamkeit verdient das ihm höhern Orts abgeforderte Gutachten: „Ueber die zweckmäßigste Einrichtung eines gerichtlichen Judeneides 1801", und mehrere schätzbare Mittheilungen enthält seine im J. 1812 abgegebene Erklärung: „Ueber die Erweiterung der staatsbürgerlichen Rechte der Juden," obgleich der eigentliche Zweck der Aufgabe nicht gelöst war. Unter den gelehrten Denkmälern

rabbinischer Gelehrsamkeit entspricht die früheste, bereits im J. 1763 erschienene Schrift: „Dialecti Rabbinicae elementa“ weder von Seiten der grammatischen Anweisung noch von Seiten der getroffenen Auswahl den gegründeten Forderungen der Kenner; aber lehrreiche Sammlungen bilden die aus einer umfassenden Belesenheit in gedruckten Werken und handschriftlichen Urkunden geflossenen höchst selten gewordenen beiden Abhandlungen: „Abbreviaturarum Hebraicarum Supplementum primum et secundum“, 1768—69, 4. Die wunderliche Behauptung, daß die Zigeuner ursprünglich Juden gewesen, die aus den Einöden, wohin sie während der Verfolgungen in den Jahren 1348, 1349 geflohen seyen, hervorgekommen und sich für Aegypter ausgegeben hätten, wurde, damit das Seltsame die Augen desto mehr reize, mit possirlichen Gründen ausgeschmückt, gleichfalls in jener frühern Periode in einer Wenigen zugänglich gewordenen Abhandlung vorgetragen.

Mit derselben ungewöhnlichen Belesenheit in den ältesten und neuesten jüdischen Denkmälern, mit demselben unermüdeten Sammlerfleiß, dem keine Kleinigkeit unbeachtet blieb, aber auch mit derselben Beschränktheit und Einseitigkeit des Geistes, mit demselben Hange zum Sonderbaren, der so gern Abenteuerlichkeiten nachhaschte, durchwanderte Tychsen ebenfalls in den ersten Jahren seiner literarischen Thätigkeit die angrenzenden Gebiete der biblischen Literatur. Verdienstlich und noch nützlich erscheinen daher alle diejenigen Arbeiten, die einen bloßen Bericht von gefundenen Thatsachen und sorgfältige Sammlungen aus einem reichen Schatze eigener Gelehrsamkeit in Beschreibungen, Berichtigungen, Widerlegungen u. s. w. spendeten. Dahin gehören seine mühsamen Zusammenlesungen von Varianten aus Raschi, seine Vergleichungen der alten Uebersetzungen mit dem hebräischen Grundtext, seine genauen Beschreibungen biblischer Handschriften, der wichtigsten und merkwürdigsten Bibelausgaben, seine literarischen Beiträge zu Wolf's „Bibliotheca Hebr.“, zu de Rossi's verwandten Schriften und zu der Masch'schen Ausgabe der „Biblioth. Sacra ed. Le Long,“ so wie zu Götze's, Lorck's u. a. Bibelsammlungen. Gleiches Lob, wenn man es in die angegebenen Grenzen beschränkt, gebührt den handschriftlich hinterlassenen kritisch einleitenden Vorlesungen über das A. Test. und dem

noch aufbewahrten ebenfalls ungedruckten Entwurf einer Critica sacra, und gleich günstig muß man urtheilen von seinem „Tentamen“ u. a. Streitschriften gegen Kennicott, Recensionen u. s. w., insofern sie über die Entstehung und den Zweck der Lesarten am Rande, über die Classificationen der Handschriften, über die Sorgfalt und die befolgten Regeln der jüdischen Abschreiber, über den Charakter und den Werth der Masora und ähnliche Gegenstände nach den aus einem umfassenden Studium gewonnenen Ergebnissen Bericht abstattend sich verbreiteten. Daher auch aus diesem Gesichtspunct allein betrachtet der heiße Kampf gegen das Kennicott'sche Unternehmen auf eine glorreiche Weise der Hauptsache nach für Tychsen sich endete, der hinsichtlich dieser und der de Rossi'schen Variantensammlung unter allen deutschen Gelehrten zuerst bei heftigem Widerspruche Urtheile aussprach und Regeln aufstellte, die sich späterhin als richtig bewährten und in fruchtbarer Anwendung und scharfsinniger Entwickelung, die er nicht zu geben vermochte, haltbare Grundsätze in der biblischen Kritik des A. Test. als feststehenden Kanon allmälig herbeiführten: der schönste Sieg, den Tychsen's jüdische Gelehrsamkeit errungen hat. Wenden wir aber unsern Blick auf seine theologischen Ansichten, auf seine Erklärungen des A. Test. (das N. Test. benutzte er blos als Laie zu seiner religiösen Andacht), so erscheint er in den frühesten wie in den spätesten Jahren seines Lebens von gläubig angenommenen dogmatischen Vorstellungsarten der lutherischen Kirche und dem fortdauernden Einfluß einer pietistisch-religiösen Denkart gefesselt, allen Aufklärungen seiner geistreichen und kenntnißvollen Zeitgenossen in der alttestamentlichen Kritik, in der biblischen Exegese und andern Gebieten der Theologie abhold und unerreichbar geblieben zugleich bald mehr, bald weniger als ein verkrüppelter Schüler der jüdischen Commentatoren. Durch ihre Brille las er das A. Test., ihrem Aberwitze folgend versuchte er einzelne Deutungen, nach ihrer Logik bildete er die sonderbarsten Schlußfolgen, wovon sich auch deutliche Spuren in den fremdartigsten Untersuchungen durch alle Perioden seines Lebens hindurch entdecken lassen. Abenteuerlichen Hypothesen, z. B. daß die Alexandriner ihre Uebersetzung aus einer mit griechischen Buchstaben geschriebenen hebräischen Handschrift gebildet hätten, und willkürlichen ungereimten Behauptungen begeg-

net man in den hierhin gehörenden Schriften, z. B. in s. „Tentamen“, in s. „Commentatio de Pentateucho Samaritano“ und in s. Abhandlung über das Alter der hebr. Vocalzeichen sehr häufig; zu solchen Träumereien und Sonderbarkeiten scheint nicht allein Mangel an Urtheilskraft, Ungeübtheit im logischen Denken oder jüdische Verbildung, sondern eine außerordentliche Sucht, auf dergleichen Erfindungen des mecklenburgischen Orientalisten die Blicke Naher und Entfernter hinzulenken, den guten Tychsen verleitet zu haben.

Unter den merkwürdigsten Erscheinungen, welche wir aus den mannichfaltigsten Gestaltungen einer ungewöhnlichen jüdisch-talmudisch-rabbinischen Gelehrsamkeit uns bisher vergegenwärtigt haben, bietet sich auch noch die unserer aufmerksamen Betrachtung dar, daß Tychsen, unterrichtet und geübt von einem jüdischen Petschierstecher und von einem geschätzten Hofmaler in Schwerin zum Radiren angeleitet, dabei von einer seltenen Fertigkeit in den gelungensten und saubersten Nachbildungen orientalischer Schriftzüge unterstützt, schon im Jahre 1767 eigene Versuche im Kupferstechen zu liefern anfing, wovon die beiden Kupfertafeln von jüdischen Grabschriften in dem vierten Theile der „Bützowschen Nebenstunden,“ und die „Alphabeta Judaeis Orr. et Occid. usitata,“ im J. 1768 gefertigt, ein rühmliches Zeugniß ablegen. Denn durch solche Uebungen und mechanische Fertigkeiten mußten die Fortschritte Tychsen's in dem Gebiete der asiatischen Paläographie — in welchen neuen Hauptkreis seiner literarischen Thätigkeit wir denselben jetzt begleiten wollen — ungemein erleichtert und beflügelt werden. Denn durch solche oft wiederholte Nachbildungen mußte sich die Gestalt der einzelnen Buchstaben tief einprägen und dem an die sorgfältigste Beachtung einer jeden hervortretenden Kleinigkeit gewöhnten Auge die unbedeutendste Abweichung in den Schriftzügen schnell sich offenbaren. Auf diesem Grunde mußten demnach die versuchten Deutungen, wenn sie von den erforderlichen philologischen Kenntnissen begleitet waren, einem mit unermüdlicher Geduld arbeitenden und von den schätzbarsten Hülfsmitteln unterstützten Gelehrten ganz vorzüglich gelingen. Zwar besaß Tychsen, wenn man die hebräische Sprache in ihrer reinen und unreinen Gestalt durch alle Verbildung des Talmudismus und Rabbinismus hin-

durch und die mit jener den Charakter der Einerleiheit tragende phönicische Sprache ausnimmt, in keiner der ihm zugänglich gewordenen orientalischen Sprachen tiefe grammatische und lexikographische Kenntnisse; aber die in den orientalischen Inschriften so häufig vorkommenden Sprüche und Formeln, die zu ihrer Erklärung eine gründliche Gelehrsamkeit nicht so sehr erheischten, ließen auch das Drückende eines solchen Mangels weniger empfinden. Einen Hauptvortheil gewährte auch Tychsen seine vertraute Bekanntschaft mit den kufischen oder den altarabischen Schriftzügen, worin er alle frühern Orientalisten und alle seine ältesten Zeitgenossen weit übertroffen. Bei solchen Vorzügen und vom Glück in Darreichung der seltensten und reichsten Materialien alle Perioden seines thätigen Lebens hindurch begünstigt, mußte er in dieser neuen, nur von Wenigen betretenen Laufbahn bald eine Stufe des Ruhms nach der andern erklimmen. Dürftig und unsicher war die Gestalt, worin er die arabische Paläographie, bei der wir zunächst mit unsern Betrachtungen verweilen wollen, aus den Händen seiner Vorgänger empfing, und reich und auf festem Grunde ruhend übergab er diese Wissenschaft seinen Nachkommen, welches ausgezeichnete Verdienst vorzüglich ihm und seinen beiden berühmten Schülern, dem Generalsuperintendenten Adler in Schleswig und dem Staatsrath Frähn in St.-Petersburg zugeeignet werden darf. Mit einer Erklärung arabischer Siegel in dem dritten und fünften Theil der „Bützowschen Nebenstunden," 1768, 1769, die er selbst in Kupfer gestochen hatte, fingen seine ersten Versuche an, denen im J. 1780 die Erklärung der kufischen Schrift auf dem römisch-kaiserlichen Krönungsmantel und einige Jahre später die Entzifferung kufisch-sicilianischer Denkmäler nachfolgte, und im J. 1813 beschäftigte er sich noch mit der durch den Ritter von Italinsky in dem ersten Bande der „Fundgruben des Orients" bekannt gemachten kufischen Grabschrift. Noch früher wurden unserm Tychsen einige an der Ostküste ausgegrabene kufische Münzen zur Erklärung zugeführt, wie er in dem dritten Theil der „Bützowschen Nebenstunden" erzählt, wo sie ebenfalls von seiner eigenen Hand in Kupfer gestochen sind, und in den letzten Monaten seines Lebens finden wir seinen Fleiß einer nicht unbedeutenden Zahl von orientalischen Münzen ge-

widmet, deren Erklärung nach seinem Tode sich vorfand. Zwischen diesen fast um funfzig Jahre entfernten Zeitpuncten liegen die trefflichsten Belehrungen in Recensionen, Handbüchern (z. B. einer von ihm zuerst gelieferten „Introductio in rem numariam Muhammedanorum", Rostock, 1794) und in den zahlreichsten brieflichen Mittheilungen. Eine so lange nützliche Thätigkeit wurde durch immer stärkere Zusendungen von arabischen Inschriften und mohammedanischen Münzen aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands und den entferntesten Ländern Europas fortwährend in Anspruch genommen und glücklicher ausgebildet.

Phöniciſche schriftliche Denkmäler, die in Stein und Metall sich erhalten haben, gelangten später zur Kenntniß Tychsen's; aber in der seit dem Jahre 1774 in besondern Abhandlungen (bis zum J. 1803) und in brieflichen Unterhaltungen, zuletzt noch in den J. 1814 und 1815 gegebenen Aufklärungen vermochte er ein befriedigenderes Licht ihnen anzuzünden, als alle übrige deutschen Gelehrten, die mit ihm wetteifernd in die Schranken getreten waren; in der richtigen Bezeichnung des Charakters der phöniciſchen Sprache und in seiner Erklärung der puniſchen Ueberreste im Plautus hat er allen seinen Vorgängern den Rang abgelaufen, obgleich nicht geleugnet werden kann, daß nach seinem Tode durch noch lebende Forscher für die Kenntniß der phöniciſchen Sprache und die Entzifferung der in derselben aufgefundenen Denkmäler festere und befriedigendere Resultate gewonnen worden. Hingegen steht die vor wenigen Jahren erst erschienene lat. Abhandlung unsers Tychsen über die unbekannten Münzen in Spanien, der erste durchgreifende Erklärungsversuch eines deutschen Gelehrten, als Ergebniß wiederholter Studien und mühsamer Untersuchungen da, worin durch fortgehende Vergleichungen manche dunkle Partien erhellt und Wege eröffnet worden, die, unverdrossen befolgt, dem ersehnten Ziele wo nicht zuführen, doch merklich näher bringen dürften. Die bisher unerklärt gebliebenen Keilinschriften auf den Trümmern zu Persepolis schienen auch unserm Paläographen ein lockender Gegenstand zur Uebung seiner Kräfte eine lange Reihe von Jahren hindurch, und wenn er sich auch vergeblich abgemüht hat in Entzifferung der Keilinschriften, so theilt er dieses Schicksal mit

mehren Gelehrten, die nach ihm dieselbe Bahn betreten haben; die wiederholten Betrachtungen, die er den einzelnen Charakteren in Keilen, Winkelhaken in ihrer einfachen und zusammengesetzten Gestalt widmete, und die von ihm in selbst entworfenen und gezeichneten Tabellen hinterlassenen Zusammenstellungen derselben oder ähnlicher Figuren verdienen als rühmlich anerkannte Wegweiser in diesem dunkeln Gebiete noch jetzt zur Beurkundung eines eisernen Fleißes und einer unauslöschlichen Wißbegierde mit Auszeichnung genannt zu werden. Wollen wir überhaupt ein treues Bild von Tychsen's paläographischen Verdiensten, die er sich in den zur Kenntniß der Leser durch eine kurze Uebersicht gebrachten vieljährigen Bemühungen erworben, auffassen, so muß eine unbestechliche Wahrheitsliebe unverhohlen gestehen, daß, wenn die Inschriften leserlich waren und die in denselben hervortretenden Buchstaben bekannten Alphabeten angehörten, mit möglichster Treue die Zeichnungen entworfen und die ausgespähten Schriftzüge in entsprechende Worte umgesetzt wurden; aber eben so wenig darf man auf der andern Seite verhehlen, daß in den Fällen, wo die einzelnen Züge unkenntlich oder gleich einer spurlosen Einödе gänzlich verwischt waren, die in wunderlichen Deutungen so sehr sich gefallende Willkür und die mit ehrendem Geständniß eigener Unwissenheit wenig verträgsame Eitelkeit, als ein immer fertiger Oedipus zu erscheinen, ein loses Spiel trieb und dem Spott und Muthwillen keinen geringen Kitzel bereitete. Zu leugnen ist auch nicht, daß die ersten Versuche in der Kupferstecherkunst, weil Tychsen noch zu wenig geübt und oft auf einen zu engen Raum beschränkt war, sehr häufig der nöthigen Genauigkeit ermangelten, mithin die einzelnen Schriftzüge nicht kenntlich genug wiedergaben; andere begangene Irrthümer sind theils ungetreuen Vorbildern, die Tychsen copirte, theils einzelnen Versehen, die Setzer und Kupferstecher sich zu Schulden kommen ließen, zuzuschreiben; in den Abzeichnungen selbst befleißigte er sich, wie die von ihm hinterlassenen zahlreichen handschriftlichen Sammlungen beweisen, der größten Sorgfalt. Beobachten wir hingegen Tychsen in seiner Verarbeitung des zum Theil mühsam gefundenen Stoffs, oder in seinen Ansichten über Alter, Zweck und Inhalt der einzelnen Inschriften und Münzen, so sehen wir

ihn nur allzu oft den wunderlichsten Gebilden seiner Phantasie als zuversichtlichen Führern nachhaschen, erträumte Vermuthungen als unleugbare Wahrheiten in wunderlichen Sprüngen, Combinationen und Schlüssen mit auffallender Keckheit vertheidigen. Man erinnere sich nur an seine Behauptung, daß alle jüdisch-samaritanische Münzen aus der Werkstätte eines Betrügers im sechszehnten Jahrhundert hervorgegangen, oder (dies war seine spätere Meinung) daß sie sämmtlich dem falschen Messias Barcochba zugeschrieben werden müßten. Zu denselben unglücklichen Verirrungen gehört auch die sonderbare Meinung, daß die Entstehung der persepolitanischen Denkmäler erst in die Periode des Arsaces, Stifters der parthischen Dynastie, d. h. in die Mitte des dritten Jahrhunderts vor Chr. Geb. gerückt werden müsse. Bei solchen Gelegenheiten kann man höchstens die bald aus griechischen und lateinischen Schriften, bald aus dem Talmud und den ältesten jüdischen Urkunden gesammelten Nachrichten als brauchbare Materialien zu andern Zwecken sich aneignen. Nachdem wir die unleugbaren Verdienste und die unverkennbaren Verirrungen Tychsen's in den Hauptstudien der orientalischen Literatur, denen er mit besonderer Vorliebe fast sein ganzes Leben gewidmet, unserem Blick vergegenwärtigt haben, muß ich noch mit gerechtem Lobe erwähnen, daß er unter allen deutschen Universitätslehrern zuerst, von den frühesten Jahren seines akademischen Lebens bis in die spätesten hinein, sowohl in Bützow als Rostock Vorlesungen über die orientalische Paläographie gehalten hat. Hätte ihm die Vorsehung seinen Wirkungskreis an einer größern Lehranstalt angewiesen, so würde er außer den beiden oben erwähnten berühmten Männern mehre andere seines Ruhms würdige Zöglinge gebildet haben.

In andern Gebieten der orientalischen Literatur hat sich Tychsen auch nicht unthätig gezeigt (von seinen arabischen und syrischen Lehrbüchern wird bald die Rede seyn); aber seine Studien waren nicht umfassend, nicht ergiebig und stetig genug, als daß sie neben den größeren Verdiensten, die er in Hauptfächern sich erworben hat, zu einer besondern Aufmerksamkeit sich uns noch empfehlen könnten. Seine Beschäftigungen in diesen nach gelegentlichen Anregungen auf kürzere Zeit durchlaufenen Kreisen beschränkten sich mehr auf Beiträge von literar.

Notizen, auf Auszüge, kleine Sammlungen und briefliche Mittheilungen, als daß sie eine neue beachtungswerthe Ausbeute geliefert hätten. So hat er mehren religiösen Sekten Asiens, z. B. der Zabier, mit deren Dialekt er sich frühe eine auf größtentheils richtigen Vorstellungsarten beruhende Bekanntschaft erworben, der Nossairier und der Drusen, auf deren Katechismus er bei der Recension des Adler'schen „Museum Cuficum" unter allen deutschen Gelehrten zuerst die Aufmerksamkeit hinlenkte, seinen Fleiß und seinen nützlich anregenden Eifer gewidmet; aber in den Untersuchungen, zu denen er sich durch dieselben veranlaßt fühlte, entschlüpften dem, Scheingründen und flüchtigen Spuren zu schnell nachhaschenden Manne manche seltsame Behauptungen und Verirrungen.

Nachdem nun das Bild unseres merkwürdigen mecklenburgischen Gelehrten in leichten, aber genügenden Umrissen kenntlich genug gezeichnet worden, werden die Leser leicht errathen, welchen zufälligen und günstigen Ereignissen er die schnelle Berühmtheit seines Namens zu danken gehabt. Die Seltenheit seiner Studien, die er oft eine lange Reihe von Jahren hindurch weder mit einem deutschen, noch mit ausländischen Gelehrten theilte; die ungewöhnliche Fertigkeit im Entziffern kufischer Denkmäler und mohammedanischer Münzen — diese waren es, welche seinen Namen bald über Deutschlands Grenzen mit immer größerer Auszeichnung hinaustrugen. Der Wunsch, über religiöse und juristische Fragen das Judenthum betreffend, durch Uebersetzungen, Berichtabstattung und Entscheidung die längst entbehrte Aufklärung endlich zu erhalten, ließ den bützower Tychsen aufsuchen und schnell finden; Liebhaber orientalischer Münzen und Alterthümer, Vorsteher wichtiger Sammlungen, deren Kleinode sie anzustaunen, aber nicht zu entziffern vermochten, eilten Hülfe suchend bald durch Abgeordnete, bald in den verbindlichsten Schreiben, denen köstliche Gaben, um die Gunst zu erschmeicheln, zuweilen beigefügt waren, zu dem gepriesenen Manne in Bützow und Rostock. Dieser aber kam den etwa noch Zögernden über alle Erwartung schnell oft selbst zuvor, indem er, wenn er den Sitz irgend eines solchen Lüsternheit erregenden Schatzes, sey es in Deutschland oder in der weitesten Ferne, ausgespähet hatte, nicht eher ruhte, als bis er den Anblick desselben in seiner eigenthümlichen Gestalt durch Zusen-

dungen oder in treuen Abgüssen und Abbildungen sich zu verschaffen gewußt hatte. Seine Dienste anbietend, seine eigenen Schriften und Entzifferungen als die überzeugendsten Empfehlungsbriefe mittheilend und erworbene Verdienste nicht blöde verkündigend, fand er leicht willkommene Aufnahme und den Weg zu neuen Verbindungen, zu neuen Schätzen. Was Wunder also, daß wir ihn in langen und häufigen Unterredungen mit einem Fürsten von Torremuzza, mit einem Vicekönig von Sicilien, mit einem Erzbischof, einem Canonicus und einem Abt in Palermo, einem neapolitanischen Historiographen erblicken? Was Wunder, daß ein Patriarch in Venedig, ein Cardinal Borgia in Rom, ein Abt de Rossi in Parma, ein Professor Sim. Assemani unserm Tychsen nicht unerreicht blieben und selbst ein Papst aus weiter Ferne mit schielenden Blicken umkreist wurde? Was Wunder, daß die berühmtesten und geachtetsten spanischen Gelehrten, ein Cásiri in Madrid, ein Bayer in Valencia, ein Pizzi *) und Arteta in Madrid, ein Canonicus Hermán und ein Doctor der Theologie Aranda in Valencia u. s. w. unter Tychsen's Freunde und eifrige Correspondenten eine lange Reihe von Jahren gehörten? In Frankreich gesellten sich zu einem Dechant der Capuciner in Paris ein Sylv. de Sacy und Langlès; in England treten uns ein Kennicott, ein Henley, Wilkins, Ouseley, Brand entgegen, und selbst von dem Secretair der asiatischen Gesellschaft in Calcutta lief ein Schreiben in Rostock ein. Und schauen wir gar nach Rußland und Schweden, so bilden Männer wie Pallas, Georgi, Asch, Köhler, Frähn, ein Aurivillius, ein Thunberg, ein Norberg, Oedmann, Hallenberg einen bald längeren, bald kürzeren Schweif um Tychsen's Person.

Aus allen diesen Gegenden und aus Dänemark und Deutschland gelangten in Folge solcher ausgebreiteten

*) Die in London erscheinende spanische Zeitschrift: „Ocios de Españoles emigrados“ bewahrt, wie mich ein Schreiben des Herrn Dr. Julius in Hamburg belehrt, B. 2, S. 145 ff., die von Dr. Mariano Pizzi mit Tychsen geführte Correspondenz nebst mehren nicht unwichtigen Nachrichten auf. Ein erfreuliches Zeichen, daß diesen zwischen den Jahren 1787 bis 1790 geschriebenen Briefen noch immer ein großer Werth beigelegt wird.

Verbindungen bald als Geschenke, bald für Geld und Eintauschungen die mannichfaltigsten Schätze an gedruckten Werken, an handschriftlichen Merkwürdigkeiten, an asiatischen Seltenheiten und an kostbaren Münzen in Tychsen's Museum zu Bützow und Rostock; vorzüglich willkommene Gäste waren die in keiner geringen Zahl einlaufenden, mehr die gaffende Neugierde beschäftigenden, zum Theil höchst possirlichen Curiosa. Einer Vereinigung so vieler günstigen Zufälligkeiten und Ereignisse verdankten die Tychsen'schen Schriften ihre reichere und vollkommnere Gestalt, ja manche ihre alleinige Entstehung; z. B. das viele Vorzüge von Seiten des Inhalts in sich vereinigende „Elementale Arab.", Rostock, 1792, 8.; das durch mehre schätzbare Mittheilungen aus Handschriften sich empfehlende „Elementale Syriacum", Ebend. 1793, 8.; der aus einer vaticanischen Handschrift zum ersten Mal abgedruckte und mit manchen lehrreichen Zugaben ausgestattete „Physiologus syrus", Ebend. 1795, 8.; „Al Makrizi Historia monetae Arabicae e codice Escorialensi" Ebend. 1797, und dessen „Tractatus de legalibus Arabum ponderibus et mensuris, Ebend. 1800, 8.

Nur leider führt auch die durch Schmeicheleien, Bewunderungen, Anstaunungen und Lobpreisungen bis zu einem hohen Grade gesteigerte ihm natürliche Eitelkeit und Sucht zu glänzen, einige Schauspiele oder vielmehr Trauerspiele uns entgegen, von denen man, weil sie dem ruhmbegierigen Manne eine arge Demüthigung bereiteten und Veranlassung wurden zu einer künstlich eingeleiteten schimpflichen Rolle, seine Blicke gern wegwenden möchte. Im Jahre 1782 war's, als Joseph Bella aus Malta gebürtig, Kapellan des Johanniterordens und nachmaliger Abt von St.-Pancrazio in Palermo in der nahe gelegenen Abtei St.-Martino eine arabische Handschrift entdeckt zu haben vorgab, welche die Geschichte der Ankunft und des Aufenthalts der Saracenen in Sicilien und den zwischen den damaligen arabischen Statthaltern Siciliens und ihren Oberherren in Afrika geführten Briefwechsel enthalte. Auch wollte er ein arabisches Werk über die normannische Periode der sicilianischen Geschichte vom J. 1074 u. 1119 durch einen marokkanischen Gesandten in einer Abschrift erhalten haben. Damit nicht zufrieden verkündigte er sogar, daß eine arabische Uebersetzung des Livius, die die verlornen Bücher dieses rö-

mischen Geschichtschreibers begreife, in einer Handschrift gefunden worden sey.

Tychsen, von diesem dreifachen Funde seit dem Jahre 1785, theils durch den Fürsten von Torremuzza, theils durch den Erzbischof Airoldi in Palermo allmälig unterrichtet, brach ob dieser unerwarteten Kunde in das lebhafteste Entzücken aus, welches die genannten Freunde und durch sie die geachtetsten Männer in dem Königreiche Neapel zur Bekanntmachung der herrlichen Entdeckungen immer mehr befeuerte. Denn Meister Tychsen in Bützow, dem in dem Kreise stimmberechtigter Orientalisten der erste Platz war eingeräumt worden, hatte über die ihm vorgelegte Probe, die aus der Vorrede des St.-Martino'schen arabischen Codex entlehnt seyn sollte, obgleich sie in einem maltesisch arabischen Kauderwelsch abgefaßt war, das günstigste Zeugniß gefällt und die beigefügten Münzen, obgleich sie in Gestalt und Inschrift Spuren der Unechtheit genug an sich trugen, als die merkwürdigste Erscheinung ausposaunt. Selbst ein im J. 1788 aus Palermo unter der Aufschrift: „Lettre à Mr. de Guignes par L. de Veillant" nach Bützow gesandtes Schreiben, worin die stärksten Zweifelsgründe ausgesprochen waren, vermochten Tychsen's Leichtgläubigkeit so wenig zu erschüttern, daß er vielmehr die heftigsten Bannstrahlen gegen diesen, wie er sich überredete, schwarzen Verleumder schleuderte, und sogar die in dieser Angelegenheit von dem J. 1788 bis zum J. 1794 gewechselten Briefe als das schönste Denkmal seines Ruhms unter dem Titel: „Mecklenburg-sicilischer Briefwechsel" in der „Monatsschrift von und für Mecklenburg u. s. w." abdrucken ließ. Und dennoch ward dieser Vella, den Tychsen mit Lobeserhebungen überhäuft und als einen Oedipus in der Entzifferungskunst begrüßt hatte, im J. 1794 von dem Dr. Joseph Hager als ein unwissender Mensch und schändlicher Betrüger bezeichnet und bei fortgesetzten Untersuchungen, die eigene Geständnisse bestätigten, im J. 1796 vollständig entlarvt. So stand Tychsen von der Verblendung einer unbegrenzten Ruhmsucht bezaubert allen Strahlen der Wahrheit, welche unbefangnere Freunde in Zweifel erregenden Schreiben sich entschlüpfen ließen, völlig unerreichbar so lange da, bis der elende Lügner und Betrüger selbst im Kerker Verzeihung und Beistand anflehte, und so sah er sich von dem Gipfel der stolzesten

Erwartungen, die er an die drei arabischen Fündlinge gekettet hatte, durch den tragischen Ausgang zu einer nicht geringen Beschämung hinabgeschleudert.

Ganz andere Empfindungen erregt das unwürdige Schauspiel, welches der Bosheit und Schadenfreude in Spanien durch Verbündete Tychsens bereitet wurde. Es hatte nämlich Franz Perez Bayer, Archidiakonus zu Valencia und ehemaliger Prinzenerzieher am Hofe Karls III. dem Orden der Jesuiten eingebürgert, in dem Prolog zu seinem wichtigen Werke: „De Numis Hebraeo-Samaritanis Valentiae Edetanorum", 1781, gr. 4., die Blößen, die Tychsen in seiner Schrift „Ueber die Unechtheit der jüdischen Münzen", Rostock, 1779, 8., gegeben hatte, mit treffenden Gegenerinnerungen aufgedeckt.

Ein innig befreundeter spanischer Gelehrter Asso, der durch brieflich mitgetheilte Auszüge aus dem Prolog unseren Tychsen zu reizen versucht und bald nachher mit einem eigenen Exemplar beschenkt hatte, glaubte in der Person unseres mecklenburgischen Gelehrten das von ihm und anderen spanischen Gelehrten längst ersehnte Werkzeug zur Ausübung der vollständigsten Rache gefunden zu haben, wo sie unter dem Schatten der Namenlosigkeit oder auf die gefahrloseste Weise den Stolz Bayer's demüthigen und diesen eben so angebeteten als gefürchteten Mann dem muthwilligen Gespötte seiner Landsleute preis geben könnten. Um die bezielte Wirkung desto glücklicher zu erreichen, wurden in langen Briefen die wichtigsten Streitpuncte langsam erörtert und die heftigen (denn Tychsen's Gemüth war durch gehässige Zuflüsterungen gegen seinen spanischen Gegner gereizt worden) mit großer Belesenheit entwickelten Erinnerungen Tychsen's gegen Bayer's Prolog zugleich mit den wesentlichsten Bestandtheilen der deutschen Schrift über die jüdisch-samaritanische Schrift zu einer schön stylisirten, fein geordneten Arbeit umgemodelt, die in spanischer Sprache als „Refutacion de los argumentos, que el Sr. D. Francisco Bayer ha alegado". Bützow, 1786, 8., unter Tychsen's Namen erschien, obgleich außer dem Inhalt die ganze Einkleidung Asso's Eigenthum war. Die Zuthaten der letztern bestanden aber leider in Wendungen und Ausdrücken, die bald in Galle getunkt, bald mit bitterer Ironie, bald mit neckendem Spott versetzt worden, um Bayer's Herz in wohl berechneten Schlägen immer tie-

ser zu verwunden. Tychsen überließ sich bei dem Anblick des unmittelbar nach dem Abdruck ihm zugesandten Büchleins, denkend an das Aufsehen, welches die neue Erscheinung in Deutschland und in dem Ausland erregen werde, der ungebundensten Freude. Indeß Asso durch seine betriebsamen Freunde diese neue Schrift in allen Hauptstädten Spaniens hatte vertheilen und fast auf allen öffentlichen Plätzen ausbreiten lassen, säumte Tychsen nicht weniger das spanisch geschriebene Büchlein durch Zusendungen an nahe und entfernte Freunde in den schnellsten Umlauf zu setzen, und ergetzte sich an der lobpreisenden Bewunderung seiner ungewöhnlichen Gewandtheit in der spanischen Sprache mit dem innigsten Wohlbehagen. Bayer erglühte in dem gerechtesten Zorn über die mit tückischer Bosheit ihm bereiteten Kränkungen; ehe er aber auf eine des wahren Gelehrten allein würdige Art den Kampf fortzusetzen vermochte, trat der berühmte J. B. Muñoz mit einem in spanischer Sprache abgefaßten Antwortschreiben, wozu er aber seinen Namen nicht hinzugefügt hatte, als ein feiner Dialektiker in die Schranken. Tychsen schritt, durch Asso fortwährend gestachelt, mit seiner „Vindicatio refutationis hispanice scriptae" schon im J. 1787 hervor, in die er geheime Anekdoten und Anspielungen, die derselbe geschäftige Freund brieflich zugeführt, zur Verstärkung des Eindrucks an den passendsten Stellen aufgenommen hatte. Eine spanische Uebersetzung, die ein Gelehrter in Madrid — Arteta — unmittelbar nach der Ankunft derselben auf spanischem Boden verfertigt hatte, verbreitete Tychsen's Namen durch die entferntesten Gegenden Spaniens eben so schnell, als er Bayer immer lebhafter aufforderte das lange beobachtete Stillschweigen endlich in einer gründlichen beschämenden tiefeindringenden Widerlegung zu brechen. Die Verlegenheiten und Demüthigungen, die Tychsen im Fortgange des hartnäckigen Streits, der, weil auf beiden Seiten ein großer Aufwand von Gelehrsamkeit aufgeboten ward, nicht ohne bedeutenden Gewinn für die Wissenschaft bis zum Tode Bayer's, der im J. 1793 erfolgte, fortdauerte, bereitet wurden, dürfen hier nicht weiter entwickelt werden. Nur mag nicht verschwiegen bleiben, daß Tychsen das Gehässige der Rolle, zu der er, von Eitelkeit und Ruhmsucht fortgeschleudert und weil er den giftigen Beschuldigungen der ergrimmten Feinde

Bayer's zu leichtgläubig Gehör geschenkt, sich hatte weiter als er anfangs ahnen mochte, herabwürdigen lassen, noch vor dem Ausgange der unseligen Fehde scheint gefühlt zu haben, wie einige in unbewachten Augenblicken ihm entschlüpfte Aeußerungen nicht undeutlich verrathen dürften.

Die ausschweifendste Eitelkeit und Ruhmbegierde, die wir bisher in so auffallenden Proben kennen gelernt haben, artete, mit den erhaltenen Lobpreisungen und Huldigungen nicht mehr zufrieden, nur gar zu bald in Großprahlerei, Windbeutelei und Aufschneiderei nicht blos gegen Fremde, sondern auch Einheimische in Briefen und mündlichen Gesprächen aus. Reisende, die um Seltsames und Außerordentliches zu schauen und zu hören, nach Bützow und Rostock geeilt waren, durften ja nicht unbefriedigt, nicht mit ungewöhnlichen Eindrücken entlassen werden, damit die Heimgekehrten durch wunderbare Erzählungen die Ihrigen bezauberten und die Neugierde zu ähnlichen Wanderungen reizten; in Briefen wurden aus gleichen Beweggründen die Farben nicht minder glänzend aufgetragen und Einbildungen statt Wirklichkeiten mit orientalischen Uebertreibungen verkündigt: Collegen und andere Mitbewohner, die der Zufall oder Geschäfte in seine Nähe führten, wurden von den neuerhaltenen Auszeichnungen und Verherrlichungen begierig unterrichtet und in seinem stets zunehmenden Glanze sich zu sonnen gewürdigt. Eine Verbrämung seines Namens mit prunkenden Titeln schien ein Kleinod der eifrigsten Bestrebungen würdig, nach dessen Besitz der Blick unruhig umherschweifte; die Ehre, Mitglied auswärtiger berühmter Gesellschaften zu seyn, dünkte als die gebührende Anerkennung ungewöhnlicher Verdienste dem verwöhnten Tychsen ein natürlicher Schmuck, dessen Ertheilung den Absender fast mehr als den Empfänger ehre. Nicht oft genug konnte ein solcher theure Gast seinen Besuch wiederholen, und zögerte er wider Vermuthen zu lange, so wurde die Sehnsucht nach seinem Anblick vielvermögenden Freunden brieflich bald in verständlichen Andeutungen, bald in einem dreisten Geständnisse offenbart, seyen doch zu einem glänzenden Empfange schon längst die nöthigen Vorbereitungen getroffen worden! Bei dieser dünkelvollen Eingenommenheit für das liebe Ich war daher als zur Verherrlichung seines Jubiläums

die theologische und juristische Facultät mit der Doctorwürde das Haupt des Greises geschmückt hatten, die Klage desselben gegründet, daß die medicinische Facultät zu ihrer eigenen Schande mit einer gleichen Ehrenbezeugung sich nicht angeschlossen hätte, da ihr ja nicht verborgen geblieben seyn könne, daß er über die „biblischen Heuschrecken" geschrieben und den Physiologus Syrus herausgegeben habe. Mit gleicher Folgerichtigkeit überredete sich die Eigenliebe leicht, daß, als der Graf von Grote, preußischer Minister in Hamburg, und ein angesehener lübeckischer Senator bei ihrer zufälligen Anwesenheit in Rostock dem Zuge der Glückwünschenden sich angereihet hatten, jener von dem König von Preußen, dieser von dem lübecker Rath zu seiner Becomplimentirung unmittelbar abgesandt worden.

Diese Schwächen und Sonderbarkeiten, die häufig genug von dem neckenden Muthwillen und der spottenden Schadenfreude gemißbraucht wurden, wollen wir, da sie gewöhnlich so harmlos sich gestalteten, nicht mit Härte und verunglimpfend tadeln. Sie waren die freundlichen und erheiternden Begleiter eines durch die mühevollsten Anstrengungen sich fortwindenden einsamen Lebens; sie waren es, die eine bis an Ungeduld grenzende Sehnsucht nach literarischen Schätzen, Seltenheiten und Neuigkeiten in einer ungünstigen Lage und in wenig aufmunternden Umgebungen nicht nur stets regsam erhielten, sondern zu befriedigen forttrieben; sie waren es, die den wißbegierigen Mann die gewinnreichsten Verbindungen mit den geachtetsten Gelehrten in den entferntesten Ländern Europas zu knüpfen anspornten; sie waren es, welche die seltensten Hülfsmittel zur Begründung und Ausführung der trockensten Untersuchungen aus Osten und Westen nach Bützow und Rostock hinführten und die einmal begonnenen, den Muth so leicht lähmenden Bemühungen durch alle Hindernisse hindurch zu dem ersehnten Ziele glücklich hingeleiteten. Ohne solche stachelnde Beweggründe von innen, ohne solche lockende Aufmunterungen von außen würde Tychsen durch Schwierigkeiten niedergedrückt, gleich so vielen seiner Amtsbrüder bald in Trägheit versunken seyn.

Mit Achtung erfüllt und als Muster verdient daher empfohlen zu werden dieser unablässige Kampf gegen die

wissenschaftlichen Bestrebungen so ungünstiger, amtlicher und örtlicher Verhältnisse, das durch keine Hindernisse zu ermüdende Streben, den drückenden Mangel öffentlicher Hülfsmittel durch Bereicherung eigener geliebte Studien aufmunternder Sammlungen mit großen Kosten und Zeitaufwand aus den entferntesten, verborgensten Winkeln zu ersetzen. Sollte auch, was nicht zu leugnen ist, Mangel an Geschmacksbildung und ein unruhiges Haschen nach auffallenden Neuigkeiten und Seltenheiten mehre vermeinte Schätze herbeigeführt haben, von denen der Blick des mit prüfender Sorgfalt auswählenden und gebildeten Gelehrten mit Betrübniß und Ekel sich wegwendet, so dürfen solche kleine Flecken glänzende Vorzüge nicht verdunkeln und solche Spielereien nicht lieblos verspottet werden, sondern müssen vielmehr als Anreizungen zur Erbeutung größerer Güter in einem freundlichen, mildernden Lichte uns erscheinen.

Eine schöne Seite, die an Tychsen's Bilde nicht oft genug zur Betrachtung kann hervorgezogen und zur Nachahmung empfohlen werden, ist die gewissenhafteste Treue in allen seinen Amtsverhältnissen und eine durch eine glückliche Gesundheit unterstützte Arbeitsamkeit in allen selbst gewählten literarischen Bestrebungen, bei denen ihn bis wenige Tage vor seinem Tode die aufgehende und sinkende Sonne täglich antraf. Einen rühmlichen, Staunen erregenden Beweis hiervon geben nicht nur die zahlreich hinterlassenen von seiner eigenen Hand geschriebenen orientalischen Handschriften, sondern auch die bei seinem Tode entdeckten Abschriften und handschriftlichen Sammlungen der mannichfaltigsten Art; vorzüglich aber sind es die in Ludwigslust, Schwerin und in Rostock, sowohl von verstorbenen Herzogen in alter und neuer Zeit gesammelten Bücherschätze, als auch eine seit dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts gegründete Universitätsbibliothek, die er nicht nur größtentheils aus dem Staube der Vergessenheit an's Licht zog, sondern von denen er die mühsamsten Beschreibungen ohne alle Beihülfe in ungewöhnlich kurzer Zeit verfertigte. Hierauf beschränkte sich seine unermüdete Thätigkeit nicht, sondern auch die Anordnung und Aufstellung der Universitätsbibliothek in Bützow, die seine Schöpfung war, und der in Rostock vorgefundenen Bücherschätze war mit allen den beschwerlichen Vorrichtungen und kleinlichen

Besorgungen, die auf seine Schultern gewälzt wurden, allein sein Werk. Nicht minder mühsamen Arbeiten unterzog er sich willig bei der Einrichtung und Beschreibung des Museums und der nicht unbedeutenden Münzsammlung, welche ohne seinen unverdrossenen Eifer und seine unermüdeten Aufforderungen an nahe und entfernte Gönner und Freunde um reichliche Beisteuer zu dem anfangs kleinen Schatze, kaum in's Leben getreten, geschweige zu dem gegenwärtigen Umfange gediehen wären. So lange daher Rostock mit allen seinen wissenschaftlichen Anstalten fortdauert, werden die Verdienste Tychsen's als Mitstifters der Universitätsbibliothek und als Gründers des Museums, die auch nicht der leiseste Tadel öffentlich anzugreifen gewagt hat, in einem dankbaren, gepriesenen Andenken sich erhalten.

Eine seltene Gutmüthigkeit, die in den Zügen seines Gesichts und in seinen Handlungen sich aussprach, entlockte ihm zwar auf der einen Seite, da sie von der erforderlichen Beobachtungsgabe nicht immer begleitet und von fremden Urtheilen über die Gebühr abhängig war, häufig Empfehlungen und Zeugnisse, die nicht mit dem Stempel der Wahrheit bezeichnet waren, war aber auch auf der anderen Seite von den rührendsten Handlungen der menschenfreundlichsten Gesinnung begleitet. Diese dienstfertige Gefälligkeit, die wir schon an Tychsen als Studenten in Halle zu bewundern Gelegenheit haben, begleitete ihn durchs ganze Leben und nahm fast mit den Jahren zu. Er besorgte gebeten mit eigener Hand Abschriften, lieferte Auszüge, verfertigte Uebersetzungen aus fremden Sprachen, ertheilte bogenlange Erklärungen von Münzen, Inschriften u. s. w.

Seinen Unterstützungseifer gegen nahe und entfernte Schüler und Freunde, gegen verbundene und fremde Gelehrte zur Beförderung ihrer Studien, Erleichterung ihrer Arbeiten, durch Mittheilung oder freiwillige Abtretungen gedruckter und handschriftlicher Schätze, vermochten keine widrigen Erfahrungen zu schwächen; seine seltenen paläographischen Sammlungen und seine im Pulte bewahrten Arbeiten blieben dem uneingeschränkten Gebrauche der Wißbegierigen nicht verschlossen, wie so mancher in Briefen ausgesprochene Dank beurkundet.

Mit diesen herrlichen Eigenschaften stand in einem schönen Bunde eine ungewöhnliche Mildthätigkeit gegen

Nothleidende und Hülfsbedürftige, die nie ungetröstet von Tychsen schieden. Die verarmten Genossen seiner Familie unterstützte er häufig mit Hunderten von Thalern, bedrängten Freunden lieh er nicht nur die erbetenen Gaben, sondern schickte zuweilen die Schuldscheine zerrissen zurück. Vieler Armen Thränen hat er im Stillen getrocknet und die Wünsche mancher entfernter, völlig unbekannter Menschen, die mit ihrem Anliegen schriftlich an ihn sich wandten, nach Vermögen befriedigt.

Eine gleiche Freigebigkeit bewies er gegen Aerzte, Prediger und in allen Verhältnissen des bürgerlichen Lebens, daher er auch zur Unterstützung der freiwilligen Krieger größere Summen als irgend einer seiner Collegen spendete; Eigennutz und Gewinnsucht waren seinem Herzen fremd; Genügsamkeit im Essen und Trinken seine unzertrennlichen Lebensgefährten; alle Verfeinerungen des Luxus blieben seinem einfachen Sinne stets fremd.

Bei dieser Denkart drückten ihn nicht die verhältnißmäßig kleinen, allmälig kaum zu 900 Thlr. im Ganzen hinansteigenden jährlichen Einkünfte, die er als Professor und Vorsteher dreier akademischen Anstalten zu genießen hatte; reichlichen Ersatz boten ihm dar die weit köstlichern Geschenke, die sein gütiger Landesherr an Titeln ihm darbot. Erst ward er zum Hofrath, dann zum Kanzleirath gestempelt und endlich sogar mit der Würde eines Vicekanzlers geschmückt. Doch wurden frühere Versäumnisse nachgeholt, die dem mecklenburgischen Staat funfzig Jahre hindurch treu geleisteten Dienste und der weit über Deutschlands Grenzen hinausverbreitete Ruhm unsers Tychsen öffentlich anerkannt und in einer Reihe von Festlichkeiten dem beglückten Greise bereitet, da er am 14. November 1813 seinen Ehrentag als Jubilarius feierte. Einem höchst ehrenvollen, in den schmeichelhaftesten Ausdrücken abgefaßten eigenhändigen Schreiben seines huldvollen Fürsten war das Patent als Vicekanzler und eine goldene Denkmünze beigefügt, die auf der Hauptseite mit der Umschrift geziert war: Fridericus Franciscus Dux Megapolitanus, und in der Mitte die Inschrift zeigte: Olao Gerhardo Tychsen de Universitatibus literariis Butzoviensi et Rostochiensi per dimidium saeculare optime merito. Auf der Kehrseite prangte der Palmbaum als bedeutungsvolles Sinnbild der Nützlichkeit und Fruchtbarkeit mit der Ueberschrift:

Fructus tulit uberrimos. Am Fuße desselben trat zur Rechten hervor eine jüdische Bezeichnung der Bibel, zur Linken das Wort Talmud in rabbinischer Schrift und in der Mitte weiter unten das Wort Alkoran in kufischer Schrift, um in chronologischer Ordnung durch diese drei Andeutungen die biblisch-jüdischen, die talmudisch-rabbinischen und die asiatisch-paläographischen Studien, auf welchen, als den drei Hauptgrundpfeilern, das Gebäude der Tychsen'schen Gelehrsamkeit und des Tychsen'schen Ruhms ruhte, passend zu veranschaulichen.

Ausführliche Beschreibungen geben der „Freimüthige", 1813, Nr. 283, welcher Aufsatz in die „N. Schleswig-holsteinischen Provinzialbriefe", 1814, S. 49 u. 53, verpflanzt worden, und die „Leipziger Lit.-Zeit.", 1814, Nr. 103. Die in der „Rostockischen Zeitung", 1813, St. 92, mitgetheilte Darstellung ist in tatarischer Sprache den entferntsten Bewohnern Rußlands in Nr. 12 der „Kasanschen Zeit.", vom 20. März 1814, durch den Herausgeber derselben, den Herrn Professor Kondyren zugeführt worden unter der Aufschrift: „Beispiel der Würdigung gelehrter Verdienste in Deutschland."

Auf diese Weise von seinem Fürsten wahrhaft fürstlich ausgezeichnet, von einheimischen und auswärtigen Gelehrten, Gönnern und Freunden, christlichen und jüdischen, über die Gebühr gepriesen und verherrlicht lebte Tychsen noch zwei Jahre im vollen Besitze aller Körper- und Geisteskräfte, seinen Studien, nahen und entfernten Freunden heiter und gesund, als er plötzlich mitten in seinen Berufsgeschäften nach einer zweitägigen schmerzlosen Krankheit den Wissenschaften und den Seinigen entrissen ward. Eine theure Gattin, mit der er 40 Jahre in der zufriedensten Ehe gelebt hatte, war fast 10 Jahre früher ihm vorangegangen *).

*) Schreiber dieser Zeilen verweiset den Leser, der über die in dem obigen Aufsatze mehr angedeuteten als ausgeführten literarischen Erscheinungen und Merkwürdigkeiten in dem Leben dieses berühmten mecklenburgischen Gelehrten genauer belehrt zu werden wünscht, auf sein bibliographisch-literarisches Denkmal, welches unter dem Titel: „Oluf Gerhard Tychsen oder Wanderungen durch die mannichfaltigsten Gebiete der biblisch-asiatischen Literatur", in zwei Bänden, wovon der zweite Band drei Abtheilungen hat, Bremen 1818 u. 1820 erschienen ist.

In diesem Werke werden die merkwürdigsten Ereignisse aus seiner Bildungsgeschichte in seinem Geburtsorte auf der Schule

Die kleine Habe von zweitausend Thalern, die Tych- sen zur Hälfte in sichern, zur Hälfte in unsichern Pa-

---

und auf der Universität fortgeführt bis zu seiner akademischen Laufbahn, wo nach einigen vorbereitenden Blicken in sein häusliches Leben Tychsen's Bestrebungen und Verdienste in den mit Liebe gewählten und gepflegten Fächern nach einer chronologischen Ordnung geschildert, an frühere literarische Erscheinungen angeknüpft, an gleichzeitigen fortgeführt und mit den neuesten geendigt werden.

Nachdem diese beobachtenden, beurtheilenden und vergleichenden Wanderungen mit steter Beziehung auf Tychsen's gedruckte Schriften und handschriftlich hinterlassene Arbeiten in der dritten Abtheilung des zweiten Bandes geschlossen worden, wird sein schriftlicher Ausdruck in den von ihm herausgegebenen deutschen und andern Schriften beurtheilt, seine Stellung zu deutschen und auswärtigen Gelehrten und wissenschaftlichen Vereinen mit Einmischung vieler ergötzlichen Anekdoten gezeichnet; dann werden seine Verdienste als mecklenburgischer Beamter in seinen dreifachen Verhältnissen als Professor, Oberbibliothekar und Vorsteher des Museums geschildert, woran sich in einem bequemen Uebergange eine Uebersicht der Auszeichnungen anschließt, die ihm als mecklenburgischem Unterthan bis zu seinem Lebensende zu Theil geworden sind.

In einer besondern Schrift: „Merkwürdige Beilagen zu O. G. Tychsen", Bremen, 1818, wird außer einem handschriftlichen Entwurf einer Critica sacra, gelehrten Fragen an berühmte Reisende u. s. w. die ausführliche Geschichte einer literarischen Betrügerei in Sicilien mitgetheilt, wo die einzelnen Fäden des schändlichen Gewebes aus brieflichen Mittheilungen unterrichteter und irre geleiteter Freunde zum ersten Mal vollständig entwickelt sind.

Zur Vervollständigung des hier versuchten Gemäldes sind später von derselben Hand hinzugefügt worden: a) Bruchstücke aus O. G. Tychsen's nachgelassener Briefsammlung oder 1) Beantwortung der Frage: Ob man Verbrecher israelitischer Religion am Sabbath zur Arbeit anhalten dürfe; 2) Ueber eine hebräische Inschrift in Dr. Dav. Fränkel's „Sulamith", Jahrg. VI, B. 1, S. 316 — 319. b) Mittheilungen aus später bekannt gewordenen Briefen Tychsen's an den verstorbenen Mundschenk Cornelius in Ludwigslust in Nr. 212, 222, 229 des „Schweriner freim. Abendblatts", 1823. c) Ueber Tychsen's Reiseabenteuer in Palästina. Eine scherzhafte Erzählung in Nr. 239 ebend.

Im J. 1823 erschien Ant. Theod. Hartmann's „Biblisch-asiatischer Wegweiser zu Oluf Gerhard Tychsen u. s. w.", Bremen b. Heyse, worin außer einem doppelten mit den verschiedenartigsten Einschaltungen bereicherten Register u. s. w. der Faden einer berichtenden und beurtheilenden Erzählung bis zu den jüngsten merkwürdigsten Erscheinungen in den früher durchwanderten und angrenzenden Gebieten der biblisch-asiatischen Lite-

pieren hinterlassen, würde bald von der kleinen Zahl hungriger Verwandten verschlungen worden seyn, wenn nicht der wissenschaftliche Nachlaß des wohlthätigen Mannes eine sichere Stütze dargeboten hätte. Denn den Hülfsbedürftigen floß die Summe von 5000 Thlrn. (den Friedrichsd'or zu 4⅚ Thlr. gerechnet) zur höchst willkommenen Vertheilung zu, welche die Gnade des geliebten Fürsten, um des Verstorbenen Andenken noch im Grabe zu ehren, für den Ankauf der sämmtlichen von Tychsen hinterlas-

---

ratur durch die eigene Lebensskizze des Herausgebers, insofern sie mit dem Hauptwerke in einer aufklärenden Verbindung stehet, fortgesponnen ist.

In Beziehung auf diese letztere Arbeit sind nachstehende, berichtigende, aufklärende, Tychsen's gelehrtes Wirken und Individualität mehr oder weniger berührende Aufsätze in der „Leipziger Liter. Zeit." geliefert worden.

Nämlich im Jahrg. 1824:

α) In Nr. 94 unter dem Titel: Olssen oder Tychsen?

β) In Nr. 163: Nachricht von einem Petschaft (Tychsen's) mit Keilschrift nebst einigen verwandten Betrachtungen.

γ) In derselben Nummer: Ueber ein Geschenk kufischer Münzen an die orientalische (Tychsen'sche) Münzsammlung in Rostock.

Bei dieser Gelegenheit werden an Tychsen's Verdienste in der mohammedanischen Münzkunde die neuesten ihn verherrlichenden Erscheinungen in diesem Gebiete mit kurzen Andeutungen angeknüpft.

δ) In Nr. 247: Nachtrag zu dem biblisch-asiatischen Wegweiser.

ε) In derselb. Nummer: Versuch einer Erklärung zweier in Theodosii griechischem Gedicht über die Eroberung der Insel Kreta gereimten arabischen Verse.

ζ) Ebend. Ueber eine seltene portugiesische Schrift, die Verfolgungen der Juden betreffend.

Im Jahrg. 1825:

a) In dem März- und Aprilheft: Literarische Nachrichten aus dem Norden in Beziehung auf die biblische und asiatische Literatur.

b) In dem Juliusheft: Ueber eine in Lüneburg aufbewahrte kufische Stickereischrift.

In dem „Rhein.-westfälischen Anzeiger", Jahrg. 1824, und zwar in dem vierten halbmonatl. Hefte:

Anfrage an den Dr. Wolfers in Lemförde, dessen Bemühungen um die Aufklärung der Juden betreffend.

Vergl. ebend. Jahrg. 1822, Nr. 26: Ueber Judenbildung.

Und endlich in dem „Gesellschafter" von Gubitz, 1824, März: Ueber einen in Parchim errichteten israelitischen Tempel nebst einigen zeitgemäßen Betrachtungen.

senen literarischen Schätze aus einer akademischen Casse bewilligt hatte. Unter diesen an gedruckten kostbaren Werken, an hebräischen, arabischen u. a. Handschriften, an orientalischen Seltenheiten und Curiosis, so wie an paläographischen Merkwürdigkeiten, an eigenhändig geschriebenen Aufsätzen und mannichfaltigen Collectaneen überaus reichen Sammlungen, nimmt keine unwichtige Stelle ein ausgewähltes und trefflich geordnetes orientalisches Münzcabinet ein, welches der noch lebende berühmte Generalsuperintendent Adler in Schleswig, der mit geziemender Bescheidenheit vorgetragener Bitte des hier die Feder führenden Biographen augenblicklich willfahrend, mit 53 kufischen Silbermünzen zu bereichern die Güte gehabt.

Unterzeichneter hat auch nicht gezögert, die S. IV bis VI der Vorrede zu dem ersten Bande s. Schrift: „Oluf Gerhard Tychsen u. s. w." aufgezählten handschriftlichen Urkunden mit den Seltenheiten, die einst des Verstorbenen Wohnzimmer geschmückt haben, einem reich beschriebenen Handexemplare des „Tentamen etc." und einer ebend., B. 1, S. 347 ff., ausführlich geschilderten wichtigen Arbeit über die ältesten und vorzüglichsten Bibelausgaben und andern Merkwürdigkeiten zu einer zweckmäßigen Vereinigung mit Tychsen's hinterlassenen Sammlungen im Mai 1819 in die öffentliche Universitätsbibliothek zu Rostock wandern zu lassen.

Von eben demselben ist zu gleichem Zwecke um Ostern 1826 eine Sammlung von mehr als 2000 Briefen, die Tychsen mit christlichen Gelehrten gewechselt hat, begleitet von einer sorgfältigen Charakteristik der Hauptbestandtheile unter 62 Rubriken, nebst einem Anhange von 9 Nummern den genannten Gaben hinzugefügt worden.

Tychsen's mehr als 1000 Nummern betragender Briefwechsel mit jüdischen Gelehrten in 14 Gebinden und den dazu gehörenden Beilagen aus Verhandlungen über jüdische Rechtsstreitigkeiten aus Urkunden über die Geschichte der Juden in Mecklenburg, aus kalligraphischen, liturgischen und andern schätzbaren jüdischen Denkmälern zusammengesetzt in 18 Gebinden, wird als Geschenk von derselben Hand an dem genannten Orte aufbewahrt.

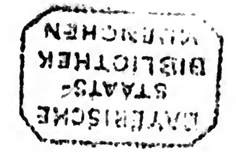
So wird Tychsen's Andenken an dem Orte, wo er

so lange mit Segen und Ruhm gewirkt hat, bei den spätesten Nachkommen sich erhalten.

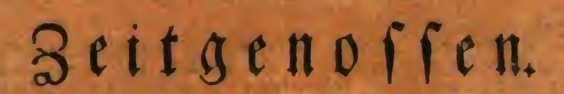
Anton Theodor Hartmann.

Nachschrift. Jüngst ist ein von Tychsen seit dem J. 1758 geführtes Stammbuch bei einer Verwandtin in Kopenhagen entdeckt worden, die dasselbe dem Schreiber dieser Zeilen willig geschenkt hat. Mit Vergnügen durchläuft man die bunte Gesellschaft von Christen und Juden in Prachtgewändern und Bußkleidern, die hier aus fernen Zeiten und den verschiedensten Ländern mit nüchternen Gesprächen in hebräischer, rabbinischer, syrischer und andern Mundarten einen engen Kreis um Tychsen's Person schließen, aus welchem fromme Herzensergießungen und trübe Klagen über die Eitelkeit der Welt vernehmbar genug für's Ohr hervordringen. Die berühmtesten Lehrer der Universität in Halle, einen Baumgarten, Semler, Knapp, Michaelis, den Heidenmissionarius Schultze und den Judenbekehrer Callenberg sehen wir Kernsprüche, Lebensregeln und redliche Wünsche dem scheidenden Besitzer zum Andenken und zu später Rückerinnerung niederschreiben, die als eigenhändige Ueberbleibsel mannichfaltige Betrachtungen in der Seele aufregen.

Auch verdankt die Hochschule zu Rostock dem Tychsen'schen Nachruhm das kostbare Geschenk eines persischen Lexikons und einer persischen Grammatik in sieben Foliobänden, welches der Sultan von Oude unter dem Titel: „Die sieben Seen" in eigener Person verfaßt und durch den Präsidenten der ostindischen Compagnie in London an die genannte Universität, wo persische Literatur einst gepflegt ward, hat gelangen lassen.


BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Digitized by Google



Zeitgenossen.

Neue Reihe.

Nr. XX.

(Der gesammten Folge Nr. XLIV.)

(Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.)

(Preis dieses Hefts auf Druckpap. 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr. Rhein., auf Schreibpapier 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr. Rhein.)

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1826.

Einladung.

Das Unternehmen, welches die Lebensbilder ausgezeichneter Zeitgenossen darzustellen versucht, ist von der Art, daß es nur durch ein kräftiges und sichres Mitwirken vieler geistreicher und erfahrner Männer gedeihen kann. Es werden daher Alle, die dasselbe zu bereichern vermögen, hierdurch vertrauend und dringend eingeladen, mit ihren Beiträgen ein Werk zu unterstützen, das für die Zeitgeschichte nicht unwichtig werden kann. Für alle künftige Theilnehmer sollen hier die Hauptgesichtspunkte des ganzen Unternehmens angedeutet werden.

Mit „Zeitgenossen" bezeichnen wir Lebende und Verstorbene, die unserer Zeit angehört, in derselben gewirkt haben. Als Grenzpunkt nehmen wir das Jahr 1789 (wahrhaft den Anfang einer neuen Zeit!) an, dergestalt, daß denkwürdige Menschenleben, die nach jenem Jahr hervorleuchteten (ob auch der größere Theil ihrer Dauer einer frühern Zeit angehöre), noch dazu gerechnet werden.

Nicht auf das Vaterland nur beschränken wir den Plan. Was als eine große, seltne Erscheinung innerhalb dieser unserer Zeit bei irgend einem Volke sich bemerkbar machte, findet unter unsern Zeitgenossen seinen Platz.

Das Unternehmen ist aber an sich so umfassend, daß (weil wir nicht ein endloses Werk beginnen wollen) nothwendige Grenzen auch in Hinsicht der Wichtigkeit der hier abzubildenden Zeitgenossen, und die Bedingungen, unter welchen sie hier aufzunehmen sind, festgestellt werden müssen.

Männer und Frauen sollen es sein, die der Welt schon bekannt sind, die in einem größern Kreise bedeutend und wirksam waren oder sind, auf irgend eine Weise, durch ihre Stellung in der Gesellschaft, durch ungemeinen Geist und weitverbreitete Wirksamkeit, durch ihre Meisterschaft in einem Zweige des Lebens, durch große Tugenden oder Irrthümer, hervortraten. Sie müssen in einem öffentlichen Leben eine sichtbar geschichtliche Beziehung zu ihrer Zeit, ihre Biographien müssen wirklich für die Zeitgeschichte eine höhere Bedeutsamkeit haben, und es bleiben daher solche, ob auch noch so erfreuliche Erscheinungen, die in stiller Verborgenheit dahin wandelten, von unserm Plan ausgeschlossen.

Wir werden also vorzüglich große Staatsmänner, Feldherren und Krieger, ausgezeichnete Meister in Kunst und Wissenschaft (nicht bloße Schriftsteller oder sogenannte Gelehrte), ungemeine Geschäftsmänner, — auch Frauen, die in einem größern Kreise wirkten, darzustellen versuchen.

Solche Zeitgenossen sollen mit geschichtlicher Treue, im echten Geist der Biographie, nach ihrem äußern und innern Leben (so weit der Forscher einzubringen vermag), mit dem möglichst tiefsten Begreifen ihrer Eigenthümlichkeit, geschildert werden. Wohlgetroffene Schattenbilder, die doch dem hellen Auge mehr als Schatten, die wahrhaftes Leben vorüberführen; wo es möglich ist, in

ausgeführten Gemählden, jedes wenigstens in sichern, treffenden Umrissen, die den Menschen zeichnen, wie er war oder ist, und, so viel es geschehen kann, auch wie er ward; die das Menschliche in einer Vollendung oder in offenkundiger Verirrung durchschauen lassen: — das ist's, was wir zu erreichen wünschen. Wir wollen das Leben der Zeit, der Menschheit, dieser Zeit, in der engverbundenen Kette der einzelnen Menschen, in denen das, was man den Zeitgeist nennt, sich in seiner mannichfaltigen Gestaltung klar und anschaulich spiegelt und ausdrückt, darstellen.

In dieser Hinsicht würden auch Selbstbiographien, die aber diesen sinnvollen Namen wirklich verdienten, und also mehr enthalten müßten, als eine Skizze des äußern Lebenslaufs, die mit Unbefangenheit und Wahrheit, mit tiefer Selbsterkenntniß und mit sicherer Hand, das eigne Leben eines ausgezeichneten Zeitgenossen, den Gang seines Geistes und die Entwickelung seines Schicksals abbildeten, uns höchlich willkommen sein.

Es ist aber besonders zu wünschen, daß die Herren Mitarbeiter den echthistorischen Gesichtspunkt überall festhalten, recht eigentlich geschichtliche Darstellungen bearbeiten, und mehr durch getreue Abbildung, als durch Reflexion und Raisonnement, die Leser auf den rechten Standpunkt stellen, aus dem die Zeitgenossen anzusehen sind.

Alle Beiträge dieser Art, durch die Gesinnung der Einsender selbst verbürgt, wird mit Dank zu gewissenhafter Benutzung aufnehmen

die Redaction.

* * *

Die erste Reihe dieses Werks, welche im Jahr 1816 begonnen wurde, und deren letztes Heft, welches zugleich ein Repertorium über alle sechs Bände oder 24 Hefte derselben enthält, in der Jubilate-Messe 1821 erschien, ist als geschlossen zu betrachten. An sie schließt sich diese neue Reihe an, die ganz nach demselben Plan redigirt wird. Auch diese zweite Reihe ist auf 24 Hefte oder sechs Bände berechnet, und sie wird nach deren Vollendung wie die erste ein für sich bestehendes Ganzes bilden.

Auch in der äußern Erscheinung tritt keine Aenderung ein und es wird daher wie früher, so oft hinreichende Materialien da sind, ein Heft von ungefähr 12 Bogen dem Publicum dargeboten werden. Der Preis eines solchen Hefts, deren vier einen Band bilden, ist auf Druckpapier 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr. Rhein., auf Schreibp. 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr. Rhein. Sämmtliche deutsche Buchhandlungen in und außer Deutschland, auch Postämter, sind im Stande, die Hefte dieses Werks zu den hier angezeigten Preisen zu liefern.

Leipzig.

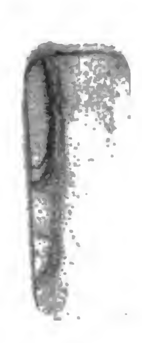
F. A. Brockhaus.

Inhalt.

Seite

Digitized by Google

Digitized by Google




AUS FEUER UND WASSER GERETTET
BEIM GROSSEN BRANDE DER
BAYERISCHEN STAATSBIBLIOTHEK
IM MÄRZ DES KRIEGSJAHRES 1943

